Per. 88 $\frac{q}{I}$ (1831, 3.4

Digitized by Google

Per. 88 $\frac{q}{v}$ / 1831, 3.4

128 G Mo

Digitized by Google

Digitized by Google

Lesefrüchte,

BIBLIOTHECA

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

MONACENSIS.

Herausgegeben in München.

1831.

Dritter Band.

München.
Bey Ign. Jos. Lentner.
(Leipzig, in der Hartmann'schen Buchhandlung.)

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

I. Das schwarze Herz. Erzählnng von L. Kruse. — Anekdote. — II. Das schwarze Herz. Forts. — III. Das schwarze Herz. Forts. — Das Kind in der Küche. Viersylbige Charade. — IV. Das schwarze Herz. Forts. — Homonyme. — V. Das schwarze Herz. Forts. — Räthselwort. — Logogryph. — VI. Dichterprophezeiung über Polens endliches Geschick. — Das schwarze Herz. Forts. — VII. Das schwarze Herz, Forts. — Anekdoten. — VIII. Das schwarze Herz. Forts. — Beobachtungen über das tägliche Wachsen einiger Pflanzen. Nach Professor Mayer. Vertrauen. — IX. Der Savoyard und der Affe. Wahre Begebenheit. — Das schwarze Herz. Beschluß. — Der Drey- und Einklang des Lebens. — Etwas für Blumenfreunde. — Das mineralische Chamäleon. — X. Das Hirtenmädchen von Calanda. Erzählung von Georg Döring. — XI. Das Hirtenmädchen von Calanda. Forts. — XII. Das Hirtenmädchen von Calanda. Forts. — Räthsel. — XIII. Das Hirtenmädchen von Calanda. Forts. — Viersylbiges Wort-Räthsel. — XIV. Das Hirtenmädchen von Calanda. Forts. — Anlage einer Blumenuhr. — Wie alt ist Vater und Sohn? — XV. Das Hirtenmädchen von Calanda. Schluß. — Die edelmüthigen Feinde. Eine Kriegs-Scene. — Ich habe mich erkältet. — XVI. Das Banditen-Frühstück. Ein Beitrag zur Sittenschilderung der

Digitized by Google

Korsen. — Die Teufelsleiter. Volkssage. — Farbenwahl in Ansicht auf angenehme Zusammenstellung. — XVII. Das Banditen-Frühstück. Beschluß. — Glück und Unglück. — Zweisylbige Charade. — XVIII. Die Abtei Maubuisson. — Die Zerstörung von Hohenkrähen. — XIX. Die Abtei Maubuisson. Beschluß. — Ueberreste menschlicher Kunsterzeugnisse, welche unter der Erde gefunden werden. — Der Untersberg in Salzburg. — XX. Gegenstück zu Kotzebue's: Die Welt ist ein Orchester ꝛc. — Der Erschlagene. — Die schwarze Höhle bei Demanova in Ungarn. — Charakter der Buchstaben. — Deutung der Farben überhaupt, unter andern auch in den Wappen. — Räthsel-Wort. XXI. Der Erschlagene, Beschluß. — Peter von Staufenberg. — Viersylbiges Wort-Räthsel. — Charaden. — XXII. Lied des Frohsinns. — Die Kette. Eine Novelle. — Verhaltungsregeln bei Feuersgefahr. — Räthsel. — XXIII. Der Zufriedene. — Der Doppelgänger. — Die Bestimmung des Menschen. — Kunststück: Zu errathen, an welchen Finger Jemand einen Ring gesteckt habe. — Räthsel. — XXIV. Rache und Versöhnung. Nach einer wahren Begebenheit erzählt von C. Bor. von Miltitz. Zwei Wesen in einem Körper. XXV. Rache und Versöhnung, Forts. — XXVI. Rache und Versöhnung, Beschluß. — Merkwürdiger Criminalfall.

Auflösung der Räthsel und Charaden.

Nr. 1. Pfeffernüsse. S. 47. — Nr. 2. Pulver. S. 64. — Nr. 3. Dorf. Torf. S. 80. — Nr. 4. Die Sinne. S. 192. — Nr. 5. Sängerliebe. S. 209. — Nr. 6. Ostern. S. 272. — Nr. 7. Liebe. S. 320. — Nr. 8. Schadenfreude. S. 335. — Nr. 9. Nachtmahl. S. 336. — Nr. 10. Vorschlag. S. 336. — Nr. 11. Die Stirne. S. 352. — Nr. 12. Hochzeit. S. 368. —

Auflösung der Frage in Nr. 14, S. 224.

Der Sohn ist 8, — der Vater 32 Jahre alt; der Vater ist also viermal so alt, als der Sohn. In Zeit von 4 Jahren wird der Sohn 12, und der Vater 36 Jahre alt; — nun ist der Vater nur mehr 3 mal so alt, als der Sohn. —

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

A.

Seite.

Abtey, die, Maubuisson 273
Anlage einer Blumenuhr 222
Anekdoten 16. 111

B.

Banditen - Frühstück, das. Ein Beytrag zur Sittenschilderung der Korsen 241
Beobachtungen über das tägliche Wachsen einiger Pflanzen. Nach Prof. Mayer 125
Bestimmung, die, des Menschen 365

Digitized by Google

C.

Chamäleon, das mineralische 144
Charaden 48. 272. 336
Charakter der Buchstaben 318
Criminalfall, merkwürdiger 404

D.

Deutung der Farben überhaupt, unter andern auch in den Wappen 318
Dichter-Prophezeiung über Polens endliches Geschick 81
Doppelgänger, der 354
Drey- und Einklang des Lebens, der . . . 141

E.

Erschlagene, der, eine wahre Geschichte . . 306
Etwas für Blumenfreunde 142
Farbenwahl in Absicht auf angenehme Zusammenstellung 256
Feinde, die edelmüthigen. Eine Kriegsscene . . 213

G.

Gegenstück zu Kotzebue's: Die Welt, sie ist nur ein Orchester rc. 30
Glück und Unglück 268

H.

Herz, das schwarze. Erzählung von L. Kruse 1

Digitized by Google

Seite.
Hirtenmädchen, das, von Calanda, Erzählung von Georg Döring . . 154
Höhle, die schwarze bei Demanova in Ungarn . 315
Homonyme 64

J.

Ich habe mich erkältet 238

K.

Kette, die, eine Novelle 338
Kind, das, in der Küche 48
Kunststück: zu errathen, an welchen Finger man Jemand einen Ring gesteckt habe . . . 367

L.

Lied des Frohsinns 337
Logogryph 80

P.

Peter von Staufenberg 330

R.

Rache und Versöhnung. Nach einer wahren Begebenheit erzählt von C. Bor. von Miltitz . 369
Räthsel . . . 79. 192. 208. 320. 335. 352. 368

S.

Savoyard, der und der Affe. Wahre Begebenheit 129

T.

Teufelsleiter, die, Volkssage 250

U.

Ueberreste menschlicher Kunsterzeugnisse, welche unter der Erde gefunden werden . . 298
Untersberg, der, in Salzburg 303

V.

Verhaltungsregeln bei Feuersgefahr . . 325
Vertrauen 128

W.

Wie alt ist Vater und Sohn? 224

Z.

Zerstörung, die, von Hohenkrähen . . . 281
Zufriedene, der 353
Zwei Wesen in eniem Körper 383

Staatsbibliothek München

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 1tes Stück.

Das schwarze Herz.

(Erzählung von L. Kruse.)

Am Ende des letzten Decenniums war eines Abends in Hamburg ein kleiner, geselliger Kreis versammelt, unter welchem sich ein fremder, angesehener Offizier befand, der die Uniform eines der kleinern souverainen Fürsten Deutschlands trug, und weniger durch sein entschlossenes, anziehendes Aeußere, als wegen der vielfachen Verbindungen, in denen er beinahe überall, wo er hinkam, mit den Behörden stand, die für das Wohl des ärmern Theils ihrer Mitbürger thätig waren, mit ausgezeichneter Anerkennung allgemein verehrt wurde. Hier, innerhalb traulicher Wände, unter Vertrauen erregenden Freunden, war die heitere Unterhaltung allmählig ernsterer Natur geworden. Ein damals vor Kurzem erschienenes, merkwürdiges Werk, daß das ganz verschollene Geisterreich wieder zum Vorschein bringt, hatte zum Lautwerden der widersprechendsten Ansichten Anlaß gegeben. Jener Offizier, früher einer der Gesprächigsten, nahm nur schweigend Antheil an dieser Unterredung, wiewohl es eben darauf angelegt schien, seine Meinung, die sich über andere

Gegenstände eben so scharfsinnig und verständig, wie entscheidend geäußert hatte, besonders zu hören.

Endlich erging die Frage geradezu an ihn: was er von diesem Buche halte? ob er solche Erscheinungen für möglich hielte, oder ob, da die Wahrhaftigkeit der Berichterstatter nicht zu bezweifeln wäre, er die von ihnen erlebten Erfahrungen als eine ansteckende Täuschung der Phantasie ansähe?

„Ja und nein!“ gab er bedenklich zur Antwort; „ich glaube allerdings an ähnliche Erfahrungen, ohne es darum in Abrede stellen zu wollen, daß viele dergleichen auf Täuschung gegründet, und selbst die wahrhaftesten kaum davon zu unterscheiden sind. Dem Gläubigen ist Vieles einfach und klar, was der Unglaube, blind für jeden Zusammenhang, der sich nicht mit den äußern Sinnen auffassen läßt, verwirft. Auch gehört ein höherer, ja frommer Sinn dazu, den scharfen Verstand und die warme Phantasie, beide die entgegengesetzten Pole des Göttlichen in uns, aber gleichgöttlichen Ursprungs, mit einander in Harmonie zu bringen. Ich will da nun doch schon die Geisterstunde nahet, die vielleicht be einigen Zuhörern meinen Worten einen größern Glauben als den, worauf sie selbst Anspruch machen dürfen, beilegen möchte, etwas aus meinem Leben, das Beides, Wahrheit und Täuschung, enthält, mittheilen, selbst auf die Gefahr hin,“ fügte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu, „offenbarer Unglauben zu begegnen, wenn ich Euch, mitten im Herze des protestantischen Deutschlands, bei geheimen Einsiedler katholischen Bekenntnisses einführe.“

Vom allgemeinem Stillschweigen eingeladen, erzählte er wie folgt. —

Nach vollendetem drei und zwanzigsten Jahre befand ich mich nicht sonderlich reich, weder an Mitteln noch Aussichten. Mein Vater, ein * * * scher Edelmann, lebte von der mäßigen Einnahme eines kleinen Gutes, dem, so wie dem Fürstenthume selbst, die damaligen Verhältnisse mit gänzlicher Zerstörung droheten. In der schmerzlichen Ueberzeugung, bei dieser Lage der Dinge nur wenig für seine beiden Söhne thun zu können, hatte er ihnen, in Beziehung auf ihre Zukunft, einen freiern Willen zugestanden, als wohl sonst der Fall gewesen wäre. Ich, der älteste, schon seit frühen Jahren mit der Uniform des Vaterlandes bekleidet, fand freilich meine Kräfte und Wünsche durch dessen ohnmächtige Lage paralysirt; der Bruder war in dieser Hinsicht glücklicher, als ich. Seine reiche Phantasie hatte ihn schon längst der Kunst geweihet, und die Vorliebe eines vermögenden Oheims für Alles, was diesen Namen trug, ihm Mittel verliehen, die seinige an einem Orte auszubilden, wo sie mehr als in unserer kleinen Stadt einheimisch waren. Er hatte, eben nicht zu voller Zufriedenheit des Vaters, der, Geburt und Erziehung zufolge, die Neufranken haßte, Paris dazu erwählt. Wir Brüder dagegen waren, wenn auch nicht Kinder der Revolution, so doch der Revolutionsepoche, und troß der zur Abscheu gewordenen Abneigung unserer ältern Umgebung waren uns von einem jungen enthusiastischen Hauslehrer, an dem wir mit ganzer Seele hingen, im Stillen Grundsätze eingeflößt worden, die durch Vergleichung mit dem, was täglich um uns vorging, uns der Nation geneigt machen mußte, die Gut und Blut daran setzte, verjährten Mißbräuchen ein Ende zu machen. Auch war es wohl eben so sehr jugendliche Begeisterung, durch den beinahe lächerlichen Haß unsers kleinen Nestes noch mehr entflammt, als eigentliche Liebe zu seiner Kunst, der er noch besser in dem damals

noch nicht so sehr besuchten Italien hätte obliegen können, die ihn nach Paris zog; wogegen der Vater jedoch keine Einwendung machte, da Napoleons kräftige Hand, alle Gräuel beendigend, schon das Ruder ergriffen hatte, und außerdem der bezahlende Oheim die Wahl billigte. Ich beneidete ihn im Stillen um ein Glück, für welches meine karge Oberlieutenantscharge mir keinen Ersatz darbot.

Mehr als ein Jahr war er schon in Frankreich gewesen, da starb plötzlich der Oheim, nachdem er mich und den Bruder, welches wir freilich in der Fülle nicht erwartet hatten, zu Universalerben ernannt hatte. Wir waren nun Beide, so wie der Plan des Vaters, unsere Zukunft betreffend, wie mit einem Zauberschlage aus unsern vorigen Verhältnissen gerückt. — Nur unsere beschränkte Lage hatte ihm den Gedanken, einen erwerbenden Künstler aus dem jüngern Sohne zu bilden, erträglich gemacht; nun widerte ihn beinahe die Kunst selbst an, und der laut geäußerte Wunsch, das Jener recht bald aus dem verpesteten Lande zurückkehren möchte, band mir die Zunge, der nichts inniger verlangte, als ihm dorthin nach gehen zu dürfen. Die Welt lockte mich ja mit einem ehemals nicht so erkannten Zauber. Da traf plötzlich, bevor noch die Nachricht von der reichen Erbschaft den Bruder hatte erreichen können, ein Brief folgenden Inhalts an mich ein:

„Theurer Bruder! Lange sitze ich nun schon hier, die „Feder in der Hand, ohne Worte finden zu können, Dir „etwas mitzutheilen, was Dir schmerzlicher seyn wird zu „hören, als mir, es Dir zu sagen; und doch flüstert mir „eine innere Stimme zu, daß ich Dich lieber in eine liebevolle Unruhe versetzen muß, die Dir Mittel einflößen „wird, dem Uebel vorzubeugen, das sonst eine plötzliche „Trauerbotschaft dem guten Vater zufügen könnte, als „durch Schweigen Euch Beiden eine erschütternde Ueber-

„raschung zu bereiten. Erschrecke nicht, wenn ich Dich „an das erinnere, was ich so oft gesagt, und Ihr nicht „habt glauben wollen: daß ich noch in der Blüthe meiner „Jahre sterben würde. Ich hatte recht, als ich eine „Brustkrankheit ahnete, wozu Ihr und der Arzt lächel„tet, und Ihr nur eine Folge des Schwermuth erregenden „Hanges über dem Zeichenbrett nanntet. Mein Kräfte „nehmen täglich ab; aber es tröstet mich, daß ich vorher „ein Werk vollendet habe, das meinem Namen eine viel„leicht längere Dauer geben wird, als mein Leben erhal„ten, mögen auch meine gereizte Phantasie und das wun„derbare Begegniß, das diese und meine Seelenkräfte „entflammt, beide im Bunde, jenes etwa früher als sonst „aufgerieben haben. Das Bild ist vollendet, aber meine „Kräfte sind auch zu Ende; und, sonderbar genug, ich „schöpfte daraus eine Beruhigung, womit ich früher nicht ge„dacht habe, dem Tode entgegenschreiten zu können. Bereite „den Vater, so gut Du kannst, vor, und laß das auch „Deine Beruhigung seyn, daß der Bruder, Euch Alle „segnend, ruhig auf ein Leben Verzicht leistet, in wel„chem ihm keine frische Rosen blühen sollten, und in „stiller Entsagung fühlt: so wie Alles gekommen ist, ist „es gut gekommen."

Ich erschrak heftig. Dieß gewaltsame Niederschlagen meiner so heitern Stimmung konnte den besorgten Blick des Vaters nicht entgehen. Er wußte von der Ankunft eines Schreibens aus Paris, und ich fand es am klügsten, da der Arzt überdieß in derselben Stunde zufällig bei uns vorsprach, ihm nach einiger Vorbereitung, den Brief selbst zu übergeben. Es machte zwar einen schmerzlichen, doch keinen heftigen Eindruck auf ihn, wozu wohl auch die Gegenwart des Arztes beitrug, der sogleich: „Noch immer die alten Grillen!" ausrief, und uns mit dem bekannten Umstand vertröstete, daß der wirklich Brustkranke

die Gefahr selten ahnet; indessen hielt er doch für dienlich, daß er mit Gewalt aus seiner hypochondrischen Stimmung gerissen würde; und so ward es beinahe in demselben Augenblick, zu meiner grossen Freude, entschieden, daß ich unverzüglich nach Paris aufbrechen, den Zustand des Bruders untersuchen, und jedes Mittel, das mir zu seiner Herstellung am dienlichsten schiene, sogleich ergreifen solle. Mit einer vollen Börse sind bald alle Hindernisse beseitigt, um so mehr, da unser Land in gezwungenen, freundlichen Verhältnissen mit der grossen Nation stand. Ich ließ die Erbschaftsangelegenheiten in den Händen des Vaters, und eilte, zwischen Freude und Leid getheilt, mit Kurierpferden nach Paris.

Ich fand den Bruder freilich schwach, das Zimmer hütend; die Nachricht von der Erbschaft, die er, zu derselben Zeit, als ich sein Schreiben, erhalten hatte, schien kaum Eindruck auf ihn gemacht zu haben, mein Anblick dagegen ihn auf's Neue zu beleben. Die französischen Aerzte sahen nichts Lebensgefährliches in seiner Krankheit, die sie allein gar zu anstrengender Arbeit, Schwermuth und einer überreizten Phantasie zuschrieben. Ja, Einer bemerkte sogar, daß bloß der Anblick seines letzten Bildes seinen Gemüthszustand begreiflich mache; indessen könnte es nicht fehlen, daß das allgemeine Aufsehen, welches jenes erregte, auch einen günstigen Einfluß auf diesen äußern würde. Ueberhaupt wurde ich mit Freuden inne, daß eben dieß Bild ihn der liebevollen Sorgfalt theilhaftig machte, die aus besonderer Achtung und Verehrung hervorgeht. Ich fragte den Bruder natürlicherweise auch recht bald darnach; sein Schreiben hatte mich ja auch belehrt, das er selbst darauf stolz sey.

„Gehe selbst nach dem Louvre hin; es befindet sich in der öffentlichen Ausstellung, die schon seit einigen Wochen geöffnet ist,“ gab er zur Antwort.

„Und woran erkenne ich es?" fragte ich weiter.

„Suche nur," erwiederte er mit Selbstgefühl lächelnd, „die Bilder, um welche die Menge sich versammelt, und lausche, ob Du, wenn auch nicht den Namen des Bruders, so doch von einem jungen deutschen Maler, sprechen hörst: der bin ich; aber ich hoffe, das Bild selbst wird auch Dich anziehen."

Ich ging, ohne weiter zu fragen, hin; ich wollte vorsetzlich die Ohren verschließen. Es schmeichelte auch meiner Eitelkeit, das Bild des Bruders selbst auffinden zu können. Aber welch einen Gegenstand mochte er wohl gewählt haben? — Als er von der Heimath schied, gefiel er sich sowohl in landschaftlichen als historischen Versuchen; nur mit dem Portraitiren gab er sich, eine ihm sehr liebe Kopie eines Gemäldes von unserer seligen Mutter ausgenommen, ungern ab. Würde ich vielleicht eine Scene aus der Geschichte, die uns einst Beide gleich begeistert hatte, oder eine heimathliche Gegend zu sehen bekommen? Nach solchen Bildern streiften meine Blicke, während ich mich flüchtig, ohne vor irgend einem zu verweilen, in den großen Sälen herumtrieb, und, von unbewußter Eitelkeit gelockt, nur bei solchen stehen blieb, um welche sich Gruppen von Zuschauern versammelt hatten.

Noch hatte ich nicht zu rathen gewagt, als mein Auge von der umgebenden Menge, die mein Fortschreiten hinderte, auf ein Bild fiel, das mich fast gegen meinen Willen anzog, obgleich es schwerlich von dem Bruder seyn konnte; denn, wiewohl es eine Handlung darstellte, schien doch die Hauptfigur ohne Widerrede Portrait zu seyn. Es war mir beinahe unmöglich, den festgebannten Blick davon wieder abzukehren, und da es in diesen Blättern eine nicht unbedeutende Rolle spielen wird, werde ich es genauer beschreiben.

In einem so wenig erhellten Raume, daß kaum die Umrisse des dargestellten Zimmers aus einander traten, saß im Vordergrunde, zum Theil noch hinter den Rahmen des Bildes verborgen, an einem kleinen Tische, auf dem eine Lampe mit Schirm brannte, ein junger Mann, dessen Auge groß auf eine Erscheinung im Mittelgrunde hinstarrte, deren Umrisse mit der von dem Lampenschirm nur trübe erhellten Nacht zusammenflossen, und es für den Zuschauer unentschieden ließen, ob die Gestalt einen geisterhaften Schatten oder einen festen männlichen Körper darstellen sollte. Es war eine mehr schmächtige als gedrungene Jünglingsgestalt, in einen Mantel gehüllt, dessen Farbe, etwas dunkler als der Hintergrund, blau zu seyn schien, und der ganz die rechte Seite bis zu den Füßen bedeckte, indem er auf der linken, etwas von der Schulter herabgeglitten, ein Stück vom Busen, den ein weißes Hemd bedeckte, offen ließ, während die Hand von innen den hinabgefallenen Mantel bis unter das Herz wie ein faltiges Gewand erhob, wo er mit dem andern Theile desselben sich wieder vereinte. Das Antlitz, von dunklen Locken verhüllt, deren Umrisse in der Nacht verschmolzen, war blaß, von einnehmenden Zügen, jedoch ohne einen besondern Zug von Leidenschaft, die um so mehr aus den funkelnden Augen sprach, und zwar auf eine Weise, die wohl kein Entsetzen, aber dennoch ein leises Grauen erregte, das, unentschieden ob aus dem geisterhaften Ausdrucke des Blickes, oder aus einer lauernden Tücke in demselben, hervorging; aber dieß Grauen, möchte ich sagen, erhöhete noch das Anziehende des Gesichts, indem es, durch ein höchst anmuthiges Lächeln gemildert, den Zuschauer zwischen Furcht und Theilnahme festhielt; statt einer Agraffe, die den Mantel zusammen hielte, war eine schöne, männliche Hand sichtbar; die Füße fielen so ganz mit dem schwarzen Schlagschatten des

kleinen Tisches zusammen, daß die Gestalt wie schwebend erschien.

Unwillkührlich ergriffen stand ich einige Minuten wie festgebannt da, worauf ich mit spähenden Blicken und offenen Ohren um mich sah, als suchten diese unwillkührlich Jemanden, der die Bedeutung dieses Bildes erklären könnte. Da schlug der eigne Name, leise geflüstert, und zwar etwas entstellt, plötzlich an mein Ohr. „Ja!“ wiederholte die Stimme, „dieses ist es, von dem jungen deutschen Maler.“

Fast erschrocken sah ich das Bild auf's Neue an, das, als das Werk des Bruders, mich noch geisterhafter, unerklärlicher, beinahe unheimlich ansprach. Die Worte des Arztes fielen mir ein; es wurde mir deutlich, daß die geistige Auffassung desselben nur aus einer höchst erregten Phantasie hervorgegangen war. Aber wie war ein solches Bild in dem Bruder lebendig geworden? Unruhig, gespannt eilte ich nach Hause. Sein forschender Blick bemerkte leicht meine erregte Stimmung; der Blick fragte, noch bevor die Zunge Worte fand.

Wehmüthig lächelnd sagte er: „Ich sehe, Du hast es aufgefunden. Frage nur, Dir will ich nichts verhehlen. Nicht wahr? der Geist, der es aufgefaßt, der so gerufen worden ist, gehört noch nur halb dieser Erde?“

„Wen stellt es vor?“ rief ich. „Ist's ein Portrait, eine Erscheinung, oder ein Ideal krankhafter, schwärmerischer Träume?“

„Beide erstern, wohl! — das letztere, — nein! obgleich ich alle Andern in dem Wahne gelassen, als habe ich dadurch ein dunkles Räthsel aussprechen wollen, das nun Alle sich zu erklären bemühen. Das ist's, was die Menge anzieht, schwerlich that es meine junge Kunst. Ach! ja wohl, ja wohl ein Räthsel.“ Das Alles sagte er schnell mit einer sonderbaren Heftigkeit.

„Bruder," sagte ich ergriffen, „ja, Du bist krank, aber nicht am Körper; Dein Bild hat es mir offenbart; die bethörte Phantasie, von Schwermuth erregt," —

„Fühle meinen Puls," unterbrach er mich. „Geht er schnell? fieberhaft? Gewiß nicht! Und in der That noch ruhiger, in stiller, erregender Betrachtung, nur bemüht, die mir unvergeßlichen Züge aufzufassen, malte ich das Bild."

„Stellt es einen Lebenden vor?" rief ich schnell.

„Einen Lebenden?" wiederholte er dumpf, „das ist's ja eben, was ich nicht weiß! Aber ein Lebender, ein Freund hat diese Züge getragen. Es ist ein Portrait — das ganze Bild ist wahr; es ist dieses Zimmer. — Es ist nichts, gar nichts Erfundenes darin, nichts, was Du einer erregten Phantasie zuschreiben darfst; freilich ist mir noch nie etwas so wie dieses gelungen, so über die Erwartung gelungen, und daher zittere ich, wenn ich daran denke, den Pinsel mehr anzurühren. Setze Dich her zu mir; Du sollst Alles, was ich davon zu sagen weiß, erfahren; die Erzählung wird nicht lang seyn, aber sie klingt wunderlich."

„Einige Monate nach meiner Ankunft zu Paris," begann er, „zog ich in dies Hotel garni. Ich war recht fleißig, und bekümmerte mich nach Pariser Sitte, selbst um meine nächsten Wandnachbarn nicht. Auch weiß ich selbst nicht, wie lange ich hier wohl gewohnt haben mag, als ich bemerkte, daß ich, vielmehr mein fremdes Aussehen, oder wohl gar die Mappe, die unablässig unter meinem Arm ruhte, die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes erregt hatte, der ein Paar Thüren weiter hinunter in diesem Korridor wohnte. Als wir uns in einem Kaffeehause einmal zufällig begegneten, trat er zu mir hin, kündigte sich als Nachbar von mir an, und brachte bald die Rede auf die Kunst. Ich erfuhr, daß er selber, frei=

lich nur ein Dilettant, es doch ziemlich weit in der Gouache gebracht habe. Wir besuchten uns, sahen uns öfters, und wurden bald innige Freunde; denn ich darf wohl ein Verhältniß Freundschaft nennen, in welchem wir, in traulichen Unterredungen über Kunst, Politik, Lebensstellungen unsere innersten und besten Gefühle umtauschten, ohne doch unsere persönliche Lage zu berühren, die uns beiderseits fremd blieb, solche Aeußerungen ausgenommen, die uns zuweilen, uns selbst betreffend, im Laufe des Gesprächs entschlüpfen mochten, und nie von einer leeren Neugierde weiter verfolgt wurden. So erfuhr ich bloß von seinen Verhältnissen, daß die Betreibung eines ihm wichtigen Processes ihn gegen seine Neigung in Paris festhielt, und daß derselbe immer verwickelter zu werden drohete, auch glaube ich bemerkt zu haben, daß sein Herz in einer südlichen Gegend von Frankreich viel zu schaffen hatte, aus welcher er viele Zeichnungen entwarf, und wo er wahrscheinlich einen geliebten Gegenstand hinterlassen, dessen Zärtlichkeit oder Treue seinem sanften, vertrauenden Herzen wohl nicht ganz entsprochen haben mag; denn er wurde im Laufe der Zeit zerstreuet, immer weniger heiter, und verfiel allmälig in eine schwermüthige Stimmung, während sein dunkler Blick eine stille Geduld aussprach, die ihn meinem verwandten Gemüth immer theurer machte, wiewohl sie, bei der vielleicht wenigern Tiefe des seinigen, mehr Empfindelei als Gefühl an den Tag legte. Diese vielleicht nationale Verschiedenheit, wofür ich sie wenigstens nahm, hielt mich ab, in ihn zu dringen, so wie wohl auch mein düsterer Ernst ihn in traulichern Augenblicken verscheuchte; genug, wir waren uns Beide werth, aber was unsere Persönlichkeit betraf, blieb immer etwas Fremdes zwischen uns; und so verblieb es bis wir uns plötzlich nicht mehr sahen."

„Ein kleiner Umstand war indessen eingetreten, der mich sonderbar reizte, und mich sogleich abstieß. Eines Abends, als ich etwas früher als gewöhnlich, nach Hause gegangen war, eben in dieser Absicht, einen Gegenstand' welchen? erinnerte ich mich nicht mehr, mit ihm sprechen zu wollen, und bei der Loge des Portiers mich einen Augenblick aufhielt, um diesem einen Auftrag zu geben, kam er von der Treppe herab, und eilte, ohne ein Wort zu sagen, bei uns schnell vorbei durch die Pforte hinaus. Der Portier begrüßte ihn, indem er seinen Namen nannte, während ich, durch sein nachlässiges Vorübergehen unangenehm berührt, nicht daran dachte, ihn aufzuhalten. Etwas verdrießlich, meinen Zweck verfehlt zu sehen, stieg ich die Treppe hinauf. So wie ich mein Zimmer aufmachen wollte, gewahrte ich, daß aus einem Ritze in seiner Thür ein heller Lichtstreif auf den Korridor fiel. Sollte er, dachte ich, vielleicht vergessen haben, das Licht auszulöschen und sogar die Thür zu verschließen? Es konnte ein Unglück vorfallen. Fast mechanisch ging ich die wenigen Schritte weiter hin, und faßte das Schloß an. Die Thür ging auf; aber beinahe entsetzt sprang ich zurück, als ich ihn ganz ruhig beim Schreiben dasitzen erblickte. Ich blieb wortlos stehen, als erwartete ich, daß die Erscheinung alle Augenblicke verschwinden müsse. Er redete mich zuerst lächelnd und verwundert an, und unbedenklich, doch ein wenig betroffen, erzählte ich ihm die Ursache meines Staunens. Ich sah deutlich, daß meine Worte ihn betreten machten. Er schien sogar aus der Fassung zu kommen; doch sagte er sogleich besonnen: „Lassen Sie sich das nicht anfechten: das geschieht mir zuweilen, und, gerade herausgesagt, ich mag nicht gern davon sprechen;“ aber, fuhr er lächelnd fort, „kann ich Ihnen diese Erscheinung auch nicht erklären, so legen Sie nur Ihre Hand in die meinige, sie ist gewiß nichtweniger von

Knochen und Blut, nicht kälter als die Ihrige, und mein Gemüth hoffe ich eben so treugesinnt und vertrauenswerth, als Sie es hoffentlich immer gefunden.“

»Er lenkte sogleich die Rede auf einen andern Gegenstand; allein ich bemerkte recht gut, daß er verstimmt blieb. Ich unterdrückte jede weitere Frage, und bemühete mich, den Eindruck zu verbergen, den dieser Vorfall auf mich machte. Kaum vier Wochen hernach, als ich spät in der Nacht einige von Euch denselben Abend aus der lieben Heimath empfangene Briefe noch einmal durchgelesen hatte, und, für alle andern Gegenstände wie blind und taub, die Gedanken an Euch gerichtet, schon im Begriff, jene zu beantworten war, riß auf einmal ein kalter Luftstrom, wie von einer geöffneten Thür, bei welchem die Lampenflamme sich zitternd bewegte, mich vom Schreiben und aus meinen Gedanken empor. Ich sah auf; da stand er vor mir, ganz so wie Du ihn dort gemalt gesehen, mit demselben geisterhaften, finster drohenden Blick, den ich nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte. Es war, als bannte mich dieser Blick Sekunden-, Minutenlang, was weiß ich? an meine Stelle; doch, ohne an eine geistige Erscheinung zu denken, oder eine solche vermuthend, nur in der Meinung, daß ihm etwas Außerordentliches, vielleicht Unangenehmes begegnet wäre, mich rasch zusammenraffend, sprang ich, nachdem ich einen flüchtigen Blick auf die vor mir liegenden Papiere geworfen und sie zusammengeschoben hatte, seinen Namen ausrufend, auf. Aber er war nicht mehr da, und die Thür, wie die wieder ruhige Flamme der Lampe mich belehrte, zugeworfen. Doch sey es nun, daß ein jähes Erschrecken, das mir erst in diesem Augenblick durch alle Glieder fuhr, mein Gehör betäubte, ich hatte kein Geräusch vernommen, und Alles um mich blieb todtenstill. Nachdem ich mich etwas erholt hatte, ergriff ich die Lampe,

um in sein Zimmer zu gehen; da erst war es, als würde ich mir bewußt, daß es eine außerordentliche Erscheinung sey. Sein Doppelgänger unten an der Loge des Portiers fiel mir ein; und ich weiß nicht, ob ich, wenn es gegolten hätte, die mir zugefallene Erbschaft aus seinem Zimmer zu holen, in diesem Moment dazu fähig gewesen wäre. — Ich ließ die Lampe brennen, und warf mich halb angekleidet auf das Bett. An Euch konnte ich nicht mehr denken, schlafen auch nicht; ein kalter Schweiß quoll aus meiner Stirn, und da nun, Gott weiß wie, vielleicht aus Mangel an Oel, die Lampe von selbst erlosch, stellte sich das so eben gesehene Bild wieder so lebendig vor meine Phantasie, daß es mir unvergeßlich blieb. Gegen Morgen muß ich doch eingeschlafen seyn; denn es war ziemlich hoch am Tage, als ich meiner wieder bewußt war. Ich rief noch einmal das in der Nacht Erlebte in mein Gedächtniß zurück, zog mich schnell an, und eilte an die Thür des Freundes. Sie war verschlossen. Ich fragte den Pförtner, der mir berichtete, daß Saint Priest in Begleitung eines Fremden das Haus ziemlich spät in der Nacht verlassen hatte, und wunderte sich, daß er noch nicht zurückgekehrt sey, da er doch erklärt habe, diesen Morgen abreisen zu wollen, wie auch, daß er gestern bereits alle kleinen Ausgaben berichtigt habe. Seine meisten Sachen waren noch alle, zum Theil eingepackt, da.“ —

„Allein er ist nicht zurückgekehrt. Er hat nichts von sich hören lassen; man hat nichts von ihm erfahren. Sein kleiner Koffer, und die wenigen Sachen, die noch herumlagen, sind in einem kleinen Behältniß verschlossen, und das Zimmer steht zum Vermiethen leer. Kein Mensch hat seit seinem Verschwinden nach ihm gefragt. Von seinen wenigen Bekannten, außer mir, habe ich keine gekannt. Der Hauswirth, bei dem ich mich erkundigt habe,

hat mir halb verlegen, halb geheimnißvoll erklärt, daß er von nichts wisse. Er befürchtet nur, daß er verunglückt, verhaftet oder todt sey; aber er müße doch wohl Freunde, Verwandte besitzen, die, ohne Zweifel in der Stille, schon Maaßregeln getroffen haben würden. In einer Zeit, wo so viele Abentheurer das Pariser Pflaster beträten, so viele Verschwörungen entdeckt würden, wäre es immer gefährlich, sich laut nach Unbekannten zu erkundigen." — Mir, der ich selbst fremd, nichts Anders von dem Freunde wußte, als einen Namen, der vielleicht sogar angenommen seyn konnte, fesselte Klugheit die Zunge und jede Thätigkeit. Aber die Erscheinung verfolgte mich überall. War er zu mir eingetreten, um vielleicht Abschied zu nehmen? Warum denn schweigend sich zurückziehen? Oder war es der Geist eines vielleicht Ermordeten, der in dem Augenblick der Noth hülfeflehend, oder, schon todt, zur Rache auffordernd, dem Freunde nahe getreten war? Kam er, mir zu winken, mich zu bedeuten, daß ich, wie ich es auch fühle, ihm bald folgen werde? Es fiel mir ein, daß er mir es oft ziemlich deutlich nahe gelegt hatte, sein Bild zu malen. Ich hatte ihn nie verstehen wollen, und nun trieb es mich bis in die Fingerspitzen, die nächtliche Erscheinung fest mit Farben auf die Leinwand hinzubannen, um wieder im Innern Ruhe zu erhalten. Das ist mir gelungen; selbst die genau gekannten Züge des Lebenden kamen mir zu Hülfe, und doch hat das Bild etwas, was dem Lebenden fremd war. Er steht da, geisterhaft, so wie ich ihn sah, Schauder in mir selbst erregend. Es ist mein Werk, und doch nicht mein; eine fremde, meinen Kräften überlegene Kraft hat meinem Pinsel einen Zauber beigemischt, der Alle hinreißt, und den ich mir nicht zum Verdienst anrechnen darf. Doch was ich leise gehofft, ist nicht geschehen. Freilich haben mich viele, mich verletzende Fragen aus den Sälen der

Ausstellung, noch bevor Krankheit mich davon abhielt, getrieben; aber Niemanden habe ich getroffen, dem jene Züge bekannt erschienen. Indessen habe ich, was ich eigentlich wollte, erreicht; das Bild ängstigte mich nicht mehr im Innern; aber meine letzten Kräfte sind darauf gegangen, alle Züge, jede Einzelnheit, festzubannen. Ruhe ist in meine Brust zurückgekehrt, aber es ist die Ruhe des Grabes.“

„Und das Grab eine Täuschung Deiner Phantasie,“ unterbrach ich ihn. »Glaube mir, wende Dich von den todten Träumen an das frische Leben, und es wird Dir wieder frisch und erheiternd entgegenlächeln.« — Ich that Alles, um seine düstern Einbildungen zu widerlegen. Sein Arzt stand mir treulich bei, und es gelang uns allmälig, das Gemüth des Bruders zu erheitern; doch noch bevor seine körperlichen Kräfte beruhigend wiedergekehrt waren, trat ein Ereigniß ein, das, wie schmerzlich es auch das jüngst Erlebte vor seiner Seele erneuerte, eben in seine trüben Vorstellungen eine wohlthuende Zerstreuung brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein Mädchenlehrer hatte seinen Schüllerinnen am Geburtstage des Königs die Pflicht der Vaterlandsliebe recht warm an's Herz gelegt. „Ist das Vaterland in Noth,“ sagte er schließlich, „so müssen seine Söhne willig, und mit Feuer und Muth, gegen den Feind in den Krieg ziehen!“ — „Und wir,“ setzte ein Mädchen hinzu, „bleiben auch nicht zurück; wir tragen unsern Brüdern die Kugeln zu.“

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 2tes Stück.

Das schwarze Herz.

(Fortsetzung.)

Eines Tages hielt ein zierlicher Wagen vor unserm Hotel still. Eine Dame ließ nach dem jungen deutschen Maler fragen und sich bei ihm anmelden. Da nun der Bruder in der nachlässigen Bekleidung eines Kranken es weder schicklich, noch sich selbst dazu aufgelegt fand, eine Fremde zu empfangen, überließ er mir, der ein Paar Zimmer bezogen hatte, die zwischen dem seinigen und dem des verschwundenen Freundes sich befanden, die Honneurs zu machen. —

Eine höchstens zwei und zwanzigjährige Frau, die sich unter dem Namen einer Wittwe Courville hatte anmelden lassen, schön, lebhaft, ihrer Blässe ungeachtet, glänzend, möchte ich sagen, denn so erschien sie mir, trotz der Einfachheit ihres weißen Morgenkleides, trat rasch in sichtbar beklommener Unruhe ein. Ihre lebhaften Züge verdüsterten sich beinahe peinlich; als sie erfuhr, daß ich nicht der Maler, und dieser krank sey; doch kehrte bald das Feuer ihres Blickes immer brennender zurück, als ich mich als den Bruder desselben und den Besitzer seines ganzen Vertrauens ankündigte.

»Auch,« unterbrach sie mich schnell, »Alles dessen was sein meisterhaftes Bild in der Ausstellung betrifft?«

»Wenigstens Alles dessen,« gab ich zur Antwort, »was in dieser Beziehung er selbst weiß.«

Sie setzte sich noch schneller, als ich Zeit bekommen, sie dazu einzuladen, auf das Sopha, und winkte mir, mich an ihrer Seite niederzulassen. »Wissen Sie denn,» fragte sie nach einem kurzen Hinstarren auf den Boden, die dunkelblauen Augen furchtsam, und doch so beschwörend auf mich richtend, daß es mir unmöglich gewesen wäre, eine Unwahrheit zu sagen, »wissen Sie denn auch, ob nicht jenes Bild einen Herrn Saint Priest vorstellt?«

»In der That, Madame, Sie haben es errathen.«

»Wirklich?« rief sie lebhaft; »nun, wie konnte ich auch zweifeln, wiewohl jener Blick nicht der seinige ist. — »Wo ist er?« versetzte sie aufspringend; »lebt er? was weiß Ihr Bruder von ihm? Wie haben seine Züge sich zu einem so grauenhaften Bilde vereinen können? was bedeutet dieß Gemälde? Kommen Sie, ich muß, ich muß Ihren Bruder selber sprechen.«

Ich wiederholte ihr, daß ich besser als ein nerven- und geistesschwacher Kranker im Stande sey, ihrer Wißbegierde zu genügen, und so trug ich ihr, freilich oft durch Fragen unterbrochen, Alles vor, was mir der Bruder berichtet hatte; jedoch noch bevor ich zu Ende war, erschien er selbst. Er hatte, nur durch eine dünne Wand von uns getrennt, den Gegenstand ihres Besuches erfahren, und die eigne Ungeduld ließ ihn die Rücksichten der konventionellen Schicklichkeit vergessen.

Es war, als hätte sie bereits früher, wenn auch nicht seinen Tod, so doch einen unerklärbaren Unglücksfall vermuthet. Sie fragte den Bruder nach Allem, selbst dem kleinsten Umstand, seine Freundschaft mit Saint Priest und dessen Leben betreffend; besonders wollte sie gern von

den Leuten hören, mit denen er sonst umgegangen war. Der Bruder konnte keinen nennen, nur eines jungen Mannes erwähnen, dessen Aeußeres ihm doch völlig unbekannt war, da dieser den Freund immer im Zwielichte, oder doch auf eine geheimnißvolle Weise besucht hatte; so auch eines ältern Mannes von ruhigem, ernsten Ansehen, den er genau beschreiben konnte, obgleich er ihn höchstens zweimal gesehen hatte. Während dieser Beschreibung wurde die junge Wittwe immer aufmerksamer, und machte selbst ein Paar bezeichnende Fragen, wozu der Bruder nickte; doch war diese spärliche Auskunft keinesweges hinreichend. Sie ließ den Hauswirth holen. Nachdem sie ihm Namen und Stellung in der Welt genannt, und sich ganz offen als die Braut des Verschwundenen erklärt hatte, verlangte sie seinen kleinen Nachlaß zu sehen. Dieser war höchst unbedeutend: wenige, schlichte Kleidungsstücke, welche doch sowohl der Bruder als sie wieder erkannte, Wäsche, Farben, Zeichnungen; unter diesen eine, die sie mit besonderer Theilnahme, während ihr Thränen in den Augen glänzten, betrachtete. Sie stellte einen Theil einer kleinen Stadt in einer anmuthigen, fast romantischen Gegend am Ufer eines Stromes und an waldbedeckte Anhöhen sich lehnend, vor, eine Gegend, die mir später im Leben sowohl selbst, als durch eine sonderbare Aehnlichkeit merkwürdig werden sollte. Die Bewegung der Fremden ergriff den Bruder, denn auch die Blicke des Freundes hatten oft, unter der Verfertigung der Zeichnung, voll Thränen darauf geruhet. Von Geschriebenem wurde gar nichts gefunden. Als sie deßhalb eine Frage that, äußerte der Wirth, ich weiß nicht, ob aus Schonung oder Zurückhaltung, etwas geheimnißvoll verlegen, daß er allerdings, als er zum ersten Mal nach dem befremdenden Verschwinden des Bewohners in das Zimmer getreten war, auch darnach gesehen, aber nichts Anders gefunden

als den untern Theil eines entzweigerissenen Billets, das zwar einen Namen, doch nicht den des Verschwundenen enthielt. Er hatte das Stückchen aufbewahrt, und nahm es auf unser wiederholtes Verlangen aus seiner Brieftasche zögernd hervor. — Nur die Hälfte der letzten Zeile des Schreibens war übrig; es stand darauf:

spätstens um vier Uhr

J. Montaumer.«

Sie betrachtete es höchst betroffen. „Es scheint nicht von Saint Priest's Hand; jedoch“ — sagte sie, plötzlich abbrechend.

„Das vermuthete ich auch nicht,« fiel der Wirth mit einem festen Blicke auf sie ein. „Im Gegentheil scheint es mir eben darum, wenigstens das Leben Ihres Freundes betreffend, beruhigend. Ich habe vor Kurzem in der Stille durch einen Zufall erfahren, daß ein Inhaber des dort geschriebenen Namens, der schon lange ein Gegenstand der Nachforschungen der Polizei gewesen, zu derselben Zeit todt, wahrscheinlich in einem Duell erschossen gefunden worden seyn soll. Es sind weder Nachfragen noch Nachforschungen geschehen. Ihr Freund ist geborgen, wo er auch seyn mag.“

Sie sah ihn bestürzt, wehmüthig, jedoch mit einem Ausdruck an, der zu bezeugen schien, daß sie nichts Unerwartetes gehört habe. »Nein!« sagte sie heftig, jedoch die Stimme beinahe von Thränen erstickt, »todt ist er, todt! sonst“ fügte sie besonnener hinzu, „würden wir, ich wenigstens, von ihm gehört haben.“

Der Wirth entfernte sich wieder.

„Er ist todt!“ fuhr sie mit dumpfer Bestimmtheit fort; „ich weiß nicht wie, aber es ist so. Warum seinen Freunden meine Schwäche verhehlen? Ich wußte es ja vorher und doch überwältigte es mich — ich wußte es

in dem Augenblick, wo ich ihn in ihrem Bilde erkannte. Er ist Ihnen erschienen, damit sie, wenn mich die Unruhe hieher trieb, mich so davon benachrichtigen sollten."

Der Bruder sah mich scharf an, ich ihn eben so. Es war Frage und Antwort. Habe ich nicht recht? Er ist todt, und hat mir gewinkt, sprach sein Auge. Nein! entgegnete das meinige; ich halte mich an ihre Auslegung.

Wer begreift nicht, daß dies geheimnißvolle Verhältniß uns Alle einander näher bringen mußte? Auch bemerkte ich bald, daß der Bruder meiner immer größern Theilnahme für die junge Wittwe beipflichtete, die augenscheinlich eine tiefe, ruhige Trauer, die keine Spur von Reue verrieth, in ihrem Busen verbarg. Er schien von dem Wahne, daß Leichtsinn oder Mangel an Liebe ihrerseits die letztern Monate des Freundes vor seinem Verschwinden verbittert hatten, zurückgekommen zu seyn Im Gegentheil erfuhren wir von ihr selbst recht bald, daß sie ihm seit seiner Abreise von der Heimath mehrmals geschrieben hatte, jedoch ungewiß, ob ihre Briefe in seine Hände kommen würden, denn seine Adresse war ihr unbekannt, weil sie seit seinem mehr als jährigen Aufenthalt in der Hauptstadt keine Zeile von ihm erhalten hatte, welchen Umstand sie, die seiner Treue fest vertrauete, theils dem damaligen unsichern Postlauf im Innern, theils tausend solchen Ursachen, die ihre beängstigte Phantasie ihr vormalte, zugeschrieben hatte, bis es ihr endlich, als sie ihre Ungeduld nicht länger ertragen konnte, gelungen war, durch viele Umwege zu erfahren, daß sein Proceß in Paris verloren gegangen, oder dem Verluste wenigstens sehr nahe war; weshalb sie, sein Zartgefühl kennend, und wohl ahnend, daß er fähig sey, seiner Liebe zu entsagen, als plötzlich verarmt und ohne Aussichten ein Glück behaupten zu wollen, worauf er alle

äußern Ansprüche verloren hatte, und nun zugleich in der Mißlichkeit seiner Aussichten den wahren Grund seines Schweigens zu errathen glaubte, sogleich bei dieser Nachricht, allen Hindernissen zum Trotz, nach Paris geeilt war, ihn aufzusuchen, und, wie sie sich ausdrückte, zur Vernunft zu bringen. Allein hier angekommen, wollte Niemand etwas von ihm wissen; und als es ihr endlich durch einen Zufall gelang, seinen Anwalt aufzufinden, erfuhr sie, daß sein Proceß unerwartet gewonnen war, weil mit Einmal die Gegner ihre bedrohlichen Ränke eingestellt hatten, aber er selbst, zur Verwunderung jenes Mannes, der, da Saint Priest immer selbst bei ihm vorsprach, seine Adresse vergessen oder verloren hatte, verschwunden war — ein Umstand, der die gänzliche Beendigung der Sache, wegen Mangel an Papieren, die in seinem Besitz waren, verhinderte. Jede fernere Nachforschung war fruchtlos gewesen, und nur der Umstand, daß eine Jugendfreundinn, zu der sie in Paris gezogen war, sie zu ihrer Zerstreuung fast gezwungen hatte, mit ihr die Ausstellung zu besuchen, brachte sie durch den Anblick des Bildes, das ihr sogleich wie eine Trauerbothschaft erschien, auf Spuren, die, wie unzureichend sie auch seyn mochten, ihr doch die traurige Ueberzeugung ihres unersetzlichen Verlustes gaben. Hinsichtlich des langen Stillschweigens des Freundes glaubte der Bruder, sie besser belehren zu können. Er behauptete, daß jener öfters Briefe in die Heimath geschrieben, und höchst mißmuthig gewesen, und gar nichts von einem ihm dort theuren Gegenstande zu erfahren. Dies machte die Wittwe betroffen; sie konnte sich nicht verhehlen, daß hier Ränke im Spiele gewesen, deren Grund und Ursprung ihr eben so unerklärlich, als sie selbst ihr deutlich waren. Unter solchen Verhältnissen wurde ihr Paris unausstehlich. Sie sprach davon, in die Heimath zurückkehren zu wollen, und

doch fiel es ihr schwer, sich von einem Orte zu trennen, wo die letzten Spuren des Verschwundenen sich in ein Dunkel verloren, zu dessen Aufklärung er im Bilde sie aufzufordern schien. Mit liebenswürdigem Zartgefühle legte sie es dem Bruder nahe, ihr dasselbe zu überlassen. Er konnte nicht gut nein sagen, und ich freute mich, ihn von einem Gegenstand getrennt zu wissen, der auf seinen wiederkehrenden Lebensmuth noch immer unheilbringend einwirken konnte. Das Bild befand sich durch meine Bemühung noch in der Ausstellung, wie ungern auch sowohl der Bruder als die Wittwe, seit der Stunde der gegenseitigen Erörterung, das geheimnißvolle Räthsel ihres Innern den insipiden Blicken des Publikums preisgegeben wußten.

Ein Paar Abende vorher hatte sich ein Vorfall ereignet, der vielleicht dem furchtsam zurückgehaltenen Wunsch unserer neuen Freundin Muth gab, sich auszusprechen. Es wurde nämlich dem Bruder mit der kleinen Post ein Billet folgenden Inhalts gebracht: »Ein Bewunderer Ihres Talents, der das Publikum um den Anblick Ihres meisterhaften Bildes beneidet, wünscht sehr, daß Sie geneigt seyn möchten, es gegen hundert Louisdor abzulassen. Schreiben Sie in diesem Falle am untersten Rande des Rahmens mir mit Bleistift ein Ja hin, und übertragen Sie dem Inspector des Salons, in welchem es ausgestellt ist, es gegen diese Summe auszutauschen.«

Ohne an dieser geheimnißvollen Art sonderlich Anstoß zu nehmen, schrieb ich den folgenden Morgen von dem Bruder dazu aufgefordert, ein kurzes »Nein!« darunter. Im Laufe des Tages lief ein noch dringenderes Billet ein, mit der Bitte, wenn das Gebot zu gering gewesen, selbst den Preis in einigen eigenhändigen Zeilen zu bestimmen, und dieselben in einem Kouvert, mit einem bestimmten Buchstaben bezeichnet, an den obenerwähnten

Inspector abzugeben. Geschmeichelt durch dieß Anerbieten und die Huldigungen, die seinem Talente gespendet wurden, folgte der Bruder der Einladung, indem er bedauerte, zu Gunsten einer Dame schon über das Bild verfügt zu haben. Wir glaubten nun die Sache beendigt. Allein als ich den folgenden Tag, freilich mit schwerem Herzen, im Auftrag des Bruders das Bild nach Hause mitzunehmen dachte, fand ich es nicht mehr da, und auf meine Anfrage starrte mich der Inspector betroffen an. Es war noch denselben Morgen, fast in dem ersten Augenblick, wo die Thüren geöffnet wurden, von demselben Herrn, dem er den Tag vorher, nachdem dieser sich durch den genannten Buchstaben legitimirt hatte, das Billet des Bruders eingehändigt, abgeholt worden. Er hatte dasselbe Kouvert und einige daraus genommene Zeilen von der Hand des Bruders vorgezeigt, die den Inspector ersuchten, das Bild gegen die Einhäadigung von hundert Louisd'or verabfolgen zu lassen. Die ziemlich unfranzösische Handschrift des Bruders war nicht uneben nachgemacht, und ich wußte wahrlich nicht, ob ich mich über eine Verfälschung ärgern oder freuen sollte, die zwar unsre Freundin schmerzlich ergriff, aber mir zugleich einen Stein vön dem Herzen wälzte, und von dem Bruder einen bösen Traum verscheuchte, wiewohl dieser Raub ihm und uns ein neues durchaus unergründliches Räthsel aufgab. Indessen schien dieß Ereigniß den Zauber, der uns unwillkührlich Alle an einander geknüpft, auf Einmal zu lösen. Der Bruder befand sich immer besser, die Gedanken an einen nahen Tod verloren sich immer mehr, und die junge Wittwe, welcher Paris durch diese neue Täuschung unerträglich, ja beängstigend wurde, setzte schon den Tag ihrer Abreise fest.

Muthig, nicht durch angeborne Kraft, sondern durch die Angst um den Geliebten, den sie in einer gefährdeten

Lage wähnte, und dessen Verlust sie bedrohete, gegen die kleinen Gefahren einer Alleinreise gestählt, hatte sie bloß mit einer Kammenfrau den Weg nach Paris in der Diligence zurückgelegt. Nun jeder Stütze beraubt, an der ihre Hoffnung sie aufrecht hielt, im Innern verödet, durch Saint Priest's Verschwinden im Innern zerrissen, durch den Raub noch ängstlicher geworden, gewann die weibliche Schüchternheit wieder Raum. Das so ganz vereinzelte Wesen scheute sich ohne Beschützer vor der Reise. Der Bruder konnte mich wieder entbehren. Hatten wir doch bereits, im Verein mit seinem jungen Arzte, eine Ausflucht nach der Schweiz beschlossen, die sein Gemüth völlig zerstreuen, so wie die frische Bergluft seine Nerven wieder stählen sollte. Ich konnte ja später mit ihnen zusammentreffen, wenn ich erst der schönen hülfsbedürftigen Melonie einen Ritterdienst erwiesen hatte. Ja — schönen! so erschien sie mir täglich immer mehr; und doch war es weniger ihre Sylphengestalt, weniger die Reize ihrer bloßen Züge, als die stillen, nie laut werdenden Leiden ihrer Seele, welche die angeborne Lebenslust ihrer heitern Natur wie mit einem lieblichen Mondschein überflorten. Ich liebte sie, ohne es mir selbst bewußt zu seyn, denn es war mir eben so wenig eingefallen, eine neue Matrone von Ephesus in ihr zu suchen, als dem guten Vater, der gewiß die heftigste Abneigung gegen eine fremde, und zumal eine französische Schwiegertochter fühlen würde, Anlaß zu neuem Kummer zu geben; allein ich konnte mich von der mir neuen, selbst durch den Gram verschönerten Anmuth in einem Augenblick, wo sie so verlassen dastand, nicht trennen. Es trieb mich, ihres Anblickes, ihrer Nähe noch länger zu genießen, mit vollen Zügen die freundliche, mir auf sonderbare Weise zugewendete Liebenswürdigkeit einzuschlürfen, und so erbot ich mich, sie zu begleiten, oder vielmehr erfand ein Geschäft in Bour-

deaux, das mich den größten Theil des Weges zu ihrem Reisegefährten in der Diligence machen könne. Es war vorauszusehen, daß weder ihre Höflichkeit noch ihre Dankbarkeit mir verwehren würde, was sie jedem Fremden zugestehen müßte; und ich brauchte ihr nicht auseinanderzusetzen, daß es mir nicht an Takt fehle, vorzubeugen, daß unser Verhältniß sie keinem bösen Leumund bloß stellte. Im Gegentheil las ich die Freude aus ihren Blicken. — Es war, als sey ihr noch ein kleiner Trost übrig geblieben, als besäße sie noch einen kleinen Ueberrest von dem Geliebten, so lange der Bruder des Freundes, dem er sich im Tode gezeigt, an ihrer Seite war. Ihre Freude warf ein nie gefühltes Entzücken in mein Herz, und doch erkannte ich Thor noch nicht die Liebe darin; ich hätte mich dann, was es mir auch gekost haben würde, losgerissen; ich erkannte sie erst, als ein unerwartetes Ereigniß, das ich sogleich vortragen werde, eine Verzweiflung in mir erregte, die sich kurz nachher in ein eben so ungeahntes als plötzliches Glück, das mich fast betäubte, auflösen sollte.

Mit einem Lächeln, das mich dennoch ein wenig bedenklich machte, schied der Bruder, der, in Begleitung des ärztlichen, durch sein Talent schnell gewonnenen Freundes, die bestimmte Reise einen Tag früher antrat, als ich mit Melonien die Diligence bestieg. Sie begab sich nach ihrem, in der Gegend von Perigueux, unfern der Landstraße, die nach Bordeaux führt, gelegenen Schlosse; und kaum saß ich an ihrer Seite in der Diligence, als ich schon im Geiste den Tag berechnete, wo mein Glück wieder aufhören würde, und vergeblich darauf sann, es verlängern zu können. Ich werde mich nicht bei den Tändeleien einer jugendlichen Liebe aufhalten, genug, daß die meinige, wiewohl von dem äußern Zwang des Anstandes eingeengt, mit Riesenkeimen in der Diligence wuchs;

nicht, daß sie Melonie ermunterte, die, in sich gekehrt, nur mit Widerwillen, der französischen Sitte gemäß, in den heitern, geselligen Ton der Reisegefährten stimmte, indem sie meine Bemühungen, sie zu zerstreuen, mit dankbarer Milde anerkannte, nur daß ihr Blick zuweilen verstohlen ernst und sinnend auf mir ruhete, bis eine stille Thräne darin glänzte, als müßte meine sichtbare Zuneigung sie an die vermißte Ergebung in das Verschwundene erinnern.

So waren wir nach Limoges gekommen, wo die Diligence zum letzten Mal vor unserm Scheiden übernachtete. Wir waren kaum abgestiegen und in den grossen Salon des Wirthshauses getreten, als eine barmherzige Schwester, die dort der Diligence geharrt zu haben schien, (vielleicht nur von mir bemerkt, den jede befremdende Erscheinung überraschte), sich mit einem scharfen Hinblick auf Melonien eilig entfernte. Kaum eine halbe Stunde nachher trat sie wieder ein, und nahte sich schüchtern der jungen Wittwe mit der Frage, ob sie die Ehre habe, mit der Madame Courville zu sprechen. Auf die bejahende Antwort versetzte sie: „So habe ich auch den Auftrag, Ihnen anzuzeigen, daß ein armer Kranker, der seit Wochen viel leidet, und unter unserer Pflege hier im Hause verweilt, sehnlichst wünscht, Sie an seinem Krankenlager zu sehen.“ —

„Mich?“ fragte die Wittwe verwundert.

„In so fern Sie Madame Courville sind,“ entgegnete die barmherzige Schwester.

Melonie stand schwankend und sinnend da, als suche sie in ihrem Gedächtnisse, wer dieser Kranke wohl seyn könne. Ihr Blick fiel wie auffordernd auf mich.

„Gestatten Sie mir hinzugehen,“ sagte ich schnell; „die letztere Zeit ist so reich an Räthseln gewesen, daß Sie nur mit Vorsicht in ein neues sich einlassen dürfen.“

Sie nickte, sichtbar erleichtert, und ich ging, von der Ordensfrau geführt, nach einem obern Zimmer. — Von einem bequemen Lager erhob sich halb, nicht ohne Anstrengung, ein, wie es schien, noch junger Mann. Seine Züge — ich stand vor Entsetzen starr — es waren die des Bildes, nur schärfer verfallener, so deutlich daran mahnend, daß ich nicht zweifeln konnte, das Original desselben vor mir zu sehen. Ja es schien sogar, daß der geisterhaft lauernde Ausdruck des Blickes, welche Beide, sowohl Maler als Geliebte, an dem Verschwundenen nicht recht anerkennen wollten, mir aus seinem Auge fast durchdringend begegnete. Ich muß die Farbe gewechselt haben.

„Kennen Sie mich?“ fragte er schnell, beinahe bestürzt.

„Nur im Bilde,“ entgegnete ich, mich fassend „wie fast das halbe Paris; doch vielleicht nur ich mit sehr wenigen Andern von Namen. Sie sind Saint Priest.“

„Ich bin es, ja,“ versetzte er noch immer verwundert, doch weniger heftig. „Verzeihen Sie meine Ueberraschung. Ich dachte nicht, Jemanden, der mich kannte, hier bei mir zu sehen. Wie komme ich zu der Ehre?“ Sein Blick fiel scharf auf die mich begleitende Nonne.

„Ich bin zufällig der Reisegefährte der Madame Courville, und habe als Bruder Ihres Freundes auch Ansprüche auf Beider Freundschaft,“ gab ich zur Antwort. „Gestatten Sie mir ohne weitere Fragen zurückzukehren, um ihr eine Botschaft zu bringen, die lang geflossene Thränen in Einem Augenblick abtrocknen wird.“

Er nickte, und ich stürzte mit sturmbewegtem Busen fort. — Der Verlust zog die Binde von meinen Augen. Ein heftiger Schmerz, dem Zorn nicht unähnlich, durchschnitt mein Herz, das darum nicht der Freude unzugänglich geworden war, Freude in einer Brust erwecken

zu können, deren Wonne mich zu gleicher Zeit glücklich und elend machte.

Sie erschrack bei meinem Anblick, bei dem Wiederstrahl einer freudigen Botschaft in meinem Auge neben der Blässe meiner Wangen, neben der fast erstickten Stimme, die nur zitternd vermochte, ihr das unerwartete Heil zu verkünden; ach! die Wonne derselben verdrängte nur zu mächtig die Theilnahme an meinem Zustande, den sie vielleicht nur dem Erschrecken bei dieser sonderbaren Ueberraschung zuschrieb. Meine Hand ergreifend, erhob sie sich sogleich, und zog mich mehr mit sich fort, als ich sie eigentlich hinaufführte. Ich sah durch die offne Thür, wie sie mit einem Schrei der Freude an sein Lager, in die gegen sie ausgestreckten Arme eilte, und zog mich in einer bittern Zerknirschung zurück. Ich, der ich mich vor einer Viertelstunde so reich dünkte, stand jetzt arm, vereinzelt, gänzlich unbeachtet da; dennoch gingen die nächstfolgenden Stunden nicht ohne große Wirkung an mir vorüber. Mit Erschrecken empfand ich, wie viel Melonie mir geworden war; ich fühlte die Nichtigkeit meiner bewußtlosen Ansprüche, wie nahe ich daran gewesen, in einem gefährlichen Traum Vaterland, Verhältnisse, Vater, mich selbst zu vergessen. Es beschlich mich eine höchst peinliche Empfindung, als Melonie wieder eintrat, mit einem Ausdruck, aus dem Wonne, Zufriedenheit und Dankbarkeit wiederstrahlten, zu mir hineilte und fast laut ausrief:

„Er ist es — ja! er lebt! Ich weiß zwar noch nicht, wie Alles zusammenhängt, wir haben noch keine Zeit zur Aufklärung gefunden; aber er lebt und ist da. Seine Kräfte erlauben ihm kaum zu reden. Er kann nicht von hier fort. Sie sehen selbst, mein treuer Reisegefährte, daß nun auch ich nicht weiter kommen kann, und Sie haben mir ja gesagt, daß das Geschäft, das Sie nach

Bordeaux führt, eben keine Eile hat. Entziehen Sie uns nicht sogleich Ihren Rath, Ihre Gegenwart. Sie sind mir, uns Beiden, noch unentbehrlich. Wir müssen ja auch dem guten Bruder vorher über einen Gegenstand, der einen so bedrohlichen Einfluß auf sein Gemüth ausgeübt, schreiben und ihn beruhigen, und wir wissen Beide noch nichts mehr, als daß er, daß wir uns Alle getäuscht haben. Schenken Sie der Freundschaft noch einige Tage.

Was sollte ich einwenden? Durfte, konnte ich ihr die Antwort geben, daß ihr Anblick für meine Ruhe plötzlich ein gefährliches Gift geworden war? Vermochte ich das kurze Glück von mir zu stossen, das in ihrer Nähe mir noch lächelte? Würde eine unbehülfliche, schroffe Eile nicht ein Geheimniß verrathen, das ich mir selbst gern verborgen hätte? Ich zitterte sogar, mich in meiner Antwort zu verwirren, als ich versprach, auch von der Diligence abzugehen, und das Nöthige in dieser Beziehung für uns Beide zu besorgen.

Sie eilte, mir freundlich zulächelnd, in das Zimmer des Kranken zurück, und blieb, vielleicht mit der barmherzigen Schwester, die ganze Nacht bei seinem Lager. Den folgenden Morgen kam sie erst spät zum Vorschein. Nie hatte die Welt mit ihrer leeren Wirklichkeit schaler als diesen Morgen vor mir gelegen. In ihrem Blicke fand ich das lebhafte Entzücken des vorigen Abends auch nicht mehr. Sie schien ernst, still, sinnend, sanft, aber die frohe Heiterkeit des Geistes vermißte ich. Hatte sie vielleicht seinen Zustand bedenklich gefunden? Ich fragte sie, in der That wirklich besorgt.

Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Sie sollen ihn selbst sehen. Es drängte auch ihn, Sie kennen zu lernen. Ich kann noch nicht Alles, was er mir mitgetheilt, fassen und ordnen. Nun, es wird sich ja finden."

Als ich zum zweiten Mal in sein Zimmer trat, und das blasse Antlitz, den sonderbar starr auf mich gerichteten Blick wieder erblickte, erkannte ich wirklich mit Erstaunen, wie auffallend der Bruder im Ganzen genommen seine Züge aufgefaßt, obgleich ich die Anmuth des Bildes darin vermißte; auch ruhte sein Auge nicht so geisterhaft auf mir, jedoch mit einem eigenen, nicht anziehenden Ausdruck, den ich fast Tücke nennen möchte, und der mir deshalb fast eben so grauenhaft vorkam, ja fast meine Schritte hemmte. Doch wurde diese von dem freundlichen Lächeln, womit er mir die Hand reichte, gemildert, indem sein Blick jedoch unter den ersten gleichgültigen Reden nicht aufhörte, spähend auf mir zu ruhen, bis er endlich, als die barmherzige Schwester das Zimmer verließ, das Gespräch kurz unterbrach mit der raschen Frage:

„Sie haben mich im Bilde erkannt? In welchem Bilde? Zwar hat mir meine Melonie etwas so Abentheuerliches davon erzählt, daß es meinen schwachen Kopf verwirrt. Setzen Sie mir doch das deutlich auseinander. Ach! wenn sie spricht, lausche ich nur ihrer Stimme, mein Auge trinkt ihre Züge.“

Ich theilte ihm nun den ganzen Vorfall umständlich mit, beschrieb ihm das Bild, dessen auffallende Aehnlichkeit, „ja selbst,“ schloß ich, „diesen wunderbaren Blick, den, wie fremdartig er auch Ihre beiden Freunde im Bilde ansprach, Sie dennoch“ — ich hielt plötzlich inne, wohl fühlend, daß ich im Begriffe sey, etwas Unverbindliches zu sagen; aber mein Auge fiel zu gleicher Zeit auf Melonien, die mich fest ansah, und unwillkührlich nickend der abgebrochenen Bemerkung beistimmte. — „Ei nun,“ fuhr ich einlenkend fort, „Krankheit und geistige Leiden, ein unruhiges Gemüth und eine aufgeregte

Stimmung vermögen wohl, den Traum seines Geistes wahr zu machen.“

„Ja wohl, eine höchst aufgeregte Stimmung,“ fiel er, der immer lächelnd zugehört hatte, mir in's Wort. „Es thut mir Leid, daß ich diesem Räthsel eine schale Auflösung hinzufügen muß, denn ich war wirklich in seinem Zimmer, mich selbst hat er gesehen. Ich konnte mich auf eine ungewisse, lange Zeit, vielleicht auf immer, nicht ohne Abschiedsgruß von dem Freunde trennen. Als ich ihn aber in lieben Beschäftigungen versunken sah, und in demselben Augenblick empfindend, daß er, Einmal angeredet, mich nicht ohne Erklärungen entlassen würde, wozu es mir an Zeit und Stimmung gebrach, begnügte ich mich mit seinem Anblick, und entfloh, so wie er erschrocken zusammen fuhr, denn mich rief ein unausweichliches, blutiges Geschäft, das die Ränke eines Mannes, durch welche ich im Begriff stand, einen höchst wichtigen Prozeß zu verlieren, meinem empörten Gefühl, meiner gerechten Rache abnöthigten.«

„Wie?“ unterbrach ihn Melonie mit einem scharfen Blick schnell, „der Prozeß ist ja gewonnen. — Ich weiß von Ihrem Anwalt,“ fügte sie hinzu, als er sie beinahe erschrocken mit großen Augen ansah.

„Was weiß ich davon!“ versetzte er, sich schnell fassend; „ich mußte mich ja verbergen. Gewonnen? Und ich liege hier und kann nicht einmal schreiben. Seit dieser Krankheit, ja seit der Stunde, möchte ich sagen, da meine Hand nothgedrungen Blut vergossen hat, ist meine Rechte wie gelähmt. Liebe Melonie, schreiben Sie unverzüglich dem Anwalt, da Sie ihn kennen, Er glaubt mich vielleicht auch todt.“

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 3tes Stück.

Das schwarze Herz.

(Fortsetzung.)

Er hatte Recht gehabt. Die Auflösung des Räthsels mußte der einmal aufgeregten Phantasie schal und nüchtern, wie die Wirklichkeit die mich umgab, vorkommen, und dennoch mußte sie mir willkommen seyn, weil sie die Besorgnisse des Bruders ganz in nichts auflöste. Ich eilte sogleich, ihm zu schreiben; aber dennoch waren selbst mir nicht alle Räthsel gelöst. Der unbegreifliche Raub des Bildes schien selbst dem genesenden Saint Priest ein neues aufzugeben.

Mir war indessen, als wäre nun mein Geschäft in Frankreich zu Ende, und hätte ich der mir nun sehr ungelegenen Reise nach Bourdeaux auf eine gute Art mich entziehen können, würde es mir vielleicht gelungen seyn, mich loszureißen und dem Bruder nacheilen zu können. So aber gab ich unentschlossen der Gewalt nach, die mich noch immer fesselte, und blieb, von einem mir unverständlichen, ängstlichen, wie um Hülfe flehenden Blick Meloniens gehalten, da. Sie wurde immer gedankenvoller, ernster. Das Lächeln innerer Zufriedenheit zeigte sich immer seltner um ihre Lippen. Unerklärlich sonder-

bar sah sie mich an, als ich einmal, dem innern Kampfe meiner Seele Luft gebend, von meiner Abreise mit ihr sprach. —

„Bleiben Sie noch, mein Freund!“ sagte sie bestürzt, mir mühsam eine sichtbare Angst verbergend; „ich weiß selbst nicht warum, aber ich traue dem zurückkehrenden Glücke nicht recht. Ich kann mich nicht mehr in Saint Priest finden. Ist es Krankheit? dieß unglückliche unglückselige Duell? Genug, es hat sich ein eisiger Nebel um sein sonst so sanftes Gemüth gelegt. Ich kenne ihn nicht mehr, selbst seine Stimme scheint mir rauher geworden zu seyn.“

Diese Worte zogen meine Aufmerksamkeit auf ihn zurück. Ich konnte indessen nur Eins, was mir nicht gefiel, bei ihm entdecken — sein Dasein. Seine Genesung schien schnell fortzuschreiten, nur seine Rechte blieb etwas steif und hinderte ihn am Schreiben. Zuweilen fand ich ihn tiefsinnig, doch am öftersten heiter. Briefe wurden mit Paris gewechselt, von Meloniens nicht sehr entferntem Schlosse gingen auch häufige Nachrichten ein. Es lag auf dem Wege nach Bordeaux; ich konnte mich nicht entschlagen, Beide dahin zu begleiten. Mein Besuch schien dem Bräutigam fast angelegentlicher, als Melonien selbst. Wollte er mich zum Zeugen des in solcher Eile bereiteten Hochzeitsfestes, als sollte es das lang verschobene Glück versöhnen, zum Zeugen dieses Glückes machen? Ich knirschte im Stillen; aber, so wie früher, fühlend, daß eine entschiedene Weigerung ein nur zu deutliches Geständniß meiner Gefühle wäre, gehorchte ich dem halb gebietenden, halb flehenden Blick der Zauberin, deren volle Gewalt ich erst erkannte, als ich mich ihr nicht mehr entziehen konnte. Sollte sie wirklich meine Empfindungen nicht geahnet haben? Nein, unmöglich! Wie konnte sie mir sonst ein so offenes, beinahe liebe-

volles Vertrauen zeigen, daß sie, wie es mir manchmal vorkam, dem Bräutigam immer mehr entzog?

Unser Einzug in ihr Schloß sah einem kleinen heitern Triumphzuge ähnlich. Es war, als spiegelte sich in den klaren Blicken der Dienerschaft der Nachbaren das Glück ab, das nicht mehr aus dem Auge der Gebieterin ungetrübt hervorstrahlte. Sie erblaßte beinahe, als sie inne wurde, daß der Trauung, wozu Alles zwischen Saint Priest's Abgang nach Paris und seiner späten Rückkehr bis auf die Acten in Ordnung gebracht war, gar nichts im Wege stand. Ihn selbst fanden die übrigen Bewohner der Gegend, die doch nur wenig Umgang mit ihm gehabt, heiterer als früher bei einem unstäten, weniger sanften Ausdruck, welches doch nicht auffiel, da ja ein Geheimniß über seine Abwesenheit ruhete und seine lange Krankheit Allen bekannt war.

Der Tag der Trauung war angesetzt; je mehr dieser heranrückte, je enger fühlte ich die Brust zusammengepreßt. Außer den Mauern des Schlosses ward mir wohler. Schon früh des Morgens streifte ich allein, träumend, in der anmuthigen Umgebung umher. Ach! auch diese sollte meinen Schmerz erhöhen. Lange herumirrend war ich endlich an das Ufer des silbernen Stromes gekommen, der, von dem Belvedere des Schlosses gesehen, dessen Fluren wie ein Friedensgürtel umschloß. Ich wandte mich um; da lagen verwirklicht, lebendig das Dorf, die Kirche, die waldige Anhöhe, die mich auf Saint Priest's Zeichnung schon angezogen hatten, vor mir. Ach! so wie er, sollte auch ich nur eine traurigsüße Erinnerung davon mitnehmen. Seine, Meloniens Thränen waren beim Anblick des Blattes geflossen; damals dachte ich nicht, daß die meinigen, bei dem Anblick des wirklichen Gegenstandes, die bittersten werden sollten. Dennoch war es mir klar, daß, bei zwei unvermeidlichen

Uebeln, es mir doch weniger schwer seyn würde, mich loszureißen, als Zeuge einer Verbindung zu seyn, die früher dem geliebten Weibe glückverheißend, nun aber uns Beiden unheilbringend erschien. Den Tag vorher konnte ich es nicht länger aushalten; indessen war es mir doch um ihre Meinung von mir zu thun. Ich suchte sie geflissentlich in ihrem Kabinete auf, um ihr meine plötzliche Abreise zu erklären. Aber die gelöste Zunge wurde gegen meinen Willen von der Leidenschaft fortgerissen; in der Mittheilung der Abreise wurde ihr auch die Veranlassung dazu nur zu deutlich. Ich besinne mich der verrätherischen Worte nicht mehr; nur sie, ein Bild jähen Erschreckens, schneller Fassung, des sanftesten Zaubers steht mir noch immer lebhaft vor Augen.

„Und dennoch, mein Freund! dürfen Sie das Schloß nicht verlassen,“ entgegnete sie. — „Ach! Sie können nicht ahnen, wie nöthig Ihre Gegenwart, wie nöthig Muth, vielleicht selbst Schutz mir ist. Wenigstens nicht, bevor mein Geschick entschieden ist. Versprechen Sie mir das?“

„Mein Gott!“ rief ich erschrocken, „was geht hier vor?“

„Nichts! Ich weiß nichts, nichts Bestimmtes,“ versetzte sie; „aber es wogt in mir, und vor meine sonst so klaren Blicke hat sich ein Nebel voll verworrener Bilder gelegt. Ach! nur Ihnen, Ihnen ganz allein kann ich mich vollkommen vertrauen, wenn —“ Sie brach in Thränen aus, und meine Hand ergreifend, fügte sie mit fast erstickter Stimme hinzu: „Nicht war, Sie bleiben? Urtheilen Sie selbst, wie wichtig Ihre Gegenwart mir ist, da ich sie mit Ihrem Schmerze erkaufen muß.“

Ehe ich noch antworten konnte, war sie schon entschlüpft. Ich mußte wohl bleiben. Endlich, und doch zu spät für mein gequelltes Herz, erschien der bedrohliche Morgen, die gefürchtete Stunde. Nur wenige Verwandte

waren in dem Salon versammelt, aus welchem das Brautpaar sich nach der Kapelle zu begeben hatte. Ich hatte mich unter jene gemischt. Die Braut, von einem kleinen Gefolge begleitet, trat aus ihrem Zimmer, (ich weiß nicht, ob als Herrin des Schlosses oder der Landssitte gemäß), zuerst in den Saal. Sie war auffallend einfach, ganz weiß gekleidet. Obgleich sowohl die Nachbarn als die Bewohner des Dorfes köstliche Spenden von Blumen geschickt, trugen ihre Locken nur ein kleines Myrtenreis von Pensées umschlungen, drey oder vier derselben Blumen schmückten ihre Brust. Kaum hatte sie die Anwesenden begrüßt, als ein nahendes Geräusch und das Aufreißen der Flügelthür den Bräutigam anzeigte. Er trat schnell mit freudestrahlenden Blicken ein. Seine Erscheinung stand völlig im Widerspruch mit der seiner Braut. Er war im höchsten Glanze, Stickereien und das Feuer der Ringe verwundeten fast das Auge. An der Brust haftete ein Strauß von den köstlichsten Blumen: einen ähnlichen trug er in der Hand, um ihn der Braut zu überreichen. Er nahete ihr mit raschen Schritten. Melonie hatte bei dem Geräusch seiner Annäherung sogleich mit einer, wie mir schien, ängstlichen Absichtlichkeit die Augen starr vor sich hin auf den Boden geheftet. Erst als er vor ihr stand, schlug sie die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihn. Forschend langsam glitt der Blick über seine ganze Gestalt hin; dann trat sie erblassend, unwillkührlich zurück, und so wie er in demselben Augenblick lächelnd ihr die Blumen überreichen wollte, schrak sie, wie von einer Schlange gestochen, zusammen, laut aufschreiend: „Er ist es nicht! Fort, Betrüger! hinweg!

Der Bräutigam schauderte, wie vom Blitz gerührt, und sah sie starr ohne Fassung, ohne Farbe an.

„Mörder!“ tönte es noch Einmal langsam, scharf von Meloniens Lippen. Da schlug er sich plötzlich mit geballter Faust vor die Stirne, wandte sich schnell, und stürzte aus dem Salon.

Die Braut war in die Arme der umstehenden Frauen gesunken. Alle drängten sich hülfebringend um sie herum. Die allgemeine Bestürzung und Verwirrung vermochte sich noch nicht in Fragen oder im Handeln zu äußern. Indessen war die Braut wieder zur Besinnung gekommen. Sie erhob sich kräftig, ja selbst erleichtert, und sagte gefaßt mit einem schmerzlichen Lächeln: „Es ist vorüber! Alles Traum und Wahn! Von Trauung sey keine Rede mehr. Was auch meine Lippen gesprochen haben mögen, ich weiß es nicht; nur Eins fühle ich deutlich, mit voller Ueberzeugung: Er ist ein Betrüger, er ist **nicht** Saint Priest. Laßt ihn aber; mögen diese Mauern nicht seine letzte Freistätte seyn! und,“ fügte sie mit sichtbarer Anstrengung hinzu, „bleibt heute meine Gäste, feiert mit mir das Heil der entronnenen Gefahr, muß ich auch selbst dabei unsichtbar bleiben.“ Sie winkte dem so eben eintretenden Geistlichen, dem gegenwärtigen Notar, einem männlichen Verwandten, und zog sich mit diesem in ihr Kabinet zurück.

Ich war, nicht, so wie man sagt, aus den Wolken gefallen, nein, vielmehr in die Wolken erhoben. Ich fühlte mich erschrocken, entsetzt, erfreut, aber dieser Auftritt war mir eben so unerklärlich, wie allen Anwesenden. Kaum hatte Melonie sich enfernt, als auch ich, unbekümmert um die Verwirrung der Gäste, an die ich gar nicht mehr dachte, — sie müssen sich doch wohl wegbegeben haben — auf mein Zimmer eilte. — Es bildet die Ecke eines sich nach hinten ziehenden Flügels, und so von Gedanken bestürmt, daß ich mich gern gedankenlos

nennen könnte, trat ich mechanisch an das Fenster, welches in den Remisenhof ging. In demselben Augenblick gewahrte ich den Bedienten des angeblichen Saint Priest, der einen kleinen Koffer hinten auf einer Halbchaise in flüchtiger Eile befestigte, ihn selbst, in einen Mantel gehüllt, sich in den Wagen werfen, und mit Postpferden, wie es schien, aus der geöffneten Hinterpforte fortrollen. — Ich befand mich in einem so traumähnlichen Zustande, daß ich mich erst später auf diesen Auftritt wieder besann, der so schnell vor sich ging, als wäre er schon im voraus bedacht gewesen. Auch weiß ich weder wie viele Stunden ich in diesem Zustande zugebracht habe, noch wer mir eine höchst nothwendige Erquickung gebracht hat, bei deren Genuß ich mich selbst überraschte. Es mochte doch wohl schon in der Dämmerung seyn, als ein Bedienter mich in das Kabinet der Frau vom Hause berief.

Ich fand sie gefaßt, doch aufgeregt. „Habe ich nicht Recht gehabt?“ rief sie mir entgegen; „ich ahnete wohl, daß ich den Beistand eines Freundes brauchen würde, und ich weiß keinen Andern als Sie, denn ich mit vollem Vertrauen so nennen darf; ich muß fort von hier, bald, sogleich. Bleiben Sie mein Beschützer. Nie habe ich so sehr empfunden, wie sehr es mir um einen solchen Noth thut. — Begleiten Sie mich.“

„Gern!“ rief ich freudig; „wohin?“

Sie stand einen Augenblick betroffen. „Wohin Sie wollen,“ sagte sie dann rasch. „Mein Leben würde fortan ohne Zweck, Alles mir gleichgültig seyn, wenn Sie nicht da wären. Sie lieben mich. Sie haben es mir auf eine Weise erklärt, der ich mehr vertraue, als der Leidenschaft, die ich — warum es läugnen? schon lange in Ihrem ganzen Wesen gemerkt. Möchte ich die Qual vergüten können, der meine Selbstsucht Ihr Herz

bloßgestellt hat! Könnte ich sie glücklich machen, so hätte ich wieder einen Zweck. Kann ich es, so bin ich die Ihrige. Mein Herz ist frei, — ja, frei. Ein ungeheurer Betrug hat meiner Liebe zu einem Bessern, den ich ewig beweinen werde, Bild und Gestalt geraubt. Für Sie fühle ich nichts, was Leidenschaft heißt, aber ich bin Ihnen herzlich gut; undankbar bin ich nicht gewesen, und ich knüpfe mich gern an Ihr Geschick, vorausgesetzt, daß Ihre Verhältnisse Ihnen gestatten, eine Frau zu wählen, die, ohne arm zu seyn, sich doch seit wenigen Augenblicken nicht mehr reich nennen kann. Ich habe auf dieses Besitzthum verzichtet. Entscheiden Sie, ich will nur Ihr Glück."

Die freudigste Ueberraschung, die, aller Verhältnisse uneingedenk, an dem so plötzlich erreichten Ziel des schon aufgegebenen Glückes sich meiner bemächtigte, und nicht Worte gaben ihr Antwort. Ich schloß sie stumm in meine Arme. „Erklären Sie mir —" gelang es mir endlich zu fragen.

„Alles! nur nicht hier, nicht an einem Orte, wo der erlebte Gräuel noch meine Phantasie betäubt, und die göttlichste Eigenschaft der Seele verdunkelt," sagte sie heftig. „O! über uns arme Blinde, die wir, ihr immer Täuschung zuschreibend, nur zu willig die Lügen der gröbern Sinne ihr vorziehen. — Sie allein haben unsere plumpe Klugheit bethört. Ihr Bruder hat Recht. Sein Geist hat den Geist des Freundes, uns seinen Mord verkündigend, erblickt, und nicht seinen Mörder, der sein wirkliches Auftreten uns vorspiegelnd, sich nur zu sichern hoffte. Ich bin wegens meines Unglaubens bestraft; retten Sie mich aus diesen Mauern."

Noch ehe die Nacht heraufzog, waren wir schon von dem Schloß entfernt, das Keines von uns mehr erblicken sollte. Es war ein Ort verabredet worden, wohin der

Kastellan die nach unserer schnellen Abreise noch zu packenden Koffer hinschicken sollte. Die mit uns fahrende Kammerfrau brachte, wie sehr auch ihre Gegenwart meiner Neugierde einen peinlichen Zwang auflegte, doch allmälig unsere erregten Gemüther in großes Gleichgewicht. Von Bourdeaux war keine Rede mehr. Wir fuhren die Nacht hindurch und noch einen Theil des folgenden Tages, bis wir zu einer ziemlich großen Stadt gelangten, deren Namen ich mir nicht einmal die Mühe gab, zu erfragen. Hier erst wurden uns in den prosaischen Strahlen der Sonne einige ruhige und besonnene Stunden zu Theil, in welchen mir Melonie das neue Räthsel ungefähr mit folgenden Worte löste, indem sie mich zugleich mit ihrem Leben bekannt machte.

„Mein Vater," berichtete sie, „war ein angesehener Banquier in Bordeaux, dessen Vermögen die Revolution nicht bloß bedeutend geschmälert, sondern ihn selbst vielfältigen Gefahren bloßgestellt hatte. Aus Liebe zu mir, nur bedacht, mir bei seinen veringerten Glücksumständen ein beneidenswerthes Loos zu sichern, vermählte er mich noch sehr jung, und ohne mich zu fragen, mit einem Herrn Courville, der eben zu rechter Zeit, so wie die Revolution der Schwarzen auf Sanct Domingo ausbrach, seine dortigen reichen Plantagen verkauft hatte, und mit den daraus gelösten großen Summen nach seinem ebenfalls gährenden Vaterlande, das er als Jüngling verlassen, nun als Greis, weniger an Jahren, als durch die entnervende Lebensweise des heißen Klimas, zurückgekehrt war. Er stammte aus einem alten, angesehenen Geschlecht, das er doch, mehr vielleicht, weil die reichern Verwandten ihn in seiner Jugend über die Achsel angesehen, als um sich einer durch den Geist der Zeit gefährlichen Verwandtschaft zu entziehen, nun für gut fand, gänzlich zu verläugnen. Auch hielten sich die noch üb-

rigen Glieder derselben in tiefer Verborgenheit. Viele und grobe Fehler sollen ihn bei seiner Umgebung gefürchtet gemacht haben. Ich merkte sie nicht, denn mich trug er auf den Händen. Ich hatte das Schloß, das wir so eben verlassen haben, zufällig gesehen. Es gefiel mir, und er brachte es mir als Morgengabe. Indessen entkeimten meinem Ehestande nur wenige Rosen. Courville wurde täglich kränklicher, und ich folglich mehr seine Krankenwärterinn, als seine Gemahlin. Zu Ende des dritten Jahres starb er. Er hatte seinen Tod längst vorausgesehen, und mich, zum großen Verdruß seiner in der Stille lauernden Verwandten, zur Universalerbin eingesetzt. Unter diesen wurde mir besonders der Graf von Montaumer genannt, der sich in der Vendée als ein eifriger Verfechter des Königthums ausgezeichnet hatte, und sich noch immer, obgleich verfolgt, hin und wieder auftauchend, in Frankreich befand. Jung und leichtsinnig, bekümmerten mich Ansprüche, die der bestimmte Wille des Erblassers zernichtet hatte, nur wenig. Nicht so aber ein Oheim von mir, der die Stelle des schon verstorbenen Vaters bei mir vertrat, vielleicht noch in alten, freundschaftlichen Verhältnissen mit jener Familie stand, und die meiste Zeit seit dem Tode meines Gatten, seinen Nachlaß ordnend, in meinem Schlosse sich aufhielt. Besonders lobte er den ältern einzigen Sohn des Grafen von Montaumer als einen jungen Mann von seltenen Verdiensten, gegen welchen das Verhängniß, indem es ihn aller väterlichen Güter, die dem Staate anheimgefallen waren, beraubt hatte, sich so ungünstig gezeigt, und stellte mir vor, wie heilbringend es seyn würde, wenn meine Liebe das durch die seines Oheims zu mir an ihm verübte Unrecht wieder gutmachen könnte. Der gute Alte verstand mit der ihm eignen Liebenswürdigkeit diese Saite so wohltönend anzuschlagen, daß meine Phantasie sich allmäh-

lig mit einem selbst erschaffenen Bilde von dem jungen Grafen Montaumer wirklich beschäftigte."

„Einmal — als das Trauerjahr kaum vorüber war — wußte der Oheim mich sehr geschickt nach Bourdeaux zu locken, wohin ich nur selten kam, weniger aus Neigung zu dem einformigen Landleben, als aus Furcht und Abscheu vor dem nur zu oft dort vorfallenden Gräuel des wilden, gährenden Volkes. Ein geheime Absicht ahnend, folgte ich seiner Einladung gern und nicht ohne Neugierde. Er wollte nur, wie er sagte, daß ich da ein eben so seltenes als vorzügliches Koncert genießen sollte. — Still bei sich lächelnd führte er mich selbst dahin. — Viele jugendliche Bekannte nach allen Seiten begrüßend, die Blicke verstohlen ringsumher werfend, begegnete diesen eine in der That nicht alltägliche Gestalt eines jungen Mannes, dessen bescheidner Anzug bei einer gebieterischen Haltung und höchst ansprechenden Zügen schon meine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen haben würde, wenn nicht seine Augen durchdringend auf mir geruhet, und jeder meiner Bewegungen gefolgt wären. Etwas, vielleicht mehr als Eitelkeit, fühlte sich in mir erregt, und wie ich noch glaube, schweiften auch wohl meine Blicke hin und wieder nach seiner Seite hin. — Er hatte gar nichts Aehnliches mit dem Bilde, das ich mir von Montaumer entworfen, und doch empfand ich, daß es mir gar nicht unlieb seyn würde, wenn er dieser sey. Da besann ich mich plötzlich auf den Oheim, und warf fast erschrocken einen schnellen Blick auf ihn. Er lächelte beifällig, und auf die Richtungen meiner Blicke anspielend, flüsterte er mir in's Ohr: „Montaumer!" Ich fühlte, daß ich erröthete, und doch konnte ich nicht umhin, daß nicht mein Blick unwillkührlich schnell auf den jungen Mann hinstreifte. Es war, als hätte er mein Erröthen bemerkt. Ein flammender Strahl blitzte in

seinem Auge auf, ein Anflug von Freude verlieh seinen Zügen einen höhern Ausdruck. Ich senkte die Augen zu Boden, ich vermochte kaum, sie wieder zu erheben. Zum Glück war das Koncert bald zu Ende. Als der Oheim mich wieder aus dem Saale führte, blieb er auf einmal nicht fern vom Eingange stehen. Der junge Graf trat bescheiden zu uns hin, von einem ältern Manne begleitet, dessen ruhiges Antlitz bei dem bis in die Seele dringenden Auge mir oft vorgeschwebt hat. Der Oheim stellte mir den Erstern unter seinem Namen, doch ohne den Grafentitel vor, und bat mich, ihm zu vergönnen, daß er mir Beide den nächsten Tag vorstellen dürfe. Ich genehmigte es leise, und wir trennten uns unter stummen Verbeugungen. Noch während des Nachhausefahrens bestimmte der Oheim heiter uud zufrieden die Stunde des morgenden Besuchs, und belehrte mich, daß der Begleiter des jungen Grafen sein Freund und Erzieher sey, und nunmehr, da sein Vater sich verborgen halten müsse und Alles verloren habe, dessen Stelle bei ihm vertrete und auf die edelste Weise für seine Bedürfnisse sorge."

„Ich schlief diese Nacht sehr ruhig, aber — warum es läugnen? — ich träumte von dem Grafen. Warum läugnen, daß auch den nächsten Morgen sein schönes Bild mich beschäftigte, daß ich mich gewählter als sonst anzog, daß ich mit Unruhe, ja selbst nicht ganz ohne Sehnsucht die bestimmte Stunde erwartete? — Allein diese kam und schlich langsam vorüber; auch die nächsten ging zu Ende; aber es kam noch immer Niemand. Ich fühlte mich verletzt, verdrießlich, unruhig. Endlich, als ich Niemanden mehr erwartete, trat der Oheim blaßverstört, beinahe athemlos in den Salon. Er berichtete nun, daß eben so wie sie im Begriff waren, sich zu mir zu begeben, die Nachricht eingetroffen sey, daß in Paris eine später sehr bekannte Verschwörung zum Vor-

theile der Bourbons entdeckt war, und daß Montaumer's Vater als erkannter Abgesandter des königlichen Hauses ergriffen und verhaftet sey. Es ließ sich vermuthen, daß zu gleicher Zeit eine Ordre zur Verhaftung des Sohnes und dessen Lehrers, in dem man einen geheimen Priester hatte erkennen wollen, in Bourdeaux eingetroffen sey, und und so war der Oheim bis jetzt beschäft gewesen, Beide unerkannt und unentdeckt verschwinden zu lassen. Dies wäre nun geschehen. Sie wären, meinte er, schon außer dem Bezirke der Stadt."

„Die eingebildete Verletzung meiner Eitelkeit war einer bessern Besorgniß gewichen. Die Gegenwart des so gut wie unbekannten Vermißten hätte vielleicht nicht so bald mein Herz gefesselt, als nun seine Abwesenheit es that, deren geträumte Gefahren meine Phantasie beunruhigten, so wie sie den Flüchtling mit tausend Reizen schmückte, während Klugheit und Anstand mir geboten, die geheime Angst meiner Brust zu verbergen. Ich blieb den ganzen Winter in der Stadt, ich weiß nicht, ob in der Hoffnung, etwas von ihm zu hören, oder um den guten Oheim nicht zu verlassen, dem dieser Vorfall, der ihm Unruhe und Schrecken eingeflößt, einen mehr als gewöhnlich heftigen Anfall von Gicht zugezogen, der ihn an Haus und Lager fesselte, wo er zwar keiner Pflege entbehrte, aber meine Gegenwart ihm doch eine wohlthuende Zerstreuung gewährte."

„Als der Frühling wieder herangerückt war, zwang seine Güte mich, die Stadt zu verlassen, und wie gewöhnlich, mein reizendes Landgut zu beziehen; aber ich brachte die alte Heiterkeit nicht mit dahin. Es war, als machten der Gesang der Vögel, die Farben der Blumen und Blüthen, die würzigen Düfte des Frühlings mir eine nie zuvor empfundene Leere im Herzen erst recht fühlbar. Es erklangen Seufzer daraus, die mich überraschten und

erschreckten. Vergebens suchte ich meine junge Freundinnen in der Nachbarschaft auf; vergebens führten sie mich unter heitern Gesprächen auf alle die schönen Stellen ringsumher, die mich ehedem so sehr befriedigt hatten. Ihre Fröhlichkeit verstimmte mich nur mehr; alle die vormals mich so laut ansprechenden Stimmen der Natur schienen mir nun seelenlos."

„Eines Morgens, als ich mit einem Paar mich besuchender Freundinnen in den unfern des Schlosses gelegenen, aber durch ein anmuthiges Gehölz davon getrennten Dörfchen, dessen reizende Lage Sie gewiß nicht bloß in jener Zeichnung entzückt haben wird, nahete, begegnete uns ein junger Militär in französischer Oberlieutenantsuniform, der, im Lesen vertieft, uns erst gewahr zu werden schien, als wir ihm schon ziemlich nahe waren, und mit einer ehrbietigen Begrüßung zutrat, während sein Blick wie froh überrascht, brennend auf mich fiel. In stürmischer Eile, das Auge niedergeschlagen, aber mit fieberhaftem Klopfen aller Pulse, eilte ich nach ihm vorüber. Wie unstätt und flüchtig meine Augen auch in der Entfernung auf Montaumer geruhet, wie kurz wir Beide uns ganz nahe einander gegenüber gestanden, konnte doch der Blick, den das Herz schärft, sich nicht täuschen, und tausend in diesem erwachte Stimmen flüsterten mir zu: „Er ist's!" Ich hatte Mühe, den Gefährten meine Bewegung zu verhehlen; aber eine freudige Beruhigung füllte meine Brust. Ich war überzeugte, daß ich, in so fern er Montaumer sey — und ich zweifelte nicht daran — ihn wiedersehen würde, daß er nur meinetwegen hier seyn könne. Kaum zwei Tage hernach begegnete ich ihm auf einer ganz andern Stelle wieder, und von nun an ging keine Morgenwanderung vorüber, die ich auch nie mehr versäumte, daß ich nicht so unerwartet und so zufällig auf ihn traf, daß nur ein Herz, das seine Em=

pfindungen theilt, eine Absicht darin ahnen konnte. Es wurde mir immer gewisser, daß er Montaumer sey. Zwar schien er blasser, vielleicht sogar schmächtiger; eine schüchterne Wehmuth war über seine Züge verbreitet, die ich freilich jenen Abend in seinem sieggländzenden Blick nicht bemerkt hatte; aber hatten die Schläge des Geschickes ihn nicht auch gleich nachher hart und plötzlich getroffen? War es nicht die Sehnsucht, die in meiner Brust wiederklang, die ihn aus einer entfernten, sichern Verborgenheit zurück in meine Nähe geführt, wo ihn vielleicht neue, größere Gefahren als Reize umgaben? Freilich machte mich die Uniform ein wenig irre. Sie schien abgetragen, er selbst matt, schwankend, mit der auflebenden Seeligkeit im Auge, die beglückte Liebe oder wiederkehrende Genesung einer frühlingsfrischen Natur darin anfacht. Montaumer hatte nicht gedient; aber war nicht eben die Uniform ein Mittel, der Entdeckung vorzubeugen? Mochte dieser Anschein von Genesung Andere täuschen, den Zauber in seinem Blicke wußte ich richtiger zu deuten."

„Endlich gelang es mir, ohne Furcht, Argwohn zu erregen, nach ihm fragen zu dürfen. Ich erfuhr nun, daß dieser junge Mann sich Saint Priest nannte, ein Neffe des alten, im Dorfe wohnenden Maire sey, zu dem er sich zurückgezogen, um sich von einer schweren Krankheit, deren von den Feldärzten vermuthete Unheilbarkeit ihm den Abschied bewirkt hatte, ganz zu erholen. Ich erschrack, daß ich so lange versäumt hatte, nach alter Gewohnheit den Maire zuweilen einzuladen. Ach! mein voriger unruhiger Unmuth, meine jetzigen glücklichen Träume hatten das Glück, nach dem ich mich sehnte, von mir entfernt. Ich beeilte mich, mein Unrecht wieder gut zu machen. Es kostete kaum ein halbes Wort, um den gesprächigen Alten in Zug zu bringen. Er bestättigte

zwar, was das Gerücht mir schon gesagt, jedoch auf eine Art, die mir keinen Zweifel ließ, daß nicht ein kleines Geheimniß dahinter steckte. Ich gestattete ihm, mir den jungen Mann vorzustellen, und lud Beide zum folgenden Mittagsmahle ein; unsere republikanischen Sitten erlaubten es nicht bloß, sondern erheischten es sogar.«

(Fortsetzung folgt.)

Das Kind in der Küche.

Viersilbige Charade.

Mutter.

Was suchst du in der Küche hier? —
Dieß Spüren, — oft verbot ich's dir!

Kind.

Ich glaubt, — ich wollt, — ich war erfreut,
Daß drei und vier gemacht wird heut!

Mutter.

Was dir nicht einfällt, albern Kind!
Solch' Bissen nur für Reiche sind! —

Kind.

Ach, geh' doch, treibst nur Scherz mit mir,
Eins, zwey sind ja zur Hand schon hier! —

Mutter.

So meinst du, nur zu Leckerbissen
Sind diese gut? willst's besser haben?

Kind.

O pfui! — ach Mutter! wie das schmeckt!
Ich kostete — hab d'ran geleckt.

Mutter.

Laß dich die Lehre nicht verdrießen; —
Das Ganze wird den Mund dir süßen.

Kind.

Ja, giebst du davon mir nur ein Stück,
Kehr in die Küch' ich nie zurück. —

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 4tes Stück.

Das schwarze Herz.

(Fortsetzung.)

„So wurde denn unsere Bekanntschaft gemacht oder erneuert; denn weder damals, noch später äußerte Saint Priest, daß wir uns früher gesehen. Ich glaubte, ihm insgeheim Dank dafür schuldig zu seyn, sey es, daß er mir ein Erröthen ersparen, oder vielmehr mich auf eine mich beruhigende Art sicher stellen wollte, wenn Montaumer in ihm entdeckt werden sollte. Wohl aber gestand er mir viel später, daß er, lange bevor ich ihn im Walde erblickt, mich bemerkt, meinen Schritten wie bezaubert gefolgt, und daß meine Verwirrung, als wir uns endlich überrascht gegenüber standen, so wie gleich nachher meine milde Begrüßung, meine Blicke, wenn wir uns begegneten, ihn entzückt und ermuthigt hatten. — Lassen Sie mich kurz seyn: wir liebten uns, aber der Name Montaumer kam nicht über unsere Lippen. Ich hütete mich wohl, einen Klang zu beleben, der für ihn abgestorben war, und dessen leisester Laut leicht wieder Gefahr und Verfolgung erwecken möchte; aber oft, wenn Saint Priest von seiner geräuschlosen Kindheit, seiner spätern militärischen Erziehung, und von einem Prozeß sprach, den ihn

nicht seine beengte Lage, sondern weit mehr die Hoffnung meines Besitzes antrieb, aus allen Kräften zu verfolgen, weil dessen Verlust ihm jeden Anspruch auf meine Hand rauben würde, da wußte ich nicht, was ich denken sollte. Aber die Vergangenheit wurde immer gleichgültiger, je mehr die Gegenwart des Geliebten mich beglückte und mir sein innerer Werth klar wurde. — Ja, als er zuversichtlich und ohne Zweifel wegen meines Lächelns, verwundert, betheuerte, daß er zwar vielleicht von seinen Gegnern insgeheim bedroht werden könnte, aber von der Regierung nichts befürchtend, nur darum das Glück unserer Verbindung verschöbe, damit er durch ein angemessenes Vermögen zugleich der Welt sein Recht, mein Geschick zu theilen, zeigen könne, fieng ich nach und nach an, selbst ungewiß zu werden, ob nicht bloß eine flüchtige Aehnlichkeit mit dem so kurz gesehenen Grafen, dem die eigne Phantasie vielleicht auch geträumte Züge beigelegt, mich getäuscht hätte. Gewiß hätte ich bei unserm innigen Vertrauen keinen Anstand mehr genommen, ihn geradezu zu fragen, wenn nicht ein der Beschämung ähnliches Gefühl mir verwehrt hätte, ihm zu gestehen, daß vielleicht nicht er selbst, sondern nur ähnliche Züge, die schon Herz und Phantasie beschäftigten, mich in diese theuren, damals ganz fremden Arme geführt hätten. Ich erröthete vor mir selbst über den möglichen Irrthum, und fürchtete seine Eifersucht. — Was ging mich auch der Name Montaumer an? machte doch Saint Priest mich glücklich. Mein Oheim, dessen Krankheit immer bedenklicher wurde, und dem einen kurzen Besuch abzustatten ich nur Gelegenheit fand, hatte später von Montaumer nichts erfahren, und hörte voll Verwunderung den Bericht an. Er wiederholte, sich besinnend, den Namen Saint Priest, schien eine Weile in Nachdenken vertieft, und sagte dann lächelnd: „Fühlst Du Dich über=

zeugt und sicher in Dir, so folge Deinem Herzen.“ — Das hatte ich ja längst gethan, und so träumte ich nur von dem Glücke des Wiedersehens, als jener unglückliche Prozeß Saint Priest's persönliche Gegenwart in Paris erfoderte, über dessen Erfolg er doch nicht die kleinste Furcht äußerte. Er reiste. Von Orleans erhielt ich einige liebevolle Zeilen — und seitdem habe ich nichts von ihm gehört.“

»Kann ich Ihnen die Unruhe, die Besorgnisse beschreiben, welche dieß Stillschweigen, diese immer wachsende Ungewißheit von seinem Schicksal in mir erregte? An wen soll ich mich wenden? Der Oheim, mein einziger Vertrauter, war an Körper und Seele gelähmt. Der alte Maire war kurz nach der Abreise des Neffen plötzlich erkrankt und gestorben. Die Wittwe hatte mir, ehe sie in ihre Heimath zog, sehr geheimnißvoll vertraut, daß Saint Priest gar nicht sein Neffe, sondern schon in seiner Kindheit dem Bruder ihres Gatten von einer, wie sie meinte, emigrirten Familie übergeben worden war. Hier waren mir alle Quellen versiegt, und in Paris wußte ich Niemanden, dem ich mit Erfolg meine Besorgnisse eröffnen konnte. Durch jede unvorsichtige Forschung nach Saint Priest befürchtete ich, bei der die Mittheilungen der Wittwe die eingeschlummerten Vermuthungen wieder bestärkt hatten, Montaumer Unheil zu bringen. Endlich konnte ich die ängstliche Unruhe, die mich nun beinahe ein ganzes Jahr gequält hatte und immer stieg, nicht mehr ertragen. Die Angst gab mir Muth, ich zog selbst nach Paris. Sie wissen bereits, was mir dort begegnet; wie Saint Priest dort plötzlich verschwunden, wie die von dem Pinsel Ihres Bruders festgebannte Erscheinung mir die ersten und letzten Spuren von ihm zeigte. Erinnern Sie sich jenes in seinem Zimmer gefundenen Stückchen Papiers? Es gab mir Licht, aber band mir die Zunge

noch fester. Schien es auch nicht von Saint Priest's Handschrift, konnte es doch die seinige seyn; bewies es auch nicht, daß Beide eine Person, bewies es wenigstens, daß sie in Paris und mit einander in Verbindung gewesen. — Der Wirth allein schien das Letztere zu vermuthen; dennoch sprach mir das Bild — ich konnte nicht zweifeln — nur des Freundes Tod aus. Ach! wäre ich fest dabei geblieben, ich wäre dann nicht so schmerzlich darauf zurückgekommen.«

„Sie verkündeten mir zuerst sein Leben wieder. — Ach! ich beweinte ihn in der Stille so tief, daß meine heftige Freude, dem Schrecken ähnlich, mir alle Besonnenheit benahm. Ich stürzte hin, sah, und zweifelte keinen Augenblick. Ich hatte mich in der letztern Zeit nur zu sehr gewöhnt, mir Saint Priest so zu denken, wie ich ihn zuletzt im Bilde gesehen. Erst später sollte es mir klar werden, daß ich weniger ihn, als das vor mir lebendig gewordene Bild wieder erkannte. Aber der Wieder-Erstandene theilte mein Entzücken, meine Freude. Erst spät kam es zu Erklärungen. Sie waren von seiner Seite sehr im Allgemeinen, gleich entscheidend — kleine Details schienen seine auf's Neue dadurch empörte Seele nur schmerzlich zu erregen. Er machte mir zuerst Vorwürfe, daß ich gar nichts von mir habe hören lassen, und als ich dieselben gegen ihn wandte, war es, als ginge ihm ein Licht auf. Nach einem kurzen Insichkehren machte er — ohne doch, wie er sagte, und worin er Recht hatte, mich mit den vielen theils erdichteten oder geliehenen Namen, theils gemachten Verhältnissen verwirren zu wollen, derer der verfolgte Adel in Frankreich sich bedienen mußte, um Eigenthum und Rechte gegen anmaßende Raubgier zu behaupten — es mir begreiflich, wie viele Ränke ihn umsponnen hatten. Es war ihm klar, daß unsere Briefe beiderseits aufgefangen waren, um ihm einen

Schlag zu versetzen, dessen seelenlähmenden Wunden ihm verwehren sollten, den Gang des Prozesses mit dem frühern Scharfblick zu verfolgen, und mit schlauer Klugheit den Kunstgriffen der Gegner entgegen zu arbeiten. Es war diesen zum Theil gelungen; erst als es beinahe zu spät geworden, waren ihm die Augen aufgegangen; ihre Ränke lagen offen vor ihm; es blieb seiner Wuth nur übrig, durch kräftige Drohung den Feind zu entwaffnen, oder sein Recht in seinem Blute zu rächen. Das Erste mißlang, daß Zweite nicht; allein er mußte fliehen, denn, wiewohl die Familie des Getödteten jedes laute Aufsehen scheuen mußte, wußte er doch, daß ihr Mittel zu Gebote standen, ihn heimlich zu verfolgen, ja selbst einen schmählichen Tod über ihn zu verhängen. Freudenlos, verkleidet, nur mit einer mäßigen Geldsumme versehen, hatte er Paris verlassen, sich wie im Zauberkreise um mein Schloß gedreht, ohne Muth, mich durch seine Erscheinung der Gefahr und Rache bloßzustellen, und ohne Kraft, der Luft, die wir zusammen einathmeten, sich zu entziehen. — Endlich hatte er durch einen Zufall erfahren, daß ich nach Paris gereist war; nur dort durfte er hoffen, sich mir unbemerkt nähern zu können. Er schickte sich sogleich an, zurückzukehren; aber der immer erregte Zustand seiner Seele, Verzweiflung und Gram hatte die Kraft, die ehedem die Wuth ihm verlieh, endlich überwältigt. Er vermochte nur, Portiers zu erreichen. Seine lebensgefährliche Schwäche, die Mitleid erregte, und seine Umgebung, der Arzt nnd die wechselnden barmherzigen Schwestern aus dem daselbst begründeten Orden, verhüteten seine Entdeckung. In einer von den letztern hatte er zufällig eine Bekannte getroffen, die früher in das Haus des Herrn Maire gekommen war; auch sie habe ihn wieder erkannt. Bei dieser habe er Treue und Anhänglichkeit gefunden. Beiden hatte er seine langsam

zurückkehrende Herstellung zu verdanken. Diese Frau hatte, Gott weiß durch wie viele Hände, aus einem Schreiben meiner Kammerfrau erfahren, daß ich bald Paris verlassen und wieder heimkehren würde. Auch sie kannte mich dem Ansehen nach, und erbot sich, mir auf meiner Durchreise mit der Diligence aufzupassen. — Dieser schlichte Bericht, dessen viele Lücken sein zerrütteter Seelenzustand erklärte, bot keine Veranlassung zum Zweifeln dar. Aber unmerklich begann mein Glaube an ihn selbst zu wanken. Er schien mir bald nicht mehr Saint Priest. Die sanfte Seele, die frohe Genügsamkeit und die reinen Ansichten desselben waren einem bittern Groll gegen die Zeit, einem selbstsüchtigen Stolz, einer mir befremdeten Weltklugheit gewichen. Die Betheurungen der ihn sichtbar beglückenden Liebe, die seine Herstellung wunderbar schnell herbeiführte, waren weniger innig als früher, vielmehr leidenschaftlicher, der fremde Ausdruck seines Blickes hatte nicht das Geisterhafte, das mir im Bilde begegnete, sondern etwas noch Grauenhafteres, etwas tückisch Lauerndes bekommen. Wir Beide verstanden uns, als unsere Blicke sich unwillkührlich trafen; Sie aber waren billiger als ich. Ja, wohl konnte Krankheit jenen Ausdruck herbey gebracht, Gram, Erbitterung, Wuth seinen Blicken ihre klare Feinheit benommen haben. — Ich ging in mich selbst und bat im Stillen mein Unrecht ab; dennoch war ein leiser Argwohn in mir erregt, den meine Vernunft widerlegte, mein Herz aber immerfort nährte, und tausend kleine Zufälligkeiten bestärkten. Jenes abgerissenen Streifen Papiers eingedenk, wünschte ich insgeheim seine Handschrift zu sehen; da sprach er plötzlich von der Lähmung seiner Rechten, die ich nicht früher bemerkt hatte. Mein Herz klopfte in ungestümmer Angst; aber als er mich nun so ruhig bat, an den Anwalt zu schreiben, und mir zur Beglaubung dieses

Mannes aus seinem Portefeuille Dokumente und Vollmachten einhändigte, die nur Saint Priest gehören konnten, mußte ich wegen des ungerechten Argwohns mit mir selbst hadern, und dennoch legte sein Inneres eine immer größere Verschiedenheit von dem des Freundes an den Tag, die auszugleichen ich nicht vermochte. Es war mir vielleicht deutlicher, als je einer andern Frau, daß, wenn auch äußere Vorzüge meine Aufmerksamkeit auf ihn zuerst erregt, doch nur sein Inneres mein Herz gewonnen hatte; und in der That, was das Aeußere betraf, je mehr seine Genesung fortschritt, desto mehr verloren seine Schärfe, sein Blick wurde sanfter, heiterer, und wenn er auf mir ruhete, auch anmuthig wie vorher, doch auf eine ganz andere Weise; seine Stimme allein blieb hart, und bei den warmen Ergüßen seines Herzens, bei seinem Hinblick in die Zukunft, bei der Ausmalung unsers glücklichen Zusammenlebens, wurde mein Herz immer kälter. Seine Verstellungsweise, seine Bilder, die süße Innigkeit, die aus seinem Auge gestrahlt, Alles war nicht mehr das Frühere; der Zauber, wie eine Athmosphäre um ihn gebildet, hatte seinen Glanz verloren. Eine Ungewißheit war in meine Seele gekommen, die mir selbst nicht klar war, die aber beendigt werden mußte, sollte ich ihm mit Vertrauen die Hand reichen können. Nun wollte ich eine Gewißheit haben, die mir früher gleichgültig geworden war, und deren Erinnerung jener Name an dem Papierstreifchen erneuerte. So wie er mir weniger Saint Priest schien, war er mir mehr als Montaumer geworden, und es trieb mich, das früher so sorgsam Verhehlte auszusprechen, da jenes Streifchen mir eine Veranlassung dazu lieh. Ihm fest in's Auge blickend, ohne daß er mein so lange verschwiegenes Geheimniß hatte ahnen können, sagte ich ohne Vorbereitung rasch: „Gestehen sie es doch nur' Sie heißen nicht Saint Priest, Sie sind Montaumer."

„Er stand, wie von einem jähen Blitz getroffen, erschrocken, erblaßt, verwirrt; aber eben so plötzlich färbte eine hohe Röthe seine Wangen, ein freudiger Strahl belebte sein Auge, er sank zu meinen Füßen: „Ja!“ rief er, „ich bin es. Können Sie mir verzeihen? Haben Sie meiner denn wirklich nicht vergessen? Ach! Montaumer hat immer den glücklichen Saint Priest beneidet.“

„Unwillkührlich gerührt, erwähnte ich des Papierstreifchens nicht. „Stolzer Mann!“ entgegnete ich, „ist Ihr Namen Ihnen denn werther als Ihr Herz? Das habe ich geliebt, ohne an Namen zu denken; nun erst denke ich daran, weil ich nicht weiß, welcher am wenigsten gefährlich zu nennen ist.

„Das Geschehene mag wohl nun verschmerzt seyn,“ erwiederte er nicht ohne Wehmuth, „und ist es auch, fern von hier, nicht vergessen, kann doch in dieser Gegend Saint Priest frei athmen, bis er sich ganz wieder in Montaumer hineinretten darf. — Aber daß Sie Jules in mir erkannt, läßt mich erst recht die Wonne der Liebe empfinden.“

„Seine lebhafte, übersprudelnde Freude hatte mich unwillkührlich mit fortgerissen, und dennoch diente bei ruhiger Erwägung dieser Auftritt nur dazu, meinen Argwohn zu bestärken. Sein Erschrecken bei dem Laut seines Namens, seine Bitte um Verzeihung, seine Freude, nicht vergessen gewesen zu seyn, ein sichtbarer Zwang in seinem ganzen Wesen von dem Augenblick an, wo ihm die Besonnenheit wiederkehrte, selbst der nie früher genannte Name Jules, der doch, als Saint Priest, nicht vonnöthen gehabt, in Isidor verwandelt zu werden — Alles berührte mich unangenehm, widerlich. Dennoch bestand er siegreich in der wiederholten Probe, der ich ihn unterwarf. Er wußte von unsern frühern Verhältnissen, Saint Priest's Beschäftigungen, seinen Zeichnungen, mit welchen die noch

immer steife Rechte ihn abhielt, fortzufahren, selbst von unsern frühern Unterredungen so gut Bescheid, daß die unbedeutenden Verschiedenheiten, die mir auffielen, doch nur Gedächtnißfehler verriethen, die bei dem von ihm Erlebten so natürlich waren; und ohnedieß — hatte er sich nicht eines Mordes — oder richtiger eines Erschlagens — schuldig gemacht, den freilich nicht die Welt, vielleicht nicht einmal sein Gewissen ihm vorwerfen würde, an den ich aber nicht ohne Grauen denken konnte? — Ach! war es vielleicht nur dieß unfreiwillige Grauen, das sich zwischen ihn und meine liebevolle Anerkennung gestellt? Und wen hatte er denn erschlagen? Er hatte Keinen genannt; aber eine Reihe von Vorstellungen, jenes Streifchen Papier, die mir übergebenen Dokumente flüsterten es in mein schauderndes Herz, daß, wenn Montaumer nicht Saint Priest sey, er dessen Herausforderer, dessen Mörder seyn müsse. Mir schwindelte der Kopf — ich, Beide waren verloren, ich fühlte es, wenn diese Unsicherheit in mir nicht gehoben würde, wenn nicht mit meiner Verbindung eine völlige Sicherheit eintrat; und doch war dieser Argwohn so ungeheuer, daß ich ihm keine Worte, nicht einmal Gedanken leihen durfte. Gewißheit aber mußte mir werden, das wußte ich — wenn auch erst in dem Augenblicke, vor der Trauung. Es war mir nichts mehr übrig, als es dahin kommen zu lassen. Sie' haben meinen Kampf, so wie ich Ihre Pein gesehen, als ich sie bat, dazubleiben. — Ich konnte Ihnen diese Pein nicht ersparen. Ach! mein Innerstes zweifelte nicht mehr, und schauderte, es nicht im Stande zu seyn, ohne ein materielles Zeugniß anführen zu können."

„Es giebt kleine, unbedeutende Geheimnisse zwischen Liebenden, die, wie tändelnd sie auch einem Dritten erscheinen, doch ihren Herzen so heilig sind, daß sie, aus zarter Furcht vielleicht, diese dem Spott bloßzustellen, sie

selten, selbst dem innigsten Freunde nicht, vertrauen. So bestand auch ein kleines Geheimniß zwischen Saint Priest und mir, das er schwerlich Jemandem vertrauet haben würde, weil es durchaus nur für uns Bedeutung hatte. Oft waren wir in unsern tändelnden Unterredungen auf den Augenblick zurückgekommen, wo wir in jenem Holze von Sablons uns zuerst begegnet; Jedes von uns hatte Freude daran gefunden, das Bild des Andern bis zu der geringfügigsten Kleinigkeit auszumalen. Der Zufall — nein! die Vorsehung — denn der spätere Erfolg hat mich gelehrt, auch hier die Zufälligkeit zu verwerfen — die Vorsehung wollte, daß ich den Tag, da wir uns endlich gegenseitig unsere Liebe bekannten, eben so wie den Morgen, als wir uns zuerst begegneten, angezogen war, oder vielmehr dieser Anzug hatte wohl eben den Tag das Geständniß schneller von seinen Lippen gelöst: genug, diesen Umstand später besprechend, nahm Saint Priest, dem Natur und Einfachheit lieber als alle konventionellen Formen waren, mir das Gelübde ab in eben diesem, oder doch einem ähnlichen Kleide mit ihm, vor den Altar zu treten, und selbst nicht die Pensées zu vergessen, womit ich die Locken geschmükt gehabt; er wolle mir dann selbst das Brautbouquet aus eben solchen Pensées, die er damals zufällig in der Hand gehabt, übergeben. Ich versprach es unter der Bedingung, von der ich wohl wußte, daß sie ihn lebhaft erfreuen würde, daß auch er die Uniform, die er damals getragen, anzöge. — „Wie gern!“ rief er, mich freudig umarmend, „und nun laß mich noch eine Bedingung hinzufügen: daß wir, in der schönen Ueberzeugung, daß Keines von uns Beiden diese Abrede vergessen wird, ihrer nie mehr erwähnen; um so freudiger, ja selbst überrascht und Alle überraschend, werden wir uns in diesen Kleidern entgegentreten. — Wir hielten Wort; nie wurde seitdem

dieser Abrede erwähnt, und ich durfte gewiß seyn, daß Saint Priest sie noch weniger als ich vergessen würde."

„Unser Aufenthalt auf dem Lande, die Eile, womit die Trauung, dem Wunsche des Bräutigams gemäß, betrieben wurde, ja selbst seine augenblickliche Lage hatte mich die Anschaffung einer Corbeille ablehnen lassen; von uns forderten ja die Verhältnisse, kein Aufsehen zu erregen, und so ward mir, freilich mit der verschwiegenen Verabredung übereinstimmend, kein Brautstaat überliefert; allein sein Bedienter, der sich nach uns in Sablons eingefunden, hatte sich bei meinem Mädchen auf eine Art, die mich vermuthen ließ, daß der Herr dahinter stecke, nach meinem Anzug erkundigt. Sie konnte nichts sagen, denn sie wußte nichts, und mit Schaudern vernahm ich den Tag vorher Anspielungen aus seinem Munde, die mit jener Abrede nicht in Uebereinstimmung waren. Ach! mein Innerstes war ja schon überzeugt. Endlich kam die entscheidende Stunde. Zitternd starrte ich, wie ich dachte, kalt wie Eis, bei seiner Annäherung den Boden an. Aber in diesem Augenblicke stellte sich Saint Priest's Bild, ganz so wie ich ihn in jener Stunde gesehen, so lebhaft vor meine Seele, daß ich, als ich nun die Augen auf sein tückisch lächelndes Ebenbild erhob, selbst die Verschiedenheit ihrer Züge klarer als je inne wurde; aber zu gleicher Zeit war es mir, als sänke bei dem ersten Laut des zierlich geputzten Mannes, dessen niedriger Betrug mich so weit geführt hatte, das schöne Traumbild ächzend zusammen. Was nun vorfiel, was ich sprach — Sie wissen es besser als ich. Kaum aber hatte ich mich erholt, als eine dankbare Empfindung meine Brust durchströmte. — ich fühlte keinen Kummer, keinen Schmerz. Es war, als habe der ungeheure Betrug in seiner Entlarvung mit der unwissenden Untreue auch die Sehnsucht der wahren Liebe von meinem Her-

zen gelöst. Aber wohl eingedenk, daß die erste Annäherung zwischen Montaumer und mir aus dessen vermeintem Rechte auf die mir zugefallene Erbschaft entsprang, entschloß ich mich sogleich, auf jedes Eigenthum zu verzichten, auf welches Jemand, der diesen Namen trug, auch die fernsten Ansprüche hatte. Er hatte mir schon geraubt, was keine weltlichen Güter zu bezahlen vermochten, und mir brennte auf der Seele selbst der kleinste Gegenstand, der mich an ihn erinnern, ihm die geringste Beziehung mehr auf mich verleihen konnte; ihn zu bereichern und zu verachten sollte meine Rache seyn.

Ich habe Alles, was ich an Gütern besessen, schriftlich an die Erben abgetreten, mir nur den Nachlaß meiner Mutter, wofür ich den Werth in Papieren mitgenommen, vorbehaltend. Nun erst, außer jener Athmosphäre, die sein Athem verpestet hatte, fühle ich mich genesen und frei; und erst so durfte ich, meiner Empfindungen sicher, mich mit unerschüttertem Vertrauen dem Beschützer hingeben, dessen Zukunft zu beglücken meinem ohne ihn vereinzelten Leben allein Zweck und Haltung wiedergeben kann.“ So schloß sie, mir die Hand reichend, ihren Bericht.

Zwar schien mir das Räthsel weniger gelöst, als noch mehr verworren geworden; aber ich schauderte, so wie Melonie selbst, es genauer zu kennen. Ich sehnte mich, mein erbeutetes Glück aus dem Lande zu retten, wo mir so viel Schreckliches begegnet war, und doch war mir der Gedanke nicht weniger beengend, dem Vater so unvorbereitet, als ich selbst in meine Arme sie geschlossen, eine gewiß unwillkommene Schwiegertochter zuzuführen. Meine Betroffenheit mitten in meiner Freude entging ihrem scharfen Auge nicht. Mit der ihr so eignen, bezaubernden Sanftmuth bat sie mich, offen zu seyn: »Ich will ja nur Ihr Glück,“ wiederholte sie immer. „Denken Sie nur daran. Für mich verlan-

ge ich ja nur aus diesem Lande, wo Alles, bis auf die Muttersprache selbst, mich anwidert, dahin, wo nichts mich an die Vergangenheit erinnert; ich verlange ja nur nach einem Hafen stiller Ruhe."

Ich sagte ihr die Wahrheit: daß mir nur an ihrer Seite, an ihrem Herzen das Glück blühen könne, verhehlte ihr aber nicht die vorgefaßten Meinungen meiner Verwandten gegen ihre Nation, gegen eine Fremde.

„Eines bleibt uns doch immer," war ihre Antwort: „gegenseitiges Vertrauen. Uebereilen Sie nichts; einer heimathlosen Fremden unter Ihrem Schutze wird doch gewiß ihr Vaterland keine Freystätte versagen. Ich begleite Sie, ruhig über mein Schicksal; kein näheres Band darf uns verbinden, dem der Segen der Ihrigen kein Gedeihen giebt. — Mir ist es genug, als Ihr Schützling zu erscheinen."

Wir nahmen den Weg über Lyon, wo auch Meloniens nachgeschickte Sachen eintreffen sollten. Zufolge Abrede mit dem Bruder erwartete ich auch, dort Nachrichten von ihm vorzufinden. — Diese fand ich, und zwar recht fröhliche. Er fühlte sich über Erwartung genesen. Es war an seinem Schreiben nicht zu verkennen, daß die leichten Anstrengungen der Reise und die frische Natur seinen Jugendmuth auf's Neue hervorgerufen hatten. Er bestimmte mir Genf als den Ort, wo wir zusammentreffen könnten, und das Datum, wann er dort eintreffen würde. Ich schrieb ihm die veränderte Bestimmung meiner Reise kurz und räthselhaft. Mein Schreiben konnte so eben zu rechter Zeit eintreffen. —

Wir naheten schon dem Rhein, worüber wir den nächsten Tag zu setzen dachten. — Es war eine schöne Nacht. Ich hatte nach dem Abendessen einen Spaziergang mit Melonien gemacht, deren sanfte Ruhe unverändert war, und woraus die natürliche Heiterkeit in ein=

zelnen Augenblicken wieder aufzutauchen begann. Es war mir immer deutlicher, daß ihre Liebenswürdigkeit meinen Vater, alle Verwandten gewinnen müßte; die unwillkührlichen Aeußerungen von ihr in dem Brief des Bruders hatten mich gelehrt, daß ich an ihm eine gewichtige Stütze zu hoffen habe, und weniger beklommen als sonst, wenn ich an die Heimath dachte, sah ich, in mein einsames Zimmer zurückgekehrt, durch das offene Fenster, wo der helle Mond sich mit dem Lichtschein der brennenden Kerzen auf meinem Tische wirklich magisch mischte, fröhlich in die Zukunft hinein. Da — ich weiß nicht einmal, ob die Thür sich öffnete, denn ich hatte nichts gehört — da stand plötzlich der Bruder, in seinen mir wohlbekannten Mantel gehüllt, vor mir. Er war blaß, doch sonst unverändert, nur daß seine sonst krausen Locken schlicht, wie vom Wasser durchnetzt, von seinen Schläfen niederhingen, und sah mich mit demselben Blick an, womit er einmal: „Hab' ich nicht recht?" mich gefragt hatte. Ich glaubte ohne weitere Ueberlegung, ihn lebendig vor mir zu sehen, und sein mich später befremdendes Aussehen in dem Augenblick nicht beachtend, trat ich mit dem freudigen Ausruf: Bruder! und mit ausgestreckten Armen ihm entgegen. Doch bei dem ersten Laut meiner Zunge war er verschwunden. Die Thür war zu. Nun erst wurde mir etwas unheimlich zu Muthe, denn ich wußte mich gesund und wach, und befand mich in der heitersten Stimmung. — Ich klingelte schnell. — Es waren keine Fremden angekommen, die Hausthür war längst zugeschlossen, keine Spur von der Erscheinung war zu entdecken. —

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß dem Bruder ein Unfall zugestoßen seyn mußte. Vergebens bemühte sich Melonie, mich zu trösten, mir das Gesehene als ein leeres

Bild der Phantasie auszureden; ich schwieg, wohl wissend, daß nur die Zeit die Aufklärung herbeiführen könne. Es fiel mir nicht ein, wie sonderbar die Erscheinung des Bruders, kräftiger als seine Beredsamkeit es vermocht haben würde, meine Verbindung mit Melonien zu Stande bringen sollte. —

Unsere Reise wurde durch die augenblicklichen, politischen Verhältnisse, wo große Armeen ihre Stellungen veränderten, wo Märsche und Kriegsgerüchte die Wege unsicher machten, länger als wir gedacht, aufgehalten. In meiner Vaterstadt angelangt, kehrte ich mit Melonien in einem Gasthofe ein, und eilte zu Fuß nach unserm Hause, den Vater zu überraschen. Das geschah freilich, aber sonderbar wehmüthig streckte er mir die Hand entgegen, »Gottlob! daß ich doch Dich habe,“ seufzte er, »denn Dein armer Bruder —“

„Um Gottes Willen!“ rief ich erschrocken, »haben Sie Nachrichten? Briefe?«

„Briefe?“ gab er kopfschüttelnd zur Antwort: „Nein! Nachricht aber — ja! er hat mir sie selbst gebracht. Er berichtetete mir nun, daß auch er ihn gesehen; ich schauderte. Es war an demselben Abend, zu derselben Stunde, wo ich die Erscheinung gehabt. Am folgenden Abend traf ein Brief über Lyon von dem französischen Arzte ein. Beide, er und der Bruder, waren unfern Schaffhausen auf den Rhein durch einen plötzlichen Windstoß mit dem Kahne umgeschlagen; der Bruder war ertrunken, er selbst in der größten Lebensgefahr gewesen, und hatte nur dem hellen Mondschein und seiner Besonnenheit, welche Beide schneller als sonst Hülfe zugeführt, seine Rettung zu verdanken. Er hatte zwar nicht die Stunde angegeben, allein das Datum traf mit unsern beiderseitigen Erscheinungen zusammen. — Aber diese Nachricht, wie tief sie uns Beide auch verwundete, hatte,

eben wie ich glaube, wegen der Weise, worauf uns in demselben Augenblick die Kunde überbracht ward, eine sonderbare, milde Wehmuth, und eine früher nicht immer so bereitwillige Fügung in dem Willen der Vorsehung in das Herz des Vaters gegossen. Der Bruder hatte ihm beinahe eben so unerklärliche Dinge von seinem Bilde geschrieben. Er fragte. Ich erzählte ihm alles bis auf den kleinsten Umstand, ja selbst Meloniens Anwesenheit, die ich, von dem jüngst Erlebten erschüttert, und von der Unschicklichkeit überzeugt, ein Gemüth, das von dem Tode erfüllt, vom Glück des Lebens zu unterhalten, ihm bis jetzt verschwiegen hatte. So mußte nun Alles, ohne die geringste Ahnung oder Zuthun von meiner Seite, dazu beitragen, Melonien und ihr Schicksal, das mit dem seiner Kinder so genau verwickelt schien, ihm theuer uhd werth zu machen; ja auch hier eine Bestimmung ahnend, der er ohne Frevel sich in diesem Augenblick nicht widersetzen zu dürfen glaubte, gebot er mir, sie ohne Zögern zu holen, damit er sie als Tochter segnen könne. „Habe ich doch so zwei Kinder wieder!" fügte er mit Thränen hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

H o m o n y m e.

Der Kranke spricht: (bin ich ihm Noth)
Zwar mundest du mir nimmer, —
Doch, wendest du von mir den Tod,
Dann sey noch zehnmal schlimmer.

Der Waidmann spricht: O welche Noth!
(Hat er daheim mich lassen,)
Der Haase lacht sich d'rob zu todt,
Und alle Wald-Insassen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 5tes Stück.

Das schwarze Herz.

(Fortsetzung.)

Unsere Verbindung brachte uns nicht die ganze Fülle des Glücks, welche der Segen, unter dem sie geknüpft war, zu versprechen schien. — Zwei Umstände hörten nie auf, einzelne Tropfen von Wermuth in den noch belebenden Kelch zu träufeln, dessen gemeinsamer Lebenstrank indeß viele sturmbewegte Jahre hinausreichen sollte. Unsere Ehe blieb kinderlos; und die zarte, dennoch immer in der Ferne vaterländischgesinnte Brust ertrug nur mit Ungeduld die Schmähungen, worin die unterdrückten Völker, in deren Mitte sie wohnte, ihrem Groll gegen ihre Landsleute Luft machten. Sie hatte den unvermeidlichen Schmerz erdulden müssen, daß auch ich, von Verhältnissen und angebornen Pflichten getrieben, gegen ihre Nation den Degen ergriff. Es tröstete sie zwar, daß die rohe, großsprecherische Selbstsucht, die sich Patriotismus nennt und nach Rache dürstet, ohne die Selbstschuld von der Summe abzuziehen, meine Hände nicht bewaffnet hatte. Um die Freiheit des Vaterlandes kämpfte ich, aber nicht aus Haß. Aber Furcht um mein Leben, —

denn Liebe war dennoch, wiewohl erst allmählig, in ihre Brust zurückgekehrt, — meine lange Abwesenheit, und ihr — trotz des Wohlwollens der Meinigen — doch tief empfundenes Verlassenseyn in einem Lande und unter Menschen, die sich in ihrer Gegenwart einen sichtbaren Zwang anlegten, der weniger den Anschein von Schonung als von Mitleid hatte, — dieß Alles zehrte an ihrem Leben. Vergebens verließ ich, nachdem endlich der Friede die gestörten Verhältnisse wieder hergestellt, und mein Vater längst der Natur den Zoll bezahlt hatte, die Gegend, wo sie so viel gelitten, und gegen meinen Willen so viele Demüthigungen erduldet hatte. Sie blieb immer kränklich, obgleich die reichen Kunstschätze, welche Sachsens Hauptstadt umschließt, ihr viele der noch gesunden Tage durch einen Genuß verschönerten, nach welchem ihre Seele während ihrer, von den wilden, jeder Kunst höhnenden Stürmen der Revolution bewegten Jugend, ohne selbst es sich bewußt zu seyn, dennoch immer geschmachtet hatte. Noch ein, ihre körperlichen Leiden ausgenommen, recht glückliches Decennium wurde uns geschenkt; da nahmen Meloniens Kräfte auf einmal ab. Die Aerzte riethen Seebäder und Veränderung der äußern Gegenstände. Wir waren aber weit vom Meere entfernt, und Melonie konnte das Fahren nicht vertragen. Ich miethete daher ein Elbschiff, ließ es nach meinem Gutdünken einrichten und mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehen, in der Absicht, von Dresden aus die Elbe hinab nach Hamburg, und dann weiter zur See nach Nordern-Ei uns zu begeben. — Wollte die Vorsehung, daß unser Aufenthalt dort meiner Gattin Stärke und Linderung brächte, so wollten wir weiter nach Frankreich ziehen. Es war mir, es war Melonien selbst deutlich, daß seit einiger Zeit eine unruhige, unbestimmte Sehnsucht, der sie keinen Namen zu geben wußte, ihre

Brust erfüllte, die ich indessen auf die Heimath ihrer Jugend, oder auf die ihres Geistes deutete.

Der Frühling war zu Ende. Ueppiges Grün bedeckte Fluren und Wälder. Sobald Sachsens anmuthige Felsenufer vorübergeschritten waren, trugen uns die gelben Wogen der Elbe langsam durch flächere, jedoch nicht ganz reizlose Gegenden, die aber dem poetischen Gemüthe nur wenig Nahrung darbieten. So hatte unsere Fahrt mehrere Tage gedauert; wir hatten schon längst Magdeburg hinter uns gelassen. Eines Nachmittags, gegen Abend, bemerkten wir auf Einmal gerade vor uns am linken Ufer des silbernen Stromes eine waldige Anhöhe sich hinstrecken, die schon im tiefem Schatten ruhete, während die untergehende Sonne hinter ihr in Purpur flammte, und unsere Blicke auf sie hinzog. Selbst lag sie wie eine dunkle, liebliche Ahnung von Wiedersehen, welche der Wiederschein jugendlicher Erinnerungen mit ihren erwärmenden Strahlen plötzlich in unserm Gemüth anfachte und beleuchtete, vor uns. — Allmählig aber, so wie das Schiff sanft dem Ufer näher schwebte, traten die Gegenstände immer deutlicher aus der nebligen Dämmerung, die unsere von der Sonne geblendeten Augen vor sich hingetäuscht hatten, ohne doch noch Farbe und Glanz von der gelben Mondscheibe, die sich immer größer in Osten erhob, anzunehmen. Am Fuße der schräg hinaufsteigenden, walddunkeln Anhöhe unterschieden wir eine kleine Stadt, oder ein friedliches Dörfchen, über welches sich schon die Ruhe des Abends wölbte, und am Ende desselben, auch wie jenes von uralten Buchen umgeben, eine kleine stattliche Kirche, die sich nicht weit vom Strande erhob.

Dieser sanfte, romantische Fleck wird jeden Reisenden, der sich an der flachen Einförmigkeit längst satt

gesehen, überraschen und ansprechen.*) Uns Beide, Melonien und mich, ergriff sie mit einem Zauber, der uns stumm machte, während uns unsere höchst überraschten Blicke sich voll Staunen begegneten. Eine unerwartete Aehnlichkeit, freilich nicht erschreckend, jedoch beinahe verwirrend, plötzlich alle schlummernden Jugenderinnerungen in uns erweckend, trat uns entgegen. Mitten in Norddeutschland erblickten wir, lebendig und vergrößert, Saint Priest's Zeichnung von dem Dorfe, das Zeuge seines kurzen Glücks gewesen, lebendig, begrenzt, aber doch dasselbe. — Waren wir denn auf einmal nach Frankreich hingezaubert worden? Nur wenige, kaum erhebliche Verschiedenheiten boten sich dem spähenden Blicke dar. Statt der steinernen, grauen Häuser Frankreichs, waren diese freilich nordischer Bauart, und die Kirche hatte eine andere Form; aber die Schleier der Dämmerung verbargen die kleineren Ungleichheiten, während sie die wunderbare Aehnlichkeit der größern Massen noch mehr erhöheten; ja selbst über das Holz am Rücken des Gebirges zog sich ein kurzer weißer Streif, ähnlich dem obern Theil von Meloniens Schlosse, von welchen aus man auf den freilich schmälern Strom niedersah. Die sanfte Kühlung des Abends, die südliche Stille, die verblassenden Purpurstreifen trugen noch mehr dazu bei, den Zauber zu erhöhen, und der jetzt anhebende feierliche Ton der Abendglocke sprach zu unsern auf einmal schmerzlich erregten Gemüthern: „Weilet und betet!

Das Schiff war indessen an dem Dorfe halb vorübergegleitet. Da trat Melonie in sichtbarer Spannung

---

*) Sollte dieser Fleck nicht das kleine, romantische Hitzacker an der hannöverschen Küste seyn? Wir würden nicht daran zweifeln, wenn wir nur das Folgende damit in Einklang zu bringen vermöchten.

zu mir hin, die Hand nach dem Ufer streckend. Ich glaubte sie zu verstehen, und da das Schiff ganz unter meinem Befehle stand, befahl ich sogleich, mit der Weisung, daß wir hier übernachten wollten, an's Land zu legen. Der Schiffer lächelte. Er meinte, wie schön und den Reisenden anziehend dieser Ort auch vom Wasser aus in's Auge fiele, wäre er doch nur ein kümmerliches Nest, wo wir schwerlich ein bequemes Obdach finden würden. Unsere Seelen, zu erfüllt von den reichen Erinnerungen, die aus allen umgebenden Gegenständen auftauchten, um an etwas Anders zu denken, folgten nur dem mächtigen Trieb, der dunklen, freudigen Ahnung, die uns unwiderstehlich hinzog.

„Es ist mir,“ sagte Melonie erregt, als wir an's Land traten, „als berühre mein Fuß den heimathlichen Boden. Hier ist mir wohl; und lauscht mir auch hier eine zweite Aehnlichkeit, wird sie mir, da ich sie erkenne, gewiß nicht schrecklich seyn.“

Wir waren unfern der Kirche gelandet. Eben so stand sie, doch in einem ungeregelten Kreis von uralten Buchen, von niedrigen, blumengeschmückten Gräbern umringt, ohne umgebende Mauer, nur von einer niedrigen Dornhecke und den hinaufsprudelnden Wellen begrenzt. Die Gewalt der Erinnerungen und religiöses Gefühl lockten uns an das kleine Gebäude hin. — Gegen die Sitte protestantischer Länder stand die Thür offen. Aus der Dunkelheit des Innern schimmerte ein kleines Licht, und Hammerschläge berührten unser Ohr. Verwundert wandten wir uns an einen Handwerker, der einen Mauertrog aus der Kirche trug, um die Ursache so später Arbeit fragend.

„Ei,“ meinte er, „was geschieht nicht Alles um Geld! Es wohnen ein paar Fremde hier im Orte, die schon lange eine uralte, verfallene Gruft allhier gekauft

hatten. Sie ward lange nicht gebraucht, weil einst ein ausländischer Feldherr, der, bei Rosbach glaube ich, verwundet, sich hieher geflüchtet hatte, da nach dem Tode beigesetzt worden ist, nachdem er vorher die Erde in dem Gewölbe, wie man sagt, ganz in der Stille, mit katholischen Ceremonien hatte einweihen lassen. Ob nun einer von diesen Fremden plötzlich sterbenskrank geworden ist, weiß ich zwar nicht, aber seit einigen Tagen ist auf einmal eine ungeduldige Eile, das Gewölbe ausbessern und fertig machen zu lassen, über sie gekommen. Sie sparen das Geld nicht, und so läßt sich Alles durchsetzen. Treten Sie nur näher. Der Stein, der das Gewölbe einst bedecken soll, hat, schon längst von einem reisenden Steinhauer fix und fertig gemacht, bisher verkehrt über der Gruft gelegen; aber weil wir nun darin arbeiten, haben wir ihn an die Wand gelehnt; die Inschrift indessen in einer fremden Sprache, aus der wir nicht klug werden können. Treten Sie nur herein, dann werden Sie selbst sehen."

Nicht um des Gewölbes willen, sondern aus Drang, an einem gottgeweihten Orte die Gefühle des Herzens zu ihm hinaufströmen zu lassen, zog Melonie mich schnell in die Kirche hinein. Alle Gegenstände im Innern derselben zeigten sich uns in einer so undeutlichen Dunkelheit, daß wir kaum den Altar erkennen konnten, vor dessen kniehohem Gitter Melonie betend niedersank. Ich blieb ängstlich an ihrer Seite stehen, nur Veranlassung suchend, einen Besuch zu verkürzen, der, wegen der kalten Zugluft, die uns anwehete, nur zu leicht verderblich auf ihre ohnehin genug zerstörte Gesundheit einwirken konnte. — Kaum hatte sie sich wieder erhoben, als der Handwerker, der uns, in der Hoffnung eines kleinen Trinkgeldes, gefolgt, uns, sehr gegen unsern Willen, nach dem Grabgewölbe, wo noch immer Maurerleute beschäf-

tigt waren, hinführte, und ein Lichtstümpfchen ergreifend, damit einen grossen gegen die Wand gelehnten Grabstein beleuchtete. Die Inschrift war französisch. Arglos las ich sie laut vor; beinahe aber wären meine Lippen bei folgenden Zeilen verstummt, vor deren erschütternder Gewalt Melonie, die starren Augen darauf geheftet, halb besinnungslos in meine Arme sank. Sie lautete:

Ici
reposent les cendres
de
deux amis — ennemis — frères:
Jules Montaumer, décédé 18 . . .
Isidore Saint Priest, décédé 18 . . .

Die letztern Zahlen waren noch nicht ausgehauen.

»Sie leben! — Er — er lebt! Großer Gott! ist es möglich? Montaumer ist kein Mörder gewesen! — Beide sind hier! — Hin — hin!“ rief Melonie mit Anstrengung in ihrer Muttersprache.

Höchst erstaunt, bis in's Innere erschüttert, führte ich sie schweigend aus der Kirche. Ein bejahrter Mann im dunklen Oberrock, der uns in der Thüre entgegenkam, und wohl bemerkte, das meine Gattin Hülfe bedurfte, erbot sich, uns in sein nahes Haus zu führen. Es war der Küster, der bei dem Fortgehen der Handwerker zugegen seyn, und die Kirche verschließen mußte. Wir folgten seiner Einladung, und natürlich bestürmten wir ihn mit Fragen. Ein nicht ungebildeter, verständiger Geist sprach aus den kleinen Augen, wie sehr auch die Bürde eines gedrückten Lebens ihn geengt haben mochte. Was er uns berichtete, diente nur dazu, unsere unbefriedigte Wißbegierde noch mehr zu vermehren. Seit Jahren, noch vor seiner Anstellung allhier, wohnten im Orte in einem geräumigen, abgelegenen Hause, das sie

an sich gekauft und ausbessern ließen, zwei fremde Herrn nebst einem alten, mitgebrachten Diener. Auch hatten sie zum Theil selbst im Innern Einrichtungen getroffen, die doch Niemand gesehen, denn keiner der Bewohner des Ortes war bis jetzt weiter, als bis in einen untern Saal neben der Hausflur gedrungen, und selbst den Garten, in welchem besonders ärztliche Pflanzen gezogen werden sollen, hatten sie innerhalb der alten, niedrigen Mauer mit weit höhern Planken umgeben lassen. Sie gingen nie aus, und der Bediente erschien höchstens alle vierzehn Tage auf dem Markte oder im Orte, ihre Bedürfnisse einzukaufen; doch wollte man bemerkt haben, daß unter diesen sich nie Fleisch befand, und daß keine eßbaren Thiere im Hause selbst gezogen wurden. Nur zuweilen an schönen Sommerabenden gewahrte man zwei einerleigekleidete bejahrte Männer in einfachen, grauen Flauschröcken und mit runden, breitgekrempten Hüten, von dem Diener begleitet, in einem kleinen Boot bis in die Mitte des Stromes hinaussteuern. Dort ließen sie es eine Weile von dem sanften Strom hintreiben, und landeten dann wieder, oft mit vieler Anstrengung, unweit der Hinterthür ihres Gartens. Im Anfang waren diese Fremden der Gegenstand aller Gespräche; allein nun war man endlich ihre Sonderbarkeiten gewohnt worden. Auch thaten sie den Armen viel Gutes, diese allein hatten offnen Zutritt auf ihrer Flur; das Gerücht legte ihnen großen Reichthum bei. Man wollte sogar wissen, daß es im Werke sey, eine bedeutende Stiftung bei ihrem Tode aus diesem Hause zu machen, und daß sie deshalb schriftlich mit den Behörden in Verhandlung ständen.

Als wir nun äußerten, daß wir als Landsleute ihre Gastfreiheit in Anspruch zu nehmen dächten, schüttelte der Küster schweigend den Kopf, zeigte uns aber, als

Melonie, nicht ohne große Anstrengung der erregten Seele, sich endlich etwas erholt hatte, den Weg, und erbot sich, während unsers Versuches uns anderswo ein Obdach zu suchen, wenn wir nicht zu dem Schiffe zurückkehren wollten, wo uns doch gewiß größere Bequemlichkeit erwartete.

Wir kamen bald bei einem alten, grossen, düstern Hause ganz von Mauerwerk an. Ich zog die Glocke. Eine kleine Lucke, die im Thorflügel angebracht war, öffnete sich; eine Stimme fragte. — „Landsleute und alte Freunde,“ war meine französische Antwort.

„Landsleute?“ wiederholte die Stimme in derselben Sprache. „Ach! wie lange habe ich doch diese lieben Töne außerhalb dieser Mauern nicht gehört; sogleich.“ Ein bejahrter Bedienter, wie es schien, öffnete schnell; doch kaum waren wir hinein, als er, uns in dem schon ganz dunkeln Thorwege mit der Laterne beleuchtend, ängstlich rief: „Landsleute? Ach! das liebe Wort! Meine Freude hat mich meine Pflicht vergessen lassen. Man wird mit dem Alter kindisch; denn Freunde — Verzeihen Sie, daß ich zweifle. Die Herren Brüder Lenoir haben keine Freunde und Bekannten mehr auf der ganzen weiten Erde. Sie wollen keine haben.“

„Wir kennen auch keine Brüder Lenoir,“ entgegnete ich; „aber diejenigen, deren Namen der marmorne Stein des hiesigen Grabgewölbes trägt.“ —

„Den habe ich nicht gesehen,“ sagte er betroffen mit niedergeschlagenen Augen. „Lassen sie mich nicht bereuen, meine Herrschaften, daß ich Sie ohne Erlaubniß eingelassen; weiß ich doch kaum, ob ich Sie zu dieser Stunde anzumelden wage. Und nun gar eine Dame! Es ist mir zwar nicht verboten, aber noch nie ist ein fein beschuhter weiblicher Fuß bei uns eingetreten.“ —

„Melden Sie uns nur, auf meine Gefahr," unterbrach ihn meine Frau mit unruhiger Ungeduld." — Sagen Sie ihnen, daß das Erkennungszeichen Melonie und Sablons heißt; die Worte werden Alles ausgleichen." —

Der alte Diener sah sie bestürzt, überrascht, freudig, immer fassungsloser an. — „Gott! o mein Gott! Gott!" wiederholte er nur in immer lebendigerer Verwirrung, lief uns voran die Treppe hinauf, öffnete mit zitternder Hand die erste Thür an der Seite eines langen Ganges, und ohne sich Zeit zu geben, uns eintreten zu lassen, eilte er selbst schnell den langen Gang hinauf. Melonie, von einer unwiderstehlichen, ängstlichen Ungeduld fortgetrieben, zog mich mit sich fort, ihm nach. Indem ich die Eile ihrer Schritte zu hemmen suchte, warf ich, meine Besonnenheit zusammenraffend, die Blicke spähend umher. Am Ende des Ganges, gerade vor demselben, war der Bediente durch zwei offene Flügelthüren hinter einem Vorhang, der die ganze Oeffnung bedeckte, hineingetreten. Gerade über derselben glänzten entweder transparent, oder von einer mir ungesehenen Lampe beleuchtet, drei goldene Buchstaben, die mir nicht bloß die Bestimmung dieses Raumes anzeigten, sondern zugleich an diesem Orte um so mehr überraschten, da diesem Zeichen selbst nur in wenigen katholischen Ländern eine Freistätte vergönnt war. Melonie hatte sich indessen, mich immer an der Hand krampfhaft festhaltend, der schmalen Oeffnung genähert, die der nicht ganz festschließende schwarztuchene Vorhang in der Mitte bildete. „Komm! ich kann nicht widerstehen," flüsterte sie, indem sie mit der andern Hand die Ritze erweiterte.

Wir erblickten, was ich erwartet hatte, eine kleine, einfache, ganz schmucklose Kapelle. Vor dem einzigen Altare, auf dem ein Krucifix stand, knieten zwei Männer

in einfarbiger, einer Kutte ähnlicher Kleidung, uns den Rücken kehrend. Der ganze Raum war von zwei brennenden Kerzen vor dem Kruzifixe, und von einer über den Knienden vom Boden herabhangenden Ampel beleuchtet, die einen grellen Schein auf ein Bild warf, das über dem Kruzifixe aufgestellt und in einer hölzernen Einfassung befestigt war, welche von unten eine breite Fläche bildete, worauf mit goldenen Buchstaben stand: Qand se blanchira enfin la noirceur du coeur?

Kaum hatte ich diese Worte gelesen, als Meloniens Hand meinen Arm krampfhaft umfaßte; ich sah sie an, unwillkührlich folgte mein Auge der etwas höhern Richtung ihres starrenden Blickes, und erstaunt erkannte ich das uns so räthselhaft geraubte Bild des Bruders. — In demselben Augenblick schrie sie laut auf. Der alte Diener, der seitwärts vom Eingange in unruhiger Spannung die Beendigung der Andacht seiner Herrn zu erwarten schien, eilte erschrocken hinzu; der Eine der Männer sah sich bestürzt um, sprang auf und näherte sich mir, der, um die halb ohnmächtige Melonie zu unterstützen, mit ihr in meinen Armen völlig eingetreten war. Der Andere hatte sich zwar auch erhoben, blieb aber unbeweglich stillstehen, große verwilderte Blicke auf uns werfend.

Melonie sah Beide befremdet an. — Die zwischen ihrem Wiedersehen liegenden mehr als fünfundzwanzig Jahre hatten die äußern Kennzeichen alle verwischt. Beide Männer, denen Beiden vorher jenes Bild ähnlich sah, waren diesem eben so unähnlich, als Jeder dem Andern geworden. Ueber den blassen, feinen Zügen des uns nahenden Mannes war eine ernste, wehmüthige Milde verbreitet, die troß der Spuren eines langen Grames doch etwas Jugendlichbewegliches darin festzuhalten schien, das mit den über seine Jahre hinaus weißen Haaren

sonderbar in Widerspruch stand. Seine Augen waren sanft, aber dabei matt, lebensmüde möchte ich sie nennen, während der Andere, wie an den Boden festgewurzelt, grosse, dunkle, flammende Blicke herumrollend, ein starres, hohläugiges, gelbes Leichenantlitz, dessen Schärfe noch von einer entsetzlichen Hagerkeit entstellt war, uns zukehrte. Doch bald gefaßt, ohne zu zweifeln — auch war ja ein Schwanken zwischen Beiden nicht möglich — reichte die Gattin erschüttert dem neben ihr stehenden Manne die weiße Hand, das einzige Leibliche, was in diesem langen Zwischenraum an ihr ganz unverändert, dasselbe wie früher schien. „Saint Priest!“ sagte sie. „Ach! Ihre Blicke sagen mir ja deutlich, daß diese mich nicht wieder erkennen. — Möge das Gedächtniß Ihres Herzens nicht so wie die Züge meiner Jugend verschwunden seyn! Ich bin ja die Melonie, die Sie einst verlassen.“

„Ich Sie? — Ja wohl! ja! weil ich mich selbst verließ,“ rief er, sie groß ansehend. »Melonie Sie? Segen des Himmels! Ja! ich erkenne Dich an diesen treuen Augen, die noch der Wiederschein derselben Seele sind. Du lebst, deine Blicke strahlen mir klar und ungetrübt entgegen. Gottlob! unsere wilden Leidenschaften haben Dich nicht mit zu ihrem Opfer gemacht. — Höre, Jules! Sieh' her — Melonie lebt!“

„Jules ist todt, das schwarze, erstarrte Herz kann nie mehr weiß werden,“ rief die andere Gestalt, in der wir mit Entsetzen Montaumer nicht erkennen konnten, mit hohler, geisterhafter Stimme. — „Welch Geräusch! Wißt Ihr nicht, daß keine lauten Worte sich im Hause des Todten geziemen? Hat Euch vielleicht,“ fuhr er mit leisem Flüstern ängstlich fort, der Anblick seines noch lebenden Gewissens erschreckt? Ja, ein schwarzes Gewissen muß ein gräßlicher Anblick seyn, und ich habe keine

Thränen mehr, es rein zu waschen. Wehe mir! mein Spiegel dort ist noch immer schwarz. Mit einem starren, wilden Blick auf das Bild schlug er beide Hände vor die Augen, und mit dem herzzerreißenden Flehen: »Wasser, geweihtes Wasser her, daß ich mich bis in die Ewigkeit wasche!“ stürzte er aus der Kapelle. Der Diener folgte ihm.

Schaudernd verstummten wir, Saint Priest verstand jedoch die bangen Fragen der Blicke. „Verzeihet dem Armen,“ sagte er, er büßet schwer. Aber nicht bloß die Reue, etwas, das einem Wunder gar zu ähnlich sieht, hat ihn zum Wahnsinn gebracht. Betrachtet dieß Bild, das Melonie, so wie ich erfahren, ja schon kennen muß. — Seht Ihr den schwarzen Fleck dort, in dem eine weniger erregte Phantasie, als die seine so ziemlich die Form eines Herzens erkennen wird? Ehe er noch an Reue dachte, machte sich dieser, immer dunkler werdend, unter dem weißen Gewande bemerkbar. Es ist nicht zu verwischen, und wie oft ich ihn auch mit weißer Farbe übertüncht habe, nach kurzer Zeit dringt er doch wieder durch, ihm so einen Spiegel der Sünden seiner Jugend, ach! immer vorhaltend, während er sie doch so herzzerreißend bereuet. Aber kommt, meine Freunde!“ fuhr er plötzlich gelassen, heiterer fort. „Ihr braucht Ruhe und Erquickung, und wie ungastlich dieses Haus auch jedem Fremden erscheinen muß, wird es doch Freunde freundlich aufnehmen. Ach! Ihre Gegenwart, Melonie, hat es ja schon in den Vorhof des Himmels verwandelt.“

Er nahm Eine der Kerzen, die auf dem Altar standen, und leuchtete uns vor. Auf dem Gange wieder angelangt, öffnete er eine unscheinbare Thüre, die in einen Seitenflügel zu führen schien, in welchem wir über einen kleinen Gang zu einem Paar freundlichen, jedoch altväterischen Zimmern, vielleicht dem Ueberreste alter Prunk-

gemächer, gelangten, welche alle Bequemlichkeiten der neuen Zeit umschlossen.

»Fasset und erholet Euch,“ sagte er nun mit freudiger Ruhe, »ich komme bald wieder. Ihr dürft uns diese Nacht nicht verlassen, auch nicht morgen, nicht. — Es gilt die Heilung einer Seele,“ unterbrach er sich selbst. „Die Vorsehung hat uns nicht um nichts wieder zusammengeführt.“

Er verließ uns, aber auch mit ihm Melonien die Spannung, die sie bis hieher aufrecht gehalten. Ich mußte sie auf das im Zimmer stehende Sopha tragen. Noch war ich bemüht, ihre Lebensgeister festzuhalten und zu stärken, als Saint Priest, von dem alten Diener begleitet, mit Erfrischungen, die ich wahrlich in diesem Hause nicht vermuthete, wieder hereintrat. Meiner Verwunderung, Beide zu sehen, begegnete er mit den Worten: „Der Paroxysmus ist vorüber, er ist in einen ruhigen Schlaf gefallen, und dieser ist gern bei einem so heftigen Anfall lang und tief.“

Nachdem er mit ärztlicher Kenntniß für Meloniens Stärkung gesorgt hatte, schickte er den Diener wieder fort. Ihr körperlicher Zustand schien bis zur Beunruhigung kraftlos, doch ihr Geist ungeschwächt, ja dessen Kräfte sogar erhöhet worden zu seyn. Er wies ihr im Nebenzimmer ein bequemes, fertig stehendes Lager an, mit der Bemerkung, daß sie Ruhe und Schlaf bedürfte.

Sie schüttelte den Kopf. „Lasset mich hier,“ sagte sie schwach. »Ich werde doch nicht schlafen können, und der Körper ruhet ja. Nichts wirkt schädlicher auf ihn, als Ungeduld. Enthüllen Sie uns lieber das Unbegreifliche, das hier auf uns einstürmt, Ihr Zusammenleben mit Montaumer, Ihre, seine Schicksale, und endlich unser hiesiges Begegnen, das wir keinem Zufall zuschreiben dürfen.«

»Zufall!« unterbrach er sie lächelnd, »was ist der anders, als die Wirkung vieler Ursachen, deren innere Verbindung, so wie sie selbst, unserm Auge entrückt ist. Mir ist nur unser Zusammentreffen noch unerklärlich. Es sey! denn ich fühle wohl, daß nichts beruhigender auf ein erregtes Gemüth wirken kann, als Klarheit; die allein führt zur Ruhe. Doch weiß ich nicht, wie ich anfangen soll, — doch ja — in der Reihefolge, wie ich Alles erlebt, will ich es auch verkünden. —

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel=Wort.

Nein, ich mag es Euch nicht nennen
Jenes holde Wort,
Dem die Herzen alle brennen
Glühend fort und fort,
Dem der Greis mit Silberlocken
Gern noch freundlich lauscht,
Und das sanft wie Abendglocken
Ueber Gräber rauscht.

Jeder hat es tief empfunden
In bewegter Brust,
Dankt ihm alle Weihestunden
Seiner reinsten Lust;
Und wem's ja noch nicht erschollen
Wär' im Lebenslauf,
O der schiebe ja den vollen
Hochgenuß nicht auf.

Selige Erinnerungen
Einer Blüthenzeit,
O wie wird, von euch durchdrungen,
Doch das Herz so weit!
Süße Hoffnungen im Lenze
Einer Jugendbahn,
O wie blühen Eure Kränze
Duftend himmelan!

Wo ein Eden keimt, da tönet
Dieses Wortes Ton;
Wo das Gute weilt, da krönet
Es sein süßer Lohn;
Wo ein Schmerz ist zu ertragen,
Ruft es Trost uns zu,
Wenn die letzten Stunden schlagen,
Betet es zur Ruh'.

Möchtet Ihr es wohl errathen
Dieses Wort so traut,
Das aus still gepflegten Saaten
Himmelsfrucht erbaut?
Wem es schon verlieh'n, dem blühe
Es im Herzensschoos,
Und wem's noch nicht ward, der ziehe
Bald dieß schönste Loos.

Logogryph.

Von üpp'gen Saaten rings umgeben
Und von des Weinstocks Purpurreben,
Auch von des Waldes duft'gem Schatten
Von einer Seite sanft umweht,
Bespült vom Bach auf blum'gen Matten,
Das Stammwort Ihr da liegen seht.
Und aus der niedern Dächer Essen
Quillt dunkler Rauch in's Himmelsblau,
Entstammt vom zweiten Worte, dessen
Ursprung die Erde, fett und grau.
Wollt Ihr die beiden Worte kennen?
Sucht nur das erste auf dem Land!
Und soll ich Euch das zweite nennen?
Ein einzig T macht's Euch bekannt.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 6tes Stück.

Dichter-Prophezeiung über Polens endliches Geschick.

Die Weltgeschichte gibt der ew'gen Wahrheit Kunde:
„Wo Ungerechtigkeit mit Machtgewalt im Bunde,
„Zertraten Völkerrecht, aus Staaten-Raubbegier —
„Gebar der Zeiten Schoos, durch Generationen,
„Stets Zwietrachts-Furien nur, für Länder und für Kronen,
„Und, wie der Hyder Haupt — wuchs nach die Höllenbrut!" —

„Und, wo ein Reich erlag dem fremden Herrschaftzwange,
„Ein kräftig, muthig Volk, das im Nationenrange,
„Durch Sprach' und Sinn vereint, selbstständig-frei einst stund —
„Die Liebe nicht erstirbt zum heil'gen Väterlande,
„Zum Haß der Gram erwächst, ob fremder Knechtschaft Bande,
„Und im Despotenjoch — der Freiheit Drang erstarkt!" —

„Und wo, wenn sich gefüllt, zum wilden Ueberbrausen,
„Das Maas der Volksgeduld — zum Schrecken sich und Grausen,

„Vulkan'scher Lava gleich, Empörungsgluth ergeußt —
„Die rohe Körpermacht — der geistigen erlieget,
„Der Freiheitkämpfer Schaar ein Söldner Heer besieget,
„Das Pflichtzwang nur im Kampf um Menschenrechte spornt!“ —
Und was Vergangenheit durch Klio's Mund uns lehret,
Wir sehn's in Gegenwart — durch Polens Volk bewähret,
Das um Selbstständigkeit mit Nordens Titan ringt!
Seh'n es erstaunt und bang, gleich groß so wie verwegen,
Mit Sparter Heldenmuth, der Uebermacht entgegen,
Im blut'gen Riesenkampf — noch stark und unbesiegt! —
Ja, seh'n es staunend bang! Denn nimmer laßt bethören
Sanguin'sche Wünsche uns — blos die Vernunft uns hören,
Und ohne Leidenschaft, ernst in die Zukunft schau'n!
Parteilos beider Lag' und beider Macht ermessen;
Auch über'm Recht des Volks — nicht Herrscher Recht vergessen:
Geheiligt durch die Zeit — wenn gleich kein Recht von Gott! —
Das, was ein Volk vermag, im regen Freiheitstriebe,
Bei Einigkeit und Muth und Vaterlandesliebe —
Hat, der Bewund'rung werth, uns Polens Volk gezeigt! —
Nur mög' sein Siegesglück uns nicht in Träume wiegen,
Die wohl das Herz erfreu'n — doch im Bereich nicht liegen
Dankbarer Möglichkeit — soll'n Wunder nicht gescheh'n! —
Laßt lieber uns den Blick auf Rußlands Herrscher richten,
Von Autokrat und Mensch — in Ihm den Streit zu schlichten,

Dem letzteren zum Sieg — bedarf's der Wunder nicht! —
Heischt auch des erstern Stolz — Sein Volk der Rache weihen —
Füllt doch Sein großes Herz — nur menschliches Verzeihen!
Zum Menschen schuf Natur — zum Herrscher Zufall Ihn! —
Ließ Aussicht auf Verzeih'n nicht schon Sein Ausspruch schauen,
Der Unterwerfung heischt, mit Unterthansvertrauen,
Das Der nur fodern kann — der werth sich dessen fühlt? —
Und kann ein ganzes Volk sein Schicksal auch und Streben,
Selbst auf ein Kaiserwort — nicht ungewiß hingeben:
Konnt' der gekränkte Fürst — als Fürst, doch mehr nicht thun! —
Des Menschen Ansicht ist die Mutter aller Thaten;
Kann nicht dieselbe seyn bei Herrschern über Staaten,
Wie sie den Völkern ward, zur Mündigkeit erwacht! —
D'rum Ungerechtigkeit wär's den Tyrannen schelten
Dem Rechte, angestammt, für heil'ge Rechte gelten,
Wenn Er dafür noch kämpft, nachgeben schimpflich wähnt! —
Doch eh' noch Polens Kraft an Seiner Macht erliegen —
Wird Seine Menschlichkeit den Herrschergroll besiegen,
Sowie des Schimpfes Wahn, der falschen Ehre Kind!
Ja! Seine Weisheit Ihn zu der Erkenntniß bringen:
Daß Unterwürfigkeit sich läßt kein Volk bedingen,
Das Freiheit oder Tod auf's blut'ge Ziel gesetzt! —
Nachgieb'ge Eintracht, nein! von Millionen fodern,
Im Leidenschaften Sturm — im hellen Freiheitlodern —
Kann nimmer die Vernunft, die Möglichkeiten wägt!

Sie ist nur denkbar dann, wann — zum Ruin erkoren
Erdrückt von Uebermacht, einst rettungslos verloren,
Der letzte Wehrmann fiel — das Land zur Wüste ward!! —
Und Krüppel, Greise nur, Matronen, Wittwen, Waisen —
Des Zwingherrns Allgewalt, als Ueberrest zu preisen
Von einem Volk, das stolz sein Riesenfuß zertrat —
Auf Städt' und Dörfer Schutt und ihrer Habe Trümmern,
Den Unterwerfungsschwur von blassen Lippen wimmern:
Der Herrschermacht zum Ruhm — der Menschlichkeit zur Schmach!!
Doch dahin nimmermehr — die Hoffnung sey gepriesen! —
Läßt's, grausam kommen Der — der Mäßigung bewiesen,
Und Großmuth jüngst sogar am Feind der Christenheit!
Er, dem Erob'rungsrecht ein Reich hingab als Sieger,
Und es doch groß verschmäht, mißbraucht nicht Seine Krieger
Zum Kampf um Fortbesitz ererbten Unrechtgut's! —
Was zu Sein Herz Ihm ruft und aller Völker Stimme,
Ja, überschallen wird's, daß jeder Groll verglimme
In seiner Kaiserbrust, des Stolzes Racheruf!
Und der Beherrscher da von fünfzig Millionen,
Besitzer eines Reichs bis zu des Nordpols Zonen:
Nicht geizen — wo 'ne Welt (! —) laut Großmuth von Ihm heischt,
Für Christen! für ein Volk, deß Einigkeit im Wollen,
Wie seiner Tapferkeit, das All muß Achtung zollen —
Das nimmermehr entehr'n der Schimpf »Rebellen« darf!
Der nur Empörer trifft, in zügellosen Horden,
Die freche Selbstsucht treibt zu rauben und zu morden:
Doch keine Nation, (! —), die ihre Freiheit will!! —
Für sie, als Volksmacht, kämpft, nach Kriegs- recht und -gesetzen,
Durch Anarchie nicht ließ sich ihren Ruhm verletzen,

Geregelt sich zum Staat — den Staaten angereiht! —
Mit jenem heil'gen Recht, das, fruchtlos, noch bestreiten
Sophisterei nur kann, beim Geiste unsrer Zeiten:
Wo Kronen — Heiligkeit nur Völker — Liebe gibt! —
Die fester Land und Thron, in Glück und Noth verbindet,
Als sklav'sche Götzenfurcht, auf Wahn und Macht gegründet —
Dem Volk zum Widerstand — entstammend doch dem Volk! —
Das überall erwacht — erkennt nun seine Kräfte, —
Sowie sein heilig Recht, das, lange, Willkühr äffte;
Doch d'rum gern folgsam noch sich den Gesetzen fügt! —
Allein Gesetzen, die auf Menschenrecht sich gründen,
Und Nation und Fürst in gleichem Maaße binden:
Vor Kraftvergehen sie — vor Willkühr ihn zu wahr'n;
Und deren Schranken je ein Volk wird überschreiten —
Denn Bürgschaft giebt dafür die Chronik aller Zeiten:
Wie kein's noch das Gesetz — sein Mißbrauch nur empört'! —
Der Genius der Zeit schuf neue Ansichtlehren,
Denn nimmer ird'sche Macht kann die Verbreitung wehren,
Die Widerstreit nur schärft und zur Ausschweifung bringt! —
Nur Würd'gung ihrer Kraft — ein weis' Entgegenkommen
Gerechter Foderung zu aller Staaten Frommen,
Bewahrt Europa's Ruh' — der Thron' und Völker Heil!! —
Und aller Fürsten Herz wird dieß Gefühl durchdringen,
Bald sich ein neues Band um sie und Völker schlingen,
Das Liebe und Vernunft, Natur und Recht geweiht;
Und wir im Fürstenbund verjüngter, freier Staaten,
Als freier Polen Haupt — auch Rußlands Autokraten,
Besiegt von Menschlichkeit — zum Ruhm der Menschheit seh'n!
Wie Philipp's Sohn weit mehr als Indiens Siegs-Trophäen,

Der einz'ge Seelenzug: des Heiltranks Nicht verschmähen —
Bezeichnet ihm als Gift — zum grossen Mann gemacht: —
So wird auch größer dann der Mit- und Nachwelt glänzen,
Als durch Sein Herrscherrecht bis hin zu Chinas Gränzen:
Im Siege über sich — Europa's Größter Fürst!!!

Carl de la Porta.

Das schwarze Herz.

(Fortsetzung.)

»Kurz bevor der Anblick Meloniens in dem schönen Wäldchen von Sablons meinem Leben eine neue Bestimmung zu geben schien, und schon daran dachte, dem Beruf als Krieger, wozu ich erzogen war, auf's Neue zu folgen, entdeckte mir der Maire jenes Orts, daß ich nicht, wie ich geglaubt, sein Verwandter sey. Ich stammte aus einem alten Hause ab, dessen Namen er sogar nicht wissen wollte. Es wäre ihm nur anvertrauet, daß mein Vater lange, ehe Familienverhältnisse ihm vergönnten, seine Heirath öffentlich zu erklären, insgeheim mit einer von Marien Antoinettens Hofdamen ehelich verbunden gewesen. Zwei Söhne, aus dieser Eh entsprungen, waren wegen dieses Geheimnisses fern von den Eltern an verschiedenen Orten erzogen worden. Aber zur Zeit der öffentlichen Erklärung dieser Ehe war die Jugendflamme der Eltern schon erloschen. Aeußerer Glanz mußte das innere Glück ersetzen. Sie sehnten sich eben nicht nach den Kindern, und nur dunkel schien es mir erinnerlich zu werden, als der Maire mein

Gedächtniß darauf zurückführte, daß ein ansehnlicher Mann, gewiß der Vater, mich einst von den Pflegeältern abholend, mich bei einer durchreisenden Dame eingeführt, die mich liebkoste, segnete, und mir den Namen Saint Priest beilegte, worauf ich sogleich unter diesem Namen in ein Militärinstitut gebracht wurde, wo ich mich beim Ausbruch der Revolution noch befand. — Es war der verstorbenen Mutter Wille gewesen, daß ich, so lange die Stürme der Zeit die mir angebornen Rechte niederge rückt hielten, nichts von Herkunft ahnen sollte, die nur Gefahren über mich verhängen konnte; allein der Augenblick war gekommen, wo nur meine persönliche Dazwischenkunft mir das hinterlassene Erbe der Mutter bewahren konnte, welches den väterlichen Seitenverwandten, wie der Maire meinte, streitig gemacht wurde, und schon zu einem Prozeß geführt hatte, der um so schwerer zu betreiben war, als die Beweise und Papiere, um den Nachspürern des noch nicht ganz verarmten Adels zu entgehen, untergeschobene Namen zuverläßiger Freunde trugen, mit welchen ich doch nur durch einen tüchtigen Anwalt zu verhandeln hatte. — Die Nothwendigkeit meines persönlichen Auftretens, sowohl des Prozesses wegen, als um mit Vorsicht meine vielleicht in Paris sich aufhaltenden Verwandten aufzufinden, leuchtete mir, selbst in Beziehung auf mein späteres Verhältniß zu Melonien, täglich mehr ein — ich reiste.

Kaum in Paris angekommen, machte ich, dem Anschein nach zufällig, Bekanntschaft mit einem jungen Manne, der sich Didier nannte. Seine anscheinend trübe Lage, seine eingezogene, tagscheue Lebensweise, seine unscheinbare, nachlässige Bekleidung, das geheimnißvolle, bei seinem mühsam bekämpften Stolz angenommene, Demuth verrathende Wesen, besonders seine einschmeichelnde Anmuth, Alles zog mich an, so wie ich ihn; ja uns Beide vielleicht eine,

doch mehr von Andern als von uns selbst bemerkte, Aehnlichkeit in Gestalt und Zügen, die mir doch erst auffallend wurde, als lange nachher ein junger, deutscher Maler, der in demselben Hause, wie ich, wohnte, ihn für meinen Doppelgänger hielt; ein Wahn, den ich Jenem nicht benehmen durfte, weil mein Freund, der mir bald sein ganzes Vertrauen, so wie ich ihm das meinige, schenkte, sich von der Polizei nachgespürt glaubte, welches um so mehr unsere Freudschaft in ein Geheimniß verhüllen mußte, als ich durch die offne Weise, auf welche ich mich zeigte und lebte, die Späher mittelst unserer Aehnlichkeit irre zu führen beabsichtigte. Wir hatten uns, ich wenigstens ihn, sehr lieb; auch that es mir Noth um einen treuen Freund, weil ein zwiefacher Kummer mein Herz drückte, und ich konnte mir keinen theilnehmendern, wärmern, als ihn, ja selbst keinen thätigern Freund wünschen, in so fern seine unsichere Lage es ihm zu seyn gestattete. Erstlich begann es mißlich mit meinem Prozeß auszusehen. Die Verwandten meiner Mutter schienen mir sogar die Rechtmäßigkeit meiner Geburt streitig machen zu wollen. Es war sehr schwer, Beweise zu führen, wo weder die wirklichen Personen, noch die wahren Namen auftreten durften. Ich begann, selbst an der Ehrlichkeit meines Anwalts zu zweifeln. Maßregeln, die mir Didier's Scharfsinn aufzufinden geholfen hatte, verwarf er entweder, oder sie wurden, von ihm angenommen, den Gegnern verrathen, noch ehe sie in Ausübung gebracht werden konnten. Seine Theilnahme, sein Trost, sein Muth hielten mich noch aufrecht. Seine Freundschaft sollte mir noch wichtiger werden. Alle meine Briefe nach der Heimath blieben ohne Antwort, von einer Braut hörte ich nichts. Ich war der Verzweiflung nahe. Wie wußte er in meinen Kummer einzugehen, meinen Schmerz zu theilen, indem er mir zu gleicher Zeit zeigte, wie thöricht es sey

auf die Treue eines weiblichen Wesens zu bauen, das mir, so zu sagen, entgegengekommen war; wo ich nur Unschuld, einen reinen Sinn sah; erblickte er Gefallsucht, künstliche Absicht; ich konnte ihm nicht glauben, und ihn auch nicht widerlegen. Seine Freundschaft machte die Wunden meines Herzens noch schärfer, und goß doch zugleich Balsam darein. Er besaß außer mir einen Freund, einen bejahrten Mann von ernstem, strengen Aeußern, mit dem er mich auch bekannt machte. Dessen kalter Gleichmuth schien mich bloß des Freundes wegen zu dulden. Er theilte ganz Didier's Ansichten von meiner Braut, und setzte, ihr Betragen entwickelnd, es so sophistischklug und kalt auseinander, daß ich getäuscht und vergessen sey, daß es selbst Didier empörte, der ihm doch Recht geben mußte, indem er zu gleicher Zeit diesen Freund, der Bekannte in der Gegend besitzen sollte, beauftragte, dort nähre Erkundigungen einzuziehen. Diese kamen endlich an, und berichteten, daß die Wittwe Courville mit einem vormalig Adeligen, Montaumer, den sie, in Bordeaux noch früher als mich gekannt hätte, in genauer Verbindung, ja sogar im Briefwechsel stände. Ich wollte, ich konnte es nicht glauben, und drang nur um so ungeduldiger auf die Beendigung des Prozesses nach Didier's und seines Freundes Rathe. Lieber einen magern Vergleich einzugehen, als durch ein ungestümmes Dringen eine mir, meinen Verwandten und den Gegnern gleich gefährliche Entdeckung der wahren Behältnisse herbeizuführen, setzte sich mein Anwalt auf das Bestimmteste entgegen. Er behauptete, daß jetzt einen Vergleich in dieser Sache anzubieten, dasselbe wäre, als die Grundlosigkeit der Ansprüche, ja selbst den Betrug, dessen ich beschuldigt würde, einzugestehen. „Endlich," fügte er hinzu, „habe ich den schlauen Gegner entdeckt. Er ist

der Sohn eines vormaligen Grafen von Montaumer, der sich in Paris verborgen aufhalten soll, und durch seinen Erzieher und Rathgeber, einen schlauen Mann, der überall und nirgends, bald gebietend, bald einschmeichelnd erscheint, mittelst Geld und Ränke die Sache so verwirrt hat, daß nur ein offenes Auftreten und Entlarvung des wahren Gegners diesen den Prozeß gewiß verlieren lassen soll, ohne daß ich doch, da Ihre wahren Verhältnisse Ihnen selbst und mir verborgen sind, voraussehen kann, ob Sie oder der Staat den Vortheil ziehen werden. Ueberlegen Sie bis Morgen, dann wollen wir weiter davon reden.«

Verdüstert, unentschlossen kehrte ich zu dem Freunde zurück, und vertraute ihm, wie die Sachen ständen. — Die unwürdigen Mittel des Gegners gaben meiner Zunge Bitterkeit und Schärfe. Er wurde betroffen, erschüttert, farblos. Ich sah ihn erstaunt an.

„So steht es?“ rief er; »den genugsam Beraubten und Verfolgten willst Du nun vollends seinen Mördern Preis geben? Thue es denn! Verrathe den Montaumer, schreie seinen Namen laut aus; aber erst haben wir mit einander zu thun. So wisse es denn: ich bin Montaumer, den Du zu bestehlen denkst um sein Erbe und um seine Braut. Ich habe Dich getäuscht, aber du mich schändlicher. Bastard! an den Namen Saint Priest, den Familiennamen meiner Mutter, womit Du Dich brüstest, hast Du kein Recht; kein Recht, einer Frau den Hof zu machen, die mich mit ihrer Liebe beehrt, und die ich mit meinem Namen beehren werde. Du kennst nun meine Schandthaten, wenn es welche sind, einen Betrüger zu betrügen; aber sie kennt auch die Deinige, und Schandthat ist es, wenn ein armer Soldat ein reiches und schönes Weib mit Lügen von hoher Geburt, wenn man nicht einmal eine ehrliche hat, zu verlocken sucht.

Und nun fort, wenn Du Muth hast! Leben für Leben! Blut für Blut!“

Wie weich mein Gemüth noch ist, wie sanft mein Blut auch rollt, Einmal in Gährung gebracht, kennt meine Leidenschaftlichkeit keine Grenzen. Mir, den Schonung und Menschlichkeit selbst auf dem Schlachtfelde oft zur Unvorsichtigkeit hingerissen, der in den, Gottlob! seltenen, Augenblicken, wo es zum Handgemenge kam, oft, um einen Feind zu schonen, einem Verwundeten beizustehen, das eigne Leben Preis gab, mir, dem vor Wuth Blinden, flößten Selbstsucht, Zorn, Rache eine gleiche Mordlust ein. „Gut!“ rief ich, »ich bin fertig. Gieb mir Pistolen oder Degen, und dann gleich, gleich« —

»Sie sollen von mir hören,« erwiederte der Gegner plötzlich gefaßt und kalt. In dem Augenblick, wo Didier wieder ein Traumbild geworden ist, besteht auf's Neue Montaumer's Ehre und sein Wort. Sie wissen, daß mir nachgespähet wird. Wir müssen mit Vorsicht zu Werke gehen. Sie sollen von mir hören.“

Er verließ mich in einem Zustand, der schwer zu beschreiben ist. Nie hatte ich mich so getäuscht, so gekränkt, bei einem vielleicht noch stolzern Herzen als vorher, so vernichtet gefühlt. Betrog er mich auf's Neue, oder hatte er es wirklich dahin gebracht, daß Melonie, betrogen wie ich, oder wirklich meiner unwürdig, mir den Rücken gekehrt? Ach! es sprach aus seiner Wuth eine zu ernste Wahrheit. Meloniens gänzliches Schweigen zeigte gegen sie, und ich besann mich in einer Stimmung, die mir nicht erlaubte, auf etwas, was Treue heißt, zu bauen. Es war mir nicht einmal angelegen, mich zu rechtfertigen. Mein Leben war mir nichts mehr; aber vertheidigen wollte ich es, um meinen Durst nach Rache in dem Blute des falschen Freundes stillen zu können. Weder diese Nacht, noch der folgende Tag, noch die Nacht, die wie-

der darauf folgte, vermochten mich zur Besinnung zu bringen. Ich dachte gar nicht mehr an den Prozeß, nicht daran, dem Anwalt das jüngste Erlebte zu vertrauen. Den dritten Mittag erhielt ich folgenden Zettel:

„Ich habe an Alles gedacht, an Waffen und Ort. „Ich würde Sie dahin bescheiden; allein Sie und ich, „wir kennen Beide die Gegend von Paris zu wenig, als „daß wir uns nicht leicht verfehlen möchten, und ich muß „noch Vorsicht brauchen. Ich werde Sie also selbst ab„holen. Sorgen Sie nur dafür, daß der Portier mich „ungestört vorübergehen läßt. Mein Name, der zugleich „bezeugt, daß ich Ihnen dennoch vertraue, wird auch „Ihnen verbürgen, daß Sie keinen Verrath zu befürch„ten haben. Ich komme spätestens um vier Uhr.

J. Montaumer.“

Von dem Augenblicke kam eine sonderbare Ruhe, die Ruhe eines Todten möchte ich sie nennen, über mich. — — — Ich machte mich zu einer Reise bereit, raffte meine wichtigsten Papiere zusammen, zerriß die übrigen, legte die erstern in meine Brieftasche, und meine Zeichnungen in meinen Koffer, den ich doch wohl nicht mit voller Ruhe eingepackt habe, denn ich dachte gar nicht daran, was ich mit demselben thun wollte, steckte meine ziemlich leichte Börse in die Tasche, und warf mich unter trüben Vorstellungen von der Falschheit der Weiber, von der Täuschung der Freundschaft, von der Nichtswürdigkeit der Welt, auf mein Lager. Der verwachte, abgemattete Körper hatte Stärkung nöthig! Die gütige Natur, mächtiger als meine wüsten Gedanken, flößte mir in einem kurzen Schlaf auf's Neue Kräfte ein. Ich erwachte erst, als der Gegner vor meinem Bette stand. „Sie schlafen» sagte er unruhig, »und der deutsche Nachbar wacht; der Lichtstreif aus dem Schlüsselloch ließ mich irregehen. Sind Sie fertig, so kommen Sie,

aber still, still, damit wir nicht verrathen werden. Ich komme freilich früher, als ich geschrieben. Die Morgen luft möchte uns nüchtern leicht schwach machen. Schlagen Sie mir es nicht ab, zum ersten und letzten Male mein Gast zu seyn.«

„Ich folge weil ich muß,“ gab ich zur Antwort. Darauf gingen wir Beide hinunter, setzten uns in den wartenden Fiakre, und fuhren, ohne ein Wort zu wechseln, bis der Wagen vor einem kleinen Estominet noch innerhalb der Barrièren still hielt. Auf unser Klopfen wurde geöffnet. Wir fanden den bejahrten Freund des Grafen schon da. Er war ernst und düster. Ich konnte es nicht ausschlagen, an einem kleinen Frühstück Theil zu nehmen. Sobald es eben hell geworden war, eilten wir nach dem Bois de Boulogne. Es war leicht, eine einsame, unverdächtige Stelle zu finden, die wir doch erst in dem von Paris entlegensten Winkel suchten. Mit Unruhe bemerkte ich, daß ein mitteljähriger Mann zu Pferde beinahe von der Barrière an uns zu folgen schien. „Fürchten Sie nichts,“ flüsterte der Graf, mit dem ich übrigens nur die nöthigsten Worte wechselte, „er wird Ihnen als Sekundant dienen; er ist Wundarzt, und wir dürfen ihm vertrauen.“

Endlich hatten wir die Stelle erreicht, der Reiter war abgestiegen. Er nahm und lud die Pistolen. Ich sah ihn nicht einmal an, mein Blick folgte nur düster Montaumer's Bewegungen. Sein Freund, in dem ich nicht ohne Unrecht seinen Erzieher und meinen eigentlichen Feind ahnete, ging finster, zum erstenmal, seit ich ihn kennen gelernt, in heftiger Bewegung auf und nieder. Sein Auge heftete zuweilen Verderben drohend auf mir und dann schmerzlich auf seinem Zögling. Dieser schien der Ruhigste von uns Allen. Als ich, so wie er gethan, den Rock ausziehen wollte, trat er schnell zu mir hin

und sagte nicht ohne Rührung: „Nur Einer von uns kehrt lebend zurück. Haben Sie auf den Fall, daß Sie nicht erliegen, an einen Paß gedacht? denn fort müssen Sie.„

„Nein!“ gab ich etwas betroffen zur Antwort.

„Mein Freund,“ versetzte er, „der an Alles denkt und auch daran gedacht hat, hat für einen Namen Dier gesorgt. Hier ist er, er diene dem Ueberlebenden. Geben Sie mir Ihr Taschenbuch, ich will beide, und den Paß oben auf, hier neben uns legen, damit Sie ihn nicht vergessen; ich bin kälter als Sie.“

Ich gab ihm, die Lippe zusammenbeißend, denn ich fühlte, daß er Recht habe, das Buch mechanisch hin. Er nahm es schnell, und wandte sich von mir ab. Es kam mir vor, als öffnete er es. „Was thun Sie?“ rief ich schnell.

Er wandte sich, nachdem er das Buch niedergelegt, ruhig zu mir um. „Sie sind,“ sagte er zögernd, „auf keine lange Reise bedacht gewesen, weil Sie nicht einmal für einen Paß gesorgt haben. Ich habe eine Anweisung darein gelegt, die ich Ihrer Zukunft schuldig bin, wenn ich selbst mich derer nicht bedienen kann. Nach dem Tode keinen Groll! Erwiedern Sie nichts,“ fügte er schnell hinzu, als er mich den Kopf schütteln sah. „Keine kindische Weigerung; ich werde streben, daß sie mein Eigenthum bleibe. „Stellen wir uns!“ rief er rasch, mit einem stechenden Blick auf den Freund, der uns in heftiger Spannung näher getreten war, und ergriff die eine Pistole. Der Fremde, im Begriff mir beide zur Wahl anzubieten, sah ihn betroffen an; ich nahm schnell unbedenklich die andere. Ich hatte den ersten Schuß. Wie viel hätte ich in diesem Augenblick gegeben, daß ich ihn nicht gehabt! Meine Wuth war entwaffnet. Sein Betragen, daß mir großmüthig schien, hatte die Erinnerung

an seine Heuchelei, seinen Betrug, seine Beleidigung merklich geschwächt; ich schoß mit schwankender Hand, ohne zu zielen, und siehe! ich traf. Er faßte mechanisch an das Herz und sank leblos zu Boden. Der bejahrte Freund schrie laut auf und stürzte sich über den Leichnam. Ich stand wie erstarrt — ich weiß nicht wie lange; auch der Fremde war zu dem Gefallenen hingeeilt. Endlich fühlte ich mich am Arm geschüttelt. — Es war der Wundarzt.

»Fort! fort!“ sagte er, indem er mir das Kleid wieder anziehen half, Paß und Taschenbuch aufhob, mir Beides in die Brusttasche steckte und den Mantel um mich warf; „fort; Sie dürfen nicht säumen, weder sich selbst, noch den Todten verrathen. Für den, der flüchten muß, habe ich das Pferd hergebracht. Der Paß ist nach Lyon visirt. Schämen Sie sich, so glücklich zu seyn, und doch keinen Muth zu haben!“

„Unglücklich seyn, und doch Muth haben, ist mehr,“ entgegnete ich, mich zusammenraffend, warf mich auf das Pferd und sprengte fort. Der Aufruhr meiner Lebensgeister legte sich allmählig, allein vergebens wiederholte ich mir, daß ich nur einen Betrüger gestraft, daß er mich herausgefodert, daß ich nur gethan, was an meiner Stelle Tausende gethan haben würden; vergebens, sage ich, denn ich hatte doch um meiner Selbstsucht willen Blut vergossen. Indeß gewann ich doch an äußerer Ruhe. „Warum habe ich nöthig, zu flüchten?“ fragte ich mich selbst, jener Worte des Arztes eingedenk. »Wer kann, wer wird mich verrathen.« Ich dachte, als ich des Abends in einem Wirthshause eingekehrt war, schon daran, umzukehren, dem Anwalte mich anzuvertrauen, und wegen des Prozesses — ich öffnete schnell mein Taschenbuch, worein ich die wichtigsten Papiere, diesen betreffend, gesteckt hatte. Sie waren nicht mehr darin. Ich besah

das Taschenbuch genauer, es war nicht das meinige; dennoch dasselbe, das mit dem Paß zusammen da lag, und die erwähnte Anweisung auf eine nicht unbedeutende Summe steckte darin. Bei näherer Untersuchung fand ich außer einigen unerheblichen Papieren einen alten Brief von Meloniens Oheim, dessen Handschrift mir bekannt war, worin dieser selbst meinem Gegner ihre Hand antrug und ihn zu sich einlud, und außerdem ein geheimes offenes Fach, das deutliche Spuren von herausgenommenen Papieren trug; nur noch eins steckte tief im Innersten desselben. — Es waren Liebeszeilen, in welchen ich sowohl Meloniens Hand, als ihr Herz erkannte, worin sie den Geliebten beschwor, von sich hören zu lassen, wenn er auch nicht wiederkehren könnte. — Es lag in einem Couvert mit der Aufschrift: »Einlage an J. M. . . . .« von der Hand des Oheims. So hatte er mich denn nicht getäuscht. Seine Wuth war gerecht gewesen, der Brief des Oheims bewies seine ältern Ansprüche. Sie hatte uns Beide hinter's Licht geführt.

Der Gedanke an sie entschied. Für mich war kein Prozeß, kein Gewinn, kein Frankreich mehr — selbst kein Leben, hätte ich den Selbstmord nicht verabscheuet, und zu fromm gedacht, um durch ein noch größeres Vergehen mich den Selbstvorwürfen über das früher begangene entziehen zu wollen. So mußte ich denn auch das Leben schonen und bewahren, da ich mich verpflichtet fühlte, es noch zu tragen. Aeußerlich immer ruhiger, innerlich immer zerrissener überschritt ich die französische Grenze.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 7tes Stück.

Das schwarze Herz.

(Fortsetzung.)

Nichts von den Irrfahrten meines nächst darauf folgenden Lebens, nichts von der menschenfeindlichen Schwermuth, der langen Reue des von einem Morde beängstigten Gewissens, aus welcher doch mein Gemüth langsam zu einer vielleicht sonst nicht erworbenen Klarheit und Ruhe hervorgieng. Die Summen der ausser Frankreich gehobenen Anweisung, welche der Stolz lange verwarf, bis die Demuth später, als ein Versöhnungsopfer, den Manen des Ermordeten dargebracht, sich dieselben aneignete, bewogen mich zu einer wohlthuenden Thätigkeit. An Rückkehr dachte ich nicht. Frankreich, die Welt mit ihren Ereignissen hatte keinen Reiz mehr für mich. Nur die Natur zog mich an, und die Menschen, die, durch die gefälligen Verhältnisse entartet, in diesen nur äußerliches Elend und innern Jammer erbeutet hatten. Da mir das Glück den Rücken gekehrt, suchte ich meine Gefährten, die Unglücklichen. Ueberall, wo ich hinkam, fand ich die Welt in wilder, gährender Bewegung. Ich zog umher mit immer mehr erleichtertem

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Herzen, so wie ich mich inniger der Nation der Reisenden einverleibte; es soll ja doch der Mensch keine bleibende Stätte auf der Erde haben!

Mehrere, ja viele Jahre waren vergangen, als einst in Florenz, dessen reizende Gegenden mir nur von Einer, die meinem Herzen immer theuer blieb, übertroffen wurden, und dessen reiner Himmel mich festgebannt hielt, ein mir begegnender, unbekannter Mann vor mir stillstehen blieb, und, mich verwundert betrachtend, ausrief: »Wie, Didier, ist es möglich, daß Ihr seit den wenigen Tagen, die ich Euch nicht sah, wieder so wohl auf seid?«

»So heiß ich,« sagte ich überrascht, denn ich hatte diesen Namen, auf den mein Paß lautete, noch immer beibehalten; »aber Euch kenne ich nicht.«

„Nicht?“ sagte er befremdet, mich immer prüfend betrachtend; „Euren Hauswirth nicht, der Euch freundlich rieth, das einem Franzosen immer bedenklicher werdende Pflaster bald zu verlassen, und Euch darauf, statt aus der Stadt, in das Hospital dell' Annunciata besorgen mußte? Doch verzeihet, Herr, ich irre gewiß — Ihr habt wahrscheinlich nur eine flüchtige Aehnlichkeit mit Jenem; denn so schnell können die scharfen, hinfälligen Züge sich wohl nicht gerundet und gemildert haben. — Verzeihet den Irrthum.“

Ich stand einen Augenblick betroffen. Der Name Didier, die Aehnlichkeit, die Landsmannschaft erweckten schnell in mir, wo nicht eine dunkle Vermuthung, so doch die Begierde, einen wahrscheinlich Hülfsbedürftigen aufzusuchen, dem jene drei Eigenschaften ein näheres Recht auf meine Theilnahme zu geben schienen. Ich begab mich augenblicklich nach dem Hospital dell' Annunciata, dessen reinliche Krankensäle, wie bekannt, jedem Besuchenden offen stehen. Ich fragte behutsam nach dem

Namen Didier, nach einem kranken Franzosen. Die letztere Benennung half mir bald zurecht; man zeigte in der Entfernung auf ein gewisses Bett, ohne sich weiter um mich zu bekümmern. Ich trat hin. — Ueberraschung, Entsetzen ergriffen den Ahnungslosen. Ich glaubte Montaumer zu erblicken, freilich blaß, hager, hinfällig, aber auch unverkennbar. Ein unwillkührlicher Ausruf, mehr doch des Schreckens als der Freude, zog seine Blicke auf mich. Ein ähnlicher entschlüpfte ihm.

„Ist es möglich?“ rief ich außer mir. »Du bist's? Du lebst? die Todeswunde wurde geheilt? Gelobt sey Gott!“ —

„Die Todeswunde,« entgegnete er dumpf, „wird nie heilen, das schwarze Herz nie wieder weiß werden; allein die Wunde hast Du mir nicht versetzt, ich selbst, ich selbst.“ — Dennoch hat Gott Großes an mir gethan, der Dich zu mir führt, damit Deine Verzeihung das Herz um einen Fluch leichter machen könne; aber weißer — weißer wird es darum nicht werden. Montaumer! Bruder!

»Bruder der Sünde und der Reue!« entgegnete ich, — »ja wohl! Fasse dich, Bruder! Du sprichst irre; ich trage den Namen nicht.“

„Wehe mir, daß Du ihn nicht, daß nur ich ihn getragen habe!“ versetzte der Kranke. „Leibliche Brüder,“ sage ich Dir, aber nur ein verdammtes Herz! Willst Du Beweise? — da, da — schnell, schnell! Ach! möchte Deine Gegenwart auch dort, wie an mir, wohlthuend gewirkt haben. Schnell! ich sehne mich, es zu wissen — Germenil! Germenil!

Nun erst gewahrte ich einen ziemlich bejahrten Mann von schlichtem Aeußern, der, mit einer zinnernen Schaale in der Hand, worin er, wie es schien, dem Kranken eine Labung geholt, mich starr und erschrocken betrach-

tend, einige Schritte seitwärts von mir stand. »Darf ich meinen Augen trauen?« sagte er, freudig mir näher tretend. — »Herr Saint Priest.“ —

In diesem Augenblick glaubte ich, trotz des ältern Aussehens und der abgetragenen Kleider, jenen, freilich nur Einmal gesehenen Wundarzt in ihm zu erkennen; aber Montaumer's Anblick hatte meine Seele schnell der Vergangenheit geöffnet. — »Der Wundarzt?“ fragte ich. —

„Der Diener des Unglücklichen,« flüsterte er, mir näher tretend. „Still! Sehen Sie nur, wie sein Blick vor Ungeduld flammt; ich muß eilen.“ Er zog einen kleinen langen Koffer unter dem Bette hervor, öffnete ihn schnell, nahm eine sorgfältig eingewickelte Rolle, welche die ganze Länge des Koffers einnahm, daraus, löste die Hülle behutsam ab, und rollte das Gemälde vor mir auf, unter welchem Ihr uns knieend in der Kapelle getroffen habt.“

»Sieh es an!“ rief Montaumer, heftig darnach greifend, um es sich näher zu ziehen. „Sage, bin ich es, oder Du? Es sind Deine, meine Züge. Mein Geist leuchtet aber aus ihm hervor, und doch hat man sie für die Deinigen gehalten, für eine Verkündigung Deines Todes, eine Aufforderung zur Rache. Ach! ich weiß es besser; ich habe davor gesessen, und es ist mein Herz. Seine, meine innere Schwärze hat das weiße Gewand durchdrungen; ich habe es gewaschen, und wieder mit geweihetem Wasser gewaschen, aber es wurde nur schwärzer. Ich habe es mit weisser Farbe überdeckt; ich schmeichelte mir, daß ein gleißnerisches Aeußere mich täuschen würde, so wie das meinige die Menschen getäuscht; aber vergebens! — Das schwarze Herz ist auf's Neue durch die Farben gedrungen. Siehst Du? noch schwärzer ist es geworden. Deine Gegenwart selbst hat

es nicht weißer machen können. — Ich bin es, ich, ich, nicht Du.“

Ich stand betroffen, verwirrt. Es war mein Bild, es waren meine Züge, aber nicht mein Blick; es war der Blick, den mir Montaumer zugeworfen, als er wüthend, feindlich vor mich hintrat, und der schwarze Fleck ließ sich nicht abläugnen. — Unser beider Züge waren in dem Bilde sonderbar verschmolzen, nie zuvor war unsere Aehnlichkeit in der Jugend mir so aufgefallen. — Meine bestürzten Blicke trafen den Diener, er sah schmerzlich zu Boden.

„Sagt,« fuhr der Kranke nach kurzem Schweigen ruhiger, doch mit dumpfer Stimme fort, „sagt es Dir nicht, was unsere Blicke, mein Herz uns längst hätte sagen sollen, daß wir mehr als aus Einem Geschlechte, daß wir Brüder sind? Wir wollen es seyn, uns nicht mehr verlassen. Nicht wahr, das wirst Du über dein weisses Herz nicht bringen können? — Wir müssen Eins werden; was mir gehört, ist Dein; ich möchte nur, daß Dein Herz das meinige weißer machen könnte.«

Der verstohlen weinende Diener winkte mir heftig zu, und zog sich immer mehr zurück. Es war, als bauete er auf dieses Wiedersehen. Wie überrascht ich auch war, zwischen Glauben und Unglauben schwankend, bemühete ich mich, ihm Trost und Hoffnung einzuflößen, Ordnung in seine trüben Ideen zu bringen.

Ich wich nicht mehr von seiner Seite. Das bloße Wiedersehen hatte bei mir die alte, bei ihm eine bessere Neigung erweckt. Er kam mir in der ersten Zeit dieses neuen Zusammenlebens, da mein plötzlicher Anblick und die auf ihn gebauete Hoffnung den verwirrenden Nebel beginnenden Wahnsinns aufzulösen schien, mit reuevoller Offenheit entgegen. Das Schlechte, Niederträchtige in seinem Betragen gewann, so wie seine Selbstanklage

und die spätern Eröffnungen des alten, vertrauten Dieners, die mich in das Dunkel seines Jugendlebens eindringen ließen, ein milderes Ansehen. Seine Reue versöhnte, sein selbstgewähltes Elend rührte mich. Ein erster Hinblick auf seine neben dem Bette hangenden, abgetragenen Kleider, sein Aufenthalt in einem Armenhospitale ließ mich auf äußerlichen Mangel schließen. Ich hatte mich getäuscht. Bei meinen besorgten Fragen schüttelte der Diener den Kopf, und öffnete mir während des Schlafes seines Herrn den Koffer wieder. Dessen Inhalt belehrte mich, daß er reich, sehr reich sey. Es lagen darin Rollen mit Gold, höchst werthvolle Papiere, Schuldbriefe, große in England belegte Summen betreffend, von welchen die Interessen seit mehreren Jahren nicht erhoben waren. Aber was nützt Reichthum dem, der in der qualvollen Reue des Gewissens den üppigen Gebrauch desselben verlernt, dem es an Kraft und Muth fehlt, durch gute Werke und verständige Thätigkeit sich aus einer seelentödtenden Betäubung zu reißen? Es drängt die Zeit; laßt mich daher kurz zusammenfassen, was aus seinen zum Theil immer mehr unzusammenhängenden Selbstanklagen, aus mehreren aufbewahrten, schriftlichen Ergüssen in seiner Jugend, und endlich aus den ergänzenden Berichten seines unermüdlichen Begleiters, seines und meines Freundes, Germenil, dessen treue Anhänglichkeit, wie ein versöhnender Faden, der doch von etwas Gutem bei dem zeugt, an dem er ungerissen festgehalten hat, von seiner Jugend an bis auf diesen Tag hinreicht, mir von seinem Innern und von seinem Leben allmählig klar geworden ist. Freilich werden solche kurze Umrisse nicht fähig seyn, ihn in vielen Stücken so entschuldigend darzustellen, als er dem doch am härtesten getroffenen Bruder erscheint."

Aus Saint Priest's Bericht gieng Folgendes hervor.

Germenil, auf dem vormaligen Gute des Grafen Montaumer geboren, war, als dieser sein prächtiges Hotel in Paris eingerichtet hatte, von ihm als Haushofmeister angestellt worden. Sein erstes Geschäft dort war, die erklärte Gemahlin seines Herrn, und kurz nachher Beider zehn- bis elfjährigen Sohn zu empfangen. Es kam ihm selbst nur dunkel vor, daß einst eines jüngern Sohnes erwähnt worden war; und hatte der Gedanke von einem nie gesehenen Bruder auch einen Augenblick bei dem kleinen Jules gehaftet, war er doch bald in dem Anblick der neuen, prächtigen Welt, bei der Trennung von den Eltern, und in den wechselnden Ereignissen des unstäten Lebens seiner Jugend untergegangen, oder vielleicht geflissentlich verwischt. Wir hatten im Grunde nie etwas von einander gehört. Unsere Eltern waren einige der Ersten, welche das Verhängniß, vielleicht von dem unklugen Hochmuth des Vaters herausgefordert, einer so plötzlichen Todesgefahr bloßgestellte, daß sie ganz unvorbereitet, fast betäubt dem Vaterlande enteilten. Der Vater war jedoch unterweges zur Besinnung gekommen. Er brachte die Mutter glücklich über die Grenzen, aber aus Liebe zu seinen nachgelassenen Kindern, aus Furcht, sein großes Vermögen zu verlieren, und aus Anhänglichkeit an die königliche Familie kehrte er heimlich und klüger zurück. Es hieß in Paris, daß er auf seinen Gütern gewesen. Die Schreckenszeit war noch nicht gekommen, mit der augenblicklichen Gefahr schien die Verfolgung vorüber; doch nahm er im Stillen Maßregeln, um sein Vermögen zu sichern. Bei seiner Rückkehr sah Germenil zum ersten Mal den Mann, der einen so verderblichen Einfluß auf den armen Jules ausgeübt. — Wo der Graf ihn unterweges getroffen, hat er nie erfahren. Sie erschienen mit einander im Hotel, wo der Herr dem Diener gebot, diesem Fremden wie ihm selbst zu gehor-

chen; auch schien es, daß dieser Mann, der sich Laormain nannte, wiewohl er in seiner Gegenwart dem Grafen viel anscheinende Ehrfurcht bewies, doch unter vier Augen die Beweise einer noch größern von ihm empfing. Ja, Germenil wollte sogar gesehen haben, daß der Graf ihm einst, als sie sich ohne Zeugen glaubten, die Hand geküßt habe; auch wäre es demselben vorgekommen, als habe sich dieser bemüht, ihn seiner Gemahlin geneigt zu machen, deren er immer mit einer ganz eigenen Bitterkeit erwähnt hatte. Eines Tages hatte der Graf Germenil gerufen, und ihm höchst unerwartet gesagt: »Wir müssen uns trennen; was auch über mich verhängt seyn mag, ich lebe von nun an dem Dienste meiner Prinzen. Mein Vermögen mag immerhin Gefahr laufen, jedoch dem Flüchtling soll man es nicht entziehen; den Sohn habe ich Laormain's Obhut anvertraut. Folge Du Beiden, trenne Dich nicht von Jules. Ich kenne die Treue Deiner Familie. Zwar vertraue ich ganz dem Freunde, aber er hat nur Ein Leben; zwei Wärter meines theuersten Schatzes sind mir kaum genug; gehorche dem Ersteren und liebe den Andern.“

Dieselbe Nacht verließ der Graf das Hotel, und den folgenden Morgen zogen die Uebriggebliebenen in eine unscheinbare, abgelegene Wohnung. Hier that Germenil's Obhut dem Knaben sehr Noth, denn der Erzieher, der bei allen Parteien sich in einem gewissen Ansehen zu erhalten wußte, schien lange in vielfache Verbindungen und Geschäfte verstrickt, die ihn von dem Zögling entfernten; aber wie wenige Stunden er ihm auch anfangs schenken konnte, verstand er doch durch eine ihm eigene, einschmeichelnde Anmuth, die seine kalten Züge sonst nicht verriethen, das Herz des Knaben so fest an sich zu fesseln, daß dieser, so wie er älter wurde, nachdem sie Alle Paris verlassen, und sich in verschiedenen

Gegenden aufgehalten, während welcher Zeit der Erzieher das ihm anvertrauete Amt neben andern geheimnißvollen Geschäften immer sorgfältiger verwaltete, so ganz und mit so ausschließlicher Neigung an ihm hing, daß er darüber ganz Germenil's treue Anhänglichkeit vergaß, ja sogar eine Art von Mißtrauen gegen ihn zu hegen schien, das ihm der Erzieher gegen Alle, sich selbst ausgenommen, einflößte. Ja, trotz einer Strenge, die nie den kleinsten Fehler ungerügt hingehen ließ, hatte er sich des Herzens des Zöglings so ganz bemächtigt, daß dieser leichter die schmählichste Strafe, als einen Blick des Unwillens von ihm ertrug. So war der Knabe allmählig zum Jüngling gereift. Sein Sinn war rein, reiner als die Lehren, die ihm eingeflößt wurden. Wie ließe sich sonst seine bedächtige Klugheit, der übermüthige Stolz, womit er auf seine Umgebung, indem er ihr zu schmeicheln schien, herabsah, wie ließe sich sonst diese frühe Verstellung, die ihn zur Erreichung der Zwecke, die er selbst nicht ahnete, angelehrt war, erklären? Es war, als habe der blinde Gehorsam, in dem er erzogen wurde, allen wärmern Gefühlen der Jugend den Eingang in sein Inneres versperrt. Freilich schien der Erzieher jenen Gehorsam durch geheimnißvolle Verheißungen einer glänzenden Zukunft, und in der Gegenwart durch wahre väterliche Neigung, die, bei dem kalten Aeußern dieses Mannes, sich doch nur durch ängstliche Bewachung aller seiner Schritte und im Stolz auf die Vorzüge des Zöglings äußerte, zu vergelten. Auch besaß Laormain das Vertrauen des mehr als zwanzigjährigen Jünglings, der doch eigentlich noch nichts zu vertrauen hatte, und er würde, bei der warmen Anhänglichkeit seines Schülers, dieses leicht in innige Liebe verwandelt haben, wenn er sie nicht mit der ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit, die er selbst für jene nahm, verwechselt hätte.

Zu der Zeit ließ der Vater, und zwar nicht zu Laormain's Zufriedenheit, sich öfters in der Provinzstadt, wo sie sich eine Zeit lang aufgehalten hatten, sehen. Die trauliche Verbindung zwischen Beiden schien lauer geworden zu seyn. Laormain warf ihm vor, daß er seinen Rathschlägen nicht gefolgt. Es ergab sich freilich, daß die Güter des Grafen durch seine eigene Unvorsichtigkeit eingezogen worden, und daß seine Hoffnung, diese dem Sohne durch den reichen Nachlaß eines aus den Kolonien zurückgekehrten Verwandten ersetzen zu können, durch das Testament dieses Mannes, der Alles seiner Wittwe hinterlassen, vernichtet worden. Zugleich brachte er dem Sohne die Nachricht von dem Tode seiner Mutter in der Fremde. Es schien sogar, daß Vater und Erzieher nach einem Zwiste, ihren Tod betreffend, in Unwillen von einander schieden. Ein Brief berichtete indessen bald dem Sohn, daß der Vater eine Verabredung mit dem Oheim der Wittwe wegen einer Verbindung zwischen ihm und ihr getroffen, zufolge welcher er den Wunsch aussprach, daß der Sohn nach Bordeaux gehen, und dort ihre Bekanntschaft machen solle, während ihn selbst geheime Pläne anderswohin riefen. Der Erzieher, den väterlichen Willen anscheinend ehrend, gehorchte dem Rufe. Jules, bis hieher zu streng bewacht, zu sehr beschäftigt, zu fern vom weiblichen, ja jedem fremden Umgang gehalten, als daß die noch schlafenden Leidenschaften seine Brust durch eine Erschütterung der Sinne erweckt, die leichte Hülle, die sie bedeckte, aber von seiner durch alle ihm ertheilten Lehren immer mehr hervortretenden Selbstsucht noch lockerer gemacht, hätten durchbrechen können; — Jules ging mit freiem Herzen dahin. Doch, sey es nun, daß der Wunsch des Vaters, die eigene Phantasie, die zum ersten Mal verlangend sich erhob, Meloniens Reize, denen die Eigenliebe einen höhern Zauber verlieh,

oder daß alle diese drei zusammen sich gegen dessen Freiheit verschworen hatten; genug, ein Blitzstrahl mußte es treffen, schmerzlich und süß, und Gefühle darin erwecken, die, entflammt von der Liebe, und später durch Freundschaft gemildert, sein Leben beseligt haben würden, wenn nicht ein böser, von ihm zu spät erkannter Dämon, sich schon mit einem Flammenschwert vor sein Paradies gestellt hätte, dessen Spitzen jenen selbst tödten, und dessen Flamme sein vergiftetes Innere versengen sollte.

Kaum vermochte seine Ungeduld die Stunde des Wiedersehens zu erwarten; doch noch bevor diese schlug, traf die Nachricht von der plötzlichen Verhaftung des Vaters ein. Bestürzung und Schreck lähmten seine Besonnenheit. Der Erzieher entzog ihn thätig und mit Geistesgegenwart durch eine Flucht, die einer Entführung ähnlich sah, der Gefahr, die in diesem Ereignisse, seiner Meinung nach, der Freiheit, ja vielleicht dem Leben des Sohnes drohete. Aber was vermag die berechnende Klugheit gegen den Sturm erwachter Leidenschaften? Das Uebergewicht, welches Laormain sonst immer ohne Mühe über ihn ausgeübt hatte, scheiterte zum ersten Mal an einer nie zuvor an ihm gekannten Widerspenstigkeit. Laormain's Absicht, sich eben an der Quelle der Gefahr, in Paris selbst zu verbergen, setzte er sich, sobald ihm Besinnung und Kraft zum Erwägen zurückgekehrt war, auf das bestimmteste entgegen. Der Wunsch des Vaters, das Wohlwollen des freundlichen Oheims dienten der neuen Gewalt, die sich seines Herzens bemächtigte, zum Vorwand, eine Gegend nicht ganz verlassen zu wollen, die jene ihm theuer gemacht. Der Erzieher, nur schlecht seinen Ingrimm verhehlend, mußte sich begnügen, sich mit ihm in eine nicht sehr entfernte, aber tiefe Verborgenheit zu flüchten, wo Jules, zum ersten Mal einer ungewohnten Unthätigkeit, der Laormain ihn nicht zu

entreißen vermochte, hingegeben, aus seiner erregten Phantasie immer stärkere Nahrung für seine Leidenschaft zog.

Aber als nun die tausend Stimmen des wiederkehrenden Frühlings rings um ihn den Muth und die Kraft seines Herzens bis zur Ungeduld steigerten, drohete er dem bestürzten Erzieher, ihm zu entspringen, wenn dieser sich weigerte, ihn sich Meloniens Gute nähern zu lassen, wo er zu dessen Verwunderung und gegen dessen Willen dennoch erfahren hatte, daß sie hingezogen war. Der kluge Lehrer gab plötzlich unter der Bedingung nach, daß Jules von nun an seinem mitwirkenden Rath folgen, und keine weitern Schritte ohne sein Vorwissen unternehmen sollte. Dieser versprach Alles. Der stumme Hader zwischen Beiden hörte wieder auf. Er fand sich sogar darein, ruhig zu warten, bis der Lehrer auch dort für einen verborgenen Aufenthalt gesorgt haben würde. Freilich verzog sich die Zeit, ehe dieser mit allen Vorbereitungen zu Stande kam; aber er hatte auch mit vieler Umsicht für Verkleidung und ein entstellendes Aeußeres gesorgt. Sie zogen endlich hin. Aber wie wurde nun dem armen Jules zu Muthe, als er, in Laormain's Begleitung, Melonien, Arm in Arm mit einem, ihm selbst unverkennbar ähnlichen, jungen Mann erblickte, als von dessen schneller Bekanntschaft und bald erfolgender Vermählung selbst jedes Kind zu erzählen wußte? Wer beschreibt den Unmuth, die Wuth, die seinen Busen erfüllte? Meloniens Anblick hatte den Träumen seiner Phantasie einen noch mächtigern Zauber verliehen. Der Glanz ihres liebetrunkenen Blicks, nur zu lebhaft an den Strahl mahnend, der ihn selbst nur kurz, aber beseligend aus diesen getroffen, mußte dem selbstsüchtigen, stolzen Gemüthe als ein Verrath an einer frühern, dadurch erregten Liebe erscheinen, und die geahnete Seligkeit seines Busens in die höllischen Quallen einer ohnmächtigen Ei-

fersucht verwandeln. Nun aber stand Laormain wohlthuend hülfreich an seiner Seite. Nachdem dieser, seinen Unmuth theilend und diesem schmeichelnd, ihm sein Gelübde von Mäßigung und Vertrauen auf seine Klugheit hatte wiederholen lassen, gestattete er ihm, Meloniens Umgebung auszuforschen. Ihre Kammerfrau glaubte zu wissen, daß ihre Herrschaft diesen jungen, schlichten Militär schon in der Stadt in höhern Verhältnissen, sie wußte nicht ob gekannt, oder bloß gesehen, aber gewiß schon mit Auszeichnung bemerkt habe; sonst würde ja diese so schnell geschlossene Verbindung mit einem äußerlich so unscheinbaren, jungen Manne eine pure Unmöglichkeit seyn. Meloniens sie so verschönernde Verwirrung bei seinem ersten Anblick gab dieser Voraussetzung ein zermalmendes Gewicht in Jules's gequälter Brust. Er schäumte vor Wuth, vor Haß gegen den, nach Laormain's Meinung, tückischen Räuber seines Glücks. Er sann auf Blut und Rache. Der Erzieher lächelte.

„Thor!“ sagte er plötzlich ernst und eindringend, „was willst, was vermagst Du? In blinder Wuth Dich selbst nur zu Grunde richten, wo größere Klugheit Dir den Sieg über kluge Schlauheit, Rache über den weiblichen Leichtsinn verleihen kann? Ist eine Frau, die sich so leichtsinnig täuschen lassen kann, oder so liebekrank sich einer willkommenen Täuschung hingiebt, auch nur eines Tropfens Deines Blutes werth? Müssen meine sorgfältigen Lehren in der ersten Prüfung an Deiner eigenen Leidenschaft scheitern, wo ich gehofft hatte, daß sie Dir ein entschiedenes Uebergewicht über fremde Leidenschaften geben würden? Mäßige Dich! Zeige nun, da es Zeit ist, daß Du Deinem Erzieher, Deinem Vater Ehre machst; ja Vater, und zwar nun mit doppeltem Rechte; denn der Deinige, mir die Sorge für Deine Zukunft übertragend, ist, damit Du es nur weißt, in den Kerkern von Orle-

ans verschieden. Deine Sache ist die meinige, Deine Rache mein. Du weist, wie sehr ich Dich liebe, wie gewissenhaft ich Dich für einen Wirkungskreis gebildet habe, der, obgleich unsichtbar und im Stillen, dennoch die Welt beherrscht, während diese ihn ohnmächtig oder todt wähnt. Mir fehlt es nicht an Mitteln, aber die Schätze, die mir offen stehen, gehören nicht mir; ich durfte Dich wohl an mein Geschick knüpfen, aber meine Liebe gönnt Dir die Selbständigkeit der Freiheit. Du bist auch ohne den Reichthum dieser Wittwe nicht verarmt. Dein mütterliches Vermögen ist noch vorhanden, aber durch ihre Nachläßigkeit, Schwäche, oder — doch warum dieses Kind unnützer Weise in die Irrthümer der Eltern einweihen? — wird thörichte Anmassung Dir es streitig machen. Weißt Du, wer derjenige ist, der Dir Dein rechtmäßiges Erbe zu entreißen droht? Derselbe ist's, der Dich um das Glück einer halb verrauchten Leidenschaft bestohlen hat. Und den denkst Du mit Waffen, in deren Führung er Dir weit überlegen ist, mit Wuth, die immer dem kältern Muth unterliegt, zu bekämpfen? Willst Du ihm denn in Deinem Blute einen lachenden Sieg selbst zugestehen? Warum nicht lieber ihn mit der Ueberlegenheit, die Du meinem mühsamen Streben zu verdanken hast, mit Vorsicht, Verstellung und Selbstbeherrschung besiegen? Meloniens Bräutigam geht, wie Du gehört, nach Paris, um einen Prozeß zu betreiben, den Prozeß gegen Dich, den ich schon von hier aus eingeleitet habe. Befolge meine Lehren, meine bessere Einsicht, wie Du gelobt hast, übergieb nicht der Hand, sondern Deinem Geiste die Rache. Noch einmal: mäßige Dich, damit ich mich nicht in die Seele meines Schülers schämen muß."

Diese Rede verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Jules's so angesprochene Selbsucht vermochte auch wirk-

lich bald, mit ihrem eisigen Athem die flammende Rache in seiner Brust in einen starren Haß zu verwandeln. Ergebener als zuvor gab er sich Laormains Leitung hin. Sie zogen nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Auf einer Schulanstalt trug ein Lehrer die allgemeine Weltgeschichte, und zwar dergestalt vor, daß solche von den ersten Sagen über die Bevölkerung des Erdbodens bis auf die neueste Zeit, einen Lehrkurs von zwei Jahren erforderte. Es traf sich jedoch zuweilen, daß von dem Rector der Anstalt Schüler aus andern Klassen in diese, mitten in einem solchen Cursus, versetzt wurden. Der Lehrer legte daher einst einem Schüler, bei dem er zweifelhaft war, ob er schon beim Anfange seines Vortrags in seiner Klasse gewesen sey, die Frage vor: „Wie lange ist man hier?“ — „Seit Christi Geburt,“ versetzte der Befragte. — „Also nicht seit der Erschaffung der Welt?“ fuhr der Lehrer fort. — „Nein,“ war die Antwort; „aber hier neben mir sitzen welche, die sind schon so lange hier.“

Gretchens Examen.

„Nun, Grete! sag' einmal!“ — frug der Herr Pastor Splind —
„Was heißt den das, daß Gott allgegenwärtig?“ —
Doch Gretchen war nicht gleich mit ihrer Antwort fertig,
Wie heut' zu Tag' es wohl auch oft Erwachs'ne sind.
„Du dummes Ding! das heißt: er ist
Zugegen, wo ein Plätzchen nur sich findet.
Er ist bei Dir, wo Du auch immer bist.“ —
Mein Gretchen war gar klug, sie hatt' es gleich gegründet.
„Nun beispielsweise,“ fuhr der Herr Magister fort,
„Ist er denn in der Kirche?“ — „Herr Magister, freilich.“ —
„Ist er denn auch in eurem Hause dort?“ —
„Das will ich meinen!“ ruft das gute Gretchen eilig. —

„Und auf dem Boden?“ — „Herr Magister, ja!“ —
„Und in der Scheune?“ — „Warum soll er d'rin nicht seyn? —
„Und in der Küche?“ — „Sicher ist er da.“ —
„Und in dem Keller?“ — „Herr Magister — nein!“ —
„Besinne Dich, im Keller?“ — „Nein, mein Herr Magister! —
„Im Keller? Grete!!“ — „Nein!“ —
Das war doch gar zu toll!
Die Kinder selbst erhuben ein Geflüster,
Dem Pastor auch die Krause mächtig schwoll.
Es ging der Puls vor Aergerniß ihm schneller.
Er fuhr auf Gretchen los: „Nun sag, Antichrist —
Warum er nicht bei Dir im Keller ist?“ —
Und Gretchen schluchzt: „Wir haben keinen Keller!“ —
„Nun gut,“ entgegnete der Pastor, „es sey; allein,
Wenn ihr nun einen Keller hättet, würde Gott nicht auch
In diesem Keller seyn?“ — Und Gretchen wiederholte: Nein!“ —
Da schlägt der würd'ge Mann die Hände über'n Bauch,
Und ruft noch einmal: „Kind! Du bist nicht mehr zu retten:
Zur Hölle eilest Du im schnellen Lauf;
Wär' Gott nicht auch im Keller, wie an andern Stätten?“ —
Und Gretchen gib die Antwort weinend drauf:
„Die Mutter sagte, wenn wir einen Keller hätten,
So schüttelten wir d'rin Kartoffeln auf.“

Bei einem Abendessen kam nach dem Butterbrode eine Torte. Da sagt der Vater zu seinem kleinen Mädchen: „Lottchen, Du kannst nichts davon bekommen. Dein Magen ist schon geschlossen!“ — Darauf erwiederte aber das Kind: „Das schadet nichts. Die Torte stecke ich noch durch's Schlüsselloch hinein.“

Jemand stellte einem vornehmen Herrn einen fünfjährigen Knaben vor, von dessen klugen und witzigen Antworten die ganze Stadt voll war, und fragte den Herrn: „was halten sie von einem so außerordentlich früh entwickelten Verstande?“ — „Kinder von der Art,“ antwortete ihm der Herr, „werden im reifern Alter gewöhnlich dumm.“ — „Sie waren gewiß auch ein sehr kluges Kind?“ fragte darauf der Knabe.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 8tes Stück.

Das schwarze Herz.

(Fortsetzung.)

Der Erzieher, seine ausgebreiteten Verbindungen benutzend, hatte sogleich dafür gesorgt, eine schnelle Bekanntschaft zwischen Jules und den beinahe zu gleicher Zeit angekommenen Saint Priest herbeizuführen; über sein eigentliches Verhältniß zu diesen ließ er ihn unter dem Vorwand, die Irrthümer der Todten ruhen zu lassen, in Ungewißheit. Jules erfuhr nun, daß ein Testament der Eltern vorhanden sey, welchem zufolge der ältere Sohn das väterliche und der jüngere das mütterliche Vermögen erben sollte, und glaubte, zu ahnen, daß sein Gegner ein nach dem Tode des Letztern mit Wissen der Mutter untergeschobenes Kind, ja vielleicht sogar die Frucht ehelicher Untreue sey, und billigte die Zumuthung Laormain's, durch sichtbare Verstellung den Listigen zu überlisten, und dessen Pläne zu seinem eigenen Verderben zu benutzen. Indessen mußte Saint Priest's offener und gerader Sinn, der ihm so arglos entgegenkam, den angebornen Adel jugendlicher Gefühle ansprechen, ja er hegte sogar Mitleid mit dem Kummer der Freundes über Meloniens Schweigen, und tief fühlend, daß ein so

unstäter Leichtsinn seiner Sehnsucht nicht werth sey, konnte dieser doch nicht unterlassen, Seufzer der Eifersucht mit denen eines glücklichern Kummers, die aus der Brust des Bräutigams drangen, zu vermischen. Es gewährte ihm Trost, wenn er diesen mit seinem Unwillen über die Treulosigkeit Meloniens, den Leichtsinn der Weiber, die Unwürdigkeit dieses Geschlechts zur Verzweiflung brachte, und eine ähnliche bemächtigte sich seiner, wenn er mit der ganzen Schlauheit der Eifersucht alle die kleinen, süßen Geheimnisse der Liebe dem vertrauenden Saint Priest entlockte, aus welchen er einen Gift zog, der den Durst nach Rache in seiner Brust schärfte. Der Freund bewies trotz seines Kummers eine so innige, gern helfende Theilnahme wegen der Verborgenheit, die ihm Laormain nie genug einschärfen konnte, daß er sich seiner Verstellung geschämt haben würde, wenn nicht Saint Priest's eigene Unwissenheit, seine Familienverhältnisse betreffend, die er für das Verschweigen selbstbewußter Schuld nahm, und des Erziehers kalter Spott über seine Leichtgläubigkeit ihn immer wieder an Jenem irre gemacht hätte, — und so erstickte die Verachtung gegen die Welt, zu der er erzogen war, und worin sein eigenes Behagen ihn nur bestärkte, die leisen Mahnungen eines bessern Gefühles; doch war es ihm zuletzt, als Laormain ihm eine schnelle und glückliche Beendigung des Prozesses ankündigte, als freuete ihn mehr der Triumph seiner Rache, als die Rache selbst.

Aber eben in diesem Augenblicke, wo er sich des Sieges gewiß hielt, war es, wo Saint Priest ihn durch den eigenen Namen, als einen Unwürdigen bezeichnend, der keine Schonung verdiente, außer Fassung brachte und seiner getäuschten Eigenliebe jene Herausforderung entriß. Erst wieder nach Hause gelangt, und dem bei seinem verstörten Aussehen erschrockenen Erzieher das jüngst

Erlebte mittheilend, kehrte bei der kalten Ruhe, wozu dieser bald überging, seine Fassung wieder; aber als nun dieser das Ende des erzählten Begegnisses erfuhr, verwandelte sich diese Ruhe schnell wieder in den Ausbruch des rücksichtslosesten Zornes. Er warf dem Jüngling mit bitterm Hohne vor, daß dieser aus Mangel an Selbstbeherrschung ihr mühsames Werk selbst zerstört, da sie doch noch eben mittelst desselben, ihren gewöhnlichen Einfluß auf Saint Priest klug benutzend, ihn ihren Absichten gemäß hätten leiten können. Er schalt ihn mit einem Ingrimm, den die Furcht vor der ihm bedrohenden Gefahr noch zu erhöhen schien, daß er allen Warnungen zum Trotz gewagt habe, sein Leben auf's Spiel zu setzen, und behandelte ihn immer fassungsloser, mit einer so schonungslosen Geringschätzung, daß Jules zum ersten Mal den Druck der Fesseln fühlte, worin der Erzieher ihn wie ein Kind am Gängelbande hielt. Er kam sich in diesem Augenblicke wie ein verächtliches Werkzeug unklarer Absichten war; dies wurde ihm noch einleuchtender durch den kalten, herrischen Blick, den ihm Laormain mit dem Geheiß zuwarf, vor seiner Rückkehr das Zimmer nicht zu verlassen. Dieser entfernte sich schnell, wahrscheinlich um im Freien Fassung zu suchen.

Ein solches Gebot war seit deu Kinderjahren nicht an Jules ergangen. Wenn der innere Sturm des Gemüthes über die erkannten Grenzen gesteigert wird, äußert er sich bei herrischen Naturen, denen ein treu gepflegtes Zartgefühl nicht einwohnt, in körperlichen Kraftäußerungen. So geschah es bei Jules. Außer sich, weil von einem jähen Blitz hingerissen, der gleich einem alle Nerven erschütternden Feuerstrahle seinen ganzen Körper durchzuckte, schlug er mit geballter Faust auf den neben ihm stehenden Tisch, warauf Laormain's Reiseschatulle, das Behältniß seiner wichtigsten Papiere, festgeschraubt

ruhete. Die Hand traf den Deckel mit ihrer ganzen Kraft. Er vernahm ein Knacken innerhalb desselben. Er stutzte und sah den Schrein genauer an. Der Erzieher hatte bei seinem Eintritt in das Zimmer davor gesessen, und ihn sogleich seiner Gewohnheit nach zugemacht, aber, wahrscheinlich in der Absicht, in seiner Arbeit fortfahren zu wollen, den Schlüßel stecken lassen, und ihn bei seinem fassungslosen Fortgehen vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben vergessen. Jules's instinktartige, selbst in diesem Augenblick sich noch regende Furcht vor dem Eigenthume, und Besorgniß, daß er dem Schrein einen Schaden zugefügt hätte, bewog ihn, den Deckel aufzumachen. Ein in diesem angebrachtes, und von ihm, dem ein flüchtiges Einsehen nicht verweigert gewesen, vorher nie bemerktes, geheimes Fach war aufgesprungen, und eine Handvoll Papiere fiel beim Aufheben des Deckels aus demselben. Indem er nun diese, vielleicht mit dem Gefühle, in diesem Augenblick am allerwenigsten sich etwas zu Schulden kommen zu lassen, zusammenraffte, fiel Meloniens Unterschrift an mehrern dieser Papiere ihm auf. Sollte dieß Ereigniß Fügung seyn? Die Erbitterung hatte nicht die eingeschärften Regungen der Klugheit in seiner Seele getilgt. Er steckte die Papiere schnell in den Busen, drückte das Fach zu, verschloß die Schatulle, verließ dann troß des Verbots das Zimmer, steckte den Schlüssel zu sich und begab sich in sein eigenes, wo er sich einschloß und die Papiere hervornahm. Die, worin er Meloniens Namen erblickt hatte, zogen ihn zuerst an. Saint Priest's Briefe an sie, die er selbst geholfen hatte, aufzufangen, wunderte es ihn nicht, hier zu finden um so mehr aber die ihrigen an Jenen. Der Erzieher hatte durchaus geläugnet, an dem Ausbleiben aller Nachrichten von ihr Theil zu haben, und dieß mit Achselzucken nur dem weiblichen Wankelmuth zugeschrieben. Also

hatte er auch ihn getäuscht? und zu welchem Zweck? Wußte er denn nicht, welchen Werth jede Zeile von ihrer Hand für ihn haben mußte? Warum ihm diese schmerzliche Freude verweigern? Wäre es vielleicht aus Mitleid, aus Schonung? denn Jules mußte erkennen, daß diese schnell durchflogenen Briefe, die einen so reinen Sinn, eine so besorgte Liebe athmeten, ihn ihren Verlust noch bitterer fühlen ließen, und seinen Ingrimm, seine Eifersucht gegen den Glücklichen vermehrten. Ha! wehe dem Räuber! Da fiel sein Blick auch auf Meloniens Namen in einem Blatte, das die Handschrift des Erziehers trug. War es ein Bericht, ein Brief, ein Aufsatz? Er untersuchte nicht die Form desselben, denn der Inhalt ließ ihn alles Andere vergessen. Dieser gab ihm den empörenden Beweis, daß er durch die Verhaftung des Vaters weder von Gefahr bedroht, noch Nachforschungen zu befürchten gehabt, oder noch habe, sondern daß seine Flucht und Verborgenheit nur ein Kunstgriff des Lehrers gewesen, um ihn von Melonien zu entfernen, da er dem Zögling nie eine eheliche Verbindung gestatten, dagegen ihm, selbst gegen den Willen der Eltern, zu einem ihm ungerecht entrissenen Vermögen verhelfen wollte. Er hielt im Lesen inne. Diese Entdeckung, neben Meloniens Briefen, welche die ganze Sehnsucht der Liebe in seine Brust zurückgerufen, vor ihm liegend, vollendete seine Wuth. Es ergriff ihn mit der Gewalt des Zornes ein Gefühl selbstständiger Kraft, mit Beschämung gepaart von dem, den er als Vater verehrt und so kindlich geliebt hatte, so heimtückisch um eigener Absichten willen in seinen heiligsten Empfindungen betrogen worden zu seyn. Er hatte das Gefühl des Schülers, der in dem verehrten Meister höherer Geheimnisse der Natur plötzlich einen bösen Schwarzkünstler entdeckt, ohne Gewalt zu besitzen, dem Zauber, vor dem ihm graut, sich zu ent-

ziehn, und ohne Kraft, seinen tiefen Abscheu zu verbergen. — Zum Glück besuchte ihn in diesem heftigen Aufruhr Laormain nicht, er ließ ihm nur durch Germenil den Zimmerschlüssel abfordern.

Den folgenden Morgen fand ihn der Erzieher mit wilden Blicken in völliger Abspannung. Sein Ingrimm schien vorüber zu seyn, seine düstere Miene sprach nur innere Unruhe aus.

»Wir haben uns Beide vergessen,« sagte er lächelnd' »darum von dem Vorgefallenen nichts mehr. Ich habe indessen einen Ausweg gefunden, Deinen Mangel an Selbstbeherrschung wieder gut zu machen. — Du sollst Dich nicht schlagen, nicht ein so theuer gehütetes Leben' nicht mich einer so peinlichen Stunde bloßstellen.«

»Ich muß, ich will,« entgegnete Jules, kochend, mit erzwungener Ruhe; »er hat mich, ich habe ihn beleidigt. Er kennt seinen Feind, die Zeit der Verstellung ist vorüber, und gegen ihn bin ich deren müde. Wäre ich früher mehr ich selbst gewesen, ich wüßte dann besser, wie es um mich stände.«

»Du willst, Knabe?« sagte Laormain, ihn groß ansehend, mit kalter Strenge, — »aber ich, Dein Oberer, Dein Vater, will es nicht nicht!«

»Will, will,« wiederholte Jules, immer mehr außer sich. »Ich will kein Sklav seyn, und bin kein Kind mehr, die Gewalt über mich, die Euch nur meine Blindheit gegeben, zerreiße ich. Ich will Herr seyn meines Willens, meines Lebens.« Er ergriff seinen Hut und eilte aus dem Hause. — Laormain sah ihm erstaunt nach.

Nun erst, im Freien, sich wenigstens äußerlich frei fühlend, gelang es ihm, einen mehr besonnenen, klaren Blick auf seine Lage zu werfen. Er sah ein, daß er dennoch ein Kind sey, daß er dem klugen Erzieher gegenüber

wie ein jugendlicher Thor aufgebraust war, daß er nur durch Vorstellung und Selbstbeherrschung, auch Jenen überlistend, sich wieder zur Freiheit und Selbstständigkeit verhelfen konnte. Er überlegte hin und her. Er zog das Papier, bei dessen Durchlesung der Sturm seiner Gefühle ihn gestern unterbrochen hatte, hervor; es war ihm, als habe er noch mehr zu entdecken, und wahrlich, er that es. Es wurde ihm aus dem Schluß jenes Aufsatzes klar, wiewohl es nicht mit deutlichen Worten ausgesprochen war, daß derjenige, dem er sein rechtmäßiges Vermögen zu entreißen habe, sein jüngerer, wirklicher Bruder sey, dem der reiche Nachlaß der Mutter zugeschrieben war, während er nichts erhalten hatte. Laormain selbst focht nur für das Recht der Erstgeburt, dieß leuchtete freilich Jules geschmeichelter Eigenliebe ein. Die Aehnlichkeit zwischen Beiden wurde ihm nun klar, Meloniens Irrthum verzeihlicher, Laormain's Unwillen eben so. — Ja, dieses durfte nun nicht stattfinden. Tiefsinnend, unschlüssig, was zu thun sey, schlich er ziemlich spät nach Hause, wo es ihm sogar willkommen war, einen Brief von Laormain vorzufinden, der zwar nichts enthielt, was einer Abbitte ähnlich sah, aber auch keine verlangte, aber sein Herz und seine Vernunft auf solche Art in Anspruch nahm, daß es ihm deutlicher war, daß es nur an ihm läge, einen wenigstens äußerlichen Frieden wieder herzustellen. Das Duell wurde darin als entschieden angenommen, ja der Lehrer hatte sogar schon die zweckmäßigsten Mittel getroffen, um kein Aufsehen zu erregen.

Jules stand wie betäubt. Hatte er hier oder dort recht gelesen? Konnte Laormain das Empörende zugeben? konnte er — seine Gedanken wurden immer wüster. Da trat Germenil geheimnißvoll, ängstlich in's Zimmer. Er vertraute ihm fast zitternd an, daß der Erzieher selbst ihm vom Duelle berichtet und ihm dabei eine Rolle zu-

getheilt. Er hatte ihm nämlich aufgetragen, ganz heimlich ihre Sachen in eine Postchaise zu bringen, und diese unfern der Stelle des Zweikampfs, diesen abwartend, stillhalten zu lassen. Selbst sollte er als ein vertrauter Wundarzt dabei erscheinen, — dieses Umstandes hatte Laormain bereits in den Brief erwähnt — die Pistolen zu laden, und zwar nur die eine scharf; dabei hatte er ihn angewiesen, wie er es einzurichten habe, damit Saint Priest die blind geladene wähle, oder auch Jules zuerst die andere ergreife, und ihm zugleich auf das Gewissen gebunden, Letztern von dieser Art, ihn sicher zu stellen, nichts ahnen zu lassen.

Sonderbar genug gab diese Mittheilung, die ihm plötzlich Laormain's Absicht entlarvte, dem schaudernden Zögling Fassung, Besonnenheit und Entschluß. — »Ich verstehe ihn,“ murmelte er in sich, „so denkt er mich wieder in seine Fesseln zu schmieden; aber das soll ihm nicht gelingen. Ich will,« fuhr er lauter fort, »das Trauerspiel in eine Komödie verwandeln, muß ich mich auch eines alten Komödienkniffes bedienen. Sey getrost, Germenil, und thue, was er Dir befohlen.«

Es war ihm mit dem plötzlichen Entschluße eine Reihe froher Vorstellungen zugeflossen, die er, der würdige Schüler eines verschmitzten Lehrers, mit ruhiger Umsicht zur Ausführung brachte. Er wollte den Bruder retten, aber um diesen Preis mit doppeltem Recht sich des Nebenbuhlers um seine Erbschaft und seine Liebe entledigen, und zugleich durch eine abgelegte Probe seiner Meisterschaft dem Meister zeigen, daß er dennoch kein Kind sey. In dem Augenblicke der Entscheidung bemerkte er nicht ohne Schadenfreude die peinliche Unruhe des Erziehers, während er, ein kalter Spieler, durch anscheinenden Edelmuth den gerührten Gegner aus der Fassung brachte. Er legte die Anweisung, deren bedeutenden

Werth, ein geringer Ersatz der Erbschaft, er bei der Trennung von dem Vater als sein einziges Erbtheil in Golde erhalten hatte, nicht in Saint Priest's Taschenbuch, sondern tauschte dieses ihm wohlbekannte mit einem ähnlichen um, worin er mit kluger Absichtlichkeit Einen von Meloniens aufgefangenen Briefen in einem alten, an ihn gerichteten Couvert verborgen hatte. Er ergriff zu seiner Sicherheit freilich die scharf geladene Pistole, ließ sich aber, als Saint Priest die andere losdrückte, wie todt zur Erde fallen. Der Erzieher, in dem Wahne, daß er die unrechte Pistole ergriffen hätte, schien dem Wahnsinn nahe, während der belehrte Germenil Saint Priest schneller, als sich dieser es bewußt war, zur Flucht antrieb.

Als nun aber Jules unbeschädigt, lächelnd aufsprang, und, sich der besonnenen List erfreuend, nicht ohne Uebermuth dem höchst betroffenen Laormain Aufschluß gab, gerieth dieser, empört, selbst ein Spiel dessen, mit dem er zu spielen dachte, gewesen zu seyn, und durch die vergebliche Angst, die er um ihn gelitten, in einem so heftigen Zorn, überhäufte Jules mit so bittern und unwürdigen Vorwürfen, daß dieser wieder sein Werk gestört, und durch thörichten Leichtsinn verschmäht, sich den ärgsten Feind, der in seine Hand gegeben war, und der, trotz der augenblicklichen Flucht, ihm noch gefährlich seyn konnte, auf immer vom Hause zu schaffen, daß der junge Mann, sich einer bessern Absicht bewußt, und die Unwürdigkeit des Scheltenden klarer, als er es ahnte, durchschauend, Fassung und Geduld verlor.

Zitternd vor dem Gewicht des Wortes, das auf seiner Zunge bebte, sagte er dumpf tonlos: »Wie? Du wolltest mich zum Brudermörder machen, Teufel! um mich in Deinen Krallen festhalten zu können. In Dir erkenne ich meinen ärgsten Feind. Wie, wenn ich nun Deine eignen Lehren befolgte?« An allen

Gliedern bebend, tratt er dicht vor ihm hin, die Pistole gegen seine Stirn erhebend.

Knabe!“ rief Laormain kräftig, jedoch erblassend, »als wenn mein bloßer Wille nicht schon Deinen Arm gelähmt.“

Doch waren diese Worte kaum ausgesprochen, als die Pistole wirklich losging. Er stürzte entseelt zur Erde.

Germenil stand wie erstarrt. Jules wandte sich hinweg. »Sieh zu,« sagte er dumpf. »Er muß todt seyn, denn er hatte Dir ja befohlen, scharf zu laden.«

Jules hat später feierlich versichert, daß er nicht die Absicht, ihn zu erschießen gehabt hatte; er wußte nicht, wie die Pistole losgegangen sey; hatte sein Finger auch losgedrückt, sey dieser doch ein blindes Werkzeug des Geschicks, so wie er selbst sein ganzes Leben hindurch das des Getroffenen gewesen. Das erleichternde Gefühl einer vollen Freiheit, das, statt Reue, seine Brust durchströmte, überzeugt ihn selbst davon. Er war weit entfernt, seine frühern Pläne aufzugeben, im Gegentheil, jetzt war jedes Hinderniß beseitigt. Er frohlockte, daß er auf so leichte Art des Bruders sich entledigt hatte. Die Vorkehrungen Laormain's, wodurch Wirth und Bediente ihn schon auf einer langen Reise wähnten, sicherte Jules vor jeden Verdacht. Außerdem hatte das Pulver des nahen Schusses des Getroffenen Züge entstellt. Jules fuhr mit dem Wagen, der bestimmt war, ihn in seiner Betäubung aus Frankreich zu bringen, welches Laormain's Taschenbuch bewies, der Gegend zu, wohin ihn die Sehnsucht trieb. Aber in der Nähe von Sablons angelangt, schien es, daß, mehr als Meloniens stilles Zurückziehn in ihrem Schlosse, eine erst in ihrer Nähe gefühlte Scheu ihn abhielt, sich ihr dort geradezu vorzustellen. Er zitterte, die Täuschung zu stören, die ihm die Hoffnung vormalte. Plötzlich erfuhr er, daß sie ganz in der Stille

nach Paris gezogen war. Eine doppelte Absicht trieb ihn schnell dahin zurück. Er hoffte, sich ihr dort leichter nähern zu können, und fürchtete zugleich Saint Priest's Rückkehr. Durch Germenil ließ er daher dem Eigenthümer des Hauses, worin Jener gewohnt, in der Absicht, den vielleicht Zurückgekehrten einzuschüchtern, ein Gerücht von Montaumer's Tode zukommen, ohne zu ahnen, daß bald nachher das Bild Melonien in die Nähe dieses Mannes bringen würde. Dem spähenden Germenil waren indessen die neuern Vorfälle in diesem Hause nicht unbekannt geblieben. Mit klopfendem Herzen eilte Jules in die Ausstellung. Er glaubte Saint Priest's Bild da antreffen zu sollen, und sah unverkennbar das seinige. Aber er fühlte sich mehr als jemals gedrungen, sich Melonien zu nähern; allein als welcher? Möchte doch das Geschick entscheiden! Indessen fühlte er die Nothwendigkeit, sich eines Bildes zu bemächtigen, daß ihm so verhängnißvoll geworden war. Es gelang. Durch Germenil's unermüdliches Spähen wurde es ihm leicht, mit Hülfe einer gut bezahlten, barmherzigen Schwester, Melonien auf ihrer erspäheten Zurückreise in das Zimmer des verstellten Kranken zu locken. Das Erstaunen ihres Begleiters entschied seine Rolle. Was jetzt vorfiel, bedarf keiner nähern Erklärung. Er fühlte sich geliebt und zurückgestossen. Selbst das kurze Entzücken, das seine Brust durchdrang, als Melonie seinen Namen nannte, verwandelte sich bald in quälendste Eifersucht, als er dennoch zu erkennen glaubte, daß sie in ihm nur Saint Priest liebte; aber um so mehr begehrte seine spät erregte und darum um so brennendere Sinnlichkeit ihren Besitz. Das dunkle Gefühl seines Innern, daß der Triumph des Verraths doch immer nur Täuschung sey, gab seiner freudigen Ungeduld am Hochzeitstage einen Anschein von Wildheit. In einer sonderbar gemischten Stimmung von Freude

und Angst, Unruhe und Zufriedenheit kleidete er sich an. Germenil konnte eine plötzlich verlangte Schmucknadel nicht finden. Er meinte, sie müßte vielleicht noch in dem kleinen, nicht ganz ausgepackten Koffer liegen. Verdrüßlich trat Jules selbst zu diesem hin, als der Diener das Gesuchte noch immer nicht fand. Sein Blick fiel auf das von den Blindrahmen gelöste Bild, das, sauber zusammengerollt, die Länge des Koffers ausfüllte. Er fühlte sich in diesem Augenblicke unwiderstehlich gedrungen, es fast triumphirend aufzurollen, um die gemalten Blicke zum Zeugen der Fülle der Freude zu machen, die auf seinen Wangen jetzt blühend, er dessen blassen, so klug benutzten Zügen zu verdanken hatte. Aber es sollte zum ersten Male dessen geheimnißvollen Zauber an ihm selbst bewähren. Es war ihm, als dränge sein eigener, geisterhafter Blick auf dem Bilde von diesem aus, Freude lähmend, und den stolzen Triumph seines Herzens vernichtend, in dasselbe. Das Gewand, das die Brust des Bildes bedeckte, ließ an der Stelle des Herzens zum ersten Male eine Schwärze durchschimmern, ihn an den Betrug mahnend, den das lebendige in seiner Brust so eben im Begriff auszuüben stand. Es war ihm, das Bild immer starrer anblickend, als ergreife ihn ein tiefes Mitleid mit der getäuschten Braut, als könne sie, ihn selbst nur durch eine schnelle Flucht retten. „Schnell, Germenil!“ rief er außer sich, „ich muß fort. — Zum zweiten Mal eine Postchaise! dießmal kann sie meine Seele retten. Hörst Du? fort!“

(Schluß folgt.)

Beobachtungen über das tägliche Wachsen einiger Pflanzen.

Nach Professor Mayer.

Der Halm der zwiebelartigen Pflanzen, der auf seinem höchsten Punkte nur einen einzige Blume trägt, oder eine von einer Hülse umschlossenen Blumengruppe, ist unstreitig das Organ, welches zu solchen Beobachtungen am meisten geeignet ist, nicht allein, weil diese Pflanzen schnell wachsen, sondern auch, weil die Zwiebel eine feste Basis und die Hülse einen genau bestimmten Endpunkt darbietet.

Indessen wußte Professor Mayer sehr wohl, daß er ein entscheidendes Resultat nur durch die Vergleichung sehr vieler, unter denselben Umständen gemachten Beobachtungen erhalten könne, und da es ihm nicht möglich war, eine hinlängliche Menge zwiebelartiger Pflanzen zu erhalten, beschloß er, seine Experienzen bey Graminäen (genannten Pflanzen) anzustellen; er wählte dazu die Gerste und den Weitzen.

Er säete in Blumentöpfen Körner dieser beiden Gattungen, drei von jeder, in einem Topf. Er wählte sodann vier Töpfe jeder mit sechs Pflanzen ungefähr von gleicher Höhe. Diese Gefäße wurden in ein fest verschlossenes Zimmer gestellt, welches man jeden Tag einmal, um 6 Uhr Morgens, durch einen großen Kachelofen heitzte. Die Fensterladen wurden jeden Abend fest verschlossen, und jeden Morgen, bei Tagesanbruch geöffnet. Ein am Fenster aufgehängter Therometer von Reaumur, der sich in gleicher Höhe mit den Töpfen befand, deutete die Temperatur des Zimmers an, und wurde bey der jedesmaligen Messung der Pfllanzen zu Rathe gezogen.

Die am 11. März um 8 Uhr Morgens begonnenen Beobachtungen wurden bis zum 16. März um dieselbe Stunde fortgesetzt. Während diesem Zeitraum von fünf Nächten und vier Stunden war das Wetter im Allgemeinen bedeckt, aber mild. Die Sonne zeigte sich nur am Morgen des 14. Die Luftwärme erhob sich außerhalb dem Zimmer nicht über +° Im Innern des Gemaches war sie im Durchschnitt +15°, 75, und variirte zwischen + 14°, 00 nnd + 17°, 50.

Um die Höhe der Pflanzen zu wissen, bediente sich Professor Mayer eines sogenannten französischen Königsfußes (Pariser Fuß), der in Zölle, Linien und Viertellinien getheilt war. Dieß Instrument war mit einer hinlänglich breiten Basis versehen, um auf die Erde in den Töpfen gestützt zu werden, so nahe als möglich an den Pflanzen, und immer an derselben Stelle. Die Pflanzen wurden beständig in der gleichen Ordnung und zu derselben Stunde gemessen.

Der Beobachter hat sich in sehr umständlichen Erklärungen über seine Experienzen eingelassen. Sie bewiesen die außerordentliche Genauigkeit, mit welcher er sie angestellt hat. Man darf ihnen also volles Vertrauen schenken. Er giebt auch eine Tabelle, in welcher er von zwei zu zwei Stunden die Totalhöhe jeder Pflanze, von ihrer Basis bis zu ihrem höchsten Punkte andeutet. Diese Tabelle enthält 383 Beobachtungen, die in Zollen, Linien und Viertellinien angezeigt wurden.

Theilen wir uns nur die »allgemeinen Resultate“ mit, welche Professor Mayer diesen Beobachtungeu entnimmt:

1) Das Wachsen war überhaupt stärker während den zwölf Stunden am Tage, als während den zwölf Stunden der Nacht.

2) Es war stärker von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags, als während den sechs andern Stunden.

3) Das Wachsen jeder Pflanze bot jeden Tag zwei [b]eschleunigte und zwei verzögerte Perioden dar. Die [e]rste Beschleunigungsperiode war zwischen 8 — 10 Uhr Morgens, und die zweite, zwischen 12 Uhr und 4 Uhr.

Das Gesammtwachsthum eines Gersten Halms, das [i]n 24 Stunden 11‴ 76 war, ereignete sich in nachstehender Ordnung:

Von 8 — 10 Uhr Morgens .	1,27	
» 10 — 12 » » . .	0,99	3,45
» 12 — 2 » Nachmittags	1,19	
» 2 — 4 » » .	1,30	
» 2 — 6 » » .	0,79	2,97
» 7 — 8 » » .	2,88	
Von 8 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens		5,34
Im Ganzen		11,76

Der merkwürdigste Umstand, den diese Beobachtungen und Berechnungen darbieten, ist ohne Zweifel die abwechselnde Beschleunigung und Zögerung, die sich dreimal täglich ereignet: Morgens, kurz nach Mittag und am Abend, eben so wie der Rapport, den man zwischen der Intensität jeder Beschleunigung und der darauf folgenden Zögerung bemerkt.

Die größte Beschleunigung ereignet sich zwischen 2 und 4 Uhr Nachmittags. Gleich darauf folgt die stärkste Verzögerung. Die geringste Beschleunigung findet statt zwischen 6 und 5 Uhr Abends und die zwischen 8 und 10 Uhr darauf folgende Verzögerung ist kaum bemerkbar.

Mit Recht wird die Hitze als Hauptbeförderung des regelmäßigen Wachsthumes der Pflanzen betrachtet, und wir wissen, daß die Wärme einen regelmäßigen Gang verfolgt, in ihrer Vermehrung wie in ihrer Verminderung.

Die Feuchtigkeit dagegen, die den Pflanzen ebenfalls nothwendig ist, scheint keiner Regel unterworfen, weder für die Zeit, noch für die Quantität.

Hinsichtlich des Lichtes bedürfen die Pflanzen eines hohen Intensitätgrades derselben, um zu gewissen Perioden ihrer Entwicklung zu gelangen. Aber es ist ihnen weniger nothwendig zu ihrem Wachsthum an Höhe.

Es würde also wichtig seyn, die periodischen Bewegungen des Wachsthums der jungen Pflanzen mit den Temperatur-Variationen des Zimmers zu vergleichen. Professor Mayer hat auch eine Tabelle über diese Variationen gegeben. Aber er hat keinen wichtigen Rapport zwischen den Veränderungen des Thermometers und denen des Wachsthums der jungen Pflanzen bemerkt.

Vertrauen.

Wild tobt das Meer,
Wild braust der Sturm,
Die Brandung tost am Pharusthurm, —
Nothschüsse fallen Schuß auf Schuß;
Ein Schiff nah' in Gefahr seyn muß:
Herr! hab mit mit ihm Erbarmen,
Schenk Rettung, ach, dem Armen.

Die Nacht hellt sich,
Still wogt das Meer,
Es tobt der grause Sturm nicht mehr,
Verstummet ist des Nothrufs Schall —
Neu waltet Ruhe überall;
Doch Unheil ward dem Schiffe,
Zerschellt am Felsenriffe.

Barmherz'ger Gott!
So nah' dem Bort —
Und fern dem theuren Heimathort —
Mußt's finden seinen Untergang?
Wie machte dieß Geschick mir bang,
Könnt je mir was den Glauben
An Deine Weisheit rauben!

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 9tes Stück.

Der Savoyard und der Affe.

(Wahre Begebenheit.)

Ein armer Savoyardenknabe
Verließ das liebe Vaterland,
Und eilte nach der Themse Strand. —
Ein Affe nur war seine Habe,
— Ein Affe, drollig und gewandt —
Deß' grosser, mimischer Verstand
Dem Führer manche kleine Gabe,
Und mindstens so viel doch gewann,
Daß er dem Hungertod entrann! — —

Doch, wie's nun Künstlern pflegt zu geh'n, —
Es kamen and're Wunderdinge;
Der Savoyard bleibt einsam steh'n,
Und Niemand mochte mehr die Sprünge
Und Possen seines Affens seh'n. — —

Wohl war des Knabens Schicksal schwer. —
In Londons glanzerfüllten Gassen,
Wo tausende in Wollust prassen,
Stand fremd er, allenthalb verlassen —
Der Magen, wie der Beutel leer. —
Ach! — auch der Winter zog daher! —
Wohl war des Knaben Schicksal hart.

Umringt von Ueberfluß und Fülle,
Doch selbst zerlumpt, fast sonder Hülle,
Stand er verkümmert und erstarrt.

Der Abend kam, der Sturm pfiff kalt,
Der Reif hieng in des Knaben Haaren;
Er suchte ängstlich Aufenthalt,
Sich und di klappernde Gestalt
Des treuen Thiers vor Frost zu wahren.
„Sechs Pfenning kostets!“ — „„Hab' nur vier —
„„Erbarmt Euch!““ — „Lump! kein Platz ist hier!“ —

In Londons glanzerfüllten Gassen,
Wo tausende in Wollust prassen,
Trifft frühe man den Knaben todt. —
In seines treuen Thiers Umfassen
Hat er gekämpft mit letzter Noth. —
Man beut dem Affen Frucht und Brod,
— Doch, wie man lockt, und wie man droht —
Er will die Leiche nicht verlassen. — —

Wer trug in Londons reichen Gassen,
— Wo tausende in Wollust prassen,
Ein fühlend Herz — ein Herz von Stein?
Der Affe nur schien Mensch zu seyn. —

Fr. Kind.

Das schwarze Herz.

(Schluß.)

Doch kaum gewann er die Kraft, das Bild wieder aus der Hand zu legen, als der plötzliche Aufruhr seiner Seele sich bald stillte. — Ein Hinblick auf sein reiches Hochzeitkleid, und das dunkle Bild einer ungeregelten Phantasie mußte dem Sonnenblick, der die Wirklichkeit beleuchtete, weichen. Er hatte sich bald gefaßt, aber seine Ungeduld war noch brennender geworden. Es war, als schiede ihn eine freilich immer schmälere, aber dabei immer drohendere Kluft von der jede

Furcht beendigenden Trauung. Seine Unruhe war keine Täuschung. In dem Augenblick der Erfüllung seiner heißen Sehnsucht sollte der feste Boden mit ihm einstürzen; Melonie, die geliebte Braut selbst schalt ihn laut öffentlich einen Betrüger, einen Mörder. Er verstand sie nur zu gut; hatte er auch nicht, so wie sie glaubte, durch seine Kunstgriffe irre geleitet, glauben mußte, den Bruder selbst, hatte er doch aus Freundschaft, Liebe, Vertrauen ermordet. Mit zerrissenem, von dem Dolch ihres Blickes zum zweiten Male getroffenen Gewissen, im Gefühl einer Schande, die ihre Blicke ihm klar machte, mit Angst, Verzweiflung, Bitterkeit, aber noch keine Reue im Herzen, entfloh er, Germenil's Zureden zu dessen Verwunderung folgend, noch in derselben Stunde nach Bourdeaux. Er erfuhr hier, daß Meloniens noch immer lebender Oheim, der bei der Nachricht von ihrer bevorstehenden Heirath wie verjüngt geworden, nun bei dem Rückgang derselben und ihrer kurz darauf folgenden Abreise, die einem Verschwinden ähnlich sah, wieder einen heftigen Anfall seiner Krankheit bekommen. Innere Unruhe und Besorgniß um seinen Ruf führten Jules zu diesem hin. Der Greis empfing ihn gerührt und beschämt, tadelte die Launen der Nichte, die er nicht begriff, und überraschte ihn mit der Uebergabe ihrer ihm verschriebenen Güter, die, im Verein mit dem in Saint Priest's Namen schon empfangenen Vermögen, ihn zum reichen Manne machten. So hatte er nun, selbst gegen seinen Willen, die Güter der Welt, die der Erzieher durch selbstsüchtige Ränke sich vergebens bemüht hatte, ihm zu verschaffen, durch noch schlechtere, durch Verrath an Liebe und Freundschaft, und eben weil diese beiden Jene unter ihrer Würde erkannte, dennoch erhalten. Es war ihm, als brennte jedes Goldstück wie ein Fluch sein erwachtes Gewissen. In jedem Spiegel

wähnte er ein Kainszeichen an seiner Stirne zu gewahren, und in jenem Bilde, dem sein wieder erblassendes Gesicht, seine unheimlich werdenden Blicke immer ähnlicher sahen, und das er sich gedrungen fühlte, immer öfter und länger anzuschauen, den schwarzen Schatten des Herzens. Vergebens, immer schwermüthiger, wirrer im Kopfe, hatte er an dem Flecken, wofür er es hielt, gerieben, um ihn zu verwischen; der Schatten wurde immer dunkler, immer deutlicher die mahnende Form desselben. Das sonderbare, berechnete Gemisch von Weltklugheit und Klosterglauben, das ihm der Erzieher beigebracht, ließ ihn allmählig ein Wunder darin erblicken, welches, mit Meloniens und Saint Priest's Bildern vereint, die immer mahnender, drohender, so wie die Zukunft Beider, die, ihm seine theuer erkaufte Beute lassend, verschwunden waren, vor seine Phantasie traten, sein Gemüth immer mehr zerriß. In unthätigem Trübsinn versunken, ließ er dem treuen Germenil die Sorge, sein Vermögen einzutreiben, und zu sichern, das er nicht als das seinige betrachtete, an das er nicht mehr denken mochte. Er sprach, wenn er sprach — denn ganze Tage verbrachte er in stummen Brüten — nur davon, diejenigen aufsuchen zu wollen, die seine mehr angebildete als angeborne Selbstsucht in die weite Welt getrieben hatte. Germenil, der nur aus der Zerstörung seiner düstern Vorstellungen noch Heil für ihn hoffen konnte, eilte, von tüchtigen Sachwaltern unterstützt, den so gut wie herrenlosen Reichthum sicher zu stellen, und entfernte sich mit seinem, einer bittern Reue immer mehr anheimgefallenen Herrn eben so spurlos, wie dessen beiden Opfer verschwunden waren. Aber es war nicht mehr der stolze, prachtliebende Montaumer, es war ein armer Wanderer, der ein jedes nicht abgetragene Kleid zu gut für sich fand, und den nur die Schwäche des abgematteten Körpers

nachdem die beiden Reisenden mit fluchtähnlicher Schnelligkeit Frankreich verlassen, auf's Neue überreden konnte, sich zu seinem Fortkommen einiger Pferde zu bedienen. — Aber der immer dunklere Nebel, der sich um sein Gehirn legte, machte es ihm unmöglich, den Zweck zu verfolgen, den er vielleicht mit thätiger Umsicht doch hätte erreichen können, und Germenil, ohne vertraute Freunde und kluge Rathgeber, fühlte sich unter dem Unglück seines Herrn so niedergebeugt, daß er nur an dessen nächste Bedürfnisse dachte.

„Was hatte er nicht Alles mit dem Unglücklichen erlebt!“ schloß endlich Saint Priest seine Mittheilung, „als ich diesen endlich dem Wahnsinn zum Theil verfallen fand. Aus seiner frühern Zeit war ihm eine gewisse kluge Verschlossenheit geblieben. Die Quelle seiner Seelenleiden und ihren Umfang hatte noch kein Fremder geahnet. Erst mein Anblick sprengte das Band seiner Zunge, und ließ sie seine ganze Qual wie sprudelnden Champagnerschaum in mein Herz, das er besser, als ich das seinige, gekannt, ergießen. Nie aber hat er des Todes seines Erziehers erwähnt. Jener Auftritt, ja dieser selbst, in Beziehung darauf, schien aus seinem Gedächtnisse verwischt. Dagegen wähnte er, Melonien durch einen Zaubertrank zum Wahnsinn gebracht zu haben, und nachdem sein frohes Erstaunen bei unserm Wiedersehen vorüber war, kostete es mir lange Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich nicht von ihm getödtet und nur mein Gespenst sey. Doch schien allmählig mein zweckmäßigeres Verfahren, seinen Wahnsinn zu bannen, indem ich seine bittere Reue thätig zu machen suchte, eine immer günstigere Wirkung auf ihn hervorzubringen. Aber wir waren Beide Franzosen, und hatten uns zu einer Zeit getroffen, wo dieser Name keinen guten Klang in den uns umgebenden Ohren hatte. Auch glaubte ich, daß eine Reise anderer Art, als die seinige gewesen,

zweckmäßig benutzt, herstellend auf sein Gemüth wirken würde. So gelang es mir endlich, ihn durch Oberitalien, Bayern, bis nach Sachsen zu bringen. Hier hoffte ich, den Rest meines verfehlten Lebens der Bruderpflege weihend, Gelegenheit zu finden, durch eine fromme Stiftung, die uns Beiden zusagen würde, und deren Verwalter wir Beide seyn sollten, ihm ein neues Seelenheil und mir einen Hafen der Ruhe bereiten zu können. Ein grosser Theil seiner Kapitale war in England belegt, die augenblicklichen Verhältnisse erforderten, wie schwierig und gefährlich eine Reise dahin auch war, unsere persönliche Gegenwart, um sie zu erheben; aber sie war zu unserm Zweck nothwendig. Jules genoß immer hellere Zwischenräume und seine dunklen Stunden verbrachte er in ruhigem Trübsinn. Um selbst bloß als Franzosen kein Aufsehen zu erregen, wählten wir von Sachsen aus den Elbweg nach Hamburg, über welche Stadt wir uns nach England zu begeben dachten.

Als wir aber nun an diesem Orte vorüberglitten, wurden wir Beide von der Aehnlichkeit mit Sablons, so ergriffen, die Jugenderinnerungen flammten in Beiden, in ihm so gewaltsam und gebieterisch, in mir so mahnend und wohlthuend auf, daß wir fast zu gleicher Zeit das Verlangen aussprachen, unserm unstäten Leben hier ein Ziel zu setzen. Ja, es kostete mir sogar Mühe, den Bruder zu bereden, die Reise wenigstens bis nach Hamburg fortzusetzen, um da Vorkehrungen zu treffen, die uns im Laufe der Zeit eine weitere Reise vielleicht ersparen könnten. Ich glaubte wahrzunehmen, daß die Hoffnung, an diesem Orte, dessen Ansicht, indem er ihm so viele herzzerreißende Erinnerungen darbot, dennoch, wie das Bild der Heimath, versöhnend auf sein dadurch immer empfänglicheres Gemüth einwirken mochte, fortleben zu können, eine ungewöhnliche Thätigkeit in ihm weckte;

und so kehrten wir auch Beide bald von Hamburg hierher zurück, wo die Reue des Bruders zum ersten Male Kraft gewann, in einer Reihe von zusammenhängenden Vorstellungen ihre Ansichten von heilender Buße auszusprechen. Dieß Haus, in dem wir uns befinden, und dessen Einrichtung sind aus diesen entsprungen. Mitten unter Ketzern, denen unser Glaube als Ketzerei erscheint, wollte er aus Mangel an einem Kloster mit mir ein Einsiedlerleben führen. „Ein Geheimniß, Bruder!“ seufzte er, „ruhet auf meiner Brust; ein Gelübde habe ich zu erfüllen, auch ohne diese Buße gebührt mir ein Ordenskleid.“ — Dieß Haus wurde gekauft, die innern Einrichtungen von ihm mit zurückkehrender reger Thätigkeit entworfen, jene Kapelle von uns Beiden aufgeführt; aber ohne ein Wort mit mir darüber zu wechseln, weder zuvor noch nachher, befestigte er ein Zeichen über dem Eingange desselben, das er noch immer, allein für ihn sichtbar, da zu seyn wähnt. Ich kannte wohl die Kutte, die auch ich nach seiner Angabe anlegte, und es wurde mir auf einmal deutlich, in welchem Zeichen sein böser Dämon gestrebt, und zu welchem Zweck er die Kräfte des Jünglings und sein Vermögen hatte verwenden wollen. Ich hatte schon vorher im Stillen jenes Bild hervorgenommen, und in der Hoffnung, seinen Wahn zu besiegen, das Brustgewand desselben ohne sein Wissen mit einem weißen Lack überdeckt, und da er nun wieder auf seine alten Träume zurückkam, zeigte ich es ihm — das Gewand schneeweiß — nicht ohne heimliches Wohlbehagen. — Wahrlich, es ergriff ihn; aber ach! seine noch ungeläuterte Seele, der wohlthuenden Reue fremd, die aus klarer Selbsterkennung entspringt, war noch in seinen trüben Begriffen befangen, sein Herz nicht lauter, und das des Bildes mußte ihn noch bitter täuschen. Freudig starrte er es an, und um seine Besserung und seine Sün-

de bildlich vor Augen zu haben, ließ er es über dem Altar aufstellen, einen Spiegel seines Innern; doch kaum war es eine kurze Zeit in dem feuchten Raum aufgestellt gewesen, da verdunkelte das Gewand sich wieder, und die alte Schwärze unter demselben trat noch greller hervor. Da war es auf's Neue um die begonnene Heilung geschehen; die frommen Werke, die uns zu Gebote standen, und an denen er mit mir Theil genommen, machten ihm keine Freude mehr. Der Wahnsinn kehrte noch sinnverwirrender zurück. Doch ist dieser gern still und ergeben, so lange der Bruder, in dem ihm ein Engel noch lebender Hoffnung erscheint, seine Andacht, seine Gebete, seine Buße theilt; aber jede fremde Störung ruft alle trüben Bilder seiner wilden Phantasie wieder hervor. In sich erkennt er dann nur ein rastlos gequältes Gewissen, so wie er in dem Bilde den eigenen, dort festgebannten Körper sieht, der erst, wenn diejenigen, welche durch ihn gelitten, zur Ruhe eingegangen sind, und die Farbe ihrer Schmerzen aus seinem Herzen gewichen ist, wieder zum neuen Leben mit dem Gewissen vereint werden kann. Darum hat er auch diese Kapelle zum schwarzen Herzen genannt, und so habt Ihr uns in diesem jahrelangen Elend gefunden, das doch nicht trostlos ist, weil ein sichtbares Wunder von einer Vaterhand zeugt, die über uns wacht." Saint Priest faltete im stummen Gebet die Hände.

Aber ein stilles, schmerzliches Lächeln zog sich um meine Lippen, die geringfügigen, zufällig scheinenden Ursachen erkennend und bewundernd, die so zu gleicher Zeit heil- und unheilbringende Folgen nach sich gezogen: die erste, wo Montaumer in dem düstern Brüten gemeiner Selbstsucht durch den Eintritt in ein unrechtes Zimmer Anlaß zu einem Bilde gab, das seinen Blick zuerst zurück in sein eignes Inneres zwang, und die zweite, wo

ein Fleck daran, der nur aus einer Künstlerlaune des Malers hervorgieng, für ein Wunder gehalten wurde, das eine gerechte Strafe über den Frevler verhängte; denn nun erst besann ich mich, daß der Bruder einst im Gespräch über dieses Bild erwähnt hatte, daß er es erst ganz so, wie die Gestalt ihm erschieneu, entworfen, nämlich den Mantel nur ganz wenig am Busen offen, später aber, weil es ihm so malerischer vorkam, das weiße, innere Gewand über den schwarzen Rand des Mantels hinab erweitert hatte, und so war dieser Flecken nur die Wiederholung einer bekannten Erscheinung, daß die Schärfe der schwarzen Farben jede helle Ueberdeckung durchfrißt. — Ich schwieg aber, denn sind so herzzerreißende Wirkungen einer zufällig scheinenden Laune, trotz ihrer Natürlichkeit, unsern schwachen Sinnen denn weniger ein Wunder?

»Und nun,« nahm Saint Priest aufs Neue das Wort, »begreife ich, wie der Anblick dieser Gegend auch Euch an dieses Ufer geführt; aber wie Ihr uns entdeckt habt, ist mir nicht klar.«

»Wir waren in der Kirche,« entgegnete ich. — »Wir sahen das Grabgewölbe und lasen die Inschrift. Mein Gott! jetzt fällt mir's ein: was bedeutet diese Eile mit der Vollendung der Gruft?«

»Die Welt,« versetzte Saint Priest, »heißt so gern einen kindlichen Glauben Aberglauben, daß ich mich fast schäme, Euch zu sagen, daß ein Traum, eine Vision, dessen noch nie betrogen — denn selbst vor den Zusammentreffen mit dem Bruder ward mir eine deutliche Vorahnung davon — diese Eile bewirkt haben. Es deuchte mir, als wären wir, ich und Jules, nach langer Wanderung, uns fest an den Händen haltend, an den Rand eines Grabes gekommen; da schwebte eine weiße Taube, mit einem Oelzweig im Schnabel, plötzlich vom Himmel nieder und verschwand in dem Grabe; aber in demselben

Augenblick standen wir Brüder getrennt, zwischen uns das Grab, während auf meiner Brust der Oelzweig ruhete, und auf der seinigen der weiße Flügel der Taube. Da wurde ich auf einmal wach, aber es war mir, als stände uns eine nahe Trennung bevor. In seinem ersten hellern Augenblick erzählte ich ihm meinen Traum. „Ja," sagte er, „es sey! Hier unter dem Altare, den kein wahrer Priester geweihet, darf ich mich nicht betten; dort ist die Erde ja einst von den unsrigen geweihet. Warum ist das Grab nicht auch schon fertig? Laß es eilig geschehen, ich sehne mich nach Ruhe. Aber ich sah ihn wehmüthig an, denn es war mir, als müsse ich ihn verlassen, und sein verdunkeltes Gemüth einer trüben Einsamkeit überlassen." Saint Priest schwieg.

Ein lauter Seufzer unterbrach die eingetretene tiefe Stille. Melonie war ohnmächtig zurückgesunken; die gewaltsame Anstrengung, womit sie ihr gewöhnliches Uebel bezwungen, um des Freundes Bericht zu Ende zu hören, hatte ihre letzten Kräfte verzehrt. Laßt mich viele bittere Tage in kurzen Worten fassen: sie war die weiße Taube. Ehe vier und zwanzig Stunden ihren Kreislauf wieder vollendet hatten, war sie sanft schlafend verschieden. Das Grabgewölbe, das keinen von den Brüdern aufnehmen sollte, umschließt nun sie allein.

Wir trugen ihre Leiche in die Kapelle. »Jetzt,« sagte Saint Priest, mir sanft die Hand drückend, »darf ich ja wohl alte Ansprüche geltend machen. Erlaubt mir, die, welche das Leben mir entriß, im Tode als Braut zu schmücken.« Bald lag sie da, von einem weißen Kleide bedeckt, im Haare einen Myrtenzweig, von Pensées umschlungen, am Busen einen kleinen Strauß von denselben Blumen. Es war, als wären im Tode alle ihre jugendlichen Züge wiedergekehrt, selbst eine leise Röthe, ein Traum von Leben, schmückte ihre Wangen.

Als der heftige Paroxysmus Montaumer's wieder vorüber war, folgte eine so gänzliche Abspannung, daß in dieser der innere Geist seinen Nebel durchzudringen schien. Saint Priest's tiefe Betrübniß vermochte, ihn aufmerksam zu machen. Er erinnerte sich sogar, fremde Gestalten gesehen zu haben. Er fragte. Saint Priest, wohl wissend, wie wohlthätig eine heftige Erschütterung selbst auf Gemüthskranke zu wirken vermag, führte ihn schweigend zu Meloniens Leiche. Er erkannte sie im Brautschmucke. Der weiße Flügel der Taube berührte sein Herz. Er fragte nicht nach dem hinweggenommenen Bilde, aber ein Thränenstrom, der erste seit vielen Jahren — denn seit Laormain's Tode hatte er nicht geweint — stürzte aus seinen Augen; und wenn er auch den Flecken am Herzen des Bildes nicht ausgewaschen, hatte er doch das lastende Gewicht in dem seinigen leichter gemacht.

»Du hast,“ sagte Saint Priest, indem er selbst, die linke Hand des Bruders ergreifend, die rechte desselben auf die der Leiche legte, »Du hast deinen sehnlichsten Wunsch erreicht, hast uns Beide wieder gefunden, und mit uns Verzeihung, und — ich hoffe es — die entflohene Ruhe wieder.«

„Ich hoffe es,« entgegnete er, »denn die Seeligen grollen nie. Ihr Lächeln und Deine Liebe haben mein Gemüth heller; aber einen Mord — zum ersten Mal schien er sich auf den Erzieher zu besinnen — den Mord eines Verbrechers, den die zitternde, willenlose Hand empörter Leidenschaft, die sich nicht besser als ihn dünken durfte, beging, habe ich noch bis zum Grabe zu büßen, mit Buße, doch ohne Angst. Laß mich hier allein beten.«

Ich hatte die nun unnöthige Weiterreise bereits eingestellt. Den nächsten Tag wurde der Sarg meiner Gattin in das Gewölbe gesenkt. Ich brachte den Abend

mit Saint Priest zu. Jules hatte sich eingeschlossen. Den folgenden Morgen war er mit seinem treuen Diener verschwunden. Ein nachgelassener Brief, der mit Ruhe, Entschlossenheit und Klarheit geschrieben war, belehrte uns von seiner Absicht. Mit einer Summe, die eben hinreichend, um seine Reise und die Einkleidung zu bestreiten, und dem treuen Diener eine unabhängige Zukunft zu sichern, war er nach Hamburg abgegangen, um sich weiter in Frankreich in die eingerichtete La Trappe zu begeben. — Saint Priest ging mit mir auf mein Gut zurück. Seines frommen, gottergebenen Sinnes ungeachtet, war er, dessen frühere Gewissensleiden sich längst in einen leeren Wahn aufgelöst hatten, doch nicht der Welt so ganz abgestorben, daß es ihn doch erfreute, den Rest seiner Tage, die er dem Bruder nicht mehr widmen konnte, und nach dessen bestimmten Willen es auch nicht durfte, innerhalb der Wände zu verleben, wo Melonie gewaltet, und wo ich tausend liebe Erinnerungen bei ihm erwecken, sie selbst wie lebend vor ihn hinstellen konnte. Im Leben wollte er ihr, den Erinnerungen seiner Jugend, den Wohlthaten seines Alters, mir, dem schnell erworbenen Freunde, im Tode dem Bruder gehören. So wurde bald das so lange getrennte Kleeblatt auf's Neue im Tode getrennt. Ich nur werde an ihrer Seite ruhen. Ueber das Vermögen der Brüder, wozu ich das meinige füge, ist schon bestimmt. Aber das große Haus, das sie so allein bewohnten, ist wieder verkauft; den Ort fanden wir nicht für eine Stiftung von weit umfassender Natur passend. Vor einem Jahre habe ich Saint Priest's Leiche nach Frankreich geschickt. Damals lebte sein Bruder noch. — Dennoch trotz aller der Täuschungen, von welchen mein Leben so schlagende Beispiele liefert, glaube ich doch, Einwirkungen aus einer höhern Geisterwelt, die nicht Täuschung gewesen,

erlebt zu haben, mag auch die Phantasie die Pfeiler der Brücke ausmachen, worüber das Geistige in uns hinüber-, und die Geister zu uns herüberwandeln. Die Erscheinung des Bruders war keine Täuschung, und — von noch Einer Erfahrung schweige ich, die ich nicht aussprechen kann, ohne dem Heiligsten in meiner Brust zu nahe zu treten.«

Er schwieg, und die Empfindungen, womit der kleine Kreis sich trennte, waren auch schweigend.

Der Drey- und Einklang des Lebens.

Es gibt einen Dreyklang des Lebens, so wie ein Chor desselben. Jener äußert sich durch das Leben, Sterben und Unsterblichkeit, dieser ist die Seelenharmonie in dem Preisgesange der Religion Jesu. Wer in ihrem Dienste stehet, dient nicht um feilen Sold der Sünde, noch buhlet der Göttliche um flüchtigen Rausch der Erde. Sein Werk ist in Gott gethan. Darum beugt sich auch der Sterbliche vor dem Throne der Gottheit, wenn ihn die Welt verläßt, oder er selbst sich verabschiedet mit ihrem sich selbst richtenden Fürsten. Darum feiert er gerne im heiligen Haine der Natur wie im sichtbaren Schooße der Kirche Stunden der Andacht, schüttelt ab den Staub von seinem Herzen und weihet sich zum wahren Leben ein. Gott ist seine höchste Seligkeit. — Ihn anzubethen, welch' ein Gedanke — o wie erhebt er seinen Geist, wie erquickt er sein Herz! In ihm und durch ihm sind ihm aufgedeckt alle seine Werke und Wege, durch ihn erhält er Licht über alle seine Schicksale, über seine gegenwärtige und zukünftige Bestimmung. Wenn der

Mensch in Gottes näherer Gegenwart ist und durch die Lehren der Religion angefeuert, seine Allgegenwart fühlet; dann entfliehen Kummer, Gram und ängstliche Sorgen aus seiner Herzenstiefe; denn er denkt an seine Liebe und Güte, die täglich über ihm neu ist. Wenn er mit ihm Gemeinschaft pfleget durch heiliges Gebeth, dann schrecket ihn kein Mangel, keine Noth und Gefahr; denn in dem Reichthum seiner Güte findet er Beruhigung und Seligkeit. Die ganze Welt ist sonach sein Tempel — wo er ist, da ist Gott um ihn, er weiß bestens, was er denket und siehet, was er thut, daher hüthet er sich auch vor dem schändlichen Irrthum, als bestünde die wahre Gottesverehrung nur in guten Rührungen, oder als sey eine fleißige und andächtige Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes die ganze Gott schuldige Verehrung; er ist überzeugt, daß Gott nur durch ein frommes Leben könne gepriesen werden. Daher huldiget er Gott von reinem Herzen und führet einen stillen Wandel, wie sein Gebeth ohne Geräusch und Pomp. — Seine Lebenskunst ist die Menschwerdung des Göttlichen in ihm und die Verklärung des Göttlichen im Menschlichen — ein helldunkel Licht au Gefühlen.

Etwas für Blumenfreunde.

Abgeschnittene Blumen möglichst lange bei ihrer Schönheit zu erhalten. — Um abgeschnittene Blumen einige Zeit bei ihrer Schönheit zu erhalten, stellt man sie entweder in ein Gefäß mit Wasser, oder steckt man sie in eine Schüssel mit feuchtem Sande. So wenig das eine, wie das andere Verfahren entspricht jedoch dem Wunsche des möglichst langen Er-

haltens solcher Blumen bei ihrer Schönheit. Will man das bezwecken — wer liebte wohl Blumen, und wollte das nicht! — so bedarf es der folgenden Mittel.

Bewahrt man die Blumen in einem Gefäß mit Wasser, so gebe man ihnen täglich frisches, reines Wasser, wo möglich Regenwasser; bewahrt man sie aber in einer Schüssel mit Sand, so nässe man sie täglich, insbesondere aber diesen Sand, und stecke sie um, und zwar so, daß man, damit die Stiele oder Stängel nicht Schaden nehmen, mittels eines Hölzchens zuvor in den Sand Löcher macht. In beyden Fällen aber kürze man, damit sich die einsäugenden Gefäße der Stiele oder Stängel nicht verschließen, und so das Hinaufdringen des Wassers verhindern, mittels eines scharfen Messers diese Stiele oder Stängel.

Man lasse die Blumen sich in eben dem Grade der Wärme befinden, den die Pflanze, welcher die Blume angehört, ihrer Natur nach zu ihrem Wachsthume bedarf, da aber dieß bei verschiedenen Blumen, die man beisammen aufbewahrt, nicht wohl zu bestimmen ist, so nehme man eine Wärme von 10 — 16 Grade an, welcher Wärmegrad mittels eines guten Thermometers gar leicht zu erkennen ist. Man schütze aber auch zugleich die Blumen sorgfältig gegen das zu vielen Reiz habende Sonnenlicht, nicht minder gegen alle unreine Luft, besonders gegen die Zugluft, da sie, wofern dieß nicht geschieht, hievon so leicht hinwelken.

Die meisten Blumen können, wenn diese Mittel zu ihrer Erhaltung befolgt werden, möglichst lange und viel länger als sonst, ja sogar länger, als selbst in dem Zustande, wo sie noch am Stocke haften, bei ihrer Schönheit erhalten werden, und dieß darum, weil das noch mögliche Fortleben langsamer bestehet als ausserdem, oder wo sie noch am Stocke uns so freundlich ansprechen, und ihr baldiges Nichtmehrseyn bedauern lassen.

Verwelkte Blumen wieder zu beleben. — Die meisten Blumen fangen an zu welken, wenn man sie 24 Stunden im Wasser hat, einige wenige leben wieder auf und erhalten sich bei ihrer Schönheit etwas länger, wenn man ihnen frisches Wasser giebt. Dieses aber läßt sich bei allen vollkommen bewirken, (außer Mohn,) wenn man brühend heißes Wasser nimmt, und die Blumen so tief hineinsenkt, daß es ungefähr den dritten Theil des Stengels oder Stieles bedeckt. Während das Wasser erkaltet, richtet sich die Blume auf, und wird wieder ganz frisch. Man schneide denn das gebrühte Ende des Stengels oder Stieles ab, und setze sie in frisches, kaltes Wasser. Auch dadurch, wiewohl minder, geschieht diese Wiederbelebung, daß man die Blumenstengel oder Stiele in ein brennendes Licht hält oder über glühende Kohlen, oder einige Zeit in Wasserdampf hält und sie, so heiß geworden, gleich nachher in kaltes Wasser bringt. Bei dem einen wie bei dem andern Verfahren dürfen jedoch die Blumen nicht zu sehr verwelkt oder so sehr abgestorben seyn, daß sie dürre sich zeigen.

Das mineralische Chamäleon.

Man reibe 3 Theile Salpeter mit einem Theile Braunstein fein zusammen und glühe die Masse in einem Tiegel so lange, bis sie zu schmelzen aufhört, und ein trockenes erdartiges Aussehen hat. So verwahre man dieses Pulver in einer wohl verstopften Flasche. — Wirft man von demselben eine Wenigkeit in ein Glas voll Brunnenwasser, so wird das Wasser grün, dann violett, hienächst röthlich, und zuletzt farbenlos; — der Braunstein fällt zu Boden.

Berichtigung:

In dem Gedichte „Dichter-Prophezeihung," des vorigen 6. Stückes, lies Seite 83, Strophe 4, Zeile 6, statt Ziel — Spiel; und Seite 85, Strophe 4, Zeile 2, statt Denn — Den (welcher).

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 10tes Stück.

Das Hirtenmädchen von Calanda.

Erzählung von Georg Döring.

I.

In dem schönen Thale des grauen Bundes, wo sich, in der Nähe der Hauptstadt Chur, die wildströmende Plessur in den noch jugendlichen Rhein ergießt, erhebt sich als mächtiger Schlußstein des nördlichen Hintergrundes der weidenreiche Calanda, dessen ungeheure Mauer das Thal gegen rauhe Stürme schützt. An dem südlichen Abhange dieses Berges liegt am Rande eines kleinen Wäldchens ein Meierhof, den im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine nur aus Mutter, Sohn und Tochter bestehende Familie in Pacht hatte. Frau Therese, die Mutter, war als eine verständige, gutmüthige und hülfreiche Frau bei Krankheits- und Unglücksfällen unter den Hirten im Thale bekannt; ihr Sohn Berchtold widmete klug und thätig seine Kräfte der Bestellung des Pachtguts, und seine siebenzehnjährige Schwester Verena, im gemeinen Leben Vreneli genannt, stand ihm dabei in allen Dingen, bei denen weibliche Hülfe ausreichen konnte, zur Seite. Zum Pachtzins waren sie

dem reichen und mächtigen Rathsherrn, Thomas Maßner zu Chur, verpflichtet, von dessen Voreltern schon seit länger als einem Jahrhundert die Ihrigen das Gütchen in Pacht gehabt hatten. Den Pachtherrn selbst sahen sie selten. Er war zu sehr mit den Pflichten seines Amtes beschäftigt, zu sehr in politische Welthändel verwickelt, um sich sonderlich der vielen kleinen Besitzungen, die er im Lande des grauen Bundes hatte, annehmen zu können. Bei dem Kriege, der damals den größten Theil von Europa verwüstend durchzog, hatte er seine Treue dem Hause Oestreich zugewendet, während so viele andere im Schweizerlande es mit Ludwig XIV. von Frankreich und seiner Sache hielten. Seine Hausfrau verließ Alters- und Kränklichkeits halber nur selten das Zimmer, desto öfter aber war sein Sohn Rudolph, der mit Berchtold beinahe in gleichem Alter stand, hinausgekommen auf das Meiergut, und hatte dort mit den Geschwisterten in brüderlicher Eintracht manchen Tag verlebt, bis ihn seine Bestimmung zu einem mehrjährigen Aufenthalte auf der hohen Schule nach Genf gerufen.

Vreneli war, seitdem Junker Rudolph fortgezogen, weit ernster in ihrem ganzen Betragen, weit bestimmter in ihrer Handlungsweise geworden, als früher. Der Kinder-Sinn, mit dem sie bisher alles leicht und tändelnd beseitigt, die Heiterkeit, die sie zu den Heerden auf der Alp und zum Fischfange am Flusse begleitet, hatten einem Ernste Raum gegeben, der dem jungen, sehr hübschen Mädchen seltsam stand, und manchen Werber, der sich ihr wohl gern genähert hätte, von ihr zurückwies. Dinge, die sie sich einmal vorgesetzt hatte, verfolgte sie mit einem Eifer, den nichts erschüttern konnte. So war sie eines Tages der besten Kuh ihrer Heerde, die sich verirrt hatte, bis auf den steilen, gefährlichen Felsengrath des Calanda, der auf seiner Nordseite senkrecht in's Thal

abgeschnitten ist, nachgegangen, hatte sie glücklich herabgeholt und auf der weiten Wanderung die Nacht in einer einsamen Höhle zugebracht. Ein anderes Mal, als die Mutter sich unwohl gefühlt, war sie, ohne ihr Vorhaben durch ein Wort zu verrathen, ganz allein über den Calanda in das schreckliche Kalfeiser-Thal zum Ursprunge der Tamina, am Sardonagletscher gewandelt, um ein Kraut zu holen, das allein hier zu finden, und in den Beschwerden, an denen Frau Therese litt, sich von wunderbarer Kraft zeigte. Oft trafen Mutter und Bruder sie in ihrem Kämmerlein beim Lesen von Büchern, die Junker Rudolph hinterlassen hatte. Es waren meist Unterrichtsbücher über Gegenstände, die ihr recht wohl hätten fremd bleiben können, und deren Kenntniß eher den Patriziertöchtern in Chur, als einem einfachen Landmädchen nöthig schien. An Sonn- und Festtagen beschäftigte sie sich auch mit feiner Stickerei, in der sie in kurzer Zeit so kunstreiche Stücke zu Stande brachte, daß die Mutter nicht genug darüber erstaunen konnte, wie sie ohne alle Unterweisung, nur durch festen Willen und Fleiß, dahin habe gelangen können. Es lag in der Natur der Sache, daß eine so verständige Frau, wie Therese, erkennen mußte, nur eine ganz besondere, sehr wichtige Ursache habe eine solche Umwandlung in dem Charakter und dem ganzen Streben Breneli's hervorzubringen vermochte. Sie begnügte sich Anfangs, ihre Tochter schärfer zu beobachten, und hoffte auf diesem Wege Entdeckungen zu machen, nach denen sie ihre Wachsamkeit über Breneli für die Zukunft regeln könne. Allein das Mädchen blieb sich immer gleich und äußerte nichts, wodurch Frau Therese in ihren Zweifeln aufgeklärt worden wäre. Da fand es die Mutter für gut, an einem Abende, als sie gerade allein mit Breneli im Hause und Berchtold in die Stadt gegangen war,

um dem Rathsherrn den fälligen Pachtzins zu überbringen, das Schweigen über diesen Gegenstand zu brechen, und sie freundlich über die Dinge zu befragen, die eigentlich bis jetzt mehr ihr Befremden als ihre Besorgniß erregt hatten. „Mutter,“ antwortete nach einem kurzen Besinnen, bei dem sie jedoch nicht die mindeste Verlegenheit zeigte, Vreneli: „Euch brauch ich die Sache nicht zu verheimlichen. Ihr und der Bruder mögt sie wissen, aber sonst niemand auf der weiten Erde, ehe sie seiner Zeit zur Reife kommt. Ich bin eine Braut, Mutter! Ich habe mich dem Junker Rudolph verlobt, am Abende vor seiner Abreise, und um mich seiner würdig zu machen, bemühte ich mich, Dinge zu erlernen, die seiner Hausfrau einmal nicht fremd seyn dürfen.“

Sie hatte das so ruhig und unbefangen gesagt, als finde sie selbst gar nichts besonderes darin. Frau Therese aber war leichenblaß geworden, zitterte an allen Gliedern und starrte die Tochter an, als glaube sie, eine Wahnsinnige in ihr zu erblicken. „Vreneli, Kind!“ vermochte sie endlich im Tone des höchsten Erstaunens vorzubringen, „bist du krank, und ziehen seltsame Fieberbilder durch dein Gehirn? Du und der Junker! Eher stürzt der Calanda in den Rhein hinab und begräbt uns alle unter seinen Trümmern, ehe der alte Thomas Maßner seine Einwilligung zu einem solchen Bündniß gibt.“ — „Das thut nichts,“ erwiederte kalt das Mädchen; „wir haben es zusammen ausgemacht, Rudolph und ich. Wenn wir es recht wollen, so geschieht es; etwas später oder früher, das ist gleichgültig. Seht hier den goldenen Ring, den mir der Junker auf die Treue gegeben hat. Von mir hat er nur einen silbernen, aber meine Gesinnung ist eben so treu wie die seinige.“ An einem Bande um den Hals war der Ring befestigt, den sie jetzt unter ihrem Mieder hervor nahm und der Mutter

zeigte. Er bildete zwei Hände, die einander hielten, und inwendig waren verschlungen die Buchstaben R. und V. zu sehen. „Die bringt Niemand auseinander," sagte Vreneli, indem sie auf die verschlungenen Hände deutete; „selbst der alte Rathsherr nicht mit allem seinem Stolze und seiner Strenge. Seht, Mutter, diese Hände, von Gold geschmiedet, halten schon fest zusammen, aber sie geben doch nur eine schwache Vorstellung von der Stärke, mit der wir, Junker Rudolph und ich, aneinander halten. Ich weiß Alles, was Ihr gegen die Sache einzuwenden haben könnt, was Berchtold da wieder aufbringen wird, wenn er sie erfährt, aber mein Entschluß steht fest, und Niemand kann mich darin erschüttern. Dem Rudolph habe ich meine Treue gelobt, ich habe ihm gelobt, alle Seelen- und Lebenskraft daran zu setzen, unser Bündiß zu Stand zu bringen. Er hat dasselbe beschworen. Beruhigt Euch, Mutter! Habt keine Sorge um meinetwillen. Ihr werdet sehen, daß Alles gut geht, denn wenn zwei Menschen eine Sache, die nicht gegen Gottes Gebote ist, recht fest wollen, so geschieht sie, wenn auch Haß und Feindseligkeit sich dagegen setzen." —

»Vreneli«, erwiederte trübe, den Kopf schüttelnd, Frau Therese, »ich sehe traurigen Tagen entgegen, die aus deiner Verirrung zu dem Junker und deiner Hartnäckigkeit in dieser für Dich und uns erfolgen müssen. Glaube mir Kind: nur gleich und gleich gesellt sich gut und wenn Dir auch alles gelänge, wenn Dir und Deinem Junker es glückte, in einen Ehebund zu treten, den ich immer wie das thörichte Bild eines Fieber-Wahnes ansehe, so wird eine Zeit kommen, in welcher Rudolph seinen Mißgriff erkennt und Dich allein den Fehler, den ihr zusammen begangen, büßen lassen wird." — »O nein Mutter!« sagte, das Antlitz und die Blicke von einem seltsamen Glanze belebt, Vreneli: »Eine solche Zeit

kann nie kommen. Dazu kenne ich Rudi zu gut, und weiß, daß er hält, was er verspricht. Was bringt er mir den auch für Opfer, die ich nicht gleichmäßig vergelte? Glaubt Ihr, Mutter, daß mir das heitere, freie an unserm Berge und auf der Alp nicht besser gefiele als das enge Leben in der dumpfen Stadt, wie ich es einmal führen muß, wenn ich seine Frau geworden bin? Die alten Patrizierfrauen aus den alten Geschlechtern werden mir grollen und Uebles genug gegen mich ersinnen, weil ich eine geworden bin von ihnen, ohne eine gewesen zu seyn von den ihrigen. Wir haben das oft genug besprochen, der Junker und ich. Aber wir werden in unserer Liebe so viel Gutes und Freudiges finden, daß wir solch kleine Uebel leicht ertragen können. Noch einmal, Mutter! beruhiget Euch! — Ich sehe eine ganz andere Zukunft als Ihr!« — fuhr Breneli noch lebendiger werdend fort. »Ich sehe Euch mit Frau Maßner Rudolphs Mutter in dem Staats-Zimmer des Maßner'schen Hauses traulich am Arbeitstischchen sitzen. Ihr scherzt und kost freundlich miteinander, Ihr seyd guter Dinge und habt Euch lieb, wie es braven Schwiegern geziemet. Ich und mein Rudi sind um Euch beschäftigt, um Euch beiden das Leben froh und glücklich zu machen. Berchtold hat das Meiergut behalten, und tritt herein, eine liebe, schöne Hausfrau in der Hand, um uns zu besuchen; Mutter, Mutter!« rief sie lauter: »ich sehe das alles und glaubt mir, es wird sich so begeben!« — »Kind, was sprichst du für seltsame Dinge?« versetzte in großer Bewegung die Mutter; »die thörichteste Liebe zu dem Junker hat dir den Kopf verrückt und läßt Dich in eitlen Träumen Bilder sehen, wie Du sie gerne hast, und die Deinen Hoffnungen schmeicheln.«

Frau Therese konnte diese Augenblicke nicht vorüber gehen lassen, ohne den Versuch zu machen, ihre Toch-

ter von der unglücklichen Neigung zu dem Junker abzubringen. Sie führte ihr das ganze zwischen dem Maßner'schen Patrizierhause und der unbedeutenden Pächterfamilie obwaltende Verhältnisse vor Augen, sie schlug ihr vor, sich zu zerstreuen und einige Zeit bei den Verwandten im Prättigau zu leben, die schon oft ihren Besuch erbeten hatten.

»Nein, Mutter, das geht nicht!« entgegnete in einem sehr entschlossenen Tone Breneli. „Es wäre auch überflüssig, denn von Rudolph lasse ich nun und nimmermehr und keine Zerstreuung, kein Aufenthalt bei fremden Menschen kann ihn aus meinem Herzen verbannen.«

Die Mutter setzte sich still zu einer häuslichen Arbeit. Sie war überzeugt, daß Breneli's fester Sinn jeder weitern Ermahnung über diesen Gegenstand unzugänglich bleiben würde. Sie hatte in ihren jungen Jahren viele traurige Schicksale erlebt, sie konnte sich erst seit einiger Zeit einer größern Ruhe und Behaglichkeit des Lebens erfreuen; jetzt sah sie diese zerstört, jetzt blickte sie in eine unheilvolle Zukunft.

Breneli hatte eben Licht angezündet und war beschäftigt, eines ihrer Bücher zur Hand zu nehmen, als die Thüre plötzlich stürmisch aufgerissen wurde und Berchtold, ganz wider seine Gewohnheit, mit raschen, heftigen Schritten herumeilte. Seine Stirne war finster und seine Blicke flogen unruhig umher. »Ich muß fort!« sagte er odemlos und nahm zugleich die Reise-Tasche, die bestäubt an einem Nagel hieng, von der Wand. »Noch in dieser Nacht muß ich im Auftrage des Rathsherrn nach Feldkirch ins Oesterreich'sche. Es sind abscheuliche Dinge geschehen, Recht und Billigkeit ist mit Füssen getreten worden, die alte Schweizerfreiheit wird frech verletzt, und was auf dem Grütli und unter dem Ahorn von Truns ist geschworen worden, gilt

nicht mehr unter den Nachkommen der starken Bundesmänner. Der eine ruft Frankreich, der andere ruft Oesterreich ins Land, aber das Land ist Ihnen gleichgültig geworden, vor dem Gedanken an den eignen Vortheil. Streit und Hader herrschen an den Grenzen, statt Wachsamkeit und Obhut auf die alte Freiheit. Da müssen denn die Unschuldigen leiden und Opfer werden, um der Schuldigen willen. Der arme Rudi! Er hat's nicht verdient, denn sein Sinn ist gerade und hält an den Gerechtsamen des Vaterlandes.« Vreneli wurde bleich und legte ihr Buch aus der Hand. Schweigend, aber erwartungsvoll sah sie den Bruder an. Frau Therese warf besorgnißvolle Blicke auf das Mädchen, aber sie nahm doch auch zu viel Theil an dem Schicksale des Maßner'schen Hauses, um nicht ihren Sohn aufzufodern, über den Unfall, der den Junker etwa betroffen hatte, genauer zu berichten. »Sie haben ihn gefangen und eingesperrt, die Franzosen,« sagte er, indem er ungestört in seinen Vorbereitungen zur Reise fortfuhr und nicht bemerkte, daß Vreneli bei diesen Worten von einem, ihr ganzes Wesen rasch durchzuckenden Schauer ergriffen wurde, nach welchem sie ruhig und regunglos an ihrer Stelle saß und ihn starr anblickte. »Sie haben ihn herausgelockt durch einen falschen Freund aus Genf auf französischen Grund und Boden, dann haben sie ihn mit Uebermacht überfallen und nach Fort Eclüse geschleppt: alles, um sich an dem Alten, der es mit Oesterreich hält, und im ganzen Schweizerlande Feinde gegen Frankreich erweckt, zu rächen. Schon vor acht Tagen ist ihm die Unglücksbotschaft gekommen, und sie hatte ihn so niedergedrückt, daß er seitdem Niemand gesehen und gesprochen bis heute, wo er zum ersten Male seiner Wuth in heftigen Reden freien Lauf gelassen und hoch und theuer geschworen hat, den Franzosen das

auf eine Weise zu vergelten, von der man in ganz Europa sprechen würde. Als ich zu ihm eintrat, war er ruhiger geworden und zeigte mir zuletzt sogar eine ungewöhnliche Freundlichkeit. »Berchtold, sagte er, nachdem die Geschäfte abgethan waren, Deine Eltern und Großeltern haben schon den Maßners manchen guten Dienst geleistet, und von Dir erwarte ich auch desgleichen. Gehe noch in dieser Nacht für mich nach Feldkirch; frage nach dem österreichischen Kommandanten und übergieb ihm dieses versiegelte Schreiben mit einem freundlichen Gruß von mir. Aber laß' nichts verlautbaren von diesem Auftrage. Er ist von grosser Wichtigkeit und betrifft die Befreyung meines armen Sohnes.“ Ich nahm das Schreiben und versprach es treulich zu besorgen. Mit den Oesterreichischen habe ich es zwar nicht gerne zu thuen, aber dem Junker zu Liebe thue ich schon ein Uebriges.“

Er hatte während dieser Rede seine Wandertasche mit Mundvorrath und andern nöthigen Dingen bepackt, warf sie über die Schultern, und reichte Mutter und Schwester die Hand zum Abschied.

„Wo sitzt Junker Rudolph gefangen?“ fragte, als er schon fast die Thüre erreicht hatte, in einem ruhigen Tone Breneli; „Du nanntest schon den Ort, wie heißt er?“ — „In Fort Eclüse, sechs Stunden von Genf,“ versetzte der junge Mann, indem er noch einmal freundlich zurückgrüßte und dann durch die Thür verschwand.

„Eclüse!“ sagte leise das Mädchen für sich hin, und fuhr mit anscheinender Gelassenheit fort, in ihrem Buche zu lesen. Frau Therese betrachtete sie aufmerksam, um aus ihren Gesichtszügen, aus ihrem Benehmen zu erforschen, welchen Eindruck die erhaltene Nachricht auf sie mache. Breneli's Aeußeres zeigte durchaus nichts Besonderes; nur war sie noch immer bleich, und

nachdem Frau Therese sie eine Zeit lang beobachtet hatte, bemerkte diese, daß die Blätter des Buches, welches sie hielt, nicht umgewandt wurden, und also ihr Geist mit ganz andern Dingen beschäftigt seyn müsse. Jetzt hielt sie es für gut, die herrschende Stille zu brechen, und begann selbst, von dem Ereigniß zu reden, das Bertholds nächtliche Reise veranlaßte. Sie hatte es ihm verborgen, daß sie den Junker lieb habe, wie ein eigenes Kind. Sein offenes, natürliches Wesen, frei von dem finstern Sinne, von der leidenschaftlichen Hartnäckigkeit des Vaters, wie von dem Hochmuthe der Mutter, gewann ihm allenthalben, unter Hohen und Niedern Freunde. Er war immer heiter, er scherzte gern und nannte Frau Therese seine zweite Mutter, der er mit für seine Erziehung dankbar seyn müsse. Es war also nicht zu verwundern, daß die Frau bei ihrer Vorliebe zu ihm, sich bald in einen Eifer hineinsprach, der weder der politischen Ränke des alten Maßner, noch des Verraths der Franzosen schonte.

Breneli sagte nichts zu allen diesen Aeußerungen. Sie blieb auch den ganzen Abend über sehr still und schweigsam, und machte sich, als Frau Therese zur Ruhe ging, noch allerlei zu schaffen im Hause. Die Mutter rief einige Mal nach dem Kinde, erhielt auch Antwort, aber bald entschlief sie, ermüdet von des Tages Last.

Die Sterne waren hinaufgezogen am tiefblauen Nachthimmel, und der aufgehende Mond beschien das Lager, auf welchem Frau Therese ahnungslos schlummerte, als eine dunkle Gestalt mit leisen Schritten in das Gemach der Ruhe trat. Sie näherte sich vorsichtig dem Lager, sie hatte an der Thüre ein Bündel und ein grosses Tuch, das sie über dem Arme trug, niedergelegt. Man hörte die Odemzüge der Schlafenden, zwischendurch erklang ein leises Schluchzen, das aus der Brust der

nächtlichen Besucherin hervordrang. Diese war betend an dem Bette Theresens niedergesunken. Sie hob von mächtiger, innerer Bewegung getrieben, die gefalteten Hände zum Himmel. Dann ergriff sie leise die herabhängende Hand der Schlafenden und drückte sie an ihre Lippen. Sie mochte sich bei dieser Berührung zu sehr dem Drange ihrer Gefühle überlassen haben: die Schlummernde machte eine unruhige Bewegung, als sey sie nahe daran, zu erwachen. Da stand die Betende leise auf, wandte sich rasch nach der Thüre und schritt mit dem Seufzer: „Helfe mir Gott, ich kann nicht anders!" hinaus. Sie hatte sich wieder mit dem Bündel und dem Tuche beladen. Als die Thüre des Hauses, die sie verschloß und deren Schlüßel sie in ein offenes Fenster der untern Stube schob, hinter ihr lag, stand sie zögernd vor zwei Fußstapfen, die sich hier trennten. Die Landschaft lag in einer wunderbaren Mondbeleuchtung zu ihren Füßen. Durch die Stille der Nacht hörte sie das Rauschen des Rheines aus dem Thale herauf, sie sah fernher aus der Stadt Chur einige Lichter glänzen. Unentschlossen und schwankend blieb sie einige Minuten an derselben Stelle. Dann schlug sie mit eiligen Schritten den Fußpfad zur Linken ein, und verschwand bald um eine Ecke des Gebirges. Es war Breneli gewesen, die, den Geliebten zu befreien, Heimath und Elternhaus verließ.

II.

Im Lande Sargans, vor dem Schlunde, in dessen Hintergrunde der wunderbare Heilquell Pfeffers liegt, und aus welchem die schäumende Tamina wildbrüllend hervorstürzt, hielt an einem heitern Morgen eine berittene Schaar schwer bewaffneter Männer. Einer von ihnen, von untersetzter, gedrungener Gestalt, zeichnete sich durch seine stattliche Kleidung, durch seine bessere Bewaffnung,

durch das Roß von edler Raçe, das ihn trug, und insbesondere durch seine stolze, gebieterische Haltung vor den Uebrigen aus. Sein Wille, den er schweigend nur durch Winke kund gab, wurde sogleich befolgt, und alles ließ erkennen, daß er der Anführer des bewaffneten Häufleins sey. Ein tief herabgebogener Hut mit schwarzen Federn warf auf sein Antlitz einen düstern Schatten, und gab seinen, ohnehin starren und finstern Zügen ein drohendes, abschreckendes Ansehen. Ueber der starken Nase blitzten zwei dunkel glühende Augen hervor, die in steter Unruhe sich bald nach der Seite der Felsenschlucht, bald nach derjenigen, wo der Weg in's Thal hinabführte, hinwandten. Er schien ein Mann von etwa fünfzig Jahren zu seyn. Obgleich er, mit seinen Begleitern, sich in eine Vertiefung des Berges zurückgezogen hatte, wo man alle Mühe anwendete, die Rosse still und ruhig zu halten, so verrieth doch seine stete Beweglichkeit, das Krampfhafte seines ganzen Wesens, daß irgend eine mächtige Leidenschaft in seinem Innern kämpfe. In diesem Augenblick nahm er plötzlich eine lauschende Stellung an, bald darauf zuckte seine Hand nach dem Schwerte, er knirschte mit den Zähnen, er hob sich in den Bügeln, um besser um sich schauen zu können, er lachte krampfhaft in sich hinein und ballte die Fäuste, kurz, alle seine Gebährden legten an den Tag, daß ihn Erwartung, Ungeduld, und heftiger Zorn in einem hohen Grade peinigten.

Eine geraume Zeit war vorübergegangen, ohne daß die Stille, welche unter der Schaar herrschte, durch irgend ein Ereigniß unterbrochen worden wäre. Da kam plötzlich singend und mit fröhlichen raschen Schritten ein Fußwanderer aus dem Thale herauf. Er stutzte, als er die haltende Reiterschaar erblickte. Der Anführer hatte ihm scharf und forschend entgegengesehen. Jetzt rückte der finstere Mann den herabgebogenen Hut aus der Stirn,

so daß diese und sein Antlitz freier wurde, und winkte auf gebieterische Weise den muntern Wandersmann herbey. Dieser schien ihn nun zu erkennen, und eilte mit beschleunigten Schritten herbei. Er nahm seine Mütze ab, verbeugte sich ehrbietig vor demjenigen, dem auch er untergeben schien, und überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben, das er auf der Brust verborgen gehalten hatte. Das Schreiben wurde hastig erbrochen und gelesen; ein seltsames Lächeln flog über das gefurchte Antlitz des Mannes. Er schob das Schreiben in seine Schärpe, bog sich zu dem Wanderer hinab und sagte mit gedämpfter Stimme: Du hast mir eine gute Nachricht gebracht, Berchtold! mein Dank soll auch nicht ausbleiben, und ich hoffe nun, daß dem glücklichen Ausgange meines Anschlags nichts in den Weg tritt. Gehe jetzt nach Haus! Gieb meiner Hausfrau Kunde, daß du mich hier frisch und wohl gesehen, sage ihr, daß alles gut gehen werde. Aber beflügle Deine Schritte. Was hier vorgehen kann in wenigen Augenblicken bedarf Deiner Gegenwart nicht.« Der Bruder Vreneli's, dem wir hier wieder begegneten, warf einige befremdente Blicke auf die Bewaffneten, ehe er sich entschließen konnte, seine Rückwanderung anzutreten; ein zorniger und gebieterischer Wink des Anführers wies ihn auf einmal fort, und von eigner, ungewöhnlicher Unruhe getrieben, flog er in's Thal hinab, und ward bald auf dem Wege, der rechts ab in das Land des grauen Bundes führte, verschwunden.

Unter den Bewaffneten herrschte strenges Schweigen. Ihr Gebieter ritt langsam aus der Vertiefung, in der sie harrten, einige Schritte vor nach dem Eingange des Taminaschlundes. Hier hielt er, sandte unruhige Blicke in die Schlucht und war augenscheinlich bemüht, neben dem Tosen des herabstürzenden Flußes noch irgend ein anderes Geräusch zu erlauschen. Da trafen plötzlich

Stimmen aus der Tiefe an sein Ohr, er vernahm Hufschlag und Rosseswiehern, und trabte nun rasch zurück in den Versteck zu seinen Begleitern.

In dem Eingange des engen Felsenpasses erschien jetzt auf einem reichgeschmückten Pferde ein hochgewachsener Mann von stattlichem Ansehen. Eine stolze Reiherfeder wiegte sich auf dem goldbesetzten Hute, reiche, mit Perlen durchwirkte Schleifen fielen von den Achseln herab, eine schwere goldene Kette ruhete auf der Brust, und das militärische Kleid, welches er trug, war mit dem Malteser Kreuze und dem Orden des hl. Ludwig geschmückt. Neben ihm, auf einem zarten, weißen Pferde, zeigte sich in leichter, anmuthiger Haltung eine junge Dame von schlanker Gestalt, in ein knapp anschließendes Reisekleid von schwerem Sammt gekleidet, das Angesicht gegen die rauhe Morgenluft durch einen goldgestickten Schleier geschützt. Ihnen folgten ebenfalls zu Pferde zwey Diener und eine Dienerin. Es war der Herzog von Vendome, Großprior des Malteser-Ordens in Frankreich, der nach rühmlich geleisteten Kriegsdiensten einige Jahre der Ruhe in Frankreich gelebt, und nun auf seiner Rückreise nach Paris seine Nichte, Adele von Merveilleux, aus dem Heilbade zu Pfeffers, dessen Wunderkräften sie Genesung von schwerer Krankheit verdankte, abgeholt hatte, um sie mit sich in die Heimath zurückzuführen. Da er in einem Lande reiste, das, wenn auch verschiedenen Partheyungen preisgegeben, doch mit Frankreich in vollkommenem Frieden lebte, so hatte er keinen Anstand genommen, seine zahlreiche Begleitung nach Sargans vorauszuschicken, da er in dem vielbesuchten Badorte nicht auf Unterkunft für eine bedeutende Dienerschaft rechnen durfte.

Der Herzog war in trauliches Gespräch mit seiner Nichte vetieft, als er dem Hinterhalte, in dem die Be-

waffneten lagen, näher kam. Er beachtete daher die Männer, die am Wege hielten und von denen einer mit dem Sattelzeuge seines Pferdes beschäftigt schien, nicht sonderlich. Als er sie aber erreicht hatte, sah er sich plötzlich von ihnen umringt, und die Nichte von seiner Seite gedrängt, und die Diener von andern, die aus ihrem Verstecke hervorsprengten, entwaffnet. Frau von Merveilleux schrie laut auf, allein einer von den Bewaffneten, der den Zügel ihres Pferdes ergriffen hatte, bedrohte sie mit seinem Degen und machte sie verstummen. »Räuber und Mörder!« rief der Großprior, indem er mit der Linken nach einem Pistol im Gürtel und mit der Rechten nach seinem Degen griff. »Hier ist die Münze, mit der man Euresgleichen bezahlen muß.« — „Bemüht Euch nicht, Herr v. Vendome!« sagte eine starke Stimme, während der Herzog sich von kräftigen Armen ergriffen fühlte und in einem Augenblicke seiner Waffen beraubt sah. „Euer Gold und Eure Kleinodien sind hier sicherer als in den Sälen des Hofes zu Versailles, als in dem Bet-Zimmer der Frau von Maintenon. Eurer Person ist es zu thun. Ihr seyd mein Gefangener.«

Es war der Anführer der bewaffneten Schaar, der auf diese Weise zu dem Großprior des Malteserordens sprach. Dieser sah erstaunt in das blitzende Auge, in das finstere Antlitz des Mannes. »Ein Gefangener?« fragte er im Tone der freundlichen Verwunderung, die sein ganzes Aeußere aussprach. »Ist denn nicht Friede zwischen Frankreich und diesem Lande? Ist hier nicht der freye Boden der Tell und Winkelried?“ — „Der Tell erschoß den grausamen Landvogt, weil er das liebe Kind ihm rauben wollte,“ erwiederte ernst und verbissen der andere. »Auch ich habe ein Kind zu rächen, und deßhalb seyd Ihr mein Gefangener. Mit dem Schweizer-

Lande lebt Euer König im Frieden, aber nicht mit mir. Er hat mich angegriffen; ich streite gegen ihn aus Nothwehr.“ — „Thomas Maßner!“ schrie in diesem Augenblicke eine gellende Frauen-Stimme. Trotz der Gefahr, die sie bedrohte, hatte sich Frau von Merveilleux losgemacht und den Sprechenden genähert. Sie hatte ihren Schleyer zurückgeschlagen, und ihr bleiches, aber schönes Antlitz, mit dem lebendigen Gebehrdenspiel einer jungen Französin, zeigte sich jetzt frei den Blicken der Männer, die solchen Reiz bewundern mußten. »Thomas Maßner, ich erkenne Euch wohl,« fuhr sie fort. »Wie oft ward ihr nicht bei uns im Hause, als mein Gemahl als Gesandter in Chur lebte! Ihr habt es nie wohl gemeint mit Frankreich und seiner Sache, aber wie könnt Ihr, ein Rathsherr und Patrizier, Euch zur Weglagerung und Räuberei erniedrigen?« — Meinen Namen habe ich nie verläugnet,« versetzte Maßner, und erhob stolz sein Haupt. »Ja ich bin Maßner, der kinderlose, schwer beleidigte, aber nicht entmuthigte Vater; Euer König hat mir meinen Sohn geraubt und hält ihn in enger Haft; Ihr, Herr von Vendome, sollt mir als Geisel für meines Sohnes Leben bürgen. Wie es Euer Ludwig mit seinem Gefangenen hält, so halte ich es mit dem meinigen. Aber Ihr seyd mächtig am Hofe zu Versailles. Herr von Vendome, bewirkt meinem unschuldigen Kinde die Freiheit, und das schwöre ich Euch bey dem Heile, das der Erlöser über die Menschen gebracht hat, in derselben Stunde, in welcher ich die glücklich Botschaft erhalte, sind die Pforten Eures Gefängnisses geöffnet, und der Segen eines Vaters begleitet Euch in die Heimath!“ — „Herr Maßner,“ antwortete in einem höflichen, aber warnenden Tone, der Großprior, bedenkt, was ihr thut! Ihr beleidigt in mir den mächtigsten Monarchen von Europa, und Ludwig der XIV. ist wahrlich der Mann nicht, der seinem Willen unter die Drohungen, unter den Trotz eines Einzelnen beugt.“

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 11tes Stück.

Das Hirtenmädchen von Calanda.

(Fortsetzung.)

Der Rathsherr sah finster vor sich hin und schüttelte das früh grau gewordene Haupt. Dann sagte er kalt und ruhig: „Ich habe Alles reiflich bedacht und überlegt. Wie die Bitte des Tellen, ihm den gräßlichen Schuß nach dem Haupte des Kindes zu erlassen, von dem harten Landvogte höhnisch zurückgewiesen worden, so hat man auch meines Flehens um die Freiheit des Sohnes gespottet. Man wolle mich zwingen, gut französisch zu werden, war die Antwort auf mein Gesuch. Nicht als Schweizer, als Mensch dem Menschen, stehe ich Ludwig von Frankreich gegenüber. Glaubt mir, dieser „mächtige Monarch von Europa“ hat auch seine schwachen Stunden, in denen er vor seinem Gewissen zittert, und wo alle Gebete der Maintenon die schwarzen Rachegeister nicht verscheuchen können. Dann tritt auch wohl die bleiche Gestalt des unschuldigen Gefangenen von Eclüse vor seine aufgeregte Einbildungskraft, und wenn er vernimmt, daß Thomas Maßner der Mann ist, sich selbst Recht zu verschaffen, so bebt er bei dem Gedanken an ihn, und

bewilligt gern Alles, was ihn von der quälenden Erinnerung befreien kann. Kommt, Herr von Vendome! hier ist unseres Bleibens nicht länger!" — „Ich begleite meinen Oheim!" rief sehr lebhaft Frau von Merveilleux. „Ich lasse ihn nicht in der Gewalt eines so willkührlichen Mannes, wie Ihr seyd, Herr Maßner!" — Ich bedaure unendlich, Euch dieses Verlangen abschlagen zu müßen," antwortete mit einer Verbeugung und einem bittern Lächeln der Rathsherr. „Damen sind nicht für die Beschwerden einer so eiligen Reise gemacht, wie wir sie vorhaben. Die Diener und Eure Begleiterin bleiben zu Eurem Gebote, einige meiner Leute werden Euch langsam bis gen Sargans begleiten."

Bei diesen Worten setzte er sein Pferd in einen raschen Trab. Das des Herrn von Vendome wurde durch den Bewaffneten, der sich seines Zügels bemächtigt hatte, ebenfalls zur Eile genöthigt, und die Hälfte der Schaar schloß sich rasch dem Anführer an. Die Uebrigen blieben bei Frau von Merveilleux zurück.

»Ich weiche der Gewalt," sagte der Großprior zu dem Rathsherrn: «aber welche Absicht habt Ihr mit mir, wohin führt Ihr mich?« — »Nach Feldkirch zu den Oestreichern,« erwiederte dumpf Thomas Maßner.

Der Herzog biß sich schweigend in die Lippen. Dieser Streich durchkreuzte die ehrgeizigen Pläne, die er am Hofe zu Versailles durchzusetzen hoffte; aber er mußte sich dem Unvermeidlichen unterwerfen und sich in die Gefangenschaft derjenigen geben, denen er in so mancher Schlacht siegreich gegenüber gestanden hatte.

III.

In einem kleinen Dorfe, nicht weit von Bern, hielt vor dem einzigen Wirthshause des Ortes ein stattlicher

Reisewagen. Mehrere Lakaien, die ihn zu Pferde begleiteten, eilten sogleich herbei, öffneten den Kutschenschlag und hoben eine Dame heraus, in der wir Adele von Merveilleux, die Nichte des Großpriors von Frankreich wieder erkennen. Sie blieb in der Thüre des Hauses stehen, sprach mit der ihr eignen Lebhaftigkeit zu den Dienern, und gab ihnen Anleitung, wie sie die krank gewordene Kammerfrau aus dem Innern des Wagens in das Haus bringen sollten. Die Leidende, welche in einem sehr üblen Zustande zu seyn schien, wurde langsam auf einem Polster in ein unteres Zimmer getragen, Frau von Merveilleux aber blieb vor dem Hause zurück und klagte der herzutretenden Wirthin ihre Noth. Sie hatte die kranke Kammerfrau erst in Straßburg angenommen, damit sie sie ins Bad zu Pfeffers begleite; sie war mit ihren Diensten nicht einmal sehr zufrieden gewesen, da sie nicht verstand, sie à la Maintenon zu frisiren, und nun müsse noch das Unglück hinzukommen, daß die ungeschickte Person krank werde. Sie habe große Lust, sie nach Bern in's Spital zurückzuschicken, allein bis Paris könne sie sich doch nicht ohne weibliche Bedienung behelfen, und ihr Unstern sey vollständig, da sie nicht eher als in Genf hoffen dürfe, ein passendes Subjekt zu finden. Stillschweigend hatte bis dahin ein junges Mädchen, mit einem Bündel auf dem Schooße, auf der Bank vor dem Hause gesessen. Ihre Kleidung bestand aus einem einfachen, aber starken Stoffe, alles saß ihr zierlich und nett, so daß sie, von den Reitzen einer schlanken Gestalt und eines anmuthig gebildeten Antlitzes unterstützt, auf den Beobachter einen gefälligen Eindruck machen mußte. Sie stand auf, ließ ihren Bündel auf der Bank zurück, näherte sich mit einer leichten Verbeugung der französischen Dame und sagte: »Wenn Ihr, edle Frau, meine Dienste annehmen wollet, so würde mich das sehr glück-

lich machen. Das Ziel meiner Reise ist ohnehin Paris, und ich würde durch meinen Eifer die Gunst, die ihr mir erzeugtet, zu verdienen suchen. Frau v. Merveilleux war überrascht. Die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, ihre anständige Haltung fielen ihr auf. Die junge Reisende blickte sie dabey so frey und unbefangen an, trug in ihren Zügen den Ausdruck einer, bey dem weiblichen Geschlechte so seltenen Entschlossenheit, daß sie ahnete, dieses kaum mündige Wesen müsse von einer eigenen Stärke des Charakters beseelt seyn. »Du willst nach Paris?« fragte sie nach einer Pause, indem ihre Blicke forschend auf der Pilgerin verweilten. »Zu Fuß und allein?« — »Ja!« antwortete das Mädchen; »ich habe ein Geschäft dort.« — »Ein Geschäft?“ fragte neugierig die Französin, »und mit wem, wenn man wissen darf?« — »Mit dem Könige!« war des Mädchens lakonische Erwiederung. »Mit Seiner Majestät, Ludwig dem Vierzehnten?“ rief, vom höchsten Erstaunen ergriffen, Frau v. Merveilleux. „Du mit dem Enkel Heinrich des Vierten?« fuhr sie lachend fort. „Hast du vielleicht einen Liebhaber unter den Schweizertruppen des Königs und denkst, ihn los zu bringen? Eine Herzensangelegenheit muß es seyn, die ein Kind von Deinem Alter zu einer Wanderung voll Mühseligkeiten und Gefahren veranlassen kann.«

Das Mädchen erröthete und schlug die Augen zu Boden. Dann aber erhob sie sie wieder und sagte in einem bestimmten Tone: »Verzeiht, edle Frau, die Sache ist ein Geheimniß.« — Also geradezu in den Pallast der Tuilerien führet Dich Dein Weg?« fuhr die französische Dame überhörend fort. „Bey meiner Treue! Dein Unternehmungsgeist gefällt mir und ich glaube, daß wir uns zusammen vertragen können. Wie nennst Du Dich?« »Verena,“ antwortete das Mädchen. „Deine Heimath?«

— »Chur in Graubündten.« — „Fatal!« sagte mit einem verdrießlichen Gesichte Frau von Merveilleux. »Wenn ich daran denke, daß du dorther bist, so wird mir immer ein unangenehmes Ereigniß einfallen, und ich werde im Geiste den armen Onkel im Kerker, hinter Riegel und Gitter bey Wasser und Brod sitzen sehen. Doch es sey darum! Wo Gifte wachsen, giebt es ja oft auch heilbringende Kräuter. Sprichst du französisch?« — „Ein wenig,“ versetzte die Befragte. »Bis jetzt habe ich mich nur aus Büchern unterrichtet, aber ich hoffe, durch Uebung bald im Sprechen weiter zu kommen.“ — „Mein Gott! die Hauptsache hätte ich bald vergessen!“ rief unruhig die französische Dame. „Kannst du frisiren? das heißt à la Maintenon?“ — „Ich habe es noch nie versucht,“ erwiederte seltsam lächelnd das Mädchen. „Doch denke ich, was eine Andere vermag, kann ich auch. An gutem Willen und Eifer fehlt es mir nicht, und eine gütige Unterweisung von Eurer Gnaden wird mich gewiß bald in den Stand setzen, meine Pflichten ganz nach Eurem Wunsche zu erfüllen.« — „Wahrhaftig!“ sagte Frau von Merveilleux, halb nach der Wirthin hingewandt, sie sieht so determinirt aus, daß ich glaube, schon beim zweiten Versuche wird sie diese Frisur zu Stande bringen. Aber mein armer Onkel! — Doch genug, Kind,“ sprach sie zu dem Mädchen, »ich nehme Dich in meinen Dienst, ich hoffe, mich nicht zu täuschen, denn Deine Physiognomie gefällt mir, und ich verstehe mich etwas auf die Physiognomien. Jetzt geh und laß Dir ein Zimmer anweisen. Ich werde Dir Kleider schicken, wie sie für Deinen neuen Stand passen. Kleide Dich schnell um und komme dann sogleich herab, damit meine Reise nicht weitern Aufenthalt leide.«

Kaum sah sich Vreneli — wir setzen voraus, daß unsere Leser sie erkannt haben — in dem Zimmer, in wel-

ches sie die Wirthin geführt hatte, allein, als sie auf die Knie niedersank und ein Gebet zum Himmel richtete, der sie bis dahin beschützt hatte und sie jetzt, auf eine bis jetzt wunderbar scheinende Weise, zu ihrem fernern Unternehmen begünstigte. Sie hatte in den Gebirgswüsten, fern von den Wohnungen der Menschen, irrend in den Einöden der Kletscher, auf Pfaden, die selten nur ein Gemsjäger betrat, eine höhere Macht erkannt, die ihre Schritte geleitet, und wo ihr Verderben gewiß schien, sich immer segnend, verkündet hatte. Sie war in die bewohnten Thäler hinabgestiegen und immer freundlichen Menschen begegnet, die der jungen Pilgerin Wohlwollen bewiesen. Aber als sie nun näher den Gränzen Frankreichs kam, da erwachte doch in ihrer Seele die Furcht, wie es ihr in dem fremden Lande ergehen werde, und welch tausend Unfällen die einzeln Wandernde ausgesetzt sey. Sie beabsichtigte, den weitern Weg über Genf nach Frankreichs Hauptstadt zu nehmen, um wenigstens die Mauern des Gefängnisses zu sehen, in welchem derjenige, den sie als ihren Bräutigam ansah, schmachtete. Allein unbekannt mit den Verhältnissen des Lebens, hatte sie den Sparpfenning, der sie begleitete, zu hoch angeschlagen, und schon jetzt sah sie ein, daß ihr weniges Geld nicht bis an das Ziel der Reise ausreichen würde. Da erschien ihr, wie ein Trost des Himmels, die Verlegenheit, in der sie die Frau von Merveilleux fand; es wurde allen ihren Besorgnissen durch die Verbindung, in die sie mit der französischen Dame getreten war, ein Ende gemacht. Sie gedachte ihrer Mutter und ihres Bruders, mit Trauer der peinigenden Ungewißheit, in der sie Beyde zurückgelassen hatte. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihnen noch keine Nachricht zukommen lassen. Schreibzeug fand sich im Zimmer; rasch warf sie die Worte auf ein Papier: Vreneli ist gesund, und es

geht ihr gut. Ein grosses Werk ruft sie in die Ferne. Mit Gottes Hülfe wird sie es vollbringen. Verzeiht ihr alle Unruhe, alle Sorge, die sie euch verursacht. Einst wird sie es vergelten." Sie legte das Papier zusammen und schrieb ihres Bruders Namen darauf. Dann eilte sie in die Kammer, wo die kranke Kammerfrau auf dem Ruhebette lag. Ohne Schwierigkeit erhielt sie von dieser das Versprechen, das Schreiben von Bern aus nach Chur zu besorgen, wo Jedermann ihren Bruder kannte und ihm die Bothschaft gern einhändigte.

Schon nach einer Stunde saß sie in der Kutsche der französischen Dame, dieser gegenüber, und rollte durch reizende, fruchtreiche Gegenden dem Genfer See zu. Frau v. Merveilleux war entzückt über das zierliche Aeußere ihrer neuen Begleiterin. Sie hatte ihr Kleidungsstücke aus ihrer eigenen Garderobe geschickt, die ihr wie angegossen saßen, sie war kaum mehr zu erkennen in der modischen Kleidung, und ihre Schönheit zeigte sich, wie die Französin meinte, jetzt erst in ihrem vollen Lichte. Bey der Lebhaftigkeit, bey der Neigung, fast unaufhörlich zu reden, hatte Vreneli's Gebieterin ihr bald ihre merkwürdigsten Lebens-Ereignisse mitgetheilt, und unter diesen auch das mit den Rathsherrn Thomas Maßner erlebte Abenteuer. Sie gerieth fast außer sich, als sie dieses erzählte. Ihrer Meinung nach mußte sich ganz Frankreich in Waffen erheben, um diesen, dem französischen Namen angethanenen Schimpf zu rächen. „Einen Herzog von Vendome, einen Großprior des Maltheserordens zu überfallen und aufzuheben mitten im Frieden!" rief sie. „Und um wessen willen? eines Knaben wegen, der noch die Schule besucht, der wahrscheinlich irgend einen leichtsinnigen Streich begangen hat, und deßhalb mit Recht zur Einsperrung verurtheilt worden ist! Kind, du bist eine Graubündterin und kennst sicherlich diesen

entsetzlichen Thomas Maßner. Sieht er nicht einem Ungeheuer, einem Drachen, wie sie früher in den Höhlen Eures Hauses gehaust haben, ähnlicher als einem Christenmenschen?“ Breneli versetzte gleichgültig: ich habe ihn nur zufällig und in der Ferne einige Male gesehen. Dabei nahm sie sich vor, sich ihr Geheimniß durch keine List, durch keine Ueberredung entlocken zu lassen. Schon am nächsten Tage hatte Breneli die Gunst der Frau von Merveilleux ganz und gar gewonnen. Auf eine erstaunungswürdige Weise begriff sie gleich beim ersten Versuche die Frisur à la Maintenon; die Kleidungsstücke, welche sie ihrer Dame anlegen half, schienen dieser so wohl zu sitzen, als habe das erste Kammermädchen von Paris ihr Beistand geleistet, und mit dem französisch Sprechen ging es auch weit besser, als Frau von Merveilleux geglaubt hatte. Dabei machte es dieser auch ihrerseits Vergnügen, das hübsche Kind, an dem sie ein ungemeines Wohlgefallen hatte, auf das Beßte heraus zu putzen, sie anzukleiden, wie eine Dame, und manchmal sogar mit Perlen und Edelsteinen zu schmücken. Breneli mußte am Tische mit ihr essen, und überhaupt behandelte sie das Mädchen mehr wie eine Gesellschafterin denn als eine Untergebene. Ihr lebhaftes Gefühl bedurfte eines Wesens, gegen das sie sich über alles frey aussprechen konnte, und nur, wenn sie ein solches in der Nähe besaß, empfand sie die Behaglichkeit, die sie sich wünschte, und die sich in einem natürlichen Wohlgefallen gegen diejenige aussprach, der sie dieselbe verdankte. — Bald wußte Breneli, daß Frau von Merveilleux ihren Gatten nicht aus Liebe, sondern nur auf das Gebot ihrer Eltern geheurathet hatte, daß Herr von Merveilleux übrigens, wenn auch kein liebenswürdiger, doch ein sehr achtungswerther Mann sey, der es an keiner Art von Aufmerksamkeit gegen seine Gemahlin

fehlen lasse, daß die Dame noch vor ihrer Verheirathung eine ernstliche affaire de coeur mit einem königlichen Gardeoffizier gehabt habe, der jetzt Kommandant vom Fort Eclüse sey, wo sie ihn bey der beabsichtigten Durchreise zu sehen hoffe.

Fort Eclüse! Welche Empfindungen mußten bey der Erwähnung dieses Ortes nicht im Herzen Breneli's erwachen! Sie sollte dem Freunde ihrer Seele näher kommen, als sie bisher zu denken gewagt hatte, sie durfte hoffen, vielleicht seine Wächter bestechen, ihn sehen, ihm verkünden zu können, daß sie zu den Füßen des Thrones wandere, um seine Freiheit zu bewirken. Diese Gedanken flogen mit Blitzesschnelle durch ihren Geist, aber sie wußte sich zu beherrschen, sie zeigte eine Kälte und Gleichgültigkeit, als sey von fremden, für sie völlig bedeutungslosen Dingen die Rede gewesen.

Zu Vevay am Genfer See trafen sie mit Herrn v. Merveilleux, der in Begleitung einer zahlreichen Dienerschaft, seine Gemahlin hier erwartete, zusammen.

Breneli fand ihn ganz so, wie ihre Dame ihn geschildert hatte. Er zeigte die gewissenhafteste Aufmerksamkeit gegen Adelen, er dehnte diese selbst auf ihre Begleiterin aus, als er vernahm, in welch hohem Grade Frau von Merveilleux dieser ihre Gunst zugewendet hatte; allein es war leicht zu erkennen, daß diese Gefälligkeiten bei ihm nur Sache der Form waren, daß das Leben in den politischen Verhältnissen und der grossen Welt sein Herz und seinen Geist abgestumpft und verödet hatte.

Ein geräumiges, reich geschmücktes Fahrzeug lag bereit, um sie über den schönen Wellenspiegel des Sees zu tragen. Breneli konnte sich einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren. Es war ihr, als scheide

sie mit dem Schritt in das Fahrzeug vom Vaterlande, als lege dieser einzige Schritt eine weite Ferne zwischen sie und die Heimath. Die Gestalten von Mutter und Bruder, die bisher in lebendiger Wahrheit vor ihrer Seele gestanden, wurden trüber und dämmriger, sie schienen trauernd nach ihr hinzublicken, die Arme nach ihr auszubreiten, um sie zurückzuhalten. „Ich kehre wieder, sagte sie bei sich, als könne sie von jenen vernommen werden; „Ich will ja durch vermehrte Liebe alles wieder gut machen; aber denjenigen, dem ich Treue geschworen habe, darf ich nicht verlassen im Mißgeschicke, ich muß meine Kräfte, ich muß mein Leben daran setzen, ihm zu helfen. Mutter und Bruder sind wohl nahe, aber näher ist der, dem der Himmel mich zur Hausfrau bestimmt, und dem ich mich als solche verlobt. Dort liegt die Heimath, und jene leichte Wölkchen, welche die blauen Gipfel duftig umschweben, haben vielleicht über ihrem Thale geweilt, das Auge der Mutter hat zu ihnen aufgeblickt; lebe wohl, Mutter! glücklicher siehst du mich wieder!"

Die Segel des Schiffes entfalteten sich rauschend. Stolz und flüchtig durchschnitt das Fahrzeug die Wellen des Lemans, dessen Ufer, wechselnd düstere und lachende Bilder bietend, an dem Schiff vorüber zu schweben schienen.

IV.

Nicht weit von der Schweizergränze und der merkwürdigen Stelle, wo die schäumende Rhone plötzlich von einem dunkeln Abgrunde verschlungen wird, um später wieder an das Tageslicht zu treten, befindet sich, einen engen Gebirgspaß beherrschend, das französische Fort Eclüse. Die Gegend ist wild und romantisch. Aus den obern Fenstern des Schlosses erblickt man die ewigen

Eisberge Savoyens und des Wallliserlandes, über den Spiegel des Genfer-Sees hin, ober dem frischgrünenden Jura.

In dem Dachfenster eines Thurmes, in dem man alle Reize dieser Ansicht genoß, saß Rudolph Maßner gefangen. Seine Blicke reichten in die Heimath, aber das fremde Land fesselte ihn an seinen Boden. Wochenlang sah er sich nun schon gefangen, ohne daß ihm Hoffnung zur Erlösung ward. Uebrigens behandelte man ihn mit Güte; es war ihm erlaubt, im Hofe und dem anstoßenden, wohlverwahrten Schloßgarten zu lustwandeln, und der Kommandant zog ihn sogar zum öftern an seinen Tisch. Aber Freiheit, Freiheit! rief es ewig in seiner Brust. Man hatte ihm die Freiheit angeboten, wenn er als Offizier in die Schweizer-Regimenter, welche die Krone Frankreich unterhielt, eintreten wolle. — Aber er verachtete dieses knechtische Drängen seiner Landsleute unter fremde Fahnen, dieses Blutopfer um schnöden Goldes willen; er wäre den Vorschlag auch schon deßhalb um keinen Preis eingegangen, weil er wußte, daß er dem Herzen seines Vaters damit eine tödtliche Wunde geschlagen hätte. Bücher und Schreibgeräth hatte man ihm versagt. Aber das Bedürfniß weiß sich zu helfen. Mit einem Spahn, den er vom Fußboden seines Zimmers losriß, grub er einzelne Gedanken, Bemerkungen, die eine Art von Tagebuch bildeten, selbst Verse in die Wand. Hier fand er schon manchen sinnvollen Spruch, den frühere Gefangene aufgezeichnet hatten. »Für die treue Liebe sind Riegel und Kerkermauern keine Hindernisse.« Diese Worte, die an dem kleinen, in seinem Gemache befindlichen Altarsteine eingegraben waren, las er unzählige Male. Er gedachte dabei an Breneli, er erkannte die Wahrheit jenes Spruches; denn das Bild der Geliebten war es, das ihn immer um-

schwebte, das die Einsamkeit seines Gefängnisses belebte. Wie viele glückliche Stunden, die er in süßer Abgeschiedenheit am Fuße des weidebedeckten Calanda mit dem lieben Kinde heiter und schuldlos vertändelt, rief jetzt seine Phantasie in's Leben zurück, so daß sie für ihn ein unerschöpflicher Quell des Trostes und der Beruhigung wurden! Und dann lag ihm schwer und bedeutungsvoll der Schwur im Sinne, den beide einander geleistet: zu ihrer Vereinigung alle Kräfte, alles Streben und Ringen aufbieten zu wollen. Er kannte Vreneli und die Stärke ihrer Vorsätze, den Ernst ihres Handelns. — Es war ihm immer, als müsse sie es seyn, der er endlich seine Freiheit verdanke. „Der treuen Liebe sind ja Riegel und Kerkermauern keine Hindernisse," sagte er, indem er auf den Altar blickte. „Recht und Billigkeit ist nichtig geworden auf Erden, aber die Kraft der Liebe können sie nicht tödten, wie gern sie auch schon möchten!«

Rudolph Maßner war im Aeußern wie im Innern ganz das Gegentheil seines Vaters. Hoch- und schlankgewachsen, sah er offen und heiter in die Welt hinaus, war freundlich gegen Jedem, und besaß in der Welt seines Umganges und seiner Unterhaltung etwas so Anziehendes, daß jeder davon angenehm ergriffen wurde, und selbst der Kommandant von Eclûse, ein zwar strenger, aber auch jovialer Militär, diesem Eindrucke nicht widerstehen konnte. Sein Vaterland liebte Rudolph innig und treu, nicht aus Ehrsucht oder Eigennutz, die seiner Seele fremd waren, sondern um des Vaterlandes selbst, um des unnennbaren Zaubers willen, den die Idee der Freiheit, die Reize der Heimath um ihn üb'e.1. Von Partheysucht und gehäßigen Ränken hatte er sich immer fern gehalten. Oft hatte er den Unwillen seines Vaters auf sich gezogen, wenn er aus inne-

rer Ueberzeugung dessen Ansichten nicht beistimmen konnte, oder ihnen gar widersprechen mußte. Sein Fleiß, seine Bescheidenheit, seine Kenntnisse hatten ihm in Genf viele Freunde erworben; allein diese konnten nicht hindern, daß er, der Unschuldige, das Opfer einer rachsüchtigen Politik wurde.

Eines Morgens stand er an dem kleinen Fenster seiner Thurmwohnung, und sah in die Gegend, wo die Gipfel der Schweizerberge sich erhoben. Sie waren von leichtem, duftigen Nebel umhüllt, aber die Sonne schien schon auf diesen zu wirken, denn er fieng an, sich in einzelne zerrissene Gebilde zu trennen. Die Höhen des Jura, die Häupter der mächtigen Savoy'schen und Wallisergebirge traten hervor; nur das Thal, durch welches die Rhone rauschte, wurde noch durch einen schmalen, weißlichen Duftstreifen bezeichnet. Auf der weiten Natur lag ein heiliger Friede, und das fern herübertönende Geräusch des Stromes schien in seiner Eintönigkeit diese Ruhe eher noch bemerkbarer zu machen, als sie zu stören. Eine Wehmuth, wie er sie noch nie empfunden hatte, bemächtigte sich in diesen Augenblicken der Seele des jungen Gefangenen. Fröhliche Landleute, Jünglinge und Mädchen, kamen singend den Weg herauf, der am Fort Eclüse vorüber führte. Sie waren frey, sie durften ihre Schritte hinrichten, wohin sie wollten, sie konnten ihren Verwandten, ihren Lieben nahe seyn und — er, er mußte, ohne auch nur das Mindeste verschuldet zu haben, Jugendkraft, Jugendfreude und Liebesglück hinter Kerkermauern begraben lassen. In diesen Betrachtungen, die sein Gemüth zerrissen, wurde er durch einen zu dieser Stunde ungewöhnlichen Besuch gestört. Es war eine Ordonanz des Kommandanten, die ihm in dessen Namen eine Einladung zum Mittagessen brachte: fremde Damen würden zugegen seyn, Gäste,

denen der Kommandant alle mögliche Ehre zu erweisen gedenke. So wenig auch Rudolph sich in einer Stimmung befand, die ihn zu einer geselligen Unterhaltung geschickt machte, so sah er doch ein, daß er dem Kommandanten bei dieser Gelegenheit zu Gefallen leben müsse. Er sagte zu, überließ sich aber, als die Ordonnanz sich entfernt hatte, wieder jenen Gefühlen der Wehmuth und Sehnsucht, die sich bei dem Anblicke der vaterländischen Berge, der freien glücklichen Menschen im Thale, seiner bemächtigt hatten.

Mit bittern Gefühlen im Herzen und einer Thräne im Auge sah der Jüngling nach den Schweizerbergen, die immer deutlicher und herrlicher hervortraten. O, wie lockte es, wie zog es ihn hin nach den Höhen der Heimath! Er konnte sich nicht trennen von dem schönen, für ihn so bedeutungsvollen Schauspiele. Da sah er tief unten im Thale eine schwerfällige Reisekutsche sich langsam heranbewegen. Er ahnete, daß diese den erwarteten Besuch des Kommandanten enthalte. Wunderbar fühlte er, bei dem Anblicke der Kutsche, sein Inneres von einer seltsamen Spannung, von unbestimmter Erwartung erfüllt. Er warf sich das Thörichte dieser Empfindung vor, er sagte sich hundert Mal, daß ein alberner Wahn ihn necke; aber immer mußten seine Blicke die Kutsche wieder suchen, und die drückende, ahnungsvolle Unruhe in seiner Brust vermehrte sich mit jedem Augenblicke. Während die Kutsche sich langsam den Berg hinanbewegte, war sie bald hinter den dichten Gruppen der Bäume verschwunden, bald trat sie wieder hervor. Sie war von einigen reitenden Dienern begleitet, und einer von diesen sprengte bald voraus, wahrscheinlich um die nahe Ankunft seiner Herrschaft auf dem Fort anzuzeigen. Rudolph glaubte die Livree des Dieners zu kennen; es dünkte ihn, er habe sie früher in Chur ge-

sehen. Sein Herz schlug höher. Sollten jene Gäste vielleicht Bekannte aus der Heimath seyn?

Endlich hatte das schwerfällige Fuhrwerk, das nach damaliger Sitte mit vergoldetem Schnitzwerke überladen war, die vielen Windungen, in denen sich die Straße den Berg heraufzog, glücklich zurückgelegt. Es war jetzt auf dem freien Raum angelangt, der das Fort umgab, und ihm die Aussicht in die Nähe und Ferne offen ließ. Hier hielt es, und die Reisenden stiegen aus, um den noch übrigen Weg bis an die Wälle von Eclüse zu Fuß zu machen. Der Wagen mußte einen weiten Umweg einschlagen, während der Fußpfad unmittelbar nach dem Fort führte.

Rudolph betrachtete die Reisenden mit der größten Aufmerksamkeit. Es war ein Herr und zwei Damen, welche beyde letztern, auf leichten und, wie es schien, jugendlichen Füßen, bald ihren Begleiter hinter sich zurück ließen. Mit flüchtigen Schritten schwebten sie den Berg hinan. Jetzt hob eine von ihnen das Antlitz. — Sie schien das Fort genau und unruhig zu betrachten. Rudolph konnte ihre Züge unterscheiden. War er geblendet oder geschahen Wunder und traten die Gestalten der Phantasie hinaus in die Wirklichkeit? Das war Vreneli! das war ihre Gestalt, das waren ihre Mienen, ihre Bewegungen! Aber wie sollte sie hieher kommen, als Besuch zu dem Kommandanten von Eclüse? Wie konnte sie ihr heimatliches Kleid mit der Damentracht der damaligen Zeit vertauscht haben? Tausend Zweifel widersprachen dem, was seine Augen erkannten. Und dennoch, selbst die Unruhe, mit der sie nach allen Thürmen, nach allen Fenstern der Festung forschte, schien seine Vermuthung zu bestätigen. Ihre Begleiterin achtete aufmerksam auf den steilen Fußpfad, und schien in

einer eifrigen Rede begriffen, die ganz und gar ihre Gedanken in Anspruch nehmen mochte.

Beyde Reisende waren dem Thurme, in dem Rudolph, von Hoffnung und Zweifel bewegt, am Fenster stand, gerade gegenüber und sehr nahe gekommen. Jetzt sah die junge Reisende, deren Erscheinung alle Seelenkräfte des Gefangenen in Spannung versetzt hatte, nach seiner Thurmwohnung, nach seinem Fenster empor. Ja, ja! es war Vreneli. Sie hatte ihn erkannt. Er sah den Glanz der Freude auf ihrem Antlitze leuchten; sie machte eine heftige Bewegung, sie hob beyde Hände zu ihm empor, dann aber ließ sie sie schnell sinken, und nahm die alte ruhige Haltung wieder an, als müsse sie sich hüten, die Gefühle, die sie in diesem Augenblicke ergriffen, vor ihrer Begleiterin zu offenbaren. Da ließ Rudolph in freudiger Wallung ein weißes Tuch zum Fenster hinauswehen, und sieh! im nächsten Momente flatterte auch in der Hand Vreneli's, unscheinbar und herabhängend, ein ähnliches; alle Zweifel waren gelößt, und die Hoffnung triumphirte in der Seele des liebenden Jünglings. Er sah noch, wie das Mädchen zwey Finger bedeutsam auf den Mund legte, um ihm anzuzeigen, daß alles ein tiefes Geheimniß sey, wie sie sich nur mit einer, dem Anscheine nach gleichgültigen Rede zu ihrer Begleiterin wandte, und beyde dann hinter einem Vorsprunge des Walles, neben dem der Eingang zum Fort lag, verschwanden.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 12tes Stück.

Das Hirtenmädchen von Calanda.

(Fortsetzung.)

Sein ganzes Wesen war in stürmischer Wallung. Er verließ das Fenster, und schritt hastig in seinem engen Gemach auf und nieder. Er hatte Vreneli gesehen, er werde sie wieder sehen an der Tafel des Kommandanten, in der Gesellschaft einer fremden Dame, das schien ihm gewiß; aber welch wunderliche Ereignisse, welch seltsame Fügungen mußten sich begeben haben, um diese an's Unglaubliche gränzende Erscheinung hervorzubringen. Eine Vermuthung jagte die andere, allein nur die Gewißheit blieb ihm, daß des Mädchens treue Liebe sie hierher führe, daß ihr Verstond, ihre Seelenstärke Gefahren und Hindernisse beseitigt, und ihr den Weg zu ihm gebahnt haben. Einige ewig lange Stunden verstrichen, ehe der Ruf zur Tafel an ihn ergieng. Er hatte seine stattliche Kleidung angelegt, er konnte keine Ruhe finden, und wollte in den Hof, in den Garten hinab; aber da die Stunden, in denen er sich einiger Freiheit

erfreuen durfte, in der Regel Nachmittags fielen, so fand er die Thüre seines Zimmers, wie es Morgens immer war, von Außen verschlossen. Endlich erschien die Ordonnanz, um ihn abzurufen. Er suchte sich zu fassen, er sah ein, daß es zu Vreneli's, ihm noch unbekannten, Absichten nothwendig sey, vor andern ihr völlig fremd und gleichgültig zu erscheinen, bis er erst mit ihren Anschlägen, ihren Planen vertraut sey. Er trat in den Saal, wo ihm der Kommandant entgegen kam, und ihn mit traulichem Handschlage begrüßte. „Das ist der Gefährte meiner Einsamkeit," sagte er zu Herrn und Frau von Merveilleux. »Nehmen doch die Damen gerne eine Gesellschafterin mit in's Getümmel der Welt,« fuhr er, auf Vreneli deutend, fort, die ruhig in einer Fenstervertiefung stand, und durch keine Bewegung ihre Bekanntschaft mit Rudolph verrieth; „warum sollte ein Kriegsmann, dem sein früheres Leben einen freundschaftlichen Umgang zum Bedürfniß gemacht hat, nicht in der Abgeschlossenheit dieser Wälle und Mauern sich darnach umsehen?"

Er führte nun Frau von Merveilleux, deren Blicke mit dem Ausdrucke des Wohlgefallens auf der schlanken Gestalt des jungen Mannes geruht hatten, an eines der offenstehenden großen Fenster, um ihr alle Punkte der weiten Aussicht zu bezeichnen und zu erklären. Rudolph wußte es ihm innigen Dank, daß er seinen Namen nicht genannt hatte. Er erinnerte sich des Herrn von Merveilleux und seiner Gattin, er wußte, daß jener als Gesandter in Chur gelebt hatte, daß er seinen Vater, wie die unseligen Händel kannte, in welche ihn dessen Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich verwickelt hatte. Ihn selbst hatte das Ehepaar wohl übersehen, da er damals eben aus den Knabenjahren getreten, und noch ohne alle politische und gesellige Be=

deutung war. Wie leicht hätte die Gegenwart des Sohnes eines so entschiedenen Franzosen-Feindes, wie sein Vater war, dem Gesandten lästig fallen können, und wie sehr war ihm doch daran gelegen, in einer Gesellschaft zu bleiben, in der Vreneli als ein so räthselhaftes Mitglied erschien. So viel hatte er nun erkannt, daß sie als Gesellschafterin der Frau von Merveilleux auf Fort Eclûse angelangt sey; allein wie viel blieb ihm nicht noch zu erfahren übrig, ehe er hell in diese Angelegenheit, beruhigt auf ihre Folgen blicken konnte.

Mit klopfendem Herzen, mit der heftigsten Unruhe im Innern, mußte der junge Mann dem Herrn von Merveilleux, der ihn seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und über die politische Lage Europas, über die Nothwendigkeit, in der sich die Schweitz befinde, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen, sich umständlich ausließ, Gehör geben. Seine Antworten waren einsilbig, aber der Gesandte ließ sich dadurch nicht abschrecken, denn er sprach gern allein, und nahm es für ein Zeichen von Ehrfurcht, wenn andere ihm gegenüber verstummten. Glücklicherweise hatte er die Gewohnheit, immer, wenn er redete, die Blicke an die Decke zu heften, und so konnte Rudolph, hinter dem Rücken der Frau von Merveilleux und des Kommandanten, ungestört nach Vreneli sehen. Plötzlich machte ihm das Mädchen ein bedeutungsvolles Zeichen, dann überzeugte sie sich, daß sie von Frau von Merveilleux und dem Kommandanten, die nur mit sich beschäftigt waren, nicht bemerkt werde, und schob nun rasch ein Papier unter ein Blumengefäß, das auf einem Tische nahe bei ihr stand. Ruhig verließ sie hierauf ihren Platz und gieng an ein anderes Fenster. Rudolph stand wie auf Kohlen.

Es hatte keinen Anschein, daß Herr von Merveil-

leux, ehe man zur Tafel gieng, mit seinen politischen Betrachtungen an's Ende kommen werde. Da wurde er zum Glück von seiner Gemahlin, die über irgend einen Punkt, über den sie mit dem Kommandanten nicht einig werden konnte, Aufschluß verlangte, lebhaft herbeigerufen. Er folgte, seinen Maximen galanter Aufmerksamkeit getreu, sogleich dem Rufe, und Rudolph konnte nun ungehindert sich dem Tische nähern, das Papier zu sich nehmen, und tiefer in die Fensternische tretend, sich sogar mit seinem Inhalte vertraut machen. »Hüte dich, Rudolph, zu verrathen, daß du mich kennst!« lauteten die flüchtig hingeworfenen Zeilen, auf denen seine Blicke ruhten. »Ich bin gekommen, dich zu befreien. Gott wird mir beistehen! Ist es möglich, so laß dich Nachmittags im Garten finden. Ewig treu deine Vreneli.« Der junge Mann verbarg das Blatt auf seiner Brust. Er mußte seine ganze Besonnenheit zusammennehmen, um Herr seiner Gefühle zu bleiben. Wo fand diese Liebe, diese Seelenstärke der jungen Hirtin von Calanda ihres Gleichen? Er wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, ob die Kühnheit des Entschlußes, die Festigkeit in der Ausführung, die Besonnenheit und Selbstbeherrschung im Benehmen.

Es gelang ihm, bei Tische ruhig zu erscheinen, und gegen seine Nachbarin, Frau von Merveilleux, alle die kleinen geselligen Pflichten zu beobachten, auf deren Erfüllung sie großen Werth legte. Vreneli saß ihm gegenüber, zwischen dem Kommandanten und dem Gemahl der französischen Dame. Das Mädchen sprach wenig, aber Rudolph erkannte doch, welche großen Fortschritte sie in der französischen Sprache, in der er ihr den ersten Unterricht gegeben, gemacht hatte. Er bewunderte ihr Benehmen, das leicht und fein erschien, als habe sie seit Jahren in der großen Welt gelebt. Uebri-

gens trug Frau von Merveilleux fast ausschließlich die Kosten der Unterhaltung. Sie war unerschöpflich in Anekdoten vom Hofe zu Versailles, und kam denn endlich auch auf ihre Reisegeschichte, auf ihr Abentheuer bei Bad Pfefferk, das sie mit den grellsten Farben schilderte.

Der Kommandant blickte seinen jungen Gefangenen bedeutungsvoll an, hielt es aber, bei der Heftigkeit, mit welcher die Dame sich über den Rathsherrn Maßner aussprach, um so mehr für seine Pflicht, sie durch Entdeckung, der Sohn dieses schrecklichen Mannes sitze neben ihr, nicht zu verletzen. Herr v. Merveilleux war immer zu sehr mit höhern politischen Kombinationen beschäftigt, um sich darum zu bekümmern, auf welcher Festung man den jungen Maßner als Bürgen eines bessern Benehmens seines Vaters gefangen halte; so geschah es, daß seine Gemahlin nicht ahnen konnte, sie weile unter demselben Dache mit dem Sohne des Mannes, gegen den sie leidenschaftlich erbittert war, sie befinde sich in demselben Zimmer mit ihm, an seiner Seite, und zeige ihm ein Wohlwollen, das seine Bescheidenheit, sein aufmerksames Zuvorkommen zu verdienen schienen. Mit Kummer hatte Rudolph die Gewaltthat seines Vaters vernommen. Er sah ein, daß hierdurch nichts gewonnen, daß seine Sache eher verschlimmert werde, wie konnte Thomas Maßner sich einbilden, die Entschlüsse des Königs von Frankreich durch Zwang, durch Trotz zu bestimmen? Aber ein solches Verfahren lag in dem Charakter seines Vaters, der keine Nachgiebigkeit kannte, und den der Haß gegen Frankreich verblendete.

Die Tafel war aufgehoben. Vreneli hatte sich mit irgend einer Entschuldigung gegen ihre Dame aus dem Salon entfernt, Herr von Merveilleux war in

einem Sessel eingeschlummert, und die leise, aber lebhafte Unterhaltung, welche seine Gemahlin mit dem Kommandanten zu führen anfieng, gab dem jungen Manne Anlaß und Gelegenheit, ebenfalls das Gemach zu verlassen, und mit eiligen Schritten den Garten zu suchen, zu dem ihm um diese Stunde der Zugang offen stand.

Er fand Vreneli auf einem kleinen Platze, der von Bäumen und Gesträuch rings umgeben war. Sie sank an seine Brust und sagte schluchzend: „Wir haben keinen Augenblick zu verlieren, Rudi! Du mußt fliehen, du mußt fort. Wirf diesen Mantel um, und setze diesen Hut auf. Man wird dich nicht erkennen, man wird dich für einen Diener der Frau von Merveilleux halten, und unter dieser Verkleidung wird es Dir gelingen, diesen Ort zu verlassen, in die Wälder, in die Gebirge zu entkommen, und den Weg in die Heimath zu finden.« Bei diesen Worten hatte sie ein Paquet eröffnet, das hinter einem Strauch zu ihrer Seite verborgen lag, und aus welchem sie einen Bedientenmantel, nebst einem Hute mit breiter Krempe hervornahm. Rudolph sah ihrem Beginnen mit Erstaunen zu.

»Nein Vreneli!« rief er dann: „so gehe ich nicht von Dir. Deine Erscheinung, alles, was mir heute begegnet ist, scheint mir noch ein Traum, und biethet mir ein unauflösliches Räthsel. Sprich, wie kommst du hieher, wie zu Frau v. Merveilleux, wie hast du dich zu diesem Unternehmen entschließen können?« — »Nimm nur den Mantel!« drängte das Mädchen, und half ihn dem Geliebten überwerfen. »Ich habe Dir Treue gelobt, und halte sie bis in den Tod,« fuhr sie fort. »Die Schreckensnachricht von Deiner Gefangennehmung traf mich am Abend, und um Mitternacht schon verließ ich die Heimath, und zog aus, Dich zu befreien.« — »Und

deine Mutter?» unterbrach sie hastig Rudolph. »Sie schlief,« erwiederte mit fester Stimme Breneli. »Und Dein Bruder?« — „Er war abwesend. Beide wußten Nichts von meinem Vorhaben. Ich wanderte allein über die Gebirge von Glarus, Unterwalden und Entlibuch. Der Schutz Gottes war mit mir. Ich wollte nach Paris, ich wollte vor dem Throne des Königs von Frankreich mich niederwerfen, und Deine Freiheit erflehen. Aber der Himmel zeigte mir einen andern Weg, Dir zu helfen. Er führte mir die französische Dame entgegen, der ich diene, die diesen Ort besuchte, wo ich Dich wieder sehen durfte, wo Du jetzt schon die Freiheit erringen wirst, um die ich vielleicht vergebens am Throne gebettelt haben würde.« „Engel der Treue!« rief der junge Mann, von Entzücken ergriffen, und preßte beide Hände des Mädchens innig an seine Brust. „Mutter und Bruder hast Du verlassen, um den Mann Deiner Liebe im Elende aufzusuchen. Gefahren, Beschwerden und Noth ertragen. — O Breneli! ich kann Dir nicht vergelten, aber was ein liebevolles und dankbares Herz bieten kann hier auf Erden, das soll Dir werden in vollem Maße.“ — »Jetzt geh!« sagte Breneli, und drückte ihm den Tressenhut tief in die Stirne. Noch sind sie auf dem Schlosse mit sich beschäftigt, noch kannst Du Deine Rettung glücklich bewerkstelligen. Fort, Rudi! grüße mir Mutter und Bruder!“ „Ohne Dich soll ich gehen, Breneli?“ erwiederte befremdet Rudolph. — „Nimmermehr! bald würden sie Dich als meine Retterin erkennen, ihr Zorn, ihre Rache würde Dich treffen. — Wer weiß, welche Strafe.“ — — „Nein, nein!“ fiel das Mädchen hastig und besorgt ein. Breneli kennt Niemand, Niemand weiß, daß sie mit Dir vertraut ist, daß ihr Daseyn, ihr ganzes Thun und Denken Dir angehört; selbst die Dienerkleidung, die Du trägst,

kann mich nicht verrathen, denn ich habe sie heimlich in Genf verfertigen lassen, und eben so heimlich hierher gebracht. Du wirst mich eher wieder sehen, als Du denkst. Derjenige, der mich unter seinem Schutze vom Fuße des Calanda hierher geleitet, bis zur Pforte dieses Schlosses, wird mich auch glücklich zurückführen. Lebe wohl Rudi! Noch einmal: Bringe Mutter und Bruder die Kunde daß Vreneli bald wieder komme!"

Vreneli lag an Rudolphs Brust. Bläße bedeckte ihr Angesicht, aber sie weinte nicht. Seine Rechte hielt sie mit beiden Händen gefaßt, und drückte sie an ihr Herz. Als Rudolph neue Weigerung aussprechen, wollte, legte sie ihm eine Hand auf den Mund, und sagte: „nur fort, nur fort! Mache mir nicht den bittern Schmerz, alles umsonst gethan zu haben. Gehe schnell, denn ich darf nicht weich werden, daß ich nicht mich verrathe." Er wollte widerstehen, aber sie drängte ihn fort. Mit einem raschen Entschluße riß er sich also von ihr los, und gieng dem Ausgange des Gebüsches zu. Da rauschte es in dem Strauchwerk, und mit einer lächelnden, etwas spöttisch verzogenen Miene, trat ihm der Kommandant in den Weg. Bestürzt wich Rudolph zurück; Vreneli schien nicht zu erschrecken, sie hatte das Ansehen, als erwarte sie ruhig, und ohne Furcht, was nun geschehen werde. „Nicht so, mein junger Freund!" sprach der Kommandant in einem gutmüthigen Tone, indem er Rudolphs Hand ergriff. „Ihr habt ganz recht, wenn Ihr Eure Freiheit auf jeglichem Wege sucht, den Ihr offen seht, aber ich habe nicht minder Recht, wenn ich Euch diese Wege verschließe. Und Ihr, meine schöne Demoiselle," wendete er sich an Vreneli, „Ihr seyd zwar als ein Spion in die Festung getreten, in der ich kommandiere, aber ich will dießmal die Strenge des Kriegsgesetzes nicht walten lassen, ich will vergeben und

vergessen; ich will Euch nicht einmal verrathen an Frau von Merveilleux, die gewiß nicht ahnt, daß sie die künftige Schwiegertochter des entsetzlichen Thomas Maßner, des Räubers von Herrn von Vendome, zu ihrer Gesellschafterin und Vertrauten erwählt hat."

Rudolph konnte sich eines Gefühles von Beschämung nicht erwehren, indem er, verkleidet und zur heimlichen Flucht bereit, vor dem Manne stand, der ihm das Herbe seines Verhältnisses zu ihm so wenig empfinden lassen und ihn mehr als einen Gast, den als einen Gefangenen behandelt hatte. Er warf verwirrt Mantel und Hut ab; Vreneli aber trat ruhig vor und sagte in einem festen Tone: „Dieser Plan ist vereitelt, aber ich sehe deßwegen meinem Ziele nicht minder entschlossen entgegen. Was mir das Glück nicht gewährt, wird mir die Gerechtigkeit, die auf dem Throne walten muß, wie in der Hüte des Armen, bewilligen. Der König ist ein Mensch und in seinem Herzen leben menschliche Gefühle, die er nicht verläugnen kann, bei aller Macht, bei allem Glanze seiner Krone. Mein Wort soll sie hervorrufen, mein Flehen soll seinen Blick von den Bildern blutiger Schlachten, von den brunkenden Freuden seines Hofes hinlenken auf das Schicksal eines armen verlassenen, eines unschuldigen Gefangenen, dem er die Freiheit, dem er Vergeltung schuldig ist. Du bist gefesselt Rudi, und kannst nicht gehen; darum gehe ich. Aber du wirst von mir hören, so wahr mir Gott helfe! Lebe wohl, Rudi!"

Sie reichte dem jungen Manne noch einmal die Hand und entfernte sich dann mit raschen, festen Schritten. — Mit einem Blicke der Verwunderung sah der Kommandant ihr nach. „Ein seltsames Kind!" rief er aus, indem er Rudolphs Arm nahm und wie in freundschaftlichem traulichem Gespräche mit ihm dem Schlosse zu schritt. „Schön wie ein Engel, liebend wie ein zärt-

liches Weib und fest wie ein Mann. In der That man kann Euch Glück wünschen zu dieser Eroberung, Herr Maßner: Aber sagt mir, wo kommt sie her? wer ist sie?" — „Sie ist mir zu Fuße aus den Thälern Graubündens nachgewandert," antwortete, mit den Wimpern eine Thräne zerdrückend, Rudolph; ihre Liebe gab mir die Kraft, ihre Treue erhält sie stark. Sonst ist sie nur die Schwester eines Pächters meines Vaters, ein schlichtes Hirtenmädchen. — »Bei meiner Ehre, sagte der Kriegsmann, eine Fürstin würden die Gesinnungen dieses Mädchens schmücken. Möge der Himmel ihr Unternehmen segnen; denn wahrlich ich öffnete Euch lieber die Thüre Eures Gefängnisses, als daß ich sie jetzt, wenigstens so lange das muthige Kind hier weilt, fester hinter Euch verschließe!"

Rudolph mußte ohne Hoffnung, Vreneli noch einmal vor ihrer Abreise zu sehen, in sein Thurmgemach zurückkehren. Als aber am Abende Frau von Merveilleux und ihr Gemahl die Reisekutsche schon bestiegen hatten, um Fort Eclüse zu verlassen, zog der Kommandant Vreneli bey Seite und sagte, indem er ihr einen versiegelten Brief einhändigte: „Diese Empfehlung wird Euch dienen in Eurer Sache. Nehmt die Achtung und die besten Wünsche eines Mannes mit auf den Weg, dem es wehe thut, als ein Feind Eurer Liebe, Eurer edlen Absichten zu erscheinen.» — Erstaunt warf Vreneli einen Blick auf die Aufschrift des Briefes. Sie lautete: an Madame Dubois, Kammerfrau der Frau von Maintenon zu Paris.

V.

Während Rudolph nun in seiner Einsamkeit, ein Leben der Hoffnung und der Zweifel führte, und Vreneli, im Schutze des treu bewahrten Geheimnisses auf wun-

derlich verschlungenen Wegen ihrem Ziele zu wanderte, gestaltete sich Vieles gar anders daheim im Lande des grauen Bundes. Manche Freunde hatten sich um den alten Maßner versammelt, aber noch weit mehr Feinde waren gegen ihn aufgestanden. Jene hatten ihn beredet, den Großprior von Vendome frey zu geben, und hatten es dahin gebracht, daß Maßner zum Landvogte von Maienfeld ernannt wurde; diese bewirkten dagegen, daß die gesammte Eidgenossenschaft denselben Mann, als Verletzer des Völkerrechtes, ächtete und einen Preis auf seinen Kopf setzte, und daß er von seinen eignen Landsleuten zu einem Strafgerichte nach Planz vorgefordert wurde. Von diesen Dingen gelangten nur einzelne dumpfe Gerichte zu der kleinen Pachtwohnung, in der Frau Therese und ihr Sohn Berchthold seit Brenelis Entfernung ein stilles trauriges Leben führten. Es war Winterszeit. Der Rhein trieb mächtige Eisschollen in seinem Bette, die Ebenen waren mit Schnee bedeckt und die Gipfel des Calanda starrten von Eis, während die Thäler und die Gelände an seinem Fuße tief eingeschneiet waren. Mit großer Mühe mußte Berthold an jedem Morgen einen Pfad durch den Schnee bahnen, um zu den Viehständen und Heuschobern gelangen zu können. Knechte und Mägde hatte er verabschiedet, da er sie Winters nicht zu beschäftigen wußte. Er war also allein mit seiner Mutter, und beyde hatten Muße genug, von Breneli und ihrem Unternehmen zu sprechen, sich ihrer Sorge und ihren Befürchtungen zu überlassen. Der Zettel, den das Mädchen in jenem Dorfe geschrieben, wo sie die Gunst des Schicksals zu Frau von Merveilleux geführt, war glücklich in Berchtholds Hände gekommen. Er gab ihnen wenigstens Kunde, daß sie noch lebe; sein Inhalt mit den Umständen, welche ihrer Entfernung vorhergegangen waren,

ließ sie ahnen, daß Rudolphs Befreiung das Werk war, welches sie in die Fremde gerufen. Der Mutter und des Bruders Zustimmung zu erhalten, durfte sie nicht hoffen, deßhalb hatte sie heimlich und um Mitternacht ihre Wanderung angetreten. »Fürchte nichts für Vreneli!“ sagte Berchthold, oft wider seine eigene Ueberzeugung, zu der sorgevollen Mutter. „Sie ist besonnen und besitzt den Muth eines Mannes. Was sie sich vorgesetzt hat, wird sie auch durchführen, keine Hindernisse werden sie zurückhalten, und gewiß sehen wir sie glücklich wieder.« Aber er konnte sich selbst nicht verbergen, welchen Unfällen, welchen Gefahren ein junges Mädchen ohne allen Schutz in dem fremden Lande ausgesetzet sey.

Es war in der ersten Frühe eines rauhen Winter-Tages, sie hatten sich eben erst im Wohnzimmer zusammengefunden und die Lampe angezündet, als an die Thüre ihres Häuschens gepocht wurde und eine klagende weibliche Stimme um Einlaß bat. Der alten Mutter fiel es schwer aufs Herz, das sey Vreneli, die endlich wiederkehre in die heimathliche Wohnung, vom Froste des Winters durchschauert, von Beschwerden erschöpft. Aengstlich hingen ihre Blicke an der Thüre, die Berchthold zu öffnen eilte. Aber es war nicht Vrenelis jugendliche und schlanke Gestalt, die sich jetzt zeigte; nein, mit tief gekrümmten Nacken stöhnend und zum Tode ermattet, auf zwei Dienerinnen gestützt, trat die kränkliche Frau des Rathsherrn Maßner herein. Eine ihrer Begleiterinnen trug ein leichtes Bündel, das sie sogleich im Zimmer ablegte. Dann eilten beyde, ohne nur zu grüßen, mit flüchtigen Schritten wieder fort. Erstaunt hatte Berchthold die entkräftete Frau zu dem besten Sitze, den ihre Wohnung bot, mehr getragen als geführt. Frau Therese, die wohl sah, daß hier eine stärkende

Arznei Noth thue, brachte schnell belebende Tropfen herbey, die sie selbst aus heilkräftigen Berg-Kräutern bereitet hatte. Nach und nach erholte sich die Frau des Rathsherrn von ihrer Erschöpfung. Sie sah scheu und ängstlich im Zimmer umher, ihre Blicke weilten forschend auf Berchthold und seiner Mutter; dann sagte sie beruhigter: »Gottlob! Hier bin ich sicher. Ihr seyd gute Menschen und werdet mich nicht vertreiben oder verlassen, wie es diejenigen gethan, die sich meine Freunde und Vettern genannt in der guten Zeit. Aber mein Herr, mein Herr, was wird aus Herrn Thomas geworden seyn? Vielleicht ist er schon in ihre Hände gerathen, und sein graues Haupt ist gefallen unter dem Beile des Nachrichters.« Sie bedeckte ihr Angesicht mit den Händen, während Frau Therese und Berchthold noch nicht Worte finden konnten, ihr Befremden auszusprechen. Da erhob sie wieder das thränenvolle Antlitz und fuhr fort, zu berichten, wie das Strafgericht zu Planz ihren Mann ehr- und wehrlos, sein Hab und Gut als der Verwaltung des Staates verfallen erklärt, ihn zum schimpflichsten Tode verurtheilt; und, da er noch zur rechten Zeit die Flucht ergriffen, tausend Dukaten dem zum Lohne ausgesetzt hatte, der ihn einliefern würde. Als dieser Spruch in Chur ruchbar geworden, hatten sich Freunde und Verwandte von ihr gewandt. Diejenige, die in ihrem Stolze nur ihres gleichen kennen und achten mochte, sah sich von ihresgleichen verlassen. Mitten in der Stadt waren die Schergen in ihr Haus gedrungen, hatten sie vom Krankenlager mit Gewalt vertrieben und aus dem eignen Haus hinaus in die kalte Winternacht gestoßen. Sie stand rath- und hülflos. Die Diener des Hauses waren nach allen Seiten entflohen; nur zwei Mägde, die sie als verlassene Kinder zu sich genommen und erzogen, ließen sich bereden, sie zu den Wohnungen von

Freunden zu geleiten, die sie doch nicht so hartherzig glaubte, daß sie ihr in dieser großen Noth ein Obdach versagen würden. Sie sah ihre Hoffnung getäuscht. Allenthalben ward sie mit rauhen und harten Worten zurückgewiesen, als die Frau eines Landesverräthers selbst mit Schmähreden überhäuft. Da war es ihr plötzlich, als riefe eine Stimme, in der sie die ihres Sohnes zu erkennen meinte, ihr zu: „gehe zum Calanda, zu Berchtholds und seiner Mutter Wohnung! Dort wirst du Aufnahme und Pflege finden. »Nur mit Mühe konnte sie die Dienerinnen bewegen, daß diese sie noch bis dahin geleiteten. Berchthold sah mit tiefem Mitleiden die Frau, die bisher im Schoose des Glückes, im Glanze des Ansehens, in dem vollen Bewußtseyn desselben gelebt hatte, fast zu dem Elende einer Bettlerin herabgesunken, in seiner Wohnung. Er und seine Mutter bemühten sich, sie ihre Lage so viel vergessen zu machen als möglich. Sie behandelten sie mit derselben Ehrfurcht wie früher, sie brachten Alles herbey, was sie vermochten, um ihr die Bequemlichkeiten zu bereiten, an die sie gewöhnt war. Aber sie sollte auch hier nicht Ruhe finden, in der einsamen abgelegenen Hirtenwohnung. Gegen Mittag kam in großer Eile ein Freund Berchtholds aus dem Thale herauf und berichtete, daß der rachsüchtigen Aufmerksamkeit der Feinde Thomas Maßners die Meierey am Calanda nicht entgangen sey, daß heute oder Morgen schon Abgeordnete kommen würden, um die Heerden hinab nach Chur zu dem Gemeindeviehstand zu treiben, den Pächter von dem Gute zu verweisen und dieses obrigkeitlich zu versiegeln. »Wir wollen ihnen die Freude vereiteln,“ sagte nach einem kurzen Nachdenken Berchthold bitter zu den zwei ängstlich bewegten Frauen.“ Vertreiben sollen sie mich nicht! ich will gehen als freyer Schweizer. Hoch oben im Prättigau,

am Ufer der schäumenden Landquart, finden wir eine gastliche Zuflucht. Dort, Mutter, lebt der wackere Mann, Euer Bruder, der uns gern aufnimmt, und ein Paar thätige Arme, wie die meinigen, wohl brauchen kann. Fürchtet nichts, Frau Maßner! wir verlassen euch nicht! Eures Mannes Voreltern haben den meinigen Gutes erwiesen, und die Dankbarkeit ist nie erstorben in unserm Geschlechte. So lange wir einen Bissen Brod haben, theilen wir ihn mit Euch, und wer weiß, es kommen auch wohl andere Zeiten, in denen Eure Feinde verstummen, und Eure Freunde Euch wieder zu Glück und Ansehen helfen.«

Berchthold ging sogleich an die Ausführung des rasch gefaßten Entschlußes. Während sein Freund aus dem Thale herauf einen Wagen mit Pferden holte, auf dem er seine Reise zu bewerkstelligen dachte, suchte er im Hause alles zusammen, was einigen Werth hatte, und was er mit Recht als sein Eigenthum betrachten konnte. Frau Maßner schien durch den Gedanken, die Zukunft fern von einem Orte zu verleben, wo sie durch Feinde und vermeinte Freunde so tief erniedrigt worden war, neu belebt. Sie vergaß unter dem Bemühen, der Frau Therese beym Einpacken behülflich zu seyn, ihres Patrizierstolzes und ihrer Kränklichkeit; sie half bey allem mit, als gehöre sie zum Haushalte. Schon wenige Stunden nach Mittag wär alles zur Abreise bereit, der vom Berchthold verdeckte Wagen nahm die Frauen auf, der Freund blieb zurück, um bis zur Ankunft der Stadtabgeordneten Haus und Hof zu bewahren und Berchthold trieb die Rosse in raschen Trabe nach der Rheinbrücke und die Straße abwärts, auf der sie sich mit jedem Augenblicke mehr und mehr von Chur entfernten. Es war ein heiterer Wintertag. Als der Abend herankam, traten sie durch den schaurigen Felsenpaß Kluus

in das ersehnte Prättigau, und sahen bald die mächtigen Gipfel des Falkins und des Sensa-Plana sich in duftigem Rosenlichte zum Himmel erheben. An Breneli hatte bisher Niemand gedacht. Jetzt nannte plötzlich, wie erschreckend über dieses Vergessen und von der Erinnerung überrascht, Berchthold laut ihren Namen. Frau Therese vernahm ihn nicht, denn er verhallte in dem Getöse der stürmisch vorübereilenden Landquart, und Berchthold beruhigte sich, indem er die Klugheit und Geisteskraft der Schwester sich vergegenwärtigte, und beschloß, seine Freunde in Chur mit Anweisung für den Fall ihrer Rückkehr zu versehen. In einem kleinen Dorfe fanden sie das erste Nachtlager, und Frau Maßner meinte am andern Morgen, seit vielen Monaten auf ihrem Eiderdunnenbette in Chur keine so wohlthätige Ruhe gefunden zu haben, als das schlechte Mooslager ihr gewährt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Wer sind die Diener eines Herrn,
Die Brüder, die von Nah und Fern
Dem Souverain von allen Dingen
Genau und schleunig Kunde bringen?
Fast jeder hat sein eigen Haus,
Wacht, schläft darin, geht nie heraus.
Der sitzt im Labyrinth von engen,
In harten Fels gehau'nen Gängen;
Der zweite hat ein Zelt von Haut,
Mit leichter Kuppel überbaut.
Ein dritter haust in Bergesspalten,
Wo öfters böse Schwaden wallten,
Ein anderer hinterm Felsensaum
In einer Höhle weitem Raum.
Nur einer, frey und ungebunden,
Wird stets an jedem Ort gefunden,
Schließt sich in keine Zelle ein. —
Wer mögen wohl die Brüder seyn?

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 13tes Stück.

Das Hirtenmädchen von Calanda.

(Fortsetzung.)

VI.

Indessen war Vreneli in der Gesellschaft des Herrn und der Frau von Merveilleux nach Lyon gekommen. Hier erwartete der Gesandte Briefe von Paris, die ihm, wie er sagte, wichtige Aufschlüsse geben müßten, ehe er weiter reisen könne. Noch immer erfreute sich Vreneli der besondern Gunst ihrer Dame; doch hatte sie nun während des langen und vertrauten Beysammenseyns Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Frau von Merveilleux von sehr wandelbaren Launen beherrscht werde, von denen sie freilich noch nicht gelitten, die aber ihr Gemahl und andere Personen in ihrer Umgebung desto mehr empfinden mußten. Es drängte sie fort nach Paris, sie zählte Tage und Stunden, die Rudolph in der Verlassenheit seines Gefängnisses zubringen mußte; aber sie vermochte ihre Unruhe zu verbergen, und immer gelassen, gefällig und dienstfertig zu scheinen. Endlich kamen die sehnsüchtig erwarteten Briefe von Paris. Sie entsprechen keineswegs den Wünschen des Herrn von

Merveilleux. Die Parthey, zu der er sich hielt, war in Ungnade gefallen; man rieth ihm, die ersten Ausbrüche des königl. Unwillens in der Ferne vorüber gehen zu lassen, und erst, wenn günstigere Umstände eingetreten wären, seinen Aufenthalt in die Hauptstadt zu verlegen. Er war zu vorsichtig, um diesem Rathe nicht zu folgen. In Lyon besaß er Verwandte und Freunde. Hier konnte es an geselligen Freunden und Zerstreuungen nicht fehlen. Frau von Merveilleux gefiel sich sehr wohl in der heitern Stadt, wo sich bald ein Kreis von Verehrern versammelt hatte. Man beschloß daher, jedenfalls den begonnenen Winter hier zuzubringen, und erst im Frühjahre, wenn hoffentlich alles nach Wünschen sich gefügt haben würde, in Paris zu erscheinen.

Aber Vreneli? Sie sah die Erfüllungen ihrer Hoffnungen in eine unbestimmte Zukunft hinausgerückt, sie wagte, bei aller Beharrlichkeit in ihrem Plane nicht, in dieser rauhen Jahreszeit und in dem fremden Lande eine weite Reise allein zu übernehmen. Seitdem ihre Dame sich täglich in einem Wirbel von Zerstreuungen bewegte, sah sie sich von dieser mit zunehmender Gleichgültigkeit behandelt, und immer mehr mit dem Verhältnisse einer Gesellschafterin in das einer Dienerin zurückgesetzt. Das bekümmerte sie jedoch wenig, denn vor ihrer Seele lag immer nur das Ziel ihres Unternehmens, und den Aufenthalt bey Frau von Merveilleux sah sie nur als ein nothwendiges Mittel, dieses zu erreichen, an. Sie hatte es gewagt, einmal an den Kommandanten von Fort Eclûse zu schreiben, seine Großmuth anzurufen und ein Briefchen für Rudolph eingelegt; letzteres kam aber unerbrochen wieder zurück, mit dem, in höfliche Worte gekleideten Bedeuten: es sey dem Gefangenen von Fort Eclûse nicht erlaubt, irgend ein Schreiben von wem es auch komme, anzunehmen. So

blieb ihr nichts übrig, als auf sich selbst zu vertrauen, zu harren und zu hoffen. Ihrer Mutter und ihrem Bruder eine weitere Nachricht von ihrem Schicksale zukommen zu lassen, bot sich keine Gelegenheit. Mit Wehmuth und inniger Liebe gedachte sie ihrer. Wie besorgt und tief gekümmert mußten sie ihretwegen seyn! wie ergriff sie nicht selbst oft eine mächtige Sehnsucht nach der friedlichen Wohnung am Calanda, nach der alten häuslichen Beschäftigung! So ruhig ihr Aeußeres schien, so rege und lebendig war ihr Geist. Frau von Merveilleux sah sie jetzt als eine gute Dienerin an, deren Fleiß den ganzen Tag über nicht ermüdete, und spendete ihr von Zeit zu Zeit einige Lobsprüche, eben so flüchtig gegeben, als unbeachtet aufgenommen.

Der Winter war hart und von ungewöhnlicher Dauer. Kaum aber wurde die junge Kraft der Frühlingssonne fühlbar, kaum schmolz der Schnee und lockte jene frühe Blümchen aus der Erde hervor, so faßte Breneli den Entschluß, jetzt ohne Zögern in der Ausführung ihres Werkes fort zu schreiten. Im Hause des Gesandten wurden keine Anstalten gemacht, die eine baldige Abreise angezeigt hätten. Im Gegentheile ließ seine bewölkte Stirne und einige Aeußerungen, die ihm entschlüpften, vermuthen, daß seine Angelegenheit bey Hofe noch übler stehe, als es im Anfange des Winters der Fall gewesen, und Frau von Merveilleux hatte sich einige Mal laut über die schöne Gegend von Lyon ausgesprochen, und daß es wohl recht angenehm seyn möchte, einen Sommer hindurch auf einen der reizenden Campagnen der Umgegend zu leben. — In ihrem alten Schweizeranzuge, ein Bündelchen unter dem Arme, trat eines Morgens Breneli in das Gemach der Frau von Merveilleux, die noch nicht lange erwacht war, und eben gähnend in Doktor Gallands neu erschienener Tau-

fend und einer Nacht blätterte. Mit bescheidenen Worten zeigte das Mädchen der Dame an, daß sich die Angelegenheit, die sie nach Paris rufe, nun nicht länger aufschieben lasse, daß sie komme, um dankbar von ihrer bisherigen Gebieterin Abschied zu nehmen, und noch in dieser Stunde den Weg nach der Hauptstadt anzutreten gedenke. Frau von Merveilleux ließ aus Ueberraschung die Tausend und eine Nacht aus der Hand fallen, sah das Mädchen groß an und sagte dann im Tone des Erstaunens: Du willst allein nach Paris reisen, allein dort irgend einen thörichteu Handel betreiben? Welche Verblendung! Hast du denn einen Freund, einen Verwandten dort? Ich dachte, von dieser ausschweifenden Idee wärest du längst abgekommen.« — „Ich kenne Niemand in Paris, »antwortete ruhig Breneli," aber ich vertraue auf die Hülfe Gottes, der durch Schneewüsten, über Gletscher und Berge mich glücklich zu Euch geleitete.« — „Das ist wohl recht gut,« — versetzte zerstreut die Dame, „und ich glaube selbst, daß Du mit diesen Gesinnungen bei Frau von Maintenon und am Hofe von Versailles Dein Glück machen könntest; aber, Kind, ehe Du dahin kommst, gibt es ungeheure Schwierigkeiten zu beseitigen, Hindernisse, von denen Du Dir keinen Begriff machst." Der Himmel wird mir beistehen!" versetzte in demselben ruhigen Tone, wie früher, das Mädchen. Was auch Frau von Merveilleux sagen mochte, sie von ihrem Entschluße abzubringen, dieser blieb unerschüttert. Endlich wurde die Dame des nutzlosen Geredes müde, machte ihr ein ansehnliches Geschenk, das sie bescheiden annahm, und wünschte ihr eine glückliche Reise. Breneli aber hatte das Haus noch nicht verlassen, als ihre Dame sie zurückrufen ließ, und, nachdem sie einen Brief in großer Eile geschrieben, diesen dem Mädchen mit den Worten einhändigte: „Du

hast Dir zwar einen mächtigen Beschützer gewählt, Kind, aber ich glaube, daß Dir Fälle begegnen werden, in denen ein minder mächtiger Dir bessere Dienste leistet. Nimm diesen Brief und bewahre ihn wohl. Der Mann an den er gerichtet ist, hat freylich große Ursache, Deinen Landsleuten zu grollen, aber mir zu Gefallen vergißt er schon seinen gerechten Unwillen."

Erst als Breneli auf dem nächsten Wege dem Hafen zuwanderte, warf sie einen Blick auf die Adresse des Briefs. Er war an den Großprior, Herzog von Vendome überschrieben.

Thomas Maßner hatte also seinen Gefangenen entlassen, oder dieser hatte Mittel gefunden, sich selbst die Freiheit zu verschaffen. In beiden Fällen war es jedoch zweifelhaft, ob der beleidigte Großprior geneigt seyn würde, sie in ihren Absichten zu unterstützen; und sie beschloß daher, sich mit dem Abgeben dieses Briefes nach den Umständen zu richten. Ueber den Weg, den sie eingeschlagen habe, hatte Breneli hinlängliche Erkundigungen eingezogen. Schon am Tage vor der Abreise war sie mit einem Schiffer, der Waaren die Saone hinauf bis Chalons führte, wegen eines Platzes auf seinem Fahrzeuge übereingekommen. Die Schifferin war eine gutmüthige Frau, die sich sehr besorgt um das unbeschützte Mädchen zeigte, und die Rohheit des Schiffsvolkes, wie die Zudringlichkeit der übrigen Passagiere von ihr entfernt zu halten wußte. Breneli beachtete ihre Umgebungen und die Gegenden, durch welche sie kam, nur wenig. Sie hatte immer ein und dasselbe Bild vor Augen: sie sah sich knieend vor dem goldstrahlenden Throne des Königs von Frankreich, der mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, sie ernsthaft anhörte, und endlich das Wort der Erlösung für den armen Rudolph aussprach. Der Glücksstern,

der sie bisher geleitet hatte, verließ sie auch in Chalons nicht. Von der freundlichen Schifferfrau wurde sie zu einem Fuhrmann geführt, der eben im Begriff stand, mit seiner Ladung in die Gegend von Paris abzugehen, und nach einigem Bedenken sich willig erklärte, das Mädchen mitzunehmen. Ihr Abschied von der Schifferin war innig, und von wahrer Dankbarkeit eingegeben.

Wir übergehen Vrenelis Begegnisse auf dieser Fahrt, da sie ohne Bedeutung und ohne Einfluß auf ihr ferneres Schicksal waren. In einem Dorfe, noch zwei Stunden von der Hauptstadt, verließ sie ihr Begleiter, und sie sah sich nun genöthigt, den kurzen Rest des Weges zu Fuße zurückzulegen. Der Tag war schon im Abnehmen, und sie durfte nicht hoffen, Paris vor Abend zu erreichen.

Je näher sie dem Ziele ihrer Reise kam, desto mehr wuchs ihre innere Unruhe. Wenn nun alle ihre Hoffnungen vereitelt wurden, wenn sie gar nicht dazu gelangte, das Antlitz des Königs zu erschauen, oder dieser ihrem Wunsche kein Gehör gab, ihre Bitte hart und streng abschlug? Während ihrer langen Wanderung traten diese Gedanken zum ersten Male vor ihre Seele. — Indem sie sich ihnen überließ, achtete sie nicht auf das, was in ihrer Nähe vorgieng. Plötzlich befand sie sich in der Mitte eines Haufens phantastisch gekleideter Männer und Weiber, welche letztere durch ein lautschallendes, ihre Blicke auf Vreneli begleitendes Gelächter, diese aus ihrem tiefen Hinbrüten erweckten. Sie sah sich erstaunt um; solche Leute hatte sie noch nie gesehen. Der eine hatte über eine schmutzige Filzmütze eine goldpapierne Krone gestülpt, trug ein sehr kurzes Kleid und ein ungeheures Schwert an der Seite, das am Boden nachschleifte; ein anderer war in einem weiten Purpurmantel gehüllt, dessen Farbe und Zeug starke Spuren von den

Angriffen der Zeit darboten, auf seinem Kopfe schwankte eine hohe bunte Mütze, mit einer Hahnenfeder geziert; ein dritter trug eine weiße Kleidung von ungemeiner Weite, deren Aermel, wenn er sie hängen ließ, den Boden berührten; ein vierter, der eine Trommel auf dem Rücken schleppte, war mit einem aus den verschiedenfarbigsten Stücken zusammengesetzten Anzuge bekleidet. Die Uebrigen und die Weiber waren auf ähnliche, auffallende Weise herausgeputzt. Vor dem Zuge fuhr ein Karren, der mit buntbemalten Brettern und schreyenden Kindern beladen war. Ein einziges, sehr mageres Maulthier zog im Schneckenschritte das schwer belastete Fuhrwerk.

Vreneli hatte während ihres Aufenthaltes im Hause des Herrn von Merveilleux zu Lyon genug Erfahrungen gesammelt, um nach einigen Augenblicken der Ueberlegung zu erkennen, daß diese Leute wandernde Komödianten seyen. Die freyen Blicke, mit welchen die Frauen sie und ihren Anzug musterten, fielen ihr lästig. Sie wandte sich auf die andere Seite, um auf den Fußpfad, der längs der Fahrstraße hinlief, ihren Weg allein und ungestört fortzusetzen. Da trat ihr aber der Mann mit der goldpapiernen Krone in den Weg, ergriff ohne Umstände ihre Hand und redete sie im vertraulichen Tone an: „Nicht wahr? auch eine von den unsrigen? Eine Fahrende? Was treibt ihr denn eigentlich, Mademoiselle? Wißt Ihr vielleicht den künstlichen Eyertanz auszuführen, singt ihr provenzalische Lieder oder seyd Ihr aus dem Lande der Basken und wollt Pantomimen darstellen in der Hauptstadt? Euer Anzug ist fremdartig, aber anmuthig. Eure ganze Person kann euch Bürge seyn, daß Ihr Glück machen werdet in Paris. Vertraut mir, entdeckt mir Eure Verhältnisse! Der Name des alten Grosgibier, Directeur des comédiens ordinaires du Roi en province, ist wohl angeschrieben in der Hauptstadt, und

gilt etwas bey rechtlichen Leuten. Wollt Ihr tanzen, so mache ich euch mit Beauchamp, des Königs Balletmeister, wollt ihr singen mit Perin, dem Operndirektor, bekannt. Beyde sind mir Herzensfreunde. Habt Ihr aber sonst eine geheime Angelegenheit mit irgend einem am Hofe, setzte er mit listiger aber nicht minder wichtiger Miene hinzu, »so hat Gros-Gibier auch dorthin seine geheimen Kanäle, und kann euch von Nutzen seyn.“

Die Frauen hatten sich herzugedrängt. Die vertrauliche Weise, in der Gros-Gibier sich gegen die hübsche Fremde benahm, flößte ihnen Neugierde ein. Sie argwohnten, daß der Direktor die Absicht hege, sie ihrer Gesellschaft zuzugesellen, und jede war nun schon besorgt, es möchten ihre Rechte durch das Mädchen, dem Schönheit und anmuthiges Betragen nicht abzusprecheu waren, geschmälert werden. Vreneli erwog indessen im Stillen die Worte des Mannes, in dessen Wesen die Unerfahrne Gutmüthigkeit und Offenheit zu erkennen glaubte. Sie hatte sich von seiner Hand losgemacht und setzte langsam ihren Weg fort, während Gros-Gibier neben her schlenderte, und die Weiber achtsam und schweigend sich ihm anschloßen. Gewiß war es für Vreneli ein höchst gewagtes Unternehmen, mit dem Einbruche der Nacht die ihr gänzlich unbekannte, ungeheure Stadt zu betreten und Madame Dübois, an die sie sich sogleich wenden wollte, aufzusuchen. Es mußte ihr daher willkommen seyn, unter irgend einem Schutze, von Jemanden zurecht gewiesen und geleitet, für diese erste Nacht eine Herberge zu finden. Zu diesem Zwecke beschloß sie, sich, so weit es nöthig sey, dem Manne zu entdecken. Sie sagte ihm leise, daß sie weder tanze, noch singe, daß sie aber ein wichtiges Geschäft bey Hof habe und ihn ersuche, sie bey der Ankunft in ein anständiges Gasthaus und morgen frühe in die Wohnung der Madame Dü-

bois, Kammerfrau der Frau von Maintenon, an die sie empfohlen sey, zu führen; sie wolle gern für alle diese Bemühungen erkenntlich seyn.

»Respekt!“ rief Gros-Giebier, der schon bey dem Namen der Madame Dùbois, Kammerfrau der Frau von Maintenon, die Mütze von der goldpapiernen Krone abgezogen hatte, indem er einen Schritt zurücktrat und dem Mädchen eine tiefe Verbeugung machte; „Ihr sollt in Allem bedient werden, wie Ihr es verlangt. Wir selbst treten in einem der ersten Hotels der Vorstadt Saint-Antoine ab, und Ihr werdet dort sowohl aufgehoben seyn, wie es Berenice, die Königin, bey Titus, dem Kaiser war.“ Nach diesen Worten kehrte er wieder an die Stelle zurück, die er früher im Zuge eingenommen hatte, und die Weiber, immer noch Vreneli mit mißtrauischen Blicken betrachtend, folgten ihm dahin. Als er ihnen entdeckte, daß die Fremde keineswegs auf eine Stelle in der Gesellschaft Anspruch mache, daß sie vielmehr eine Person von Bedeutung sey, der man Achtung zollen müsse, und welcher auch die nöthigen Gelder nicht zu mangeln schienen, da wurden die Frauen wieder heiter und stimmten in ihrem fröhlichen Sinne ein munteres Volkslied an, die Männer fielen zum Chorus ein, und immer singend und jubelnd erreichte man endlich, als die Thurmuhr von Notre-Dame schon die zehnte Stunde anzeigte, die Barrieren von Paris.

Vreneli hatte sich während der Zeit, die sie mit den bunten Haufen auf der Landstraße zubringen mußte, still abgesondert gehalten, und durch ihr ernstes Aeußere jede Annäherung der Mitwandernden von sich zurückgewiesen. Ihr richtiges Gefühl, das Wenige, was sie von dem Treiben solcher Leute in dem Hause der Frau von Merveilleux gehört hatte, sagten ihr, daß sie ihnen nicht mehr Zutrauen schenken dürfe, als die Umstände

gerade geboten. Als sie jetzt die Straßen der Hauptstadt betrat, schloß sie sich dem Direktor an, welcher ihr galant den Arm bot, aber eine verweigernde Antwort von ihr erhielt. Es war still und sehr finster in der Vorstadt. Fernher, aus dem Mittelpunkte der Stadt, wo noch die genußsüchtige, vornehme Welt sich in tausend Zerstreuungen bewegte, schallte ein wüstes unbestimmtes Getöse. Das Hotel, zu welchem Gros-Gibier seine Schützlingin und seine Gesellschaft führte, glich freylich nicht den Gasthöfen, welche Breneli auf ihrer Reise mit Frau von Merveilleux kennen gelernt hatte. Es lag in einem Winkel, war klein und unansehnlich, aber doch, wie das Mädchen beym Eintritte in den erleuchteten Hausgang bemerkte, wohl und reinlich gehalten. Sie verlangte sogleich von der herbeikommenden Wirthin, welche die Gesellschaft schon zu kennen schien und den Gruß des Direktors mürrisch erwiederte, ein besonderes Zimmer für sich. Die Frau betrachtete sie bedenklich und argwöhnisch, als aber Groß-Gibier ihr einige Worte zugeflüstert hatte, willigte sie in Brenelis Verlangen, setzte jedoch hinzu, sie müsse sich einige Zeit in der Gaststube gedulden, bis das Zimmer, das lange nicht gebraucht worden, zu ihrem Empfange eingerichtet sey.

In dem allgemeinen Gastgemache hatten es sich indessen die Damen und Herrn von Gros-Gibiers Bande bereits bequem gemacht. Breneli fand, als sie hereintrat, ihre Reisegefährten und Reisegefährtinnen um einen großen Tisch versammelt, der eben auf ihr Verlangen mit Speise und Trank besetzt wurde. Sie lärmten und lachten, einige Männer hatten schon angefangen, miteinander zu würfeln, dazwischen schrien die Kinder und wurden von ihren Müttern mit heftigen Scheltwörtern beschwichtigt. Breneli schlug die Einladung des Direktors, Platz bey der Gesellschaft zu nehmen, aus,

und setzte sich in einen Winkel zunächst der Thüre nieder. Hier hatte sie Gelegenheit, die übrigen Gäste, die sich noch in dem geräumigen Gemache befanden, genau zu betrachten. Es war eine Gesellschaft junger Leute in reicher Militärkleidung, die im Hintergrunde des Zimmers miteinander scherzten und tranken. Aus ihrem Gespräche erkannte Breneli, daß es Musquetairs der königlichen Leibwache seyen, die aus Söhnen der vornehmsten adelichen Geschlechter Frankreichs bestand. Die Jünglinge machten laut und ohne Zurückhaltung ihre Bemerkungen über die Damen am großen Tische, die ihrerseits mit freyen und bedeutungsvollen Blicken jene zur Annäherung aufzufordern schienen. Endlich erhoben sich einige der Musquetairs und traten, sie als alte Bekannte grüßend, zu ihnen. Jetzt wurde der Scherz ungebundener, das Lachen lauter. Zwei der jungen Leute schritten auf Breneli zu, betrachteten sie mit forschenden Blicken. Das Mädchen gerieth in die größte Verlegenheit und sah ängstlich nach der Thüre, durch welche die Wirthin komen mußte, um sie in ihr Zimmer abzurufen. »Bey meiner Ehre, sie ist hübscher als die übrigen alle.!« sagte jetzt so laut, daß es Breneli deutlich vernehmen konnte, der jünste der beyden Musquetairs, dessen Züge für sie etwas bekanntes hatten. „Ich will sie anreden, und dann hören, ob sie aus demselben Tone singt, wie jene Wandervögel.“ Da hatte sich aber schon Gros-Gibier zwischen Breneli und die jungen Leute gedrängt, und führte diese, indem er leise aber lebhaft zu ihnen sprach, an ihren Platz zurück. Breneli wußte ihm innigen Dank für diese Hülfe in der Noth. Das, was er sprach, mußte auch den vollen Beyfall der Musquetairs haben, denn sie hörten ihm aufmerksam zu, warfen nur noch einige verstohlene Blicke auf die junge Fremde, und waren noch, als endlich Breneli von der Wirthin in ihre

Kammer abgerufen wurde, in lebhafter Unterhaltung mit dem Direktor begriffen. —

»Mademoiselle,« sagte, als in der Frühe des nächsten Morgens Breneli, mit ihrem Bündel in der Hand, in den Hausgang herabkam, Gros-Gibier, der sie bereits erwartete: »ein besonderer Glücksstern waltet über Euch und Eurem Schicksale. Es ist mir gelungen schon am heutigen Morgen Madame Dübois von Eurer Ankunft zu unterrichten, und sie wird in kurzer Zeit eine vertraute Person senden, um Euch zu Ihr zu führen!“ »Wie?“ sagte überrascht und erstaunt das Mädchen, »Madame Dübois wollte ohne mich zu kennen, diese Güte für mich haben?« Gros-Gibier rieb sich verlegen die Hände. Dann versetzte er in einem wichtig thuenden und zugleich gutmüthigen Tone: »ich sagte ihr, daß Ihr Empfehlungen von einem Freunde an Sie hättet, und überdem ist Madame Dübois die Zuflucht und der Schutz aller Hülfsbedürftigen, aller Verlassenen und Waisen. »Breneli war weit entfernt, den Worten des Mannes zu mißtrauen. Es blieb ihr auch nicht Zeit, über das Vernommene mit sich selbst zu Rath zu gehen; denn kaum hatte Gros-Giebier ihr jene Versicherung gegeben, als eine Kutsche vor dem Hause hielt, eine wohlgekleidete Frau mit lächelndem freundlichen Mienen heraussstieg und sich als die Bötin der Madame Dübois ankündigte, welche die hier wohnende junge Fremde abholen solle. Gros-Gibier führte ihr sogleich das Mädchen entgegen. Die freundliche Frau umarmte das »schöne Kind,« wie sie Breneli nannte, und versicherte, sie werde gewiß Beyfall finden an dem Orte, wohin sie sie führe. Dann trieb sie zur augenblicklichen Abfahrt. Vergebens bemühte sich Breneli, dem Komödianten-Direktor eine Belohnung aufzudringen. Er stellte sich beleidigt und sagte, indem er einige Schritte zurücktrat:

er fühle sich durch sein Bewußtseyn hinlänglich belohnt für Alles, was er an Mademoiselle gethan habe.

Die Straßen, durch welche Anfangs Vreneli mit ihrer Begleiterin kam, waren noch wenig belebt. Je länger aber ihre Fahrt dauerte, desto mehr nahm die Lebhaftigkeit zu und wurde bald zu einem geräuschvollen Volksgewühl, das den Kutscher oft nöthigte, still zu halten und den günstigen Augenblick zur Fortsetzung seiner Fahrt abzuwarten, Vreneli sah mit Erstaunen dieses Drängen und Treiben in den engen Straßen. Es hatte für sie etwas Beängstigendes, das sie in den Schneewüsten der heimathlichen Gebirge, auf einsamer gefährlicher Wanderung nicht empfunden. Ihre Begleiterin bemühte sich indessen, sie mit ihrer Zungengeläufigkeit, die aus unversiegbaren Quellen hervorzuströmen schien, auf alle Merkwürdigkeiten, welche in ihrem Wege lagen, aufmerksam zu machen. Da war es die Kuppel der Genovefen Kirche, die in nebliger Ferne hervorragte, da war es die alte Notre-Dame, das Hotel-Dieu und endlich das Louvre und die Tuilerien, welche die gesprächige Frau zu weitläufigen Mittheilungen veranlaßten. Das junge Mädchen konnte sich nicht erwehren, diese mächtigen Werke von Menschenhand zu bewundern; wenn sie sie aber mit der Größe der ewigen Alpen verglich, dann schrumpften sie zu Zwerggestalten zusammen. Als sie die Tuilerien hinter sich hatten, sagte ihre Begleiterin, jetzt sind wir gleich da; allein Madame Dübois ist sehr überlaufen in dieser Stunde, und ich werde Euch deßhalb durch eine Hinterthüre ins Haus führen, wo wir nicht ins Gedränge kommen. Vielleicht kann Euch Madame Dübois auch erst in einiger Zeit sprechen, aber Ihr werdet Euch deßhalb nicht langweilen, denn in dem Zimmer, wo Ihr sie erwarten könnt, findet ihr Gegenstände genug, Euch zu zerstreuen.“ Die Frau lachte

bey diesen Worten auf eine seltsame Weise und warf einige Blicke, deren Leichtfertigkeit dem Mädchen auffiel, auf ihre Nachbarin. Jetzt hielt der Wagen in einer engen, einsamen Straße vor einem Gebäude in ansehnlicher Größe. Sie stiegen aus und traten durch eine schmale Pforte, welche Brenelis Begleiterin mit einem Schlüssel öffnete. Der Hausgang, in welchem sie sich nun befanden, war düster und niedrig. Im Hintergrunde sahen sie aber in einen weiten offenen Hof, wo viele Bediente in Livree sich geschäftig hin und her bewegten. Die Frau drängte Breneli eine dunkle, aus dem Hausgang aufwärts führende Treppe hinan. Hier war es still und einsam. Die Treppe führte über mehrere Gänge, welche die Aufsteigenden durchschritten und auf welchen sie aus der Ferne Stimmen und anderes Geräusch vernahmen. Erst im dritten Stocke machte Breneli's Begleiterin Halt. Hier öffnete sie eine Thüre und sagte, indem sie das Mädchen zum Voranschreiten aufforderte: »in diesem Zimmer werdet ihr Madame Dübois erwarten. Ich will sie von Eurer Ankunft benachrichtigen. Geduldet Euch nur kurze Zeit!“ Arglos betrat Breneli das Gemach, aber indem sie mit Blicken des Erstaunens und der Ueberraschung die Gegenstände wahrnahm, welche sich hier ihrem Auge boten, hörte sie rasch die Thüre hinter sich verschließen und von außen verriegeln. Die flüchtigen Schritte der hinwegeilenden Frau verhallten auf dem äußern Gange.

Man hatte sie getäuscht, man hatte sie zum Opfer eines hinterlistigen Planes, dessen Zweck ihr fremd war, erkoren. Hievon überzeugte sie das Betragen der Frau, hievon überzeugten sie noch mehr die Umgebungen, in denen sie sich befand. Das konnte nicht das Zimmer der Madame Dübois, Kammerfrau der Frau von Maintenon seyn; das war das Gemach eines Mannes,

dessen Leben dem Waffenwerke gewidmet war, der zugleich aber friedlicheren Beschäftigungen sich ergab. An den Wänden hingen große Degen mit mächtigen Handkörben, mehrere Flinten und Pistolen. Eine Reihe Militärkleidung lag über einen Stuhl ausgebreitet. An ihr glaubte Vreneli dieselbe Stickerey zu entdecken, welche die Musquetairs in dem Gasthof getragen. Gegenüber stand ein großer Tisch, mit Papieren und Büchern bedeckt. Viele Toilettengegenstände, welche in dem Zimmer eines damaligen Modeherrn nicht fehlen durften, fanden sich allenthalben zerstreut. Vreneli bemerkte hundert Dinge, die sie nicht kannte, deren Gebrauch sie nicht ahnete. Sie untersuchte die Thüre, ob sie ihr Gehör nicht getäuscht habe, und ob sie denn wirklich eine Gefangene sey. Die Thüre war fest verriegelt, kein Geräusch ließ sich auf dem Gange vernehmen. Sie trat ans Fenster. Es ließ sich öffnen und sie sah an dem hohen Gebäude hinab in den großen Hof, den sie früher schon in den untern Hausgange erblickt hatte. Jetzt war es still unten. Vor einem Eingange eines Vordergebäudes hielt eine glänzende mit vier schönen Pferden bespannte Kutsche. Der Kutscher schien auf seinem Sitze eingeschlafen. Sie fühlte sich versucht, nach ihm zu rufen, allein schwerlich hätte ihre Stimme sein Ohr erreicht, und dann war auch wohl darauf zu rechnen, daß derjenige, dessen Ränke sie hieher geführt, sie im Geheimen bewachen und jeden Beystand von ihr entfernt halten werde. Wer aber war dieser räthselhafte Verfolger, was waren seine Absichten, was konnte ihn bewegen, eine ihm ganz Fremde auf diese gewaltthätige Weise zu behandeln? Die Angelegenheit, die sie nach Paris führte, konnte Niemand wissen: der Brief an Madame Dübois ruhete auf ihrer Brust. Von einem Feinde Maßners rührte also diese Verfolgung nicht her. Gros-Gibier hatte

sie betrogen, hatte sie überlistet durch heuchlerische Freundlichkeit und falsches Gefälligseyn; aber zu wessen Gunsten, in wessen Auftrag? Ein Blick auf einmal auf die Militärkleidung, die vor ihr ausgebreitet lag, und mit der Schnelligkeit eines Blitzes stand die Wahrheit vor ihrer Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Viersylbiges Worträthsel.

Wer ist es, der mit holden Himmelsklängen,
Mit süßen Tönen uns die Seele rührt?
Der oft, wenn bange Stunden uns umdrängen,
Uns über diese enge Welt entführt?
Wer lockt die Sehnsucht in die blauen Fernen,
Zum schönen Ziel vom Morgenduft umwallt,
Und trägt den Geist empor zu hellern Sternen
Mit seiner Worte göttlicher Gewalt?
    Willst du den Hohen, Herrlichen erkennen?
    Es sind zwey Sylben, welche dir ihn nennen.

Und wer ist Sie, die mild im Jugendlenze
Mit duft'gen Rosen unsre Stirne schmückt?
Die auch im Lebenssommer reiche Kränze,
Doch Dornenvoller, oft aufs Haupt uns drückt?
Sie — ach! nach der wir ahnungsvoll verlangen,
Der unbekannt das Herz entgegen glüht,
    Willst du den ihr verlieh'nen Namen finden?
    Zwei Sylben werden auch ihn Dir verkünden.

Kennst du ein Bild, so zart, so rein, so sinnig,
Das uns von ihr erschuf des Dichters Gluth?
Ja, das ist Sie, die nur so tief und innig
In seinem, des Geweihten, Busen ruht;
Denn da allein, wie sie auch immer waltet,
Oft täuschend den entflammten Erdensohn,
Nur da allein sie würdig sich gestaltet,
Das ist ihr wahres Heiligthum, ihr Thron.
    Willst du zum Ganzen die vier Sylben einen,
    Wird eine holde Dichtung dir erscheinen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 14tes Stück.

Das Hirtenmädchen von Calanda.

(Fortsetzung.)

Nicht umsonst hatte Gros-Gibier am gestrigen Abende die Musquetairs von ihr zurückgehalten und umsonst mit diesem eine lange geheime Unterhaltung gepflogen, nicht umsonst, von einem bösen Gewissen gerührt, ihre Belohnung ausgeschlagen. Nun erkannte sie, warum so schnell eine Bötin der Madame Dubois da seyn konnte, warum sich diese so gefällig zeigen mußte! Mit dieser Erkenntniß wär ihre ganze Entschlossenheit, ihr ganzer Muth zurück gekehrt. Der Gebrauch des Feuergewehrs war ihr nicht fremd; ihr Bruder hatte zu Zeiten nach Gemsem gejagt, und sie selbst hatte wohl öfters zum Scherz nach einem Ziele geschossen. Bald hatte sie sich überzeugt, daß eine der an der Wand hängenden Büchsen scharf geladen sey. Ruhig ließ sie sich nun an dem Schreibtische nieder und blätterte in den vorhandenen Papieren, während das todtbringende Gewehr ihr zur Seite stand, so daß sie es in jedem Augenblicke ergrei-

fen konnte. Ohne Absicht hatte ihre Hand einen der zerstreut umherliegenden Briefe genommen, der, schon eröffnet, wieder zusammengeschlagen worden war. Jetzt heftete sie ihre Blicke auf die Aufschrift. Nicht die Adresse: an den Chevalier von Montbel, war es, welche mit einem Male ihre ganze Aufmerksamkeit erregte, nein! die Hand, welche die Adresse geschrieben hatte. Das waren die Züge der Frau von Merveilleux, Niemand anders konnte diese Zeilen auf das Papier geworfen haben, als ihre ehemalige Gebieterin! – Sie konnte dem Drange nicht widerstehen, sich hievon näher zu überzeugen. – Sie schlug den Brief auf, sie las die Unterschrift: Adele von Merveilleux, geborne von Montbel, sah, daß derjenige, an den der Brief gerichtet war, mit den zärtlichen Worten: mein theurer Bruder, angeredet wurde; sie fand, daß die Adressen der übrigen noch vorhandenen Briefe sämmtlich an den Chevalier von Montbel gerichtet waren, und hatte nun die bestimmte Versicherung, daß es ein Bruder der Frau von Merveilleux sey, den der Zufall in ihren Weg geführt, der sich des elenden Gros-Gibier zur Ausführung seiner unwürdigen Absichten bedient hatte. Sie erinnerte sich nun auch, daß dieses Bruders der Frau von Merveilleux einige Male als eines wohl leichtsinnigen, aber gutmüthigen Jünglings gedacht worden sey. Sie fühlte sich ruhiger, sie fühlte sich sicherer durch die gemachte Entdeckung. Aber welches seltsame Spiel hatte doch der Zufall wiederum mit ihr getrieben? Noch wußte sie nicht, wie es endigen, wozu es sie führen würde, allein die Waffe an ihrer Seite erfüllte ihre Seele mit Muth, die Erkenntniß des seltsamen Zusammentreffens mit Hoffnung. — Da glaubte sie ein Geräusch vom Gange her zu vernehmen. Hastig stand sie auf und ergriff das Gewehr. Sie horchte schärfer

Nicht in ihrer Nähe, von dem Hofe herauf ertönte das Geräusch. Sie gieng zum Fenster. Eine Menge reich gekleideter Diener, einige zu Fuße, andere zu Pferde bewegten sich um den Wagen, der vor dem Haupteingange hielt, und in diesem selbst erschien jetzt ein hoher stattlicher Mann, von schon vorgerücktem Alter, prächtig in seinem Aeußern, mit Ehrenketten und Orden geschmückt. Neben ihm trat der junge Musquetair hervor, den Breneli gestern Abend im Gasthofe gesehen, dessen Anwesenheit alle Zweifel vernichtete, welche sie noch über die Person ihres Verfolgers hätte hegen können, und dessen Gesichtszüge ihr deßhalb bekannt erschienen waren, weil in ihnen eine ungemeine Aehnlichkeit mit denen der Frau von Merveilleux lag. Es dünkte ihr, als werfe er einige verstohlene und besorgte Blicke zu ihr empor. Aber auch der ältliche Herr, der gerade zu ihm sprach, mochte diese Blicke bemerkt und irgend einen Argwohn geschöpft haben; seine Augen folgten der Richtung, welche die des jungen Mannes genommen hatten; Breneli konnte erkennen, daß er sie erblickt habe, sie sah, wie er mit einer Geberde des Unwillens und des Erstaunens zurücktrat, heftig die Hand des Musquetairs ergriff, und indem er mit lebhaften Bewegungen auf diesen einsprach, nach ihr hindeutete. Das ganze Aeussere des Mannes flößte dem Mädchen Vertrauen ein. Ein kecker Gedanke leuchtete in ihrer Seele auf, der rasch zum Entschluß wurde. Ohne Zögern feuerte sie das Gewehr, das sie hielt, in die Luft zum Fenster hinaus ab. In diesem Momente flogen die Blicke aller unten befindlichen Leute zu ihr herauf. Der alte Herr nahm seinen jungen Begleiter rasch unter dem Arm und zog ihn kräftig in das Haus zurück. Die Diener traten zusammen, und sahen lachend und mit unverschämten Geberden nach dem Fenster, das ihnen ein so über-

raschendes Schauspiel bot. Um sich ihren Blicken zu entziehen, begab sich Breneli in die Mitte des Zimmers. Die nächsten Augenblicke mußten ihr eine Entscheidung bringen. Bald vernahm sie hallende Schritte auf dem Aussengange; die Thüre wurde aufgeriegelt, und herein trat der alte Herr, von dem Musquetair gefolgt, dessen verlegene Blicke den Boden suchten. „Mademoiselle,“ redete sie jener in einem ernsten und kalten Tone an, „Euer Benehmen und das Geständniß meines unbesonnenen Neffen sagen mir, daß Ihr Euch ohne Eure Einwilligung in diesem Hause befindet. So strafbar mein Neffe auch erscheint, so dürfte ihm die Gesellschaft, in der er Euch zuerst gefunden, zu einer Entschuldigung gereichen. Ohne Zweifel seyd Ihr ein Mitglied der Komödianten-Truppe des saubern Herrn Gros-Gibier, und Ihr könnt sogleich zu diesem zurückkehren.« — »Nimmermehr!« versetzte mit großer Bestimmtheit Breneli. »Ich habe diesen Mann gestern Abend zufällig auf meinem Wege gefunden, und er hat das Vertrauen, das er von mir zu erschleichen wußte, auf das Schändlichste mißbraucht. Er versprach, mich zu Madame Dubois, Kamerfrau der Frau von Maintenon, führen zu lassen, wohin ich verlangt hatte, und statt dessen hat mich seine Helfershelferin hieher gebracht.“ — „Wie?« sprach der alte Herr in einem milderen Tone, „Ihr seyd mit Madame Dübois bekannt? Ihr gehört nicht zu jenen Komödianten?“ — »Ich bin ein armes Schweitzermädchen,“ antwortete Breneli, »und habe an Madame Dübois einen Brief abzugeben, in dem man mich ihr empfohlen hat.« — »Eine Schweizerin?« sagte neugierig näher tretend der alte Herr, während der Musquetair noch immer betreten unter der Thüre stehen blieb; „freilich hätte ich es gleich Eurem Anzuge ansehen können,« fuhr jener fort; »ich bin oft

in der Schweiz gereist, und kenne Eure Landestracht. Ihr seyd aus dem Lande des grauen Bundes; dort trägt man sich in dieser Weise. Aber welche Angelegenheit kann Euch allein und schutzlos nach Paris führen? Entdeckt Euch mir. Vielleicht kann ich Euch nützlich seyn. Ihr seht in mir den Großprior von Vendome." — „Den Oheim der Frau von Merveilleux?" fiel Vreneli lebhaft ein. Zugleich trat es ihr vor die Seele, daß die veränderte Lage der Dinge auch ihr früher beabsichtigtes Benehmen verändern, daß sie sich völlig rechtfertigen, und das Schreiben an den Großprior übergeben müße. Sie berichtete nun ohne Umschweife ihr bisheriges Verhältniß zu Frau von Merveilleux, sie nahm den Brief hervor, und legte ihn in die Hand des erstaunten Herzogs nieder. Je weiter dieser las, desto mehr gieng der Ernst seines Antlitzes in ein heiteres, etwas spöttisches Lächeln über. Der junge Mann war einige Schritte näher getreten, und blickte seinen Oheim mit gespannter Erwartung an. „Du hast wirklich das Kammermädchen deiner Schwester entführt, — Chevalier," sagte dieser jetzt, indem er den Brief zusammenlegte. „Ich muß Dir Dank wissen für diese Gefälligkeit, die meine Schutzbefohlene so bald zu mir führt. Aber Du Kind," fuhr er zu Vreneli gewandt, fort, »Du hast große Dinge vor, eine Angelegenheit bei Hofe, ein Gesuch bei dem Könige selbst — nun, Madame Dübois wird wohl helfen, sie vermag viel in diesem Augenblicke, mehr vielleicht als Pater Le Tellier selbst." Vreneli mußte jetzt von Frau v. Merveilleux und ihrem Gemahl erzählen. Sie theilte mit, wie sie in die Dienste der Dame gekommen, was ihren Aufenthalt in Lyon betraf, allein den Besuch auf Fort Eclüse verschwieg sie. Als der Herzog sie nach dem Zwecke fragte, den sie am Hofe zu erreichen hoffe, ent-

gegnete sie bescheiden, aber fest: »in dieser Sache habe sie nicht allein ihr Geheimniß, sondern auch das einer andern Person zu bewahren.

Alle Umstände vereinigten sich höchst günstig für Vreneli. Der Großprior war im Begriff, sich nach Versailles zu begeben. Dort befand sich der Hof und Frau von Maintenon mit ihrer Dienerschaft. Ihn selbst rief heute ein Geschäft zu der frommen Freundin des Königs. Er erbat sich, Vreneli mitzunehmen, die natürlicherweise dieses Anerbieten wie eine Fügung des Himmels ansah.

»Du darfst mir Dank wissen, Chevalier,« sagte er im Fortgehen mit leisem Spotte zu seinem Neffen, daß ich Dir so wohlfeilen Kaufs von dieser lästigen Geschichte loshelfe. Das Kind scheint mir Entschlossenheit genug zu besitzen, einem Thoren, der es wagt, sie zu beleidigen, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.« Als Vreneli am Arme des Großpriors vor der im Hofe versammelten Dienerschaft erschien, und ihr Begleiter sie artig in den Wagen hob, in den er dann selbst nachfolgte, malte sich Erstaunen in Aller Mienen. Niemand aber wagte diese Befremdung laut werden zu lassen, und von einer bewaffneten Ehrengarde, die den Wagen umgab, begleitet, trat das Hirtenmädchen von Calanda ihre Fahrt zu dem Hoflager des Königs von Frankreich an.

VII.

In einem hohen, aber durch breite Damastvorhänge verdüsterten Zimmer des königl. Schlosses zu Versailles saß eine bejahrte Dame, in deren Zügen eine seltsame Mischung von Stolz und Demuth, in deren Haltung und Benehmen Ernst und Frömmigkeit lagen. Sie las in einem Gebetbuch, und unterließ nie, an den Stellen, wo es der Inhalt des Buches mit sich brachte, sich zu

bekreuzen und das Haupt zu neigen. Ihr Anzug glich dem einer Klosterfrau, allein die schweren Goldketten, die Hals und Brust umgaben, ein hellstrahlender Diamant von ungewöhnlicher Größe, der den hinten herabfallenden Schleyer über der Stirn zusammenhielt, verriethen, daß sie der Welt und ihrer Eitelkeit noch nicht ganz entsagt habe. Diese Dame war Frau von Maintenon, der das Schicksal die Bestimmung gegeben hatte, den alternden, lebensmüden Monarchen die Oede seines Herzens, die Unzufriedenheit mit sich selbst, und so vielen vereitelten Plänen des Ehrgeizes und der Habsucht vergessen zu machen. Nicht weit von ihr beschäftigte sich eine Frau von mittlern Jahren mit der Anordnung einer Reihe schwarz eingebundener Bücher, die sie auf einem Schreibtische aufstellte. Eines der Bücher entglitt ihrer Hand, und fiel mit Geräusch zur Erde. Frau von Maintenon warf einen un[illegible]n, strafenden Blick auf die Frau, und sagte in einem ernsten, aber nicht lauten Tone: »Jetzt ist es nicht Zeit, die Geschäftige zu machen. Haltet Euch ruhig, Dúbois, denn Ihr wißt, der König arbeitet im anstoßenden Kabinete mit seinen Ministern.“ Nur mit innerem Widerwillen schien sich Madame Dúbois in den Willen ihrer Gebieterin zu fügen. Sie trat in eine Fenstervertiefung, und man sah es ihr an, wie schwer es ihr wurde, ihre natürliche Neigung zur immerwährenden Geschäftigkeit zu unterdrücken. Ein Geräusch in dem Nebenzimmer, das jenem Kabinete gerade gegenüber lag, und dessen Thüre halb geöffnet war, gab ihr eine erwünschte Veranlassung, rasch und mit Schritten, die nichts weniger als unvernehmlich waren, sich in dieses zu verfügen. Sie kam bald wieder zurück, und meldete den Großprior von Vendome, der in einer wichtigen Angelegenheit Frau von Maintenon zu sprechen wünsche. Das Angesicht

Digitized by Google

der alten Dame verfinsterte sich. »Ich habe die Vendome nie geliebt,“ sagte sie; „sie rühmen sich der Abstammung von Heinrich IV., und ihr Stolz läßt sie das Heil nur auf dem blutigen Schlachtfelde, nicht aber auch in der Uebung frommer Pflichten suchen. Ich weiß, was der Herzog will. Wie oft habe ich es nicht schon hören müßen, und wie oft habe ich ihm nicht schon das Vergebliche seiner Bemühungen vorgestellt. Sagt ihm, ich sey unpäßlich, ich könne ihn nicht sprechen.“ Da aber nahm sich Madame Dübois mit einer unwiderstehlichen Beredsamkeit der Sache des Herzogs an. Ihre Mutter war Amme in dem Hause der Vendome gewesen, sie selbst hatte ihre Kinderzeit und den größten Theil ihrer Jugend in diesem zugebracht. Mit Wohlgefallen war sie von den Eltern des Herzogs, von diesem selbst überhäuft worden, sogar ihre jetzige günstige Lage hatte sie seine früheren Empfehlungen zu verdanken. — Sie ließ nicht nach, ihre Gebieterin mit Bitten und Beschwörungen zu bestürmen, bis diese endlich nachgab, und verdrießlich einwilligte, den Großprior zu sprechen. Jetzt eilte sie vergnügt in's Nebenzimmer, hieß den Herzog eintreten, und fand sich nun mit Vreneli, die jener ihr als eine, ihrem und seinem Schutze empfohlene junge Schweizerin vorgestellt hatte, allein. Mit flüchtigen Blicken durchlief sie den Inhalt des Schreibens, welches ihr Vreneli vom Kommandanten des Forts Eclüse überbrachte. Kopfschüttelnd legte sie es zusammen, und sagte: »junges Mädchen, Ihr habt Euch da in ein schwieriges Unternehmen eingelassen. Der Mann, der Euch hieher geführt, betreibt dieselbe Sache, allein ob er gleich dem königl. Hause verwandt ist, obgleich er und sein Bruder der Krone Frankreich große Dienste geleistet haben, so sind doch bis jetzt alle Schritte, die er gethan, vergebens gewesen.“ Dem Mädchen schien es

kaum glaublich, daß der von dem alten **Maßner** so schwer beleidigte Großprior sich für die Befreiung ihres Rudolph verwende. Da aber entdeckte ihr Madam Dübois, daß der Herzog, als er aus der Gefangenschaft entlassen worden, sein Ehrenwort gegeben habe, nach Kräften die Befreiung des jungen Maßner zu betreiben. Er sehe nun die Sache für seine eigene an, er glaube seine Ehre verletzt, und fange an, nach mehrmaligem Abweisen, in der That zudringlich zu werden. — »Was ihm nicht gelingt, gelingt vielleicht mir,« sagte entschlossen das Mädchen. »Ihm steht nicht an, was mir zu thun erlaubt ist, und vielleicht allein nur die Strenge des Königs in Milde verwandelt. Ich werde mich ihm zu Füßen werfen, ich werde ihm alles gestehen, daß Rudolph mein Bräutigam ist vor Gott und in meinem Herzen, ich werde ihn von seiner Unschuld überzeugen, und meine Thränen werden ihn rühren. Ich bin stark auf der weiten Wanderung geblieben, die Trauer, die Sehnsucht hat mir keine Thräne ausgepreßt, aber nun, wo es gilt, das Werk, an dem mein Leben hängt, zu Stande zu bringen, sind meine Gefühle zu sehr bewegt, um sich länger beherrschen zu lassen." — „Still mein Kind!« unterbrach sie hastig und in lauschender Stellung Madame Dübois. „Höre nur, wie Frau von Maintenon heftig über diese Sache gegen den Herzog spricht. Ich beklage Dich, Du hast wenig Hoffnung.« Sie zog das Mädchen näher gegen die Thüre des Zimmers, in welches der Großprior eingetreten war; sie standen dicht an der halbgeöffneten Thüre, und konnten jedes Wort vernehmen, das drinnen gesprochen wurde.

„Der König ist ein Enkel Heinrichs IV., ich bin es auch," nahm jetzt in einem aufwallenden Tone der Herzog das Wort. „Wenn meine Ehre befleckt erscheint,

so fällt auch ein trüber Schatten auf die des Königs. Noch einmal, Madame! beschwöre ich Euch, die Macht, die Ihr über das Gemüth des Königs besitzt, dazu anzuwenden, daß jener unschuldige junge Mensch die Freiheit erhält, daß mich nicht länger diejenigen, die mich nur einer Handlung des Königs willen gefangen gehalten, und aus eigenem Entschusse frei gegeben, für einen Wortbrüchigen halten!« »Herr Herzog!« erwiederte in einem herben Tone Frau von Maintenon, »ich thue nichts mehr in dieser Angelegenheit. Jedesmal, wenn ich davon gesprochen, ist der Unwille des Monarchen rege geworden, und das Gefühl der verletzten Königswürde hat sich in ihm empört. Der junge Mann büßt die Schuld seines Vaters. Er mag sein Unglück mit Geduld tragen, wie es einem frommen Christen geziemt. Wir alle tragen ja die Schuld unserer Eltern als ein Erbe, und müssen uns büßend darein ergeben." Sie hatte die letzten Worte leiser und mit demüthiger Stimme gesprochen. „Uebrigens," hob sie jetzt in dem ersten Tone wiederum an, „steht Seine Majestät eben im Begriffe, den Frieden, den die Abgesandten der europäischen Mächte zu Baden in der Schweiz geschlossen, zu unterzeichnen. Mit diesem Federstriche soll der unglückliche Krieg, der Europa so viele Jahre hindurch verwüstet, der Frankreich große Opfer gekostet hat, vergessen seyn; keiner Sache soll erwähnt werden, die an ihn erinnern könnte; so will es der König! Jener Vergessenheit wird auch der Gefangene, für den Ihr sprecht, anheimfallen.» Da konnte sich Vreneli nicht länger bezwingen. Sie stürzte in das Zimmer, sie warf sich vor Frau von Maintenon auf die Knie. Nicht der Ort, wo sie war, nicht der ängstliche Nachruf der Madame Dübois, keine Rücksicht konnte sie zurückhalten, sich der Gewalt ihrer Gefühle zu überlassen. Frau von Main-

enon blickte überrascht und erstaunt auf das Mädchen herab, dann sah sie fragend nach dem Großprior, aus dessen Miene sie aber erkannte, daß er nicht weniger befremdet sey, als sie selbst. »O Madame!« rief Vreneli, deren Stimme durch die Aufregung, in der sie sich befand, etwas Mächtiges, Ergreifendes erhielt: »wenn Ihr den mindesten Einfluß auf den mächtigen König dieses Landes habt, so hindert ihn, eine Ungerechtigkeit zu begehen! Die Klage des Einzelnen gilt vor dem Throne Gottes wie die von Millionen, und der Herrscher kann eben sowohl im nächsten Augenblicke vor den Stuhl des ewigen Richters gefordert werden, wie der letzte seiner Unterthanen. Hütet Euch vor der Sünde, den König, mit einer Sünde belastet, sterben zu lassen. Ist sein Ohr Euern Bitten geneigt, so versäumt nicht, seine Strenge in Güte und Verzeihung zu verwandeln, sonst fällt jene Sünde auf Euch zurück, und Ihr werdet sie dereinst zu verantworten haben. Sehet nicht so finster auf mich herab, Madame! Es ist möglich, daß meine Rede Euch beleidigt hat, denn ich kenne nicht die Sprache, die in der Nähe der Könige gesprochen wird, aber mein Wille ist es nicht gewesen, und Ihr werdet es mir deßhalb leicht verzeihen.« — »Wer bist Du, Mädchen, und wer hat Dich gesandt?“ unterbrach sie jetzt die Frau von Maintenon im Tone des heftigsten Unwillens. Ein leises Knarren der Thüre des Kabinets, in welchem sich die Thüre befand, ließ sich vernehmen. Die alte Dame warf einen flüchtigen aber scharfen Blick nach der Thüre. »Ich bin ein armes Hirtenmädchen vom Berge Calanda, im Lande des grauen Bundes,« erwiederte noch immer knieend Vreneli. „Aus eigenem Antriebe habe ich meine Heimath verlassen, und habe die Wanderung hieher unternommen, um Rudi Maßners Freiheit zu erbitten, weil er

mein Bräutigam und weil er unschuldig ist. Als mir der erste Gedanke dazu kam, war es, als rufe mir die Stimme eines Heiligen oder eines Engels zu: wandere nur hin zu dem Throne des mächtigen Königs von Frankreich, ihm ist Gewalt über viele Tausende gegeben, und wer diese erhalten, der kann nicht anders als recht thun, denn er sieht ja immer das Elend vor Augen, das unter den vielen Tausenden durch Unrecht entsteht. Gewiß ist er nur getäuscht und dein Rudi bei ihm verläumdet worden. Vertraue fest auf ihn, denn er wird dir helfen! Und in diesem Vertrauen hat mich nichts wankend gemacht. Gott hat mich auf wunderbaren Wegen hieher geführt, er hat mich geschützt in öden Eiswüsten, wo so oft die Lawine den einsamen Wanderer begräbt, er hat mich zu gütigen Menschen geleitet, er hat das Böse, das man mir thun wollen, mir zum Heile gekehrt. Das alles hat er nicht gethan, um mich jetzt so nahe am Ziele trostlos, elend und verzweiflungsvoll zurückzuweisen. Ich vertraue noch fest, wie in dem ersten Augenblicke meines Entschlusses, auf die Gerechtigkeit des mächtigen Königs. Er wird mich erhören, er wird mir helfen.« Erschöpft mußte Vreneli inne halten. Da öffnete sich die Thüre des Kabinets, und in ihr erschien die hohe Gestalt eines Greises, der nur in ein einfaches schwarzes Gewand gekleidet war, dessen ganzes Wesen aber den Charakter von Hoheit trug, und der Ehrfurcht gebietend auftrat. Sein Antlitz war bleich, ein finsterer Zug schwebte auf seiner Stirne, während ein leises Lächeln, das wohl durch den überraschenden Anblick eines Schweizer-Hirtenmädchens in ihrer Landestracht erregt wurde, um seinen noch immer schön gebildeten Mund spielte. Der Herzog von Vendome beugte sich tief vor dem Eintretenden, Frau von Maintenon stand auf, und Madame Dübois entfernte sich leise aus dem

Gemach; Breneli aber verharrte in ihrer knienden Stellung, indem sie jetzt mehr nach dem Greise hingewandt war, als nach der alten Dame, und wie eine zu ihm Bittende erschien. »Dein Vertrauen soll Dich nicht getäuscht haben!“ unterbrach der Greis die herrschende Stille. Seine Stimme war gütig und melodisch. Er sah freundlich zu Breneli nieder. »Ich habe der Welt den Frieden gegeben vor wenigen Augenblicken, ich will ihn auch Deinem Herzen zurückgeben. Du selbst sollst Deinem Verlobten die Nachricht seiner Befreiung bringen.“ Der Greis verschwand in das Kabinet, dessen Thüre sich hinter ihm schloß. Entzückt und wie verklärt blickte Breneli noch einige Augenblicke nach der Stelle, wo sie ihn gesehen hatte. Es war ihr, als habe sie wieder jene Stimme vernommen, die ihr Vertrauen zu ihrem Unternehmen eingeflößt. Sie glaubte, keine irdische, sie glaubte eine himmlische Erscheinung gehabt zu haben. Da hob sie Frau von Maintenon auf, lächelte ihr jetzt eben so freundlich zu, wie sie früher finster geblickt hatte, und sagte: „Du bist eine Erwählte des Himmels, Mädchen! denn er ist es augenfällig, der Alles zu Deinem Besten fügt. Das war der König. Dein Werk ist gelungen.« Noch immer war Breneli sprachlos. Die Ueberraschung, die Freude lähmten die Kräfte, die Unruhe und Seelenstärke bisher aufrecht gehalten hatten. Sie fühlte sich schwach. Frau von Maintenon führte sie zu einem Sessel, während der Großprior ihr feurigen, freudigen Dank sagte, daß sie seine Ehre gerettet, sein Wort gelöst habe. Nach und nach gewann das Mädchen ihre Kräfte wieder. Sie sah mit glänzenden Blicken aufwärts, sie preßte die zusammengefalteten Hände auf ihre Brust. »Gott hat Großes an ihm und an mir gethan,« sagte sie: »o wer Flügel hätte, ihm noch in dieser Stunde die Freiheit zu brin-

gen!“ Da trat ein Sekretär des Königs aus dem Kabinet und händigte ihr ein versiegeltes Schreiben an den Kommandanten von Fort Eclüse ein; dann flüsterte er dem Herzoge einige Worte zu, welche dieser mit einer bejahenden Gebehrde erwiederte. Als Vreneli von der alten Dame darauf aufmerksam gemacht worden war, daß sie den Befehl zur Freilassung ihres Verlobten in Händen habe, stand sie hastig auf: »Ich muß fort: »Ich muß fort!» rief sie. »Jeder Augenblick des Verweilens verlängert sein Gefängniß. Ich habe auch keine Ruhe mehr an irgend einer Stätte, es drängt mich hin, es treibt mich zur Erfüllung meiner Pflicht.« Vergebens war die Einladung der Frau von Maintenon, einige Tage in ihrem Hause, in der Gesellschaft der Madame Dübois zuzubringen. Vreneli sah ängstlich nach der Thüre, und schien im Begriff, im Nothfall selbst rasch hinauszuschlüpfen, und sich zu entfernen. Der Großprior, der ihre Gefühle errieth und ihre Verlegenheit erkannte, nahm lächelnd die Hand des Mädchens, und führte sie, nachdem er sich von Frau von Maintenon leicht verabschiedet, hinab zu seinem Wagen. Madame Dübois begleitete sie, und bedauerte mit vielen Worten, daß sie nicht das Vergnügen haben könne, ihren lieben Gast länger zu besitzen. Im Fluge gieng es zurück nach Paris.

(Schluß folgt.)

Anlage einer Blumenuhr.

Die Eigenschaft vieler Blumen, sich zu einer bestimmten Zeit zu öffnen, oder zu schließen, läßt dieselben um eine Laube oder auf einem andern dazu bestimmten Platze im Garten so neben einander pflanzen,

daß sie in ihrem Eröffnen und Schliessen die Stundenfolge anzeigen, und auf diese Weise die Stelle einer Uhr vertreten.

Vornehmlich sind es folgende, leicht zu erhaltende Blumen, die sich zu einem solchen Zeitmerk nehmen lassen:

Es öffnen sich um

3 Uhr Morgens: der gelbe Bocksbart, tragopo luteum.
4 — — der gemeine Pippau, crepis tectorum.
5 — — die Feld-Gänsedistel, sonchus agrestis *)
5—6 — das rothe Habichtskraut, hieracium rubrum.
6 — — das Wiesen-Ferkelkraut, hypochaeris pratensis.
6½ — — der rothe Pippau, crepis rubra.
7 — — die weiße Seerose, nymphaea alba.**)
7—8 — die zungenblättr. Zaserblume, mesembrianthemum linquiformae.
8 — — die bärt. Zaserblume, mesembriathemum barbatum.

Es schließen sich um

8 — 9 Uhr Vormittags: der gemeine Löwenzahn.
9 — — der Bocksbart.

Es öffnen sich um

9 Uhr Vormittags: die Ackerringelblume, caledula aruensis.***)

---

*) Hiezu dient auch der gemeine Löwenzahn, leontodon taraxacum. Der Alpenpippau, crepis alpina, die blaurothe Tagblume, termeracollis vulva.

**) Hiezu auch die Zaunblume, anthericum album.

***) Gleiche Eigenschaften: das einblümige Habichtskraut, hieracium pilosella, die rothe Nelbe.

10 Uhr Vormittags: das rothblühende Sandkraut, arenari rubra. *)
Es schließen sich um
11 Uhr Vormittags: der gemeine Pipau, der Alpenpippau.
12 Uhr Mittags: die Feld=Gänsedistel.
1 Uhr Nachmittags: die rothe Nelke, dyanthus prolifer. **)
2 — — die bartige Zaserblume. ***)
3 — — das rothblühende Sandkraut. †)
4 — — die Diamanten=Pflanze, mesembrianthemum crystalinum. ††)
5 — — das Wiesenferkelkraut.
6 — Abends: die weiße Seerose.
7 — — der nacktstielige Mohn, papaver nudicale.
8 — — die braunrothe Tagblume, termeracalis fulva.

Wie alt ist Vater und Sohn?

Jemand wurde gefragt, wie alt sein Sohn sey, den er so eben auf einem Spaziergange bei sich hatte. Jetzt lautete die Antwort: bin ich viermal so alt, als er, in Zeit von vier Jahren aber, werde ich nur mehr dreimal so alt seyn. — Wie alt war Vater und Sohn?

---

*) Die Diamantenpflanze.
**) Der rothe Pippau.
***) Das einblümige Habichtskraut.
†) Die Ackerringelblume, calendula aruensis, die zungenblättrige Zaserblume.
††) Die Zaunblume, anthericum album.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 15tes Stück.

Das Hirtenmädchen von Calanda.

(Schluß.)

Die Nacht war schon eingebrochen, als sie vor dem Hotel des Großpriors hielten. Hier wurde Vreneli von ihrem Beschützer der Frau seines Intendanten in Obhut und Pflege übergeben. Zu ihrer Abreise am nächsten Tage würde er Alles vorbereiten lassen, versicherte beim Abschiede Herr von Vendome. Vreneli konnte nicht schlafen. Freude und Sehnsucht brachten ihr ganzes Wesen in Aufruhr. Mit der Frühe des nächsten Tages stand sie schon angekleidet am Fenster. Es war noch stille in der Straße, still im ganzen Hause. Einige Stunden unruhigen Harrens vergiengen, da sah endlich Vreneli einen Reisewagen vorfahren, und in ihr Zimmer trat ein ältlicher Mann von rechtlichem Ansehen, den die mitkommende Intendantenfrau als ihren Bruder vorstellte, und zugleich als den für das Mädchen bestimmten Reisegesellschafter bis Fort Eclüse. Voll seliger Hoffnungen bestieg Vreneli den Wagen. Alles, was ihr auf so seltsamen Wegen gelungen war, erschien ihr wie ein Traum. Oft während der Fahrt, die sie

nun immer mehr von Paris entfernte, redete sie ihren ziemlich schweigsamen Reisegefährten an, um durch seine Antwort, seine Versicherung sich zu überzeugen, daß sie in der Wirklichkeit lebe. Allenthalben verbreitete die Nachricht des geschlossenen Friedens, welche ihr Begleiter verkündigte, Freude und Jubel. So erhielt ihre Reise noch eine heitere Bedeutung. Sie kamen an die Ufer des Genfersees, den Vreneli mit Freudenthränen begrüßte; am nächsten Morgen erreichten sie Fort Eclûse. Zitternd und sprachlos vor freudiger Erwartung stand Vreneli vor dem Kommandanten, der lächelnd den königl. Freiheitsbrief las. Nachdem der Kommandant von Fort-Eclûse seiner Ordonanz leise einen Auftrag ertheilt hatte, führte er Vreneli über den Hof nach dem Thurme, in welchem Rudolph Maßner fest auf seines Mädchens Treue und Versprechen vertraute. In der That bedurfte sie seiner Unterstützung, um die Stufen zu ersteigen. Da standen sie endlich vor der eisenbeschlagenen Thüre, da klirrten die Schlösser, da dröhnte der schwere Riegel, da flog die Thüre auf, und Vreneli lag mit dem Ausrufe: »Rudi, Du bist frei!“ an der Brust des staunenden Verlobten. Die Scene eines solchen Wiedersehens ist nicht zu schildern. Der Kommandant zog sich auf den äußern Gang zurück, um die Liebenden nicht zu stören. Aus einzelnen Ausrufungen, aus abgebrochenen Worten ersah Rudolph, wie es dem Mädchen gelungen, das Ziel ihres großen Unternehmens zu erreichen. Jetzt drängte es sie in die Heimath zu Mutter und Bruder, zu den Bergen und Thälern, die der junge Frühling in sein reizendes Grün kleidete. — Aber beiden stand noch eine Ueberraschung auf Fort Eclûse bevor. Der Kommandant trat herein, und erklärte ihnen mit feierlicher Miene, daß dem königl. Befehle zu Rudolphs Befreiung auch der beigefügt sey,

das junge Paar, noch ehe es sich aus Fort Eclûse entferne, um gesellig in die Heimath zu wandern, durch Priestersegen vor dem Altare verbinden zu lassen. Alle Bedenklichkeiten wurden durch ein strenges: Der König will es! niedergeschlagen. Der Kommandant führte Breneli hinab in die Schloßkapelle, wo schon der Priester im Ornate ihrer harrte, Rudolph folgte beiden nach, und dieselbe Stunde, die ihm seine Freiheit gebracht, machte ihn zum Gatten des geliebten Mädchens, das durch seine Treue, seine Standhaftigkeit und seine Aufopferungen den Besitz Rudis wohl verdient hatte.

VIII.

Hoch oben im Prättigau, an der tobenden Landquart, wo über eine schmale, aber kühn von einem Felsen zum andern springende Brücke, die aus dem Thale Davos kommende Straße zu dem Hauptorte Klosters führt, wo im Hintergrunde die Gletscherhörner des Vareina emporragen, stand von der Landstraße abgelegen, ein ansehnliches Bauerngut. Noch war die hochgelegene Landschaft mit Schnee bedeckt, noch zeigte sich nur an einigen, der Sonne besonders ausgesetzten Stellen, die Kraft des jungen Frühlings. Es war schon einige Stunden über die Mittagszeit, als in dem Thore jenes Bauerngutes ein junger Mann erschien, der an den Strahlen der kräftiger werdenden Sonne sich erwärmend, das Thal hinabblickte, und oft auch seine Aufmerksamkeit auf den aus Davos über den bedeutenden Stutzberg führenden Weg richtete. Die Gegenstände, welche auf beiden Punkten seine Blicke auf sich zogen, waren eine größere und kleinere Reisekutsche. Die erstere bewegte sich aus dem Prättigau herauf, und befand sich bereits zwischen dem Orte Klosters und der obenerwähnten Brücke, die andere kam, an Abgründen hin- und herschwan-

kend, vom Stutzberge herab. Beide befanden sich in fast gleicher Entfernung von ihm. In der Einsamkeit seines Aufenthaltes waren das zwei wichtige Erscheinungen. — Er gieng neugierig hinab zu der Landstraße, nach der Brücke hin, an deren jenseitigem Rande eben die grössere Kutsche aus dem Thale erschien. Indem diese jezt ganz nahe war, hatte er sich von der oben befindlichen, die den Krümmungen des Weges folgte, bedeutend entfernt. Jezt fuhr die Kutsche aus dem Thale dicht an ihm vorüber. Ein Frauenzimmer sah heraus, und warf förschende Blicke nach dem Bauerngute herauf. „Breneli“ rief der junge Mann, und stürzte an den Schlag. »Berchtold, mein Bruder!“ entgegnete die Reisende. Der Wagen hielt, und nach einigen Augenblicken lagen sich die Geschwister in den Armen; Rudolph Maßner bot dem Schwager die Hand. »Ihr verdanke ich die Freiheit,“ sagte er: »sie ist mein Weib, durch Priestersegen mir angetraut!“ Da ertönte plötzlich von der Höhe des Berges herab ein ängstliches Geschrei. Ihre Blicke flogen dorthin. Sie sahen, wie dicht am Rande einer entsetzlichen Tiefe die Pferde von jenem zweiten Reisewagen scheuten, sich bäumten, dann seitwärts überschlugen, stürzten, und die Kutsche mit ihrem Führer und einem Reisenden, der eben durch einen Sprung sich retten wollte, über Felsen und Klippen hinab in den Abgrund rißen, wo die wüthende Landquart sich zwischen dunkeln Schluchten ihren Weg bahnt. Wie ein schreiender Mißlaut griff der Anblick dieser gräßlichen Scene in die Freude, welche noch eben die drei wiedervereinigten Menschen belebt hatte. »Fort, fort!« rief Breneli den bestürzten Männern zu: »sehet ob zu helfen, ob zu retten ist!“ Berchtold und Rudolph eilten nach der Seitenwand des Berges, kletterten über Steine und Trümmer mit Lebensgefahr in die Tiefe, durch

welche die Landquart strömte, und schritten nun auf schmalem, abschüssigem Pfade längs des Flußbettes der Stelle zu, wo die Kutsche hinabgestürzt seyn mußte. Die Krümmungen des Stromes verzögerten ihr Näherdringen. — Endlich vernahmen sie aus einer seitwärts liegenden Kluft ein leises Wimmern, und dazwischen tiefe Seufzer, wie Stöhnen eines Sterbenden. Rasch traten sie in die Spalte. Hinter einem Enzianstrauche erblickten sie, zwischen zwei Felsenstücke gepreßt, eine blutige, entstellte Menschengestalt, deren Seufzer jetzt leiser verhallten; sie beugten sich zu ihr nieder, Rudolph wischte ihr das Blut von der zerschmetterten Stirn, und aus dem Antlitze: ewiger Gott, welche Entdeckung wartete seiner hier! Er sah in die brechenden Augen seines Vaters. Noch einmal hob ein leises Röcheln die Brust; dann zog der Friede, dessen Wohnung sie im Leben nicht gewesen, mit dem Tode in sie ein.

Wir wollen bei dieser schrecklichen Begebenheit, welche ein lang ersehntes Fest der Freude in Schmerz und Trauer verwandelte, nicht länger verweilen, als der Gang unserer Erzählung erheischt. Auch der Kutscher, welcher die Kutsche des alten Maßner so unglücklich geführt, wurde tödtlich verletzt gefunden. Noch ehe er starb, sagte er aus, daß der verbannte Rathsherr nicht länger Ruhe im fremden Lande gehabt, daß er aus dem geschlossenen Frieden neue Hoffnung für sich geschöpft, und es nun, trotz dem auf seinen Kopf gesetzten Preise, gewagt habe, über die Albula und durch Davos in die Heimath zurückzukehren. Da hatte ihn in der Blüthe seiner Hoffnungen mit furchtbarem Hohne sein Schicksal erreicht, und vor den Augen des Sohnes, nahe der Vereinigung mit diesem und mit der Hausfrau, in den Abgrund geschleudert, wo der Tod sein Opfer gierig ergriffen.

Die beiden jungen Männer beschlossen, nachdem das Entsetzen des ersten Augenblicks sich gemildert hatte, auf dem Bauernhofe, wo Mutter Therese und Frau Maßner weilten, zu verschweigen, daß den Rathsherrn dieses schreckliche Unglück getroffen habe, und vorzugeben, der Verunglückte sey ein fremder, ihnen unbekannter Reisender. Erst später und nach den nöthigen Vorbereitungen sollten die Mütter von der Wahrheit unterrichtet werden. Vreneli, in deren Seelenstärke man berechtigt war, ein großes Vertrauen zu setzen, wurde in das Geheimniß gezogen. Ihre Thränen floßen dem Unglücklichen, aber sie fand Kraft genug in sich, mit mehr Unbefangenheit als die Männer vor ihrer und Rudolphs Mutter zu erscheinen. Mit liebevollen Vorwürfen und Aeußerungen der lebhaftesten Freude wurde Vreneli von Frau Therese, mit Herzlichkeit auch von Frau Maßner empfangen, als diese erfuhr, was sie für Rudolph gethan, und daß die Heurath mit ihr der Preis seiner Freiheit gewesen. Was den Neuangekommenen an Heiterkeit abgieng, wurde ihrer Theilnahme an dem Schicksale des verunglückten Fremden zugeschrieben. Bald entfernten sich unter einem Vorwande die jungen Männer. Sie nahmen Knechte und Tragbahren mit. Unter Beschwerden und Gefahren wurden die Leichen aus dem Schlunde der Lanquart hervor, und nach dem Hauptorte Klosters gebracht. Hier erfolgte um Mitternacht die feierliche Bestattung.

Rudolph vergoß Thränen der Wehmuth an dem Grabe des Vaters, den er nach langer Trennung, im schrecklichen Todeskampfe wieder gefunden; Berchthold nahm innigen Antheil an der Trauer des Freundes.

Die Zeit heilte auch diese Wunde. Nach Jahresfrist stand Rudolph Maßner, in die Rechte, in das Eigenthum seines Vaters wieder eingesetzt, von seinen

Mitbürgern, die an ihm wieder gut machen wollten, was sie dem Alten Böses gethan, mit Ehren und Würden geschmückt, in dem Prunkgemache des väterlichen Hauses, und wiegte ein Knäblein auf dem Arme, das ihm vor einigen Wochen Vreneli geschenkt. Die Blicke der jungen, noch etwas bleichen Frau ruheten entzückt auf der lieblichen Gruppe. Mutter Therese und Frau M..ßner saßen, ganz wie es Vreneli einst vorausgesagt hatte, traulich und fröhlich kosend über das Glück ihrer Kinder, nebeneinander im Hintergrunde des Zimmers. Berchthold aber war nicht zugegen; er hatte die Pachtung am Calanda wiederum übernommen, er war Bräutigam mit einem wackern Mädchen aus der Nachbarschaft, und sah hoffnungsvoll der schönen Zeit entgegen, die Vreneli und Rudi schon erreicht hatten.

Die edelmüthigen Feinde.

Eine Kriegsscene.

Unter den schönern Regimentern der ehemaligen preußischen Armee verdiente das in Halberstadt liegende Regiment Herzog von Braunschweig eine der ersten Stellen. Die ausgesuchten schönen Leute, das sehr gebildete Korps der Offiziere, die ungemeine Fertigkeit und der Geist des Anstandes, der in diesem Regimente herrschend war, hatten es seit langer Zeit ausgezeichnet. Von jeher behauptete dieses Regiment den Ruhm der Tapferkeit, besonders in der Schlacht bei Pirmasens (in dem jetzigen bayerischen Rheinkreise) am 14. Sept. 1793. An diesem Tage hatten sich vorzüglich die Schützen sehr brav gehalten, die in dem gebirgigen Terrain den Feinden mit Nachdruck nachsetzten, und ihnen mehrere Kanonen abnahmen.

Unter den Schützen war ein junger Mensch, aus der zum Kanton (Bezirk, aus dem es seine Rekruten zu nehmen hatte) des Regiments gehörigen Grafschaft Hohenstein, der sich bei dem Verfolgen einzelner Feinde von seinem Trupp trennte. In der Hitze des Verfolgens merkte er nicht, daß er sich verirrt hatte; jetzt, da er umkehren wollte, sah er sich mitten im Walde. Er stand still, und überlegte, auf welchem Wege und nach welcher Richtung er am besten zu seinen Waffenbrüdern kommen könne, als er das Wimmern eines Unglücklichen hörte. Ohne lange die Gefahr zu bedenken, in die er sich stürzen könnte, eilt der brave Hohensteiner in den Busch, und findet zwei preußische Soldaten von einem andern Regimente, die einen jungen, verwundeten französischen Offizier plündern, und ihn fast nackt ausgezogen hatten. Vergebens bat der Verwundete um Erbarmen. Einige Augenblicke sah der Schütze zu; als die Barbaren aber dem Unglücklichen mit Gewalt den Stiefel vom zerschossenen Fuße ziehen wollten, war das Mitleid größer in dem braven Jünglinge, als die Furcht. Ohne daran zu denken, daß er es mit zwei Feinden zu thun hatte, sprang er unter sie. „Halt, Schurken!“ rief er, „was macht Ihr mit dem armen Jünglinge?“ — Trotzig antworteten die Beiden, was ihn das angienge. — „Was mich das angeht?“ entgegnete er, und sprang auf die Seite, wo die Gewehre lagen, um die Unmenschen zu verhindern, zu seinem Nachtheile Gebrauch davon zu machen. »Ihr seyd Deserteurs!“ fuhr er fort; „den Augenblick mir gefolgt, oder ich schieße Einen von Euch nieder, und der Andere steckt auf dem Bajonet!“

Die Kerls werden verlegen. „Gebt den Augenblick dem armen Menschen, was ihr ihm nahmt, oder!“ — Er schlug an, und, als ob sie vor einem Kriegsgericht

ständen, gaben sie zitternd dem Verwundeten die Uniform, Uhr und Börse wieder. „Nun geht, oder ich arretire Euch," rief der junge, muthige Schütze, — „die Gewehre bleiben hier! Der Erste, der darnach greift, liegt dabei." — Zum Glück ließen sich auf der von Fährbach nach Pirmasens laufenden Chaussee einige Wagen hören; die Marodeurs fürchteten entdeckt zu werden, und liefen eilig in dem Walde fort.

Jetzt wendete sich der edelmüthige Jüngling zu dem Verwundeten. „Wer sind Sie, mein Herr?" — denn daß es ein Offizier war, sah er an der Uniform. — Dieser antwortete mit schwacher Stimme: „„Ich bin Lieutenant in einem französischen Regimente und bei Straßburg zu Hause. Auf der heutigen Retirade ist mir das Knie zerschossen worden.""

Der Schütze setzte sich darauf neben ihn, verband die Wunde, so gut es gehen wollte, labte den Offizier mit Branntwein und Kommißbrod, half ihm die Uniform anziehen, reichte ihm die auf der Erde liegende Börse, Uhr und Medaillon, das die Barbaren dem Verwundeten von der Brust gerissen hatten, ließ ihn sich auf seine Schultern stützen, und brachte ihn so nach der Chaussee, die nach Pirmasens führt. Hier setzte er sich neben ihn, tröstete ihn, und schlug jede Belohnung aus, die der Verwundete ihm anbot. »Sie sind Gefangener," sagte er; — „wahrscheinlich werden sie weit in mein Vaterland gebracht werden, und da haben Sie Ihr Geld nöthig." — Der Streit zwischen Dankbarkeit und Edelmuth dauerte immer noch fort; durch nichts war der brave Preuße zu bewegen, auch nur die geringste Belohnung anzunehmen. Er blieb so lange bei dem Verwundeten, bis ein Wagen von Fährbach kam, auf den er den Offizier hob, ihn dem Fuhrmann empfahl, und sich nun von seinem Erretteten trennen wollte. Schon

lag dieser auf dem Wagen, als er den Preußen noch einmal zu sich rief. „Ein unbedeutendes Andenken mußt du von mir annehmen, braver Preuße!“ sprach er, und drückte ihm ein in viele Knoten zusammengeknüpftes Taschentuch in die Hand, und trieb nun den Fuhrmann an, so geschwind wie möglich zu eilen. Ehe sich der Preuße besinnen konnte, war der Wagen schon eine ziemliche Strecke fort. —

Eben wollte er das Tuch öffnen, als er den kommandirenden Schützenoffizier seines Regiments mit den übrigen Schützen von fern erblickte. Er eilte zu diesem, ohne sich weiter Zeit nehmen zu können, das Andenken zu besehen. Jetzt hatte er Zeit dazu; er öffnete das Tuch, und fand darin die Uhr des Offiziers nebst einem Medaillon mit dem Gemälde eines Frauenzimmers; — wahrscheinlich hatte der Offizier das Letztere in Eile und aus Versehen mit hineingelegt. Der Preuße war beschämt; gern hätte er Beides dem dankbaren Besitzer zurückgegeben, aber dazu war kein Ausweg, da die Gefangenen noch an eben dem Tage die weite Reise nach Wesel und von dort nach Magdeburg antreten mußten. Er bewahrte nun die Uhr und das Gemälde als ein Heiligthum, und brachte Beides nach dem Basler Frieden 1795 in seine Heimath mit zurück. Ein Jude, dem er einst zufällig dieses Geschenk zeigte, schätzte Beides mehrere hundert Thaler. Da die Eltern arme Arbeitsleute waren, so gab er Beides seiner einzigen Schwester, um es bei einer Heurath zu verkaufen, und sich von dem Gelde einzurichten.

Dreizehn Jahre hatten die Eltern des jungen Menschen sein Vermächtniß als ein Heiligthum aufbewahrt. Er selbst war indeß Unteroffizier geworden, und kam als solcher mit seinem künftigen Schwager (einem Schützen des Regiments) nach der unglücklichen Schlacht bei

Auerstädt (und Jena) in seine Heimath. Nur einige Stunden hielt er sich hier auf; er ließ sich bloß etwas Wäsche und Lebensmittel geben, und folgte nun seinem unglücklichen Könige, nachdem er vorher seiner Schwester den Rath gegeben hatte, Uhr und Medaillon recht sicher zu verwahren. Sie begleitete ihn bis zu einer im Harze liegenden Ziegelscheune. Der daselbst wohnende Aufseher nahm den Unteroffizier nebst seinem Begleiter, als ein Paar Jugendfreunde, liebreich auf, indeß die Schwester zurückgieng, um in einer nahe am Dorfe liegenden Klippe des Bruders Vermächtniß zu verbergen. Eben hatte das arme Mädchen einen ihrer Meinung nach sehr sichern Ort gewählt, als eine Eskadron französischer Chasseurs (Jäger zu Pferde) in das Dorf einrückte. Einer der Reiter (wahrscheinlich um zu marodiren) ritt einen Fußsteig, und kam in dem Augenblicke in der Gegend an, wo das arme Mädchen sich befand, als dieses die Schachtel mit Uhr und Gemälde eingraben wollte. Er sprengte heran, entriß dem Mädchen seinen Reichthum, und eilte nun, um sich an die Eskadron anzuschließen, die im Dorfe aufmarschirt war, und einen Führer durch den Harz verlangte. Trostlos und verzweifelnd schlich das Mädchen nach Hause und erzählte unter unzähligen Thränen den eben so trostlosen Eltern das Unglück.

Die Eskadron hielt vor der Schenke. Der Kapitain war mit einem der Offiziere in der Wirthsstube, in welche auch der Marodeur nebst einem Juden eintrat, der ihm die erbeuteten Sachen abkaufen wollte. Um diese genauer zu besehen, traten Beide an's Fenster, wo der Tisch des Kapitäns und des Lieutenants stand. Der Chasseur öffnete die Schachtel, nimmt Uhr und Medaillon heraus, und will eben den Juden von dem großen Werthe der Dinge überzeugen, als der Kapitain, der

zufällig die Augen darauf wirft, mit einem Male aufspringt, dem Reiter Uhr und Medaillon entreißt, und ihn, ganz außer sich, fragt: „Woher hast Du das?“ — „„Es ist Beute, die ich vor einer halben Stunde hier gemacht habe,““ war die Antwort.

Kapitain. Um Gottes Willen, das alles war mein! Dieß Gemälde ist mein verstorbenes Weib; die Uhr ist ein Geschenk von ihr. Beides gab ich in der Eile und in der freudigsten Unbedachtsamkeit einem jungen preußischen Soldaten, der mir vor dreizehn Jahren das Leben rettete. Ueberlaß' es mir, ich bezahle dafür, was Du haben willst.

Chasseur. Nein, Herr Kapitain! ich mache Ihnen ein Geschenk damit.

Das Unerwartete in dem Auftritte hatte sogar die schüchterne Familie des Wirths an den Tisch gezogen. »Mein Gott! könnt ich den Menschen nur noch einmal sehen!« sagte der Kapitain. „„O, den kann ich Ihnen zuweisen,““ fieng der Wirth an; „„vor einer halben Stunde war er hier im Orte. Dort wohnen seine Eltern,““ indem er einige Häuser weiter hinauf nach einem der schlechtesten deutete.

Als gienge es einem Feinde entgegen, so geschwind stürzte der Kapitain zum Hause hinaus, schwang sich auf's Pferd, und jagte nach dem angezeigten Hause. Ein Chasseur mußte ihm folgen. Der Vater des braven Unteroffiziers, der selbst Soldat gewesen war, und der den Gedanken an eine verlorne Schlacht und an das Unglück seines Vaterlandes kaum ertragen konnte, stand in seinem Schmerz versunken am Fenster, als der Kapitain auf das Haus lossprengte, vor der Thür abstieg, seinem Begleiter das Pferd zu halten gab, und mit ungewohnter Hast in die Stube stürzte. Gleichgültig gegen sein Leben, gieng der Alte dem Offizier entgegen;

er erwartete seinen Tod, und hatte auf alles Verzicht geleistet, was nur irgend einer Hoffnung ähnlich sah. Mutter und Tochter schrieen laut auf; aber wie erstaunten sie, als der Offizier mit der größten Freundlichkeit dem Alten näher trat, ihm die Hände auf die Schultern legte, und die Frage an ihn richtete: „Vater, habt ihr einen Sohn unter den Preußen?“

Der Alte. Ja.

Kapitain. Ist er vor dreyzehn Jahren Soldat gewesen?

Der Alte. Ja.

Kapitain. (Die Schachtel auf den Tisch setzend.) Hat er auch dieß mit aus dem Felde gebracht?

Tochter (schluchzend.) Ja, er hat mir's geschenkt, und heute ist mir's weggenommen worden.

Kapitain. Ich bezahle es Dir doppelt, sage mir nur, wo Dein Bruder ist?

Tochter. Er ist mit der Armee nach Magdeburg gegangen.

Kapitain. Ist das schon lange?

Tochter. Vor einer halben Stunde ist er noch hier gewesen.

Kapitain. O, so schafft ihn doch her. Ich bin ihm so vielen Dank schuldig — er hat mir das Leben gerettet. Ich muß ihn sehen, o, schafft ihn doch gleich her!

Zum Glück fiel es der Tochter ein, daß sich ihr Bruder wohl noch auf der Ziegelscheune befinden könnte. Sie sagte dieß dem Kapitain, der sogleich dem ihn begleitenden Chasseur Ordre gab, dorthin zu reiten. — Einer der Bauern mußte statt seiner des Kapitains Pferd nehmen. In der Zwischenzeit ließ der Kapitain Wein aus der Schenke holen, und erzählte nun den gerührten Aeltern die Handlung ihres Sohnes. Kaum war eine Stunde vergangen, als der Unteroffizier mit dem Chasseur zurückkam. Mit der schönsten Anrede trat er in die Stube. „Ja, ja, er ist's!“ schrie der Kapitain und eilte seinem Retter entgegen.

Unteroffizier. Sie haben befohlen, Herr Rittmeister!

Kapitain. Nichts befohlen, Freund! ich habe durch einen Zufall erfahren, daß Du hier bist, und da mußt' ich Dich sprechen.

Unteroffizier. Herr Rittmeister, ich wüßte nicht —

Kapitain. So sieh mich doch an! Kennst Du mich gar nicht mehr? — Sieh, ich hätte Dich gleich gekannt.

Unteroffizier. Sie irren sich doch wohl nicht? Herr Rittmeister!

Kapitain. Du kennst mich nicht? — Auch nun nicht? — (Er legte Uhr und Medaillon vor ihm hin.)

Unteroffizier. Mein Gott! — wären Sie?

Kapitain. Ja, mein Freund, der bin ich!

Man denke sich die Ueberraschung des braven Mannes, die Aeußerungen der Dankbarkeit des gewiß eben so guten Kapitains, die Freude der Aeltern, die noch dadurch erhöht wurde, daß der Kapitain dem armen Mädchen das Geschenk um einen fast dreifachen Werth abkaufte.

Ich habe mich erkältet.

Diese Worte klingen dem russischen Ohre so schrecklich, als nur je das Wort Thanatos (Tod) den Griechen geklungen haben mag.

Die strenge Winterkälte, welche in den meisten Gegenden Rußlands herrscht, und die dort gewöhnlichen, selbst nothwendigen, heißen Stuben setzen nämlich den Körper der schnellsten Abwechslung zwischen den beiden äußersten Temperaturen aus. Es ist nichts seltenes, in der Stube eine Hitze von 30 Reaumur zu haben, während außerhalb desselben eine Kälte von eben so viel Graden herrscht. Da nun der Bewohner einer solchen Stube seiner Geschäfte wegen sie mehrmals des Tages verlassen, und sich der Temperatur der äußern Luft aussetzen muß, so unterwirft er sich dadurch einem Temperaturwechsel von vollen 60 Graden, den auch eine russische Constitution nicht zu ertragen vermag, wenn nicht besondere Vorsichtsmaßregeln angewendet werden. Oefters erzeigt dieser schnelle Wechsel eine Krankheit, die jenen nördlichen Climaten eigenthümlich und um so gefährlicher ist, da sie augenblickliche Hülfe erfordert, wenn sie nicht mit sehr schnellen Tod, oder mit langem Siechthum en=

digen soll. Der gesundeste und stärkste Mann wird, wenn er einen Fuß aus der Stube setzt, oder wenn auf einem Augenblick die Thüre oder das Fenster geöffnet wird, oft plötzlich von einem Unbehagen überfallen, welches sogleich den ganzen Organismus angreift, und wie ein Alp auf dem Erkrankten lastet. Die Kälte hat die Transpiration der Haut plötzlich und völlig unterdrückt. Eine grosse Mattigkeit der Glieder, ein Gefühl an Händen und Füßen, als wenn sie abfallen wollten, ein stechender Kopfschmerz, und Augenbrennen sind die ersten Anzeichen der Krankheit, worauf, wenn nicht sogleich geholfen wird, in wenigen Stunden schon die gefährlichsten Symptome folgen. — Da die Ausdünstung unterdrückt ist, und zwar in einem Grade, der in unserm Clima ganz unbekannt ist, so muß sie vor allem wieder hergestellt werden. Der Kranke wird daher ohne Verzug und mit den Kleidern sogleich in das nächste Bett gebracht, über und über zugedeckt, eine dicke Pelzmütze ihm über die Ohren gezogen, frischer heißer Thee gemacht, und ihm so viel, als nur immer möglich, eingegeben, fünf, zehn und mehr Tassen. Kaum ist dieser genossen, und der Kranke unter seine dicken Federn zurückgekrochen, so bricht ein reichlicher Schweis über seinen Körper aus, und alle die fürchterlichen Erscheinungen verschwinden so schnell wieder, als sie eingetretten waren. Die Andern, die sich unterdeß wieder an den Tisch gesetzt hatten, wundern sich nicht, wenn sie den Kranken in der nächsten Viertelstunde seinen Kopf aus all' den Pelzen herausstrecken sehen, und einen Menschen wieder an ihren fröhlichen Gesprächen Theil nehmen hören, der noch vor einigen Minuten Jedem, der mit diesen Zufällen unbekannt ist, ein verlohrner Mensch geschienen hatte. Allmählig werden die Decken wieder von ihm gezogen, und noch denselben Abend sieht man den Kandidaten des Todes als einen fröhlichen Mann unter seinen Freunden sitzen. Desto schlimmer aber geht es denen, die diese augenblickliche Hülfe nicht erlangen. Wenn sie nicht, was der gewöhnlichste Fall ist, am andern Tag schon die dunkle Strasse wandeln, von der Niemand zurückgekehrt, so gehen sie, am ganzen Körper von der Gicht gelähmt, einem langsamen schmerzlichen Tode entgegen. Mann erkennet diese Leute, wenn sie sich auch nicht durch ihre gelähmten Glieder verriethen, sogleich an dem eigenthümlichen kachetischem Gesicht. Ihre Antwort, wenn man sie fragt, was ihnen fehle, ist: prosdudilsa (ich habe mich erkältet).

Die Gewohnheit des häufigen Theetrinkens in Rußland, ohne der Gesundheit Nachtheil zu bringen, mag auch, neben der Güte desselben, (er wird in vorzüglicher Güte aus China bezogen; die Einfuhr beträgt 1600 Zt.), in dem wohlthätigen Einflusse auf den Körper in einem Erkältungsfalle seinen Grund haben.

Wer nicht geeignet ist, durch einige Tassen heißen Getränkes in Schweiß zu gerathen, der mag, wenn er meinem Rathe folgen will, aus jenen Gegenden wegbleiben. Giebt es aber unter den Russen nicht auch solche Leute? Die mögen äußerst selten seyn. Ich habe, schreibt ein Deutscher, der sich lange in Rußland aufhielt, keinen gefunden. Wie manche Menschen schlafen können, wenn sie wollen, so können die Russen schwitzen, wenn es ihnen beliebt. Eine Tasse Thee, ein warmer Rock und eine dichte Mütze, und sie sind des Erfolges gewiß. Und dieses Glück haben sie sich selbst bereitet. Ihre häufigen warmen Bäder erhalten ihre Haut rein und weich, und der häufige Genuß des warmen Thee's, bei dem sie auch in gesunden Tagen oft ganz von Schweiß triefen, vermehrt jene Eigenschaft ihrer Haut, und macht sie geschickt den Einflüßen ihres Climas zu widerstehen, Einflüßen, welche ohne diese Selbsthülfe vielleicht schädlicher noch auf die Population jener Gegenden wirken würden, als selbst die Pest auf die Bewohner der südlichen Morgenländer.

Der Ausländer, der in bereits etwas vorgerückten Jahren in jene Gegenden versetzt wird, und die Gewohnheiten seines wärmern Vaterlandes beibehalten will, unterliegt gewöhnlich nur zu bald der Strenge des Clima's. „Ich habe, erzählt ein in Perm ansäßiger Deutscher, in Zeit von 6 Jahren über zwanzig deutsche Familienväter zu Grabe getragen, und mich würde der Tod wahrscheinlich auch schon längst ereilt haben, wenn ich nicht schon in meinem 23. Jahre, also in einem Alter angekommen wäre, wo der Körper noch nachgiebt, und sich den neuen Einflüßen zu fügen noch weich genug ist. Die Russen wissen dieß sehr wohl, fügte er hinzu, und sie sehen jeden Ausländer, der z. B. in seinem 40. Jahre zu ihnen kömmt, als den gewissen Kandidaten eines frühen Todes an. Die Väter sterben so vor der Zeit alle weg, aber ihre Kinder gedeihen im Allgemeinen sehr gut.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 16tes Stück.

Das Banditenfrühstück.

Ein Beitrag zur Sittenschilderung der Korsen.

Es war im Jahre 1821, als ich allein den ziemlich steilen Pfad hinanritt, der auf dem Fiumorbo von Matra nach Ampriani führt; ich verließ mich dabey ganz auf den Instinkt meines Pferdes, zu dem ich das Vertrauen hatte, daß es mich mit heiler Haut den Weg hinauf bringen würde — eine Art in Felsen gehauener Leiter, auf der seine Gemsläufe sicherer und geschwinder fortschritten, als es die Beine irgend eines Christenmenschen vermochten. So hatte ich ihm die Zügel auf den Hals fallen lassen, und ganz in die wilde Schönheit der Gegend versunken, in der tiefen Einsamkeit und Stille, die mich umgab, fast vergessen, daß außer mir noch andere Menschen dieses seltsame Land bewohnten, das manchmal so unbewohnt scheint, wie eine Insel des stillen Oceans, so daß man Meilen weit seinen Weg zurücklegen kann, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen. Ein plötzlicher Ruck weckte mich aus meinen Träumereien; mein kleines korsisches Pferd, gescheidt wie ein

Jagdhund, hatte wahrscheinlich einen Eber oder einen Menschen gewittert; es war auf einmal vor einem dichten Erdbeerbaumstrauche stutzig geworden, der mit seinen blutrothen Beeren wie ein ungeheurer Büschel von Erdbeeren anzusehen war: das Auge des Thieres funkelte, seine aufgeblasenen Nüstern schnaubten, seine Haare sträubten sich, und die Beine gegen den Weg angespreizt, schien es eine nahe Gefahr andeuten zu wollen. In der That ließ sich auch in den Macchien (macchie heißt man nämlich in Korsika jene unermeßlichen Forste von Mastixbäumen, Myrthen und Zwergbäumen, deren üppigwuchernde Vegetation den ganzen Boden des Landes überzieht) ein Geräusch hören, und eben so schnell trat aus dem Gebüsche ein Mann hervor, etwas verlegen, wie es schien, so unvermuthet aus seinem Hinterhalte aufgestöbert worden zu seyn. Obgleich er ein Gewehr trug, was auf allen Wanderungen der unzertrennliche Gefährte eines Korsen bleibt, hatte sein Aeußeres doch nichts, was Besorgnisse erregen konnte; es war ein Mann von ungefähr 30 Jahren, stämmigen Wuchses, der auf dürren Beinen ruhte, die aber im Schritt hurtig, wie die meines Pferdes schienen. Seine Kleidung war zum Theil die der Gebirgsbewohner, zum Theil die eines Städters, und bestand aus einer kurzen Weste von Ziegenfell, dem gewöhnlichen Kleidungsstück der korsischen Bauern; aber ein Koller von schwarzem Sammt, ein weisses Hemd von feinem Perkal, anstatt der gewöhnlichen groben Leinwand, die man hier zu Lande trägt, und nicht ein Mal jeden Sonntag wechselt, endlich ein Beinkleid von feinem Tuch und Halbstiefel — machten Anspruch auf eine gewiße Eleganz. Ein frisch geschorner Bart ließ einen Gedanken an »Vendetta“ bei Niemand aufkommen, der in dieser Beziehung mit der alten Landessitte bekannt ist. Ein prächtiges Gewehr

mit Doppelläufen, reich mit Silber ausgelegt, diente ihm zugleich als Reisestock, ein langes Sattelpistol hing durch den Gurt seiner »Carghera« gesteckt (der korsischen Patrontasche, die man von Vorne trägt) an seiner linken Hüfte; es war im Ganzen die gewöhnliche Nationaltracht. Nur ein einziges Stück seiner Bewaffnung war mir verdächtig — ein Dolch, der dem Korsen durch die französischen Gesetze öffentlich zu tragen verboten ist, stack in seinem Gurt. Indeß, wenn man seine Gestalt näher betrachtete, so waren seine außerordentlich feinen und zarten Gesichtszüge, seine blonden Haare, seine Adlernase, sein geschornes Kinn und seine Hand, so weiß wie die eines Weibes, eben nicht geeignet, Besorgniß einzuflößen; nur seine kleinen grauen Augen, die eine auffallende Beweglichkeit hatten, gaben seinem Gesichte einen Ausdruck der Unruhe, der bisweilen drohend wurde; doch gewahrte ich dieß nicht sogleich auf den ersten Blick.

Nach einigen ziemlich wohlgesetzten Entschuldigungen über den Aufenthalt, den er mir verursacht, gesellte sich der Mann zu mir, und schlug ohne weitere Umstände denselben Weg ein. Die Unterhaltung bewegte sich fast durchgehends um sein Vaterland, ein Thema, über das der Korse am liebsten plaudert. Indem mein neuer Reisegefährte über sein caro paese mit jener ein wenig schwülstigen Beredsamkeit sich aussprach, die alle seine Landsleute, selbst bis zu den Ungebildetsten hinab, stets in ihrer Gewalt haben, entwickelte er die mannigfaltigsten Kenntnisse; er schien völlig vertraut mit den politischen Interessen des Landes, mit der Bevölkerung jedes Bezirkes, selbst mit Gegenständen der französischen Verwaltung und dem Strafgesetzbuch. Ueber Alles sprach er ohne Bitterkeit, und mit der Offenherzigkeit eines Menschen, der im Gespräch mit einem Fremden sich auf

neutralem Boden zu befinden glaubt; auch über die bürgerliche Gesellschaft und die Gesetze sprach er mit einer Unbefangenheit, die keinen Menschen verrieth, der mit ihnen im Kriege lebte; er scherzte sogar einige Mal ziemlich gutmüthig über die Gensd'armen, die auf die Banditen Jagd machen, obgleich zuweilen, wie er lächelnd hinzufügte, das gehetzte Wild ihnen die Hörner zeige; auch gab er darin der Regierung seinen Beifall, daß sie den mühsamen Dienst dieser Leute als Feldzugjahre anrechne.

Dieß brachte meine Muthmaßungen vollends von aller Spur ab; ein Bandit konnte doch unmöglich so kaltblütig von seinen alten Bekanntschaften — amici sviscerati — sprechen; und obgleich das ausdrucksvolle Lächeln meines Begleiters nicht ein besonderes Wohlwollen gegen dieselben an den Tag legte: so schien dieß doch mehr den überhaupt gegen die Polizei üblichen Widerwillen anzudeuten, ja ich war fest überzeugt, hätte er in dem Augenblicke diesen Spürhunden der Gerechtigkeit eine Kugel zusenden müßen, er würde es mit der nämlichen Höflichkeit gethan haben, wie jene französischen Offiziere bei Fontenoy, mit abgezogenem Hute, und der Bitte: »meine Herren, schießen sie zuerst, wenn es beliebt.«

Inzwischen näherten wir uns Ampriani, wo ich meine Morgenrast zu halten gedachte, und ich zählte schon darauf, daß mein einigermaßen verdächtiger Begleiter nicht mit mir dahin zu gehen wagen würde. In dem Augenblicke, wo wir um eine Krümmung des Pfades beugten, und die Rauchfänge der ersten Häuser des Dorfes dampfen sahen, warf ich unwillkührlich einen forschenden Blick auf ihn; ich war begierig zu sehen, welchen Eindruck der Anblick eines menschlichen Wohnortes auf denjenigen machen würde, der, wie mir ahnete, doch nicht im be-

sten Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft leben mochte. Auch malte sich wirklich bei dem Anblick dieser weißen Mauern, die er wahrscheinlich mit demselben lebhaften Gefühle betrachtete, wie ein französischer Emigrirter im Jahre 1793 Frankreich von dem rechten Rheinufer aus, eine ziemlich lebhafte Bewegung auf seinem Gesichte, seine dunkeln Augenbraunen zogen sich zusammen und in Bogen aufwärts, seine kleinen Augen funkelten, und ein unbeschreibliches Lächeln zuckte um seine Lippen; aber diese Bewegung dauerte kaum einen Augenblick, und wurde sogleich wieder von dem diplomatischen Gesichte verdrängt, das der gemeinste korsische Bauer als ein Geschenk der Natur besitzt. Plötzlich blieb er stehen, indem er sich auf seine Flinte, wie auf den Arm eines Freundes, stützte; jetzt glaubte ich, sey die schicklichste Gelegenheit gekommen, ihn außer Fassung zu bringen, wenn ich ihn fragte: ob sich im Dorfe ein Gensd'armerieposten befinde? Ein schnelles Zusammenziehen der Augenbraunen und ein mißtrauischer Seitenblick waren die einzige Antwort auf diese Frage, dann aber, wieder völlig seiner Herr geworden, gieng sein ganzes Gesicht in einem Lächeln auf; und indem er seine Hand mit einer Vertraulichkeit, die mir so wenig behagte, als die Schmeichelei eines Tigers, auf meine Schulter legte, sagte er in einem Tone, der aus Verlegenheit und Stolz gemischt war: »Wissen Sie, wer ich bin?“ —

Nun war die Reihe zu lächeln an mir. „Nein,“ erwiederte ich, indem ich mit einem Blicke seinen seltsamen Anzug überflog, »aber ich ahne es.“ — »Ich bin Gallucchio,« sagte er, ohne noch einen Zusatz nöthig zu haben: es war der Name des berüchtigtsten Banditen von Korsika, ein Name, der in Aller Mund war, von Bonifacio bis St. Florent, von Ajaccio bis Bastia; nach Bonaparte sprach man nur von ihm. Ich mu-

sterte ihn mit der Aufmerksamkeit eines Gensd'armen, der ein Signalement vergleicht; er hatte seine kleine Figur aufgesträubt wie ein Hahn, der sich auf die Sporen setzt, sein Auge blitzte, seine Nasenlöcher schnoben auf über dem gerüsselten Munde; es war der letzte Ausdruck des befriedigten Stolzes, wenn er sich bescheiden auszusehen zwingt; doch lag in diesem Manne, der Tausende erzittern machte, wirklich eine gebieterische Würde; vielleicht war es der Gedanke an das Böse, das er schon verübt hatte, was ihm diese Uebermacht verlieh; denn auch dieß ist bei uns hienieden ein Maßstab der Achtung. Die zwei Millionen Menschen, die Bonaparte Frankreich gekostet hat, trugen vielleicht nicht wenig dazu bei, seinen Namen furchtbar zu machen.

»Sie fürchten sich nicht?« frug er mit einem Tone der Herablassung.

«Nein,“ antwortete ich, „schon lange hegte ich den Wunsch, den berühmtesten Mann von Korsika zu sehen.« Obgleich dieß nicht ganz die Wahrheit war, so schien er doch durch diese Artigkeit sich geschmeichelt zu fühlen.

»Sie wollen bei dem Pfarrer von Ambriani frühstücken,« so nahm er jetzt mit einer Art zutraulicher Freundlichkeit das Wort: »allein er hat heute Geschäfte; es soll meine Pflicht seyn, Sie zu bewirthen. In dem Dorfe dort liegt kein Gensd'armerieposten,« fügte er hinzu, da er mir das Erstaunen ansah; „und wenn ich einem oder dem andern Gensd'armen einzeln begegnete, so würde ich mich auch nicht fürchten,« — er schlug hiebei auf seine Flinte — „und wären mehrere derselben in der Nähe, so wäre ich von meinen Spionen davon unterrichtet. Aber Sie wollen vielleicht nicht mit einem Banditen zu Tische sitzen?“ sagte er lächelnd mit einem Schwung.

„Warum nicht?“ erwiederte ich, und somit setzten wir unsern Weg weiter fort.

Bald erreichten wir das Dorf; es war kein Sonntag, und doch waren diese engen und krummen Strassen von einer eigenen Bewegung belebt; der große Platz vor der Kirche war mit Volk bedeckt; man bemerkte darunter eine große Anzahl Schwarzröcke von mehr oder minder schmutzigem Ansehen, in denen man die Landpfarrer auf eine Meile in der Runde erkennen konnte. Uebrigens bewegten sich alle diese Figuren in der Weste, wie im Ueberrocke, mit geschornem und ungeschornem Kinn, nach der Kirche zu. Wir folgten in einiger Entfernung dem Menschenstrom; ein Haufe neugieriger Bergbewohner, in Mützen, so spitzig wie ihr Kirchthurm, trat hinter uns als Gefolge her, doch immer in ehrerbietiger Entfernung; sie hatten meinen Gefährten erkannt, und schienen keinen besondern Drang zu fühlen, sich ihm zu nähern. Dieser aber beeilte sich, die wogende Volksmenge zu durchschneiden, die sich nicht minder schnell vor ihm auseinander that. In wenigen Augenblicken standen wir Beide im dunkelsten Winkel des Kirchenschiffes; ein dreifacher Wall von Weibern umgab und verbarg uns; doch nach ihren unruhigen Blicken, nach ihren zu wiederholten Malen geschlagenen Kreuzen hätte man eher glauben sollen, der Teufel selbst sey an dem heiligen Orte unter ihnen erschienen. Die kleine Kirche von Ambriani, die ohnedem zu enge war, um alle Andächtigen zu fassen, und zu der noch immer mehr Gebirgsvolk heranströmte, bot einen Anblick einzig in seiner Art dar, den ich Zeitlebens nicht vergessen werde. Neugierig zu sehen, was denn eine so zahlreiche Versammlung hierher führen konnte, stellte ich mich zu großem Aergerniß meiner frommen Nachbarinnen auf einen Kirchenstuhl. Der Chor war schwarz ausgeschlagen, eine Bahre erhob sich

in seiner Mitte, die auf einer Erhöhung stand, und mit einem großen schwarzen Tuche behangen war. Alles um diesen großen Katafalk her flammte, und schien den Tag an Helle überbieten zu wollen, so viele Kerzen von jeder Dicke und Länge waren da aufgesteckt; man hätte bei dem Begräbniß eines Königs keine größere Verschwendung treiben können. Wolken von Weihrauch oder Harz qualmten aus den Rauchfässern, und in den Chorstühlen erblickte man einige zwanzig ehrwürdige Pfarrer, gleich den Kerzen neben einander aufgepflanzt. Um das Geländer, das den Chor von dem Schiffe schied, drängte sich eine Anzahl geistlicher Lehrlinge oder Abbatini von 15 bis 25 Jahren, die man mit eben so vielen großen schwarzen, summenden, geschäftigen Stechfliegen hätte vergleichen können. Ein voller und mächtig brausender Gesang erscholl aus diesen vielen zum Kirchengesang wohl eingeübten Lungen. Sicherlich wird in keiner Kathedrale einer großen Stadt das De profundis so vollstimmig, und mit so viel Erbauung abgesungen.

Ich sah meinen Gefährten mit einem Blicke an, der um eine Erklärung bat; ein unbeschreibliches Lächeln zuckte um seine Lippen: Stolz, Traurigkeit, Verachtung, selbst Lustigkeit, aber jene bittere und sarkastische, mit der er von den Gensd'armen gesprochen hatte, lagen in diesem Lächeln. »Sehen Sie diesen Sarg," sagte er endlich, „es ist der meines Vaters. Seit drei Tagen ist er todt, und hat mir und meinem Bruder nichts zurückgelassen als Schulden und Vendette. Gern hätte man Stein für Stein sein Haus und seinen magern Garten verkauft, wären daraus nur die Kosten für den Kirchendienst zu erlösen gewesen. Doch ich wollte nun einmal nicht, und Jedermann hat seine Eitelkeit, daß die Seele des Vaters Galluchio's ohne das gehörige Geleite dort oben ankommen sollte. Dieß würde mir auch

in den Augen meiner Landsleute sehr geschadet haben. Endlich faßte ich folgenden Entschluß: Ich schrieb an alle Pfarrer der pievi (Landpfarreien) auf 20 Miglien in die Runde ein Umlaufschreiben in folgenden Worten: „„Ich Gallucchio, Befehlshaber der freien Männer des Fiumorbo, mache dem Herrn Pfarrer zu .... zu wissen, daß derselbe bei dem Leichengottesdienste, der zu Ambriani für die Seele meines verstorbenen Vaters gehalten werden soll, an dem Tage und der Stunde, daselbst sich einzufinden hat, um durch seine Gegenwart und mit seinem Gebete den Gottesdienst zu unterstützen. Seine christliche Liebe wird es ihm ohne Zweifel zur Pflicht machen, diesem guten Werke beizuwohnen; würde er sich aber dessen weigern, dann wehe, wehe, wehe!““ Darunter setzte ich mein Siegel, zwei gekreuzte Dolche, das auf der ganzen Insel so gut ist, als das Siegel des Königs. Ein ähnliches Einladungsschreiben schickte ich an die Dorfgemeinden umher, in welchem ich sie bat, ein Jeder möchte, um dem armen Pfarrer von Ampriani einen zu großen Aufwand zu ersparen, ein halb Pfund Wachs mit zum Opfer bringen. Sie sehen, wie gewissenhaft sie diesen Liebesdienst mir erweisen; wenn man sie dafür bezahlt hätte, könnten sie nicht eifriger gewesen seyn.. Jura di Dio, ein Jeder hat seine Kerze mitgebracht, und hätte er dazu die Osterkerze an seiner Bettstätte nehmen müßen.“ Bei diesen Worten stieg er gleichfalls zu mir auf die Bank, von wo aus sich die ganze Kirche übersehen ließ. Ich stand an seiner Seite; aber kaum hatte man vom Chore aus über diesen wogenden Wald von braunen Köpfen unsere zwei Gesichter hervorragen sehen, von denen das eine wenigstens nur allzu bekannt war, als sich unter der schwarzen Schaar der frommen Herrn eine eigene Bewegung kund gab. Der dumpfe und etwas schläfrige Psalmengesang, der

unter dem Kirchengewölbe leise verhallend hinstrich, wurde auf einmal munter und lebhaft; die Pausen wurden kürzer, die Antworten folgten sich schneller. Verstohlene und unruhige Blicke, die von allen Seiten her auf uns gerichtet wurden, verriethen nur allzugut den Eindruck, den der Anblick meines gefürchteten Nachbarn hervorbrachte. Gallucchio bemerkte dieß so gut als ich; aber er sprach kein Wort, nur ein schnelles spöttisches Lächeln, das selbst dem Munde eines Mephistopheles nicht übel gestanden haben würde, krümmte seine schmalen scharfen Lippen. Er stieg herab, und gab mir ein Zeichen, das Gleiche zu thun; wir gingen durch die Menge hin, die uns scheu auswich, und verließen die Kirche.

(Schluß folgt.)

Die Teufelsleiter.
Volkssage.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingau's, sieht man noch die wenigen Ueberreste einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Rittersmann, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An seiner Pforte klopfte einst, in stürmischer Nacht, ein kleines, altes Männlein, und bat um Herberge. Der Ritter wies den seltsamen Fremdling ab mit unsanften Worten. „Das will ich Dir gedenken!« brummte das Männlein in seinen grauen Bart, und zog von dannen.

Herr Sibo dachte des Vorganges nicht weiter, als aber des andern Tages zu Tische geläutet wurde, da war seine Tochter, ein schön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgend zu finden. Man schickte Boten aus nach ihr, und zuletzt gieng der Vater selbst, sie aufzusuchen. Ein Hirtenknabe, bei welchem er Kunde ein-

zog, erzählte: Er habe in der Frühe ein Mägdlein gesehen, welches drüben am Fuße des jähen, unzugänglichen Kederichs Blumen gepflückt, da seyen plötzlich einige kleine, graue Männlein auf sie zugekommen, hätten sie bei den Armen ergriffen, und wären mit ihr den steilen Berg so behend hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. »Ach,“ setzte der Knabe hinzu, und segnete sich, „das sind gewiß von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen, und gar leicht zum Zorn gebracht werden.“ Der Ritter sah mit Schrecken nach der Bergspitze, und erblickte jetzt wirklich seine Tochter Garlinde, die oben stand, und es kam ihm vor, als strecke sie ihre Hände nach ihm aus.

Er versammelte nun alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbei zu holen, und einen Weg in den Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; allein die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herabflog, der Alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berge zu kommen schien: »So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorch!“

Der Ritter wendete Alles an, um seine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreien. Er that mancherlei Gelübde, und spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen; doch nirgendwo zeigte sich Rath und Hülfe. — Tage, Wochen und Monate verstrichen, und des Vaters einziger Trost war die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe; denn sein erster Blick am Morgen, und sein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet, und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen und herabschauen.

Wirklich ließen die Gnomen dem Mägdlein an nichts

fehlen; sie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung und verzierten die Wände mit Muscheln und Krystallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbänder von Korallen und andern Schmuck, und suchten sie durch Gesang, und durch die Erzählung wunderbarer Mähren aufzuheitern. Ihr Tisch war täglich mit Milch und schmackhaften Baumfrüchten besetzt. Ein altes Mütterchen besonders zeigte sich gar hold gegen sie, und raunte ihr oft in's Ohr: „Getrost, Goldkind, ich sammle Dir einen Brautschatz, wie ihn keine Königstochter bekommt."

Vier Jahre waren bereits verflossen seit dem Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab fast alle Hoffnung auf, sie je wieder zu sehen. Da kam Ruthelm, ein junger tapferer Rittersmann, aus dem Ungerlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten hatte. Seine Burg war nur eine halbe Stude von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schicksal die Tochter seines Nachbarn getroffen, da entstand augenblicklich in seiner Seele der Gedanke, sie zu befreien. Er gieng zu dem bekümmerten Vater, und meldete diesem sein Vorhaben.

Sibo drückte ihm die Hand, und sagte: „Ich bin reich, und habe nur dieses einzige Kind. Wirst Du sie mir wieder bringen, so magst Du sie als Gattin heimführen."

Ruthelm gieng alsbald an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit das Berges auszuspähen. Aber er sah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu ersteigen. So stand er, in sich gekehrt und nachsinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach seiner Burg zurück nehmen, als ein kleines altes Männchen auf ihn zu kam, und ihn also anredete:

»Nicht wahr, Herr Ritter, Ihr habt auch von der schönen Garlinde gehört, die da drüben auf dem Berge wohnt? Sie ist meine Pflegetochter, und wenn Ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft Ihr sie nur abholen.“

„Ein Mann, ein Wort!« entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand.

„Ich bin gegen Euch nur ein Zwerg,« erwiederte dieser; »aber mein Wort ist ein Riese. Die Jungfrau überlaß ich Euch, wohlgemerkt, wenn der Weg dahin Euch nicht zu sauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn schwerlich mag sich im Rheingau ein Mädchen dieser da vergleichen an Schönheit und Verstand, und züchtigem Wesen.“

Mit diesen Worten verlor sich der Alte lachend in's Gebüsch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er sie zum Besten gehabt. Er betrachtete nochmal den Weg, und murmelte dann halblaut vor sich hin: „Ja, wer nur Flügel hätte, die First zu erschweben!“

„S' geht auch wohl ohne Flügel!“ sagte jetzt eine Stimme. Der Ritter sah sich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihm freundlich zuwinkte.

„Ich habe mit angehört, was mein Bruder jetzt eben zu Euch gesprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun schon seit vier Jahren dafür, und das Mädchen hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie ist schön und fromm, und mitleidig, und versagt gewiß keimem Fremden ein Obdach. Ich habe sie liebgewonnen, wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann sie zur Hausgenossin erkiese. Mein Bruder hat Euch sein Wort gegeben, und ein Wort brechen wir nie. Nehmt dieses silberne Glöcklein, und geht damit hinüber in's Wisper-

thal. Dort findet Ihr einen abgebauten Schacht, an dessen Eingang eine Buche und eine Tanne stehen, die in einander verwachsen sind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung, und läutet dreimal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngster Bruder, und sobald er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahrzeichen, daß ich Euch schicke. Bittet ihn, Euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich, und so mögt Ihr dann den Gipfel ohne Gefahr ersteigen."

Ruthelm that, wie ihm die Alte befohlen hatte. Er eilte auf der Stelle in's Wisperthal, fand den verlassenen Schacht, und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein mit einem Grubenlicht in der Hand, aus der Tiefe kam, und nach seinem Begehr fragte. — Der Ritter brachte seine Bitte vor, und der Alte hieß ihn gutes Muths seyn, und trug ihm auf, sich mit Tagesanbruch am Fuße des Kedrichs einzufinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche, und pfiff drei Mal, und im Nu wimmelte das Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch auf seinem Heimwege das Geräusch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile, und in sein Herz kamen Hoffnung und Freude.

Schon beim ersten Hahnenschrei eilte er zum Kedrich, und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg; aber sein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe.

Glücklich erreichte er den Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebirg flammte. Das erste, was sein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwischen wilden Rosen und würzigen Kräu-

tern lag sie hingegossen im süßen Schlummer. Unbeweglich stand der Ritter vor ihr; und als sie nun endlich erwachte, und ihre holden blauen Augen aufschlug, da ließ er sich nieder vor der Jungfrau auf ein Knie, und sagte, daß er gekommen sey, sie zu ihrem Vater zurückzubringen.

Garlinde wußte nicht, wie ihr geschah. Sie erröthete, und fieng zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mairegen.

Jetzt erschien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte, und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beim Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirne ein wenig; als es aber die Leiter erblickte, und den Zusammenhang ahnete, lachte es laut auf, und sagte: „Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten da an- und abgesponnen! — Aber Wort ist Wort und bleibt Wort! Nimm sie, die Du suchst, und sey gastfreundlicher als ihr Vater. Doch allzu wohlfeil sollst Du die schöne Jungfrau auch nicht haben, darum gehst Du den Weg zurück, welchen Du gekommen bist; unserer Pflegetochter wollen wir's bequemer machen, wie billig.“

Ruthelm ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzusteigen; Garlinde aber wurde von dem Männlein und seiner Schwester durch die Höhlung des Berges bis unten an den Fuß desselben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beim Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteintem Palmenholz, mit kostbaren Edelsteinen angefüllt, und sagte: »Nimm mein Kind! das ist der Mahlschatz, den ich für dich gesammelt habe.“ — Garlinde dankte gerührt und mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg

ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er sein Kind wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Er gab sogleich Befehl, jeden Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freudlich aufzunehmen, und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis in's hohe Alter, und so oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genas, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich, und brachte ein Pathengeschenk.

Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

Farbenwahl
in Absicht auf angenehme Zusammenstellung.

Angenehm auf das Aug wirken folgende Farben bei ihrer Zusammenstellung:

Hellblau und violett, Hellgelb und Meergrün, Hellgelb und dunkelroth, Hellgelb und dunkelbraun; — Hochgelb und violett, Hochgelb und stark himmelblau, Hochgelb und Meergrün, Hochgelb und hellgrau; — Hellblau und weiß, Hellblau und hellgrau, Hellblau und dunkelroth, Hellblau und braun; — Hochblau und rosenroth, Hochblau und blaßgelb, Hochblau und lichtgrün; — Hellgrün und hellviolett, Hellgrün und rosenroth, Hellgrün und hellroth, Hellgrün und hellgelb; — Braun und weiß, braun und gelb, braun und blau, — braun und hellblau, braun und kirschroth.

Auch folgende Farben stellen sich gut zusammen:

Hellblau und dunkelblau, hellgelb und dunkelgelb, hellroth und dunkelroth, wie wohl sie wenigstens um 3 Stufen von einander abweichen müßen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 17tes Stück.

Das Banditenfrühstück.

(Schluß.)

»Wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, in mein kleines Haus einzutreten,“ sagte Gallucchio, indem er auf eine Casa am Ende des Dorfes losgieng, „so wird es mir ein Vergnügen seyn, Sie mit einem kleinen Frühstück zu bewirthen. Dort gedenke ich auch den Hrn. Pfarrern, die sich meinetwegen so weit her bemüht haben, einen kleinen Schmaus zu geben, der jedoch vielleicht nicht ganz nach ihrem Geschmack seyn wird.“ Begierig zu sehen, welchen neuen Streich er den armen Pfarrern zu spielen im Sinne hatte, von denen mancher 12 Miglien weit hergekommen, und einen bedeutenden Aufwand von Kerzen und Lungen gemacht hatte, folgte ich ihm, ohne ein Wort zu sagen.

Wir traten in die Hütte, deren Thüre uns eine alte Anverwandte Gallucchio's öffnete, eine Art Hausthier, die unruhig und erfreut zugleich schien, ihren Herrn wieder zu sehen. Gallucchio schien eine Anwandlung von Rührung zu empfinden. „Drei Jahre sind es,

daß ich diese Schwelle nicht wieder betreten habe," sagte er, indem er sich zu einem Lächeln zwang, das seine Empfindung verbergen sollte. Gallucchio machte mit seiner alten Anverwandten einige Scherze, und scheuchte mit einem Stampfen des Fußes und einem Jura di Dio einen alten Hund hinweg, der unter dem Kamin hervorgekrochen war, und sich schmeichelnd ihm nähern wollte. Die Flinte seines Vaters hieng an der Wand, wie eine alte Familienüberlieferung. Er nahm sie herab, und ließ das Schloß einigemal losschnappen, gleichsam als eine Liebkosung, die man einem alten Hausthiere zu erweisen pflegt. Ich sah deutlich einen dicken Thränentropfen aus Gallucchio's Augen auf die Flinte fallen; aber ich that, als ob ich es nicht bemerkte. »Bah," sagte er, indem er das Gewehr mit einem Anschein von Gleichgültigkeit wieder aufhing, „es taugt nichts mehr; das lange Podagra meines Vaters ließ es verrosten. Es ärgert mich, daß ich es nicht mit ihm begraben ließ. — Da lobe ich mir doch meine Doppelbüchse; das ist immer ein doppelter Freund, der uns begleitet, und für uns wacht, wenn wir schlafen. Und dann ist sie für mich eine Art Siegeszeichen; ich habe sie einem Gensd'armerie-Offizier abgenommen, der den korsischen Gebirgsmann spielen, und auf den Muffolo Jagd machen wollte. Es war seine letzte Jagdparthie, die er machte.« Indem Gallucchio, so wie es schien, seine Heldenthaten vor mir herauszustreichen anfangen wollte, warf er einen Seitenblick auf mich, und da er an mir nicht den besten Willen bemerken mochte, ihm dabei Gehör zu geben, so wurde auch er verdrüßlich, seine Stirne umwölkte sich, und es schien, als brauchte er Jemand, an dem er seine üble Laune auslassen könnte.. Gerade recht kam das Frühstück, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Es wurde in einer kleinen Kam-

mer aufgesetzt, die ein schlecht genug angestrichener Verschlag von einer größern Stube schied, in der ich eine lange Tafel, aber nichts weiter erblickte. Eine Schüssel mit Forellen aus dem nächsten Bach, ein Stück Wildpret, dessen sich der Tisch eines Königs nicht zu schämen brauchte, und ein Pfannkuchen mit broccio (Ziegenkäse) und gebratene Kastanien machten das Mahl aus, dem nichts fehlte, als der Appetit der Gäste. Mein Wirth legte mit vieler Höflichkeit vor, während seine Verwandte nach der alten Haussitte des Landes hinter ihm stand, um uns zu bedienen. Als ich darauf bestand, sie zu uns setzen zu lassen, sagte Gallucchio mit einer Miene von beleidigter Würde: »Siamo maschi, und kein Weib kann sich mit uns zu Tische setzen.“

Unsere Mahlzeit gieng ziemlich fröhlich von Statten. Gallucchio wurde bei der Aussicht auf den Streich, den er, „seinen guten Freunden den Pfarrern“ zu spielen Willens war, voll guter Laune, auch schien er in vollen Zügen das Vergnügen zu schmecken, sich unter eigenem Dach an einem wohlbesetzten Tische zu finden. „Können Sie wohl glauben,“ sagte er, »daß ich fast zwei Jahre schon auf keinem Stuhle vor einem Tischtuch gesessen bin? Höchstens stand ich draußen am Fenster auf meine Flinte gelehnt, ohne zu wissen, ob es nicht mein letzter Bissen sey, den ich in den Mund schob.“

In diesem Augenblicke wurde unser Gespräch durch ein Geräusch in der anstoßenden Stube unterbrochen. — Eine rohe Freude funkelte aus den Augen Gallucchio's. Ich sah durch eine Spalte des Verschlages: es waren die geistlichen Herren, die von dem Gottesdienste kamen, von Gallucchio's Bruder eingeladen, hier, was man in Korsika und Irland die Abendmahlzeit heißt, eine Art Leichentrunk einzunehmen. Für jeden Gast leere Teller, einige Krüge, die nicht das Aussehen hatten, als ob

sie mit dem edlen Naß gefüllt seyn, daß Horaz mit seinem interiore nota falerm bezeichnet, und ein paar große Brodlaibe schienen die einzigen Vorläufer des Schmauses zu seyn, und bildeten für die geistlichen Zähne keine günstige Vorbedeutung. Ich betrachtete die Pfarrer; Staunen und Befremden malte sich auf ihren Gesichtern, ihre fragenden Blicke fielen auf den Tisch, bald begegneten sie einander, und sprachen den Wunsch aus, sobald wie möglich wieder außer dem Hause zu seyn, sollten sie auch nüchtern in ihre Pfarrei heimkehren müssen. Der gastliche Wirth des Hauses ließ nicht lange auf sich warten, ungestüm sprang er von unserm Tische auf, und trat in die Stube. Ein dumpfes Gemurmel lief durch die schwarze Versammlung, die dicht auf einander geschlossen vor ihm zurück wich. „Meine Herrn und lieben Gäste,« hob nun Gallucchio mit einer frostigen und spöttischen Höflichkeit an, indem sie unter das Dach eines armen Banditen eintraten, rechneten Sie gewiß auf kein glänzendes Gastmahl; und so werden sie ganz ein apostolisches Essen finden, das größtentheils auch das meinige ist — Wasser und Brod. Mein Bruder hier wird Ihnen vorlegen. Da ich für meinen Theil einen Signor francese zu bewirthen habe, der vielleicht sich mit Ihrem evangelischen Schmause nicht ganz begnügen würde, so werden Sie erlauben, daß ich mit ihm mich zu Tische setze. Empfangen sie übrigens meinen Dank für Ihre christliche Liebe im Namen der armen Seele meines Vaters, und vergessen Sie auch meiner nicht in Ihren Gebeten.“

Ohne eine Antwort abzuwarten verbeugte sich Galluchio halb ehrerbietig, halb spötisch, und verließ die Stube. Bald saß er wieder an meiner Seite, und indem er beide Fäuste an die Seiten stemmte, und sich auf die Stuhllehne zurückbeugte, stieß er ohne Rücksicht auf die geistlichen Ohren, die es hören mußten, ein

Gelächter aus, das er während seiner Anrede nur mit Mühe unterdrückt hatte. Dieses teuflische Gelächter mußte Außen gar wohl verstanden worden seyn; denn ein dumpfes Geflister des Verdrußes oder der Furcht ließ sich in der anstoßenden Stube hören. Ich blickte noch einmal hinaus, und sah, wie die niedergeschlagenen Gäste zum Sitzen genöthigt, ihre alten oder jungen Zähne an dem trocknen Brode versuchten, das wenigstens vier Tage alt war, und wozu sie Nichts als klares Brunnenwasser hatten, um es für den Gaumen gangbar zu machen. Von Zeit zu Zeit warfen sie Blicke voll Unruhe und Zorn auf den Ort, wo sich, wie sie wußten, Gallucchio, ihren Augen unsichtbar, befand. Endlich machte sich einer um den andern auf, und schlich so schnell als möglich davon. In einer Viertelstunde war die Stube geräumt, und ich befand mich mit Gallucchio wieder allein in dem einsamen öden Hause, das kurz zuvor erst der Tod heimgesucht hatte, und wo jetzt ein Bandit und ein Fremder mit einander wohlgemuthet zu Tische saßen.

Der Bandit war ohnehin schon guter Laune; einige Gläser de vino particulare entwölkten vollends seine Stirne; die Geister des Weines weckten Erinnerungen auf, und ich sah in den Augen meines Wirthes den Schimmer, der als Vorbote einer lustigen Geschichte voraus zu gehen pflegt. Gallucchio's Bruder, der an unserm Tische Platz genommen hatte, um sich für seine geistliche Mahlzeit zu entschädigen, schien mir gerne die Geschichte seines Bruders ersparen zu wollen. Aber einem von Wein erhitzten Mann wie Gallucchio Schweigen auferlegen zu wollen, war eben so viel, als einen alten Soldaten beim Nachtisch bitten, Einen mit der Erzählung seiner Feldzüge zu verschonen. Man hätte eben so gut den rauschenden Bach aufhalten können, der unfern der Hütte sein Gemurmel hören ließ.

„Ich muß Ihnen doch Einiges aus meinem Leben erzählen," so begann endlich Gallucchio die Schleusen aufzuziehen, „übrigens könnte Ihnen auch das kleinste Kind des Dorfes davon Bericht geben. Mein Vater, der nicht wußte, was er aus mir machen sollte, ließ mich das werden, was man in Korsika gewöhnlich den Thunichtgut der Familie werden läßt — einen Abbé. — Der kleine Kragen und Tonsur hatten mich, um mit unserm Bergvolke zu reden, gar bald in einen Abbatino garbato verwandelt, d. h. in einen Mann, der täglich seine Hände wäscht, und wöchentlich zwei Mal sein Hemd wechselt. Ich brauche nicht zu sagen, daß ein solches Wohlverhalten bald die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen aller Weiber der Gegend auf den Abbatino von Ampriani lenken mußte. Meine Landsleute in ihrem Kittel von Ziegenfell, das Sie mich jetzt tragen sehen, konnten in ihren Augen mit mir natürlich keinen Vergleich aushalten. So kam bald die Liebe." — „Sie müßen nicht vergessen, Signor Forestiere," unterbrach hier sein Bruder den Banditen —

„So brachte die Liebe," fuhr Gallucchio fort, „alle Träume des Ergeitzes in Verwirrung, denen sich unsere Buonaparte's im schwarzen Rocke eben so gut als der andere überlassen."

„Ein schönes Landmädchen, das schönste Geschöpf, von dem je ein korsischer Mezzaro schwarze Augen gesehen, würdigte mich ihrer Huld. Sie war versprochen, und wie ich später erfuhr, an einen ihrer Verwandten, den besten und dichtbärtigsten Schützen in der ganzen Gegend. Die beiden Familien waren diese Heirath eingegangen, um eine alte Vendetta zu beendigen. Man fing an im Dorfe allerlei Geschwätz zu führen, und boshafte Anspielungen und schlechte Späße machten mehr als Einmal mir die Galle heiß. Der „Promesso" hatte, während ich bei der Messe diente, mich mit scheelen Au-

gen angesehen, und ich dem alten Pfarrer aus Zorn verkehrte Antworten gegeben. Mein böser Stern fügte es, daß ich am folgenden Tage einige Meilen vom Dorfe ihm begegnete, auf einem Fußsteig so schmal, daß zwei Ziegen nicht aneinander vorüber konnten. Da er einige Jahre mehr zählte, zwei oder drei Zoll höher war und einen Karabiner mehr hatte als ich; so nahm er gegen mich einen barschen Ton an; er murmelte etwas von einem prete di rogna, von der kleinen Schlange Abbatino, die ihm immer über den Weg liefe. Meiner Seele, ich hatte immer heißes Blut, und durch die Glatze und den Priesterkragen war es nicht abgekühlt worden; ich erwiederte ihm noch trotziger; er wollte mir den Weg sperren, indem er mir die Mündung seiner Flinte entgegen hielt; nun stieg mir das Blut zu Kopf, es dunkelte mir vor den Augen — es fiel, wie man bei uns zu sagen pflegt, un colpo di sangue . . . . Aber noch konnten wir unsern französischen Richtern nicht begreiflich machen, daß es Augenblicke gibt, wo der Mensch für sein Thun nicht mehr verantwortlich seyn kann; ohne eigentlich zu wissen, was ich that, griff ich in meine linke Tasche . . . und meiner Treue, seitdem begegnete mir auf meinem Wege nicht mehr der Promesso.“

Eine Bewegung oder vielmehr ein tiefer Schauder, den ich unwillkührlich verrieth, ließ Gallucchio einen Augenblick einhalten. Dann fuhr er nicht ohne einige Verlegenheit fort: „Noch denselben Abend wußte ich, wie man hier zu Lande sagt: prendre le maquis, ich würde sagen aus Furcht vor den Gensd'armen, wenn Sie nicht wüßten, daß ich mich vor Ihnen nicht fürchte; ich vertauschte den schwarzen Rock mit der Weste von Ziegenfell und den Weihwedel mit der Flinte. Meine Schöne, die übrigens nicht sonderlich an ihrem Promesso hing, fand die Art und Weise, wie ich sie von ihm befreite, doch ein

wenig zu schnell; ein Vetter des Verstorbenen, der seine Rechte geerbt hatte, erhielt von den Verwandten den Auftrag, vorläufig, bis französische Gesetze und Gensd'armen ihnen Gerechtigkeit verschaffen würden, an mir nach korsischer Sitte Recht zu üben — ich sendete ihn seinem Vetter nach. Seitdem führte ich das Leben, daß Sie kennen. Wie ein Eber umstellt in seinem Lager, wies ich ihnen die Zähne, und die Listen der Gensd'armerie können Ihnen zeigen, wie viele dieser Leithunde ich auf dieser Jagd, die bereits schon zehn Jahre dauert und noch nicht zu Ende ist, niedergelegt habe."

Der Bandit hielt einen Augenblick inne, er hatte den letztern Theil seiner Erzählung schneller und mit etwas gedämpfter Stimme vorgetragen, wie ein Mensch, der sich einer allzugrossen Vertraulichkeit schämt; er konnte ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verbergen. Er merkte es, und suchte nun keck den alten Ton wieder zu treffen. „Ich mag vor Freunden keine gleißende Maske tragen," sagte er mit einem etwas erzwungenen Lachen, „ich habe mich ihnen gezeigt, wie ich bin. Doch Sie haben nur die schlimmste Seite meines Lebens gesehen, ich muß Ihnen auch die bessere zeigen." Ich saß nicht wenig auf Kohlen und warf einen Blick auf den Bruder; dieser seufzte, hob die Augen gen Himmel und schwemmte seinen Seufzer mit einem großen Gla e Wein hinunter, um sich mit Geduld zu waffnen, und Gallucchio, der aus derselben Quelle neuen Muth schöpfte, fuhr in seiner Erzählung weiter fort, ohne sich erst darum bitten zu lassen.

»Ein Mädchen aus Ghisoni war in's Holz gegangen; einer der Elenden, die das Kleid eines Bergbewohners, das Kleid des freien Mannes entehren, das ich trage, fand das Mädchen allein; sie war schön und ... meiner Treu, er that, was Gallucchio niemals gethan

hat; denn man kann ein Bandit seyn und doch gute Sitten haben. Meinen Sie nicht, Signor Forestiere? Schlecht gehandelt war es einmal, aber er that noch schlechter. Können Sie wohl glauben, daß er die Kühnheit hatte, seine häßliche That hinter meinem Namen, dal mio riverito nome, zu verstecken, und dem unglücklichen Mädchen zu sagen, daß er Gallucchio heiße, daß sie reinen Mund halten solle, oder er werde mit Mord und Brand die ganze pieve heimsuchen? Gallucchio tödtet Gensd'armen, aber im guten und redlichen Kriege, aber er greift nicht junge Mädchen an, er führt nicht Krieg mit seinen Landsleuten, er mordet und brennt nicht um zweier schwarzen Augen willen. Gallucchio ist ein Christ Jura di Dio, und geht alle Jahre zu seiner österlichen Beichte, fragt nur unsern Pfarrer, er gibt mir jährlich die Absolution. Einen solchen Frevel konnte ich nicht ertragen; das Mädchen hatte geplaudert; Gallucchio hätte es nicht mehr wagen dürfen, sich zu zeigen, er hätte nirgends Schutz oder Brod mehr gefunden.

Ich gieng und suchte das Mädchen, auf. „Kennst Du mich?“ — fragte ich sie. — »Nein,“ war die Antwort, „ich habe Dich nie gesehen.“ — „Wohlan, ich bin Gallucchio; Du hast mich beschuldigt, Dir Gewalt angethan zu haben; ich will dafür an Dir nicht Rache nehmen; ein Ungläubiger (male crianzato) hat meinen Namen mißbraucht; aber schildern sollst Du mir Zug für Zug den frechen Wicht, der meinen Namen anzunehmen wagte.“ Sie war noch nicht zur Hälfte mit ihrer Schilderung fertig, als ich schon meinen Mann erkannte; es war ein elender Kerl, ein Wilddieb, der nicht Muth genug hatte, ein Bandit zu werden. Ich suchte ihn auf und befahl ihm, mit mir nach Ghisoni zu gehen; bei diesem Worte und bei dem Anblick meiner Büchse erblaßte er. Zu Ghisoni angelangt, giengen wir geraden Weges

zu dem Mädchen; ich hatte nicht Zeit es zu frageu, ob es ihn wieder erkenne. „„Er ist es!““ — rief sie uns entgegen. — „„Gut““ sagte ich „„halte Dich bereit, in zehn Minuten sind wir wieder da, um Dich an den Altar zu führen; nach dem was vorgefallen ist, kann er nicht weniger thun als Dich heirathen, ich werde dabei als Zeuge dienen.““ Das Mädchen wußte nicht, sollte sie ja oder nein sagen; allein das kümmert mich wenig, ich gieng zum Schultheißen des Dorfes; ich erzählte ihm den Hergang und sagte ihm daß beide Leute unverzüglich verheirathet werden müßten; er sprach von öffentlicher Ausrufung und gesetzlichen Farmalität; ich machte ihm bemerkbar, daß mein Wille und meine Flinte das beste und schnellste Gesetz von der Welt seyen; daß es sich hier um die Ausgleichung einer Unbill handle, und daß die Regierung ihm hierin leicht verzeihen werde, von den gesetzlichen Formen Umgang genommen zu haben. Dann ging's zum Pfarrer; die Kirche machte nicht weniger Schwierigkeiten, als die Gerechtigkeit, aber ich hob alle durch meine Gründe und meine Büchse, indem ich von Gott sagte, was ich von der Regierung gesagt hatte und daß man nicht um die Mittel verlegen seyn dürfe, wo es sich um einen guten Zweck handle. Der Pfarrer gab nach wie der Schultheiß, die Trauung wurde in schönster Ordnung auf der Stelle vollzogen. Ich muß noch lachen, wenn ich an die traurige Gestalt des Bräutigams denke, und an die unruhigen Blicke, die er auf mich warf. Die Eltern des Mädchens konnten nicht Worte genug finden, mir zu danken.. ich entzog mich so schnell als möglich, dem Dank der guten Leute, nahm den jungen Gatten beiseite und gebot ihm mir zu folgen. Wäre er ein Bandit gewesen, so mochte ich es ihm noch verziehen haben, aber daß ein Dieb mir so den Namen stehlen sollte — er mußte das Gewicht dieses Namens fühlen.

lernen; übrigens wäre ein Mann wie dieser ein zu trauriges Hochzeitgeschenk für meine Schutzbefohlene gewesen.... Kurz das Mädchen war an dem nämlichen Tage Braut, Frau und Wittwe; sie erbte Alles, was die Gerechtigkeit von dem Nachlaß ihres Mannes ihr übrig ließ, und seitdem hat Niemand mehr Lust bekommen, sich den Namen Gallucchio anzumaßen.«

Wahrscheinlich hätte der Bandit noch manche Stückchen der Art aus seinem Leben zu erzählen gehabt; aber ein leiser Schlag an's Fenster unterbrach ihn. Es zeigte sich draußen ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, ohne sonst eine Kleidung als ein Schaffell mit zwei Löchern, um die Arme hindurch zu stecken, übrigens wie alle korsischen Kinder von bleifarbigem Gesicht, das Auge hohl, aber blitzend von Bosheit und Verstand. „O Gendarme l'aggio veduto," flisterte er schnell, indem er mit dem Auge nach dem Fußpfade hinwies auf dem wir gekommen waren. Ich blickte hinaus und sah nirgendwo einen Menschen; aber das Falkenauge des Banditen hätte einen Gensd'armen auf eine Meile weit erspäht. Gallucchio, ohne sonderlich außer Fassung zu kommen, blickte über meine Schultern hinaus. „Ich kenne ihn," sagte er, »es ist der Brigadier von Corte, der wahrscheinlich seine Station besucht, wir haben ein Wort miteinander zu reden. Indeß möchte ich nicht, daß er mich hier träfe, es könnte meinem Bruder Ungelegenheiten machen. Wir wollen nicht Abschied nehmen, Signor francese, vielleicht sehen wir uns eines Tages wieder, und wenn sie einmal in's Gebirge hinauf kommen wollen, so soll es wohl denke ich, noch einige Muffoli geben, um davon eine Mahlzeit zu halten unter dem Schatten unsrer schönen grünen Eichen, denn Galluchio hat kein anderes Dach."

Bei diesen Worten drückte mir der Bandit die Hand, eben so seinem Bruder, der seine Entfernung nicht ungern zu sehen schien, und nachdem er sich noch die Zeit genommen hatte, an seine alte Verwandte einige Abschiedsworte zu richten, war er in einem Augenblicke aus unserem Gesichte entschwunden.

Am andern Morgen kam ich frühzeitig nach Corte; man brachte fast gleichzeitig den armen Brigadier mit zerschmettertem Arme in die Stadt. Der Spion Gallucchio's, den ich auf dem Markte traf, und der sich so dumm stellte als möglich, flisterte mir in's Ohr, sein Patrone habe mir ein Finezza erweisen wollen, und nur mir zu Liebe habe er sich begnügt, dem Brigadier einen Arm entzwei zu schießen.

Einige Tage nachher ergieng im Kanton ein allgemeines Aufgebot. Gallucchio war nicht mehr zu finden. Bei Zeiten davon in Kenntniß gesetzt, und da er gegen diesen Sturm sich nicht Mannes genug wußte, hatte er bei einigen Freunden Geld aufgenommen, um seine Reise zu bestreiten, und war wie Lord Byron nach Griechenland gegangen. Wahrscheinlich ist er wie dieser dort gefallen, um die Aehnlichkeit zwischen beiden outlaws zu vollenden.

Glück und Unglück.

Der Taglöhner A ist vom Dachstuhle herabgefallen, und hat beide Füße zerbrochen, sonst weiter nichts; — das war ein Glück.

Im Städtchen B wurde zur Namensfeier des Herrn Bürgermeisters ein kleines Feuerwerk abgebrannt; — als aber das Vivat brennen sollte, fing es an zu regnen, — das war ein Unglück!

Der reiche Herr C pflegt die Errores Calculi seines Haushofmeisters nie zu bemängeln; — das ist ein Glück!

Die dicke Frau v. D hat für sich und ihre drey Fräulein Töchter zum neuen Spectakel=Stück fünf gesperrte Sitze verlangt, und nur vier bekommen; — das ist ein Unglück!

Der Zahnarzt E zog aus absichtlicher Zerstreuung dem Herrn N einen gesunden Zahn aus dem Munde, — er begehrte aber nur für den kranken, den er nachher ausriß, die Bezahlung, und steckte den ersten in den Sack; — das war ein Glück!

Der Schauspieler F sollte in einem Trauerspiele seinen Feind ermorden; — der Degen gieng aber nicht aus der Scheide, weil keine Klinge darin war; — das war ein Unglück!

Herr G hat Bankerott gemacht, seine Gattin hat aber alle ihre weiblichen Sprüche behauptet, und die Creditoren haben gar nichts bekommen; — das war ein Glück!

Herr H hat eine Repetir=Uhr, die von selbst schlägt und eben zu schlagen anfieng, als er gewißer Rücksich=

ten wegen auf kurze Zeit in einem Schrank sich verbergen mußte; — das war ein Unglück!

Der junge I hat das alternde Fräulein N immer nur nach ihrer Toilette gesehen, und sie engelschön gefunden; — das war ein Glück!

Der Schneider K hat aus Gewissenhaftigkeit nur um eine Elle Tuch mehr begehrt, als er braucht; — es war aber zu wenig, um davon ein Paar lange Hosen für ihn selbst zu bekommen; — das war ein Unglück.

Der Schulkandidat L hat für die Finalprüfung nicht mehr als den sechsten Abschnitt in seinem Schulbuche eingelernt, ist aber gerade nur aus diesem examinirt worden; — das war ein Glück!

Das rosige Fräulein M hat ihren Taufschein verloren, und der Liebhaber hat ihn gefunden und gelesen; — das war ein Unglück!

Der gefräßige N kam eben zur Thür herein, als man sich zu Tische setzte, und man mußte ihm Ehren halber ein Couvert offeriren; — das war ein Glück!

Fräulein O hat an ihrem Hochzeittage bei einem etwas harten Fleischgerichte einige falsche Zähne verloren, worüber der Herr Bräutigam sehr consternirt wurde; — das war ein Unglück!

Herr P hat für sein Naturalienkabinett einen jungen Löwen geschenkt bekommen, er war aber ausgestopft; — das war ein Glück!

Der Bediente des Herrn v. Q hat aus der Garderobe seines Herrn einen Frack gewählt, um am Faschings-Sonntage auf der Mehlgrube damit zu glänzen; Herr v. Q aber gieng auch an diesem Abend auf die Mehlgrube, und hatte die Ehre, seinen Frack zu erkennen; — das war ein Unglück!

Der witzige R hat bei einem Trinkgelage über einen Raufbold sich lustig gemacht, dieser lag aber ganz benebelt unter dem Tische; — das war ein Glück.

Herr S hat das Fäßchen Aalfische, die er sich von Triest bestellte, erst drei Tage nach seinem großen — Schmaus-Feste erhalten; — das war ein wahres Unglück!

Die Frau v. T ist erst in die Küche gekommen, als die Köchin den abgestandenen Fisch schon zerschnitten hatte; — das war ein Glück!

Der Autor U hat 500 Subscribenten für sein neues Werk sich erwinselt; aber nur 5 davon haben das Werk abgeholt, und bezahlt; — das war ein Unglück!

Dem Herrn V wurde in einem Gedränge seine silberne Sackuhr gestohlen; er erhaschte den Dieb, und

dieser gab ihm in Eile eine goldene statt der silbernen; — das war ein Glück!

In einer Vorstellung des Singspiels: Der Dorfbarbier, bekam der Schauspieler, der die Rolle des Joseph gab, plötzlich das kalte Fieber und mit diesem einen heftigen Eckel vor Schinkenfleisch; die Hauptscene dieses Stückes mußte also ausbleiben; — das war ein Unglück!

Der Lotterieschreiber hat die Nummern, die Herr X gesetzt hat, in das Protokoll verkehrt eingetragen, und eben so sind sie gezogen worden; das war ein Glück!

Die Bravour-Sängerin Y hat an ihrem Benefice-Abende, wegen starker Anstrengung ihrer Stimme, und wegen schwacher Einnahme ihren Liebhaber verloren; — das war ein doppeltes Unglück!

Dem Verfasser dieses Aufsatzes fällt für das Z nichts mehr ein, was er hinsetzen soll, und er muß schliessen. Ist das ein Glück oder ein Unglück???

Zweysylbige Charade.

Die Erste ist des Schmerzes Kind, der Freude
Und der Verwunderung. Am nächtlich dunkeln
Ewigen Kleide Gottes findet ihr
Die Zweite zahllos strahlend ausgesä't,
Und als der Hoheit und des Ruhmes Zeichen
Am Kleide auch des staubgebornen Menschen.
Das Ganze feiert hoch die Christenheit;
Es hat die tiefste, tröstendste Bedeutung.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 18tes Stück.

Die Abtei Maubuisson.

Kurz zuvor, ehe man von Paris aus in der bergigten und unregelmäßig gebauten Stadt Pontoise ankommt, sieht man rechts die Ruinen einer reichen berühmten Abtei. Es sind die der Abtei Maubuisson, die von der Königin Blanka, der Mutter des heiligen Ludwigs, im Jahre 1246 gestiftet und von ihr zu ihrem Begräbnißorte bestimmt ward.

Die Revolution hat mit ihren gewaltsamen Händen auch dieses alte Kloster zerstört, und die Asche der frommen Königin, die es einst erbauen ließ, in die Lüfte zerstreut. Alles, was die Zeit, fünf Jahrhunderte lang, immer sich selbst gleich, in dieser Gegend gefunden hatte, ist seit 40 Jahren gänzlich verändert. Dem stillen Frieden des Klosters ist das Geräusch und die Unruhe einer gewerblichen Thätigkeit gefolgt. Der Park mit seinen düstern, dunklen Bäumen ist ein lachender Küchengarten geworden. Von dem ganzen alten heiligen Gebäude sind nur noch ein in der Luft schwebender Thürbogen, der die Stelle bezeichnet, wo einst die Kirche stand, die unteren Mauern des Klosters, von zierlichen Säulen getragen,

die Grundpfeiler der Abtei und die Kellergewölbe übrig geblieben, wohin man die armen Nonnen sperrte, wenn sie von einem Tode zum andern übergiengen. Doch ich vergaß noch der sanften Gastfreundlichkeit.

Im Herbste vorigen Jahres war ich zu Maubuisson. Als ich eines Morgens dem Frühstücke der dortigen Arbeiter beiwohnte, fiel es mir zufällig ein, nach dem Monattage zu fragen.

„Es ist heute der dreizehnte Oktober!“ antwortete mir einer.

„Der Dreizehnte?“ entgegnete schnell die Gärtnerin. — „O, da wird noch heute die Luisd'or=Dame kommen.

„Wer ist diese Luisd'or=Dame?“ fragte ich nun.

„O, mein Herr!“ — ward mir geantwortet — „sie ist jetzt schon sehr alt. Alle Jahre kommt sie am heutigen Tage hier zu Wagen an, wandert dann in den Ruinen umher, bittet mich um Licht und geht zuletzt in das Strafgewölbe, wo sie ziemlich lange bleibt. Beim Fortgehen schenkt sie uns stets einen Louisd'or. Es sollte mich aber nicht wundern, wenn sie in diesem Jahre nicht wieder käme, denn sie sah im vorigen sehr krank aus. Franz mußte ihrem Bedienten helfen, sie in den Ruinen herum zu führen, und als sie aus dem Gewölbe wieder heraus kam, stieß ihr eine Ohnmacht zu.“

Das Strafgewölbe ist ein kleiner Keller von drei Fuß Breite und kaum so hoch, daß eine nicht zu lange Dame darin aufrecht stehen kann. Da es zehn Fuß unter der Erde sich befindet, dringt weder Tageslicht, noch Luft hinein. Sonst gelangte man unmittelbar aus dem Wohnzimmer der Aebtissin auf einer engen Treppe, von der man noch Spuren findet, hinein. Dort verbüßten die Nonnen, welche der unbeschränkten Gewalt der Aebtissin unterworfen waren, für das Vergehen, im Speisesaale geplaudert zu haben, nicht beim ersten Glocken=

schlage aufgestanden zu seyn, und andere in den Augen Gottes und vorzüglich des heiligen Bernhard, dessen Regel sie befolgten, unverzeihliche Verbrechen.

Ich hatte wenig auf die Worte der Gärtnerin geachtet; als ich aber von meinem gewöhnlichen Spaziergange kam, fuhr eben ein stattlicher, mit einem Wappen geschmückter Reisewagen in den Hof. Ich begab mich in den Garten und kam dabei an der Thüre vorbei, durch welche man jetzt in das Strafgewölbe gelangt, als ich auf der ersten Stufe derselben eine Dame in Trauerkleidern erblickte. Sie war groß, von edler Haltung, aber ihr Gesicht nicht sowohl durch die Jahre, als durch den Ausdruck tiefen und erneuerten Schmerzes gealtert. Sie schwankte sichtlich, ich bot ihr also meinen Arm. Im Augenblicke darauf ward sie ohnmächtig, und ich hatte Mühe, sie bis in's Haus zurück zu bringen. Als sie wieder zu sich gekommen war, drang ich in sie, den übrigen Theil des Tages und die Nacht in Maubuisson zuzubringen. Sie willigte endlich ein.

Als ich am andern Morgen in den Küchengarten mit ihr umherging, sagte sie mir:

„Ich danke Ihnen für Ihre gütige Aufmerksamkeit. Könnte ich mich doch Ihnen wieder gefällig bezeigen!"

„Es wäre unzart, wenn ich Sie um die einzige Gefälligkeit bitten wollte, die ich nicht auszusprechen wage!" entgegnete ich.

„Unzart?" — antwortete sie. — „O, ich verstehe. — Der Beweggrund, der mich hieher führt. Nicht wahr? Das ist eine Begebenheit, die bloß meinen Kindern bekannt ist, denn ich erzähle sie nicht gern. — Sie haben jedoch mir so viele Sorgfalt bewiesen — einer alten Frau! — Das ist recht schön von Ihnen. Hören Sie also, da Sie es nun einmal so wollen:

„Ich ward zu Beauvais im Jahre 1770 geboren. Meine Mutter starb, indem sie mir das Leben gab. Mein Vater, ein wackerer Edelmann der Provinz, verheirathete sich bald darauf wieder. Anfangs beschäftigte sich meine Stiefmutter viel mit mir, später aber, als sie selbst Kinder bekam, theilte sie ihre ganze Zeit zwischen diese und ihre Vergnügungen.“

„Acht Jahre zählte ich, als mein Vater zum Vormunde eines seiner Neffen ernannt war, der in wenigen Monaten Vater und Mutter verloren hatte. Mein Cousin wohnte mit bei uns. Die Gleichheit in unsern Ansichten, eine Art uns gemeinschaftlicher Schwermuth, der dunkle Instinkt unsers Alleinstehens hatten bald das Band einer innigen Kinderfreundschaft um uns geschlungen. Alle Stunden, die nicht unsere, allerdings sehr vernachläßigte Erziehung in Beschlag nahm, brachten wir bei einander zu. Selbst in dem Alter, wo sich diese unschuldige Verbindung in ein anderes Gefühl hätte umwandeln können, fanden unsere Eltern nichts Arges darin. Sie hatten schon fest beschloßen, daß wir getrennt werden sollten und für immer.“

„Kaum war auch mein Cousin 18 Jahre alt, als ihn mein Vater eines Tages rufen ließ, und ihm ankündigte, daß er als Volontair in einem Regimente angestellt sey, das nach Indien abgehen werde, und sich daher auf den nächsten Tag zur Abreise bereit halten sollte. Mein Cousin hinterbrachte mir auf der Stelle diese unglückselige Nachricht. Nachdem wir nun viel geweint und uns vergebens zu trösten versucht hatten, umarmte er mich und ließ mich auf mein Gebetbuch schwören, daß ich nie einen Andern, wenigstens nicht vor seiner Rückkehr, heirathen wolle. Ich schwor es ihm, und am andern Morgen war er fort.“

„Auch ich kam nun bald an die Reihe. Eines Tages besuchte mich meine Stiefmutter auf meinem Zimmer, was sie sonst nie zu thun pflegte. Sie unterhielt sich lange Zeit mit mir über das geringe Vermögen meines Vaters und den großen Aufwand für sein Hauswesen. Sie fuhr dann fort, mir zu erklären, daß, da er mir keine Ausstattung geben könne, das Kloster das Einzige sey, was sich für meine Herkunft eigne, daß sie die Aebtissin von Maubuisson recht gut kenne, daß ich dort wohl aufgenommen würde, und kurz, daß dieß der Befehl meines Vaters sey. Dieser Grund war für mich ohne Widerrede, und nach acht Tagen befand ich mich in der Abtei Maubuisson.“

„In allen Klöstern war es damals Sitte, wenn sich ein Mädchen meldete, das den Schleyer nehmen sollte, eine andere Nonne gleichsam an ihr Noviziat zu knüpfen. Dieß war dann eine Freundin, eine stete Begleiterin, die den Auftrag hatte, ihr den Frieden und die Süßigkeit des Klosterlebens in's Schöne auszumalen, und zugleich dessen harte Langeweile zu verkleiden. Die Gefährtin, die man mir als Freundin zugesellte, nannte man im Kloster Schwester Rosa von der Barmherzigkeit. Keine war mehr als sie, und ohne es selbst zu wollen, zu dieser Art von Verführung geeignet. Neben ihr schienen alle Vorschriften der Klosterregel leicht, mit so vieler Freundlichkeit übte sie sie aus. Es war ein reizendes Mädchen, das mein Herz lieben wird, so lange es schlägt. Aus einer angesehenen Familie abstammend, war Armuth ihr Beruf zum Kloster gewesen, so wie der meine der Wille meines Vaters. Ihr gelehriger Charakter hatte sich aber sehr bald der Pflicht gefügt. Ihr engelgleiches Gesicht, ihre schönen blauen Augen, ihr gesetztes Benehmen, ja selbst der melodische Ton ihrer Stimme vereinte sich mit ihrer milden, schuldlosen Seele zu einem Gan-

zen. Hätte man auch das Kloster verabscheut, das, worin man mit ihr leben konnte, hätte doch liebenswürdig geschienen."

„Sie besaß schnell meine Zuneigung, mein volles Vertrauen, und schenkte mir dafür ihre Freundschaft. Wir verließen uns fast nie wieder. War ich nicht bey ihr, so dachte ich an meinen Cousin. Was war aus ihm geworden? Sollte ich ihn wiedersehen? Aber der Wille meines Vaters stellte sich wie ein unübersteigliches Hinderniß zwischen ihn und mich. So sah ich denn nicht ohne Bedauern, aber doch nicht eben mit Furcht, den Augenblick nahen, wo ich mein Gelübde ablegen sollte. In drey Monaten sollte es geschehen."

„Als ich eines Abends gegen Ende des Juny in meine Zelle trat, fand ich einen Brief auf meinem Lager. Ich bedachte mich, ob ich ihn zur Aebtissin tragen sollte, als ich aber die Aufschrift angesehen, bedachte ich mich nicht mehr. Ich hatte meines Cousins Hand erkannt. Er schrieb mir, daß er nach Frankreich zurückgekehrt sey, um die beträchtliche Erbschaft eines Bruders seiner Mutter anzutreten. In Beauvais angelangt, habe er das Schicksal erfahren, zu dem man mich bestimme. Seine Verzweiflung sey auf den höchsten Grad gestiegen. Zugleich rief er mir meine Schwüre in's Gedächtniß zurück, und bat mich, ihn nicht zu verlassen. Alles war vorbereitet. Durch Bestechung hatte er einige Offizianten im Kloster gewonnen. Wenn ich mich am nächsten Donnerstage in dem Thürmchen einfinden wollte, das Sie dort noch sehen können, solle ich für weiter nichts sorgen. Wir würden dann zusammen Frankreich verlassen. Käme ich nicht, jage er sich eine Kugel durch den Kopf."

„Eine solche Drohung ist für ein junges Mädchen stets erschütternd, für mich mußte sie es noch mehr seyn, da ich den Charakter meines Cousins kannte. Kein Mensch

verbarg so wie er unter einem ruhigen besonnenen Aeußern die glühendsten Leidenschaften. Unentschlossen in Kleinigkeiten, war er bei wichtigen Dingen unerschütterlich. Hatte er beschlossen, sich zu tödten, so würde er seinen Tod wie ein gewöhnliches Geschäft betrieben, und dieser ihn zur bestimmten Stunde sicher am besten Orte gefunden haben.“

„Dieser Brief stürzte mich in eine Gemüthsunruhe, die ich Ihnen nicht schildern kann. Ich durchlebte eine furchtbare Nacht im heftigen Fieber, denn auch mein ganzes Herz war zugleich in mir rege geworden. Nicht mehr eine schwesterliche Empfindung war's, die ich für ihn hegte, es war Liebe, die brennendste Liebe. Ich verwünschte das Kloster und die Barbarei meines Vaters. Gern hätte ich mir den Kopf an den Eisenstäben zerstoßen.“

„Rosa bemerkte am folgenden Morgen meine Unruhe leicht, und fragte mich um die Ursache. — Ich zeigte ihr den Brief meines Cousins. Sie zerriß ihn, um Niemand in Verlegenheit zu bringen, dann setzte sie mir den Schmerz meines Vaters, die Vorschriften der Religion und die Gefahren entgegen, denen ich mich aussetze, wenn ich mit einem Manne, der nicht mein Gatte sey, in ein fremdes Land flüchtete. Ich anwortete ihr, daß ich nicht Nonne werden wolle, daß man mich opfere, daß ich meinen Cousin liebe, daß er sich umbringen, und ich dann selbst wahnsinnig oder vor Schmerz sterben würde. Dann fingen wir an zu beten, und weinten sehr.“

„So gieng es drei Tage lang. Am vierten kam Rosa mit viel ruhigerer Miene zu mir. „Arme Freundin,“ sagte sie, „ich sehe, daß die Gebote der Religion und mein Rath fruchtlos sind, aber ich habe mir etwas ausgedacht, das vielleicht Deine Liebe mit Deiner Pflicht gegen Gott aussöhnen wird. Du mußt Dich vor allen

Dingen krank stellen. Du speisest nicht mehr im Saale. Die Frau Aebtissin wird mich kommen lassen, und fragen, was Dir fehle, und ich werde Ihr dann sagen, daß es nichts Bedeutendes sey, und Du blos Dir Bewegung machen müssest. Dann wird sie mir den Schlüssel zum Park geben, wie sie es stets für unsere kranken Schwestern thut. An dem Tage nun, wo Dein Herr Cousin Dich an das Thürmchen bestellt hat, das immer unverschlossen ist, werden wir dorthin gehen, und mit ihm durch das Gitter des kleinen Fensters reden. Du wirst ihm dann sagen, daß Du Dein Gelübde noch nicht abgelegt hast, es auch, wenn es seyn muß, nicht ablegen würdest: daß er sich an Deinen Vater wenden solle, und da Dein Herr Cousin reich ist, wird dieser gewiß seine Einwilligung geben. Freilich" — setzte sie unter einer herzlichen Umarmung hinzu — „wirst Du mich dann verlassen, aber doch, ohne Gott ungehorsam gewesen zu seyn, und glücklich. Das wird mich mindestens trösten." — Diesen Plan hatte sich die 22jährige Weisheit ausgedacht, und meine Liebe ergriff ihn."

„Ich stellte mich also nach Rosens Anordnung krank. Die Aebtissin gab uns den Schlüßel zum Park, und wir gingen alle Abende hin. Sie können leicht denken, wie hoch unsere Angst an dem Tage stieg. Nur Rosa hatte noch etwas Muth behalten, ich selbst war mehr todt als lebendig. Als wir zu dem Thürmchen kamen, fanden wir die Thüre gegen die Gewohnheit verschlossen, aber dicht dabei eine lange Leiter an die Mauer gelehnt. Noch wußten wir nicht, was wir thuen sollten, als mein Cousin von der andern Seite her auf der Höhe der Mauer sich zeigte. Er wollte heruntersteigen, wir warfen uns aber auf die Kniee und beschwuren ihn, es nicht zu thun, da er sich und uns dadurch unglücklich machen würde. Er willigte unter der Bedingung ein, daß ich selbst unserer

Seits auf die Leiter steigen sollte. Zitternd gehorchte ich ihm. Kaum aber war ich zu ihm hinauf gekommen, als er mich am Arme faßte, in demselben Augenblicke auch sein Kammerdiener sich auf der andern Seite zeigte, und Beide mich, stumm vor Schrecken, forttrugen. Drei Tage darauf waren wir in Holland, wo wir uns vermählten."

(Schluß folgt.)

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Unfern des Bodensee's, eine Stunde von der Veste Hohentwiel, sieht man auf einem Bergkegel die Ruinen der einst starken, fast unüberwindlichen Burg Hohenkrähen, an die sich jetzt eine freundliche Meierei anlehnt. Von dem Untergange dieser Burg hat sich folgende, wohl meist historisch begründete Sage erhalten.

In der freien Reichsstadt Kaufbeuern lebte zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein angesehener Mann, Namens Johannes Guttenberg, der sich im Handel große Reichthümer erworben hatte. Seine Tochter Margaretha, das einzige Kind einer glücklichen, aber kurzen Ehe, war von der Natur nicht stiefmütterlich begabt worden, und sowohl ihr liebenswürdiges Wesen, als der Reichthum ihres Vaters, machten sie zum Gegenstande vieler Hoffnungen und Bewerbungen. Sie schien dabei ziemlich gleichgültig, aber im Stillen hatte sie ihr Herz einem jungen Edlen, Otto Kreßling, zugewendet, dessen Vater in Kaufbeuern von den Ueberresten eines, durch Kriege und andere Unglücksfälle zerstörten, einst beträchtlichen Vermögens lebte.

Die Stadt feierte den Jahrestag ihrer Gründung, und diesmal sollte es mit ungewöhnlicher Pracht geschehe=

hen, und unter anderem auch ein Stechen dabei Statt haben. Manche Ritter fanden sich darum in Kaufbeuern ein, aber es waren nur solche, die vom Steigbügel lebten, oder daheim, auf ihren verfallenen Burgen, in schmählicher Unthätigkeit, und unter Entbehrungen aller Art, vom Ruhme ihrer besserer Ahnen zehrten. Das Mittelalter mit seinen ritterlichen Tugenden neigte sich zum Untergange; viele der berühmtesten Geschlechter waren verloschen, und wie in Frankreich König Franz I., so standen in Deutschland Kaiser Max, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und wenige Andere, als Repräsentanten des Ritterthums da, und gleichsam als die Hüter der Grenze zwischen einer alten und einer unter bezeichneten Anzeichen beginnenden neuen Zeit.

Unter den Edlen, welche zu dem Feste nach Kaufbeuern zogen, war auch Stephan Hausner aus dem Hegäu. Ein baufälliges Schloß, und eine großentheils öde liegende Länderei mit verarmten Zinsleuten machten seine ganze Habe aus; an trotzigem Muth und waghalsiger Tapferkeit mochten es ihm aber Wenige zuvor thun. Auch trieb er sich beständig im Lande umher, und nahm an allen Fehden Theil, wobei, wenn auch nicht Ehre, doch reiche Beute zu gewinnen war.

Hausner hörte in Kaufbeuern von der schönen Tochter des reichen Guttenbergs sprechen, und bald bot sich auch, auf einem Balle, den die Stadt gab, eine bequeme Gelegenheit, sie zu sehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, sich um sie zu bewerben. Er meynte, der Vater und die Tochter würden sich eine solche Verbindung zur hohen Ehre rechnen, und säumte darum auch nicht, dem alten Guttenberg einen Besuch zu machen, und ihm seinen Wunsch vorzutragen.

Der Alte sah ihn verwundert an, und sagte dann zum Ritter: „Ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir

und meinem Hause erzeigen wollt; Ihr scheint jedoch in einem Irrthume befangen.“

„In einem Irrthume?« fragte Hausner.

„So sehe ich's an,“ fuhr jener fort. „Ihr glaubt nämlich, durch eine Heirath würde meine Tochter zu Euch erhoben; aber umgekehrt, Ihr werdet vielmehr dadurch zu ihr erniedriget. Eure Kinder verlieren das Recht der Ebenbürtigkeit, und können weder bei Turnieren erscheinen, noch in Dom- und Ritterstifte aufgenommen werden, noch auf das Anspruch machen, was Ihr als Lehen besitzt.«

Der Ritter schien sich auf eine gute Antwort zu besinnen, Guttenberg schnitt jedoch den Faden des Gesprächs schnell ab, indem er sagte: „Der Adler soll auf dem Felsen bleiben, und die Lerche in der Furche, und damit Gott befohlen!“

Hausner ergrimmte höchlich über diesen kurzen Bescheid, und sein Zorn entbrannte noch mehr, als er vernahm, Guttenberg habe seine Tochter dem jungen Kreßling zugesagt, um sich alle unangenehmen Freier vom Halse zu schaffen. Er verließ Kaufbeuern auf der Stelle, und ritt nach Hohenkrähen zu seinem Waffenbruder Friedingen. Dieser schritt eben, über düstre Gedanken brütend, im Saale seines Schlosses auf und ab, als Hausner zu ihm trat. „Woher des Wegs?“ fragte er den Gast.

„Vom Ritterspiele in Kaufbeuern!« antwortete Hausner.

„Pfui!“ rief Friedingen; »wer wird eine Fastnachtsmummerei mit so ehrenvollem Namen belegen? Wäre ich dahin gezogen, so hätte ich, statt meines edlen Rosses, den Esel meines Müllers zum Ritt genommen.“

»Je nun," versetzte Hausner, „man muß sich in die Zeit schicken.«

»Ich nehme sie auch, wie sie ist," entgegnete der Ritter von Hohenkrähen; »darum siehst Du die Bilder meiner Ahnen hier alle verkehrt an der Wand hängen, damit sie die Schmach ihrer Abkömmlinge nicht sehen."

Hausner meinte, es gäbe noch wackere Männer genug, die dürfen nur fest zusammenhalten.

Friedingen schüttelte den Kopf. „Geh' vom See abwärts," sagte er, „längs dem Rhein lang, und zähle die zerbrochenen Burgen auf beiden Seiten, und Du wirst Lust bekommen, ein Karthäuser zu werden, um nichts mehr, als memento mori zu sprechen. Dieser Kaiser Max hat nun vollends durch seinen Landfrieden dem edlen Ritterthume den letzten Stoß gegeben, und was noch übrig bleibt, ist um nichts besser, als Weiberkrieg mit Ofengabeln und Besen."

»Wenn Du Lust hast zu einer mannhaften Fehde," erwiederte darauf Hausner, „so ist jetzt Gelegenheit, denn ich komme eigentlich mit der Bitte, Du möchtest mir Deine Burg leihen. Mein altes Uhunest drüben hält keinen Steinwurf mehr aus."

„Meine Burg ist Dein!" antwortete der Ritter von Hohenkrähen, und reichte dem Gaste die Hand; »aber gieb mir nähern Bericht."

Hausner erzählte nun, wie er in Kaufbeuern sich einen Korb geholt, und darum der Stadt einen Absagebrief senden wolle.

Ein Strahl wilder Freude flog über Friedingens finsteres Gesicht, und ein großer Gedanke schien zugleich in seiner Seele aufzugehen. „Komm," sagte er, „ich schreibe den Absagebrief in Deinem Namen, und Du kritzelst Dein Handzeichen darunter.«

Der Brief wurde ohne Verzug abgeschickt, und Frie-

dingen traf alsbald Anstalten, Hohenkrähen in Vertheidigungsstand zu setzen. Durch ihre Kundschafter erhielten die Ritter jetzt Nachricht, daß einige Handelsleute aus Kaufbeuern auf der Heimkehr aus der Schweiz begriffen seyen. Hausner legte sich mit einem Haufen Reisiger in einen Hinterhalt, überfiel die sorglos Reisenden, welche von einer Fehde nichts wußten, und schleppte sie auf Hohenkrähen. Unter den Gefangenen befand sich auch Georg Kreßling, der Vater des jungen Otto, welchen Guttenberg seiner Tochter zum Gatten bestimmt hatte. Er kam von St. Gallen, und war unterwegs zufällig mit den Kaufleuten zusammengetroffen. Diese wurden von Hausner noch ziemlich milde behandelt, nur forderte er von ihnen ein bedeutendes Lösegeld, welches die Stadt Kaufbeuern für sie bezahlen sollte; den alten Kreßling aber ließ er in Ketten schlagen, und schwur hoch und theuer, der Ritter müße sein Gefangener bleiben, bis sein Sohn ihm die schöne Margaretha als Braut abtrete.

Als das Begegniß in Kaufbeuern ruchbar wurde, entstand große Unruhe in den Gemüthern. Die Stadt konnte nicht so viel Leute aufbringen, um einen Kriegszug gegen Hohenkrähen zu unternehmen, und nach langer Berathschlagung entschloß man sich endlich, eine Bothschaft an den Kaiser zu senden, der sich damals in Nürnberg aufhielt.

Otto Kreßling erbot sich, mit den Abgeordneten des Raths dahin zu gehen. Kunz von der Rosen war sein Oheim, und hatte dem Kaiser so glänzende Beweise großen Muthes und unerschütterlicher Treue gegeben, daß Max nicht leicht eine seiner Bitten zurückwies, denn er verlangte nie Unbilliges und Ungerechtes.

Der Kaiser war höchlich entrüstet, als ihm Kunz von dem frevelhaften Beginnen Hausners und Frie-

dingens Nachricht gab. Er versprach dem Abgeordneten auf der Stelle Genugthuung, und ertheilte alsbald seinem Feldobristen, dem berühmten Georg von Frundsberg, Befehl, gegen Hohenkrähen aufzubrechen, und die Friedensstörer zu züchtigen.

Frundsberg galt mit Recht für einen trefflichen Kriegsmann, aber die Lage der Burg Hohenkrähen machte eine Belagerung sehr schwer und langwierig. Auch war die Veste hinreichend mit Mannschaft und Geschütz versehen, und man konnte gewiß seyn, daß die beyden Ritter das Aeußerste wagen werden, weil für sie Alles auf dem Spiele stand. Frundsberg sah zur Bezwingung des Schlosses kein Mittel als den Hunger, und er schloß sie darum auf's Engste ein.

Die Belagerung dauerte bereits einige Wochen, als Friedingen eines Tags, wie er gewöhnlich that, auf einen der Thürme stieg, um zu erspähen, ob die Belagerer in ihrer Stellung keine Veränderung vorgenommen. Da erblickte er einen jungen Ritter, der ziemlich nah an die Burg heransprengte, als wolle er etwas auskunden. Friedingen riß der Wache neben ihm die Büchse aus der Hand, legte an, und drückte los, aber das Gewehr zersprang und zerschmetterte ihm den Arm. Der Schmerz, den er umsonst zu meistern suchte, und der starke Blutverlust zogen ihm eine Ohnmacht zu, und er wurde durch einige Soldaten, welche die Wache herbeyrief, auf sein Gemach gebracht. Der Wundarzt erklärte, der Ritter könne nur durch Abnahme des Arms vom Tode gerettet werden, aber Friedingen warf ihm einen furchtbaren Blick zu. „Geh," zürnte er; „geh, und übe Deine Kunst an den Memmen, die das Leben als ein Almosen haben, und es darum in seiner zerlumptesten Gestalt noch immer als eine köstliche Gabe in Ehren halten!"

Er ließ hierauf Hausner vor sein Lager rufen, und sagte zu ihm:

„Ich bin ein Stamm, der fällt, nicht weil seine Wurzeln abgefault sind, sondern durch die Hand des Schicksals, das mir diesmal freundlich entgegentritt, denn länger kann sich die Burg doch nicht halten; unsere Lebensmittel reichen kaum noch auf vierzehn Tage. Nimm Deine Leute und auch alle von den Meinigen, die ihre Haut in Sicherheit bringen wollen, und ziehe diese Nacht durch den unterirdischen Gang ab, der euch über die Linie der Belagerer hinaus bringt.“

„Wie?“ rief Hausner, „ich sollte Dich verlassen, meinen Waffenbruder? Wenn ich meine Schmach auch in den Mantel der Nacht hülle, so wird sie der Tag doch bald bescheinen!“

„Willst Du, als Landfriedensbrecher, durch den Strick endigen?“ entgegnete Friedingen.

„Und was wird Dein Loos seyn?“ fragte Hausner.

„Ein ehrenvolles Grab!“ sagte mit festem Tone Friedingen.

In diesem Augenblick trat ein Knecht herein, mit der Nachricht: es sey ein Herold vor dem Thore mit einer Aufforderung.

Friedingen hieß Hausner hinabgehen, um den Antrag zu vernehmen. Dieser kehrte bald zurück und rief mit grimmigem Lachen: „Freyen Abzug bietet Frundsberg Dir und Deinen Leuten an, wenn Du mich auslieferst.“

„Hab' ich nicht einen prophetischen Geist“ sagte Friedingen. „Geh' und sag' dem Herold, ich würde morgen früh einen Ritter in's Lager schicken, zur güttlichen Verhandlung. Du aber thue diese Nacht, wie ich Dir gerathen, oder die Raben singen Dir Dein Requiem.“

Hausner sah in der That keine andere Wahl vor sich, als Flucht. Er verließ die Burg eine Stunde vor Tages Anbruch, und ihm folgten nicht nur seine Leute, sondern auch die meisten Knechte und Reisigen Friedingens, so daß dieser mit einem alten treuen Ritter, Namens Bridinger, und sieben Knechten allein auf Hohenkrähen zurück blieb.

Der unterirdische Gang, durch welchen Hausner seinen Weg nahm, führte in einen abgelegenen Thalgrund. Dort verließen ihn, wie verabredet, alle seine Begleiter, denn sie fürchteten, als Friedensstörer ergriffen und hingerichtet zu werden. Hausner war lange unentschlossen,

wohin er sich wenden sollte. Aber während er langsam und in tiefem Nachsinnen durch das Thal ritt, sah er plötzlich einen jungen Ritter mit einigen Reisigen auf sich zusprengen. Es war Otto Kreßling, den Frundsberg nach Lebensmitteln ausgesandt hatte. Beide erkannten sich augenblicklich; Hausner sprang vom Pferde und suchte Zuflucht in einer Kapelle, die am Wege stand.

Otto folgte ihm mit gezogenem Schwert, und nicht achtend der geweihten Stätte, stieß er ihn am Altare nieder.

Unterdessen war der Morgen angebrochen, und im ersten Frühschimmer ritt Bridinger in's Lager, und wurde nach kurzen Verweilen vor den Feldobristen geführt.

„Wie lautet Euer Antrag?“ fragte Frundsberg.

„Er ist kurz,“ antwortete der Ritter: „Freien Abzug für Friedingens Leute, und ihm ein ehrenvolles Grab unter den Ruinen seiner Burg.“

„Ist Friedingen todt?“ fragte befremdet Frundsberg.

„Dann könnt' ich ja nicht in seinem Namen kommen,“ entgegnete Bridinger. „Aber der Knochenmann hat ihm die dürre Hand entgegengestreckt, und der Ritter hat sie gefaßt, und will sie nicht mehr lassen.«

„Ihr sprecht räthselhaft!“

„Der Ritter ist verwundet,“ fuhr Bridinger fort; „ein ernsthafter Schnitt des Arztes könnte ihn retten, aber er will sterben, weil er seine Zeit überlebt hat, und sein Grabmahl sollen die Ruinen seines Stammsitzes seyn.“

Frundsberg wurde nachdenkend. „Ich habe diesen Friedingen immer geachtet,“ sagte er nach langem Schweigen. „So trotzig er sich auch dem Gesetz entgegenstemmte. Er wollte die Ehre der Vergangenheit festhalten in der Schmach der Gegenwart, und er war der Einzige unter den Raubrittern, der nicht den Raub suchte, sondern den Kampf. Eure Bedingungen sind gewährt: Ihr, Bridinger, zieht mit Friedingens Leuten frei ab, und liefert uns die niedergeworfenen Gefangenen aus. Den Ritter lasse ich ehrenvoll bestatten, und dann sein Schloß abbrechen.“

Friedingen lebte nur noch wenige Stunden. Als Frundsberg in die Burg eingezogen war, und an sein Lager trat, war er bereits eine kalte Leiche. Er wurde in der Schloßkapelle neben seinen Ahnen begraben, und die Veste hierauf zerstört.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 19tes Stück.

Die Abtei Maubuisson.

(Schluß.)

„Diese Verbindung hat zu den glücklichsten gehört. Mitten in den ersten Entzückungen derselben aber verbitterte mir doch ein schmerzlicher Gedanke mein reines Glück: Was war Rosa's Loos geworden, und wie schrecklich mußte es seyn, wenn man sie als Theilnehmerin an meiner Flucht ansah? Da erhielt ich eines Tages einen Brief von ihr. Hier ist eine Abschrift davon. Lesen Sie mir sie vor. Ob ich sie gleich auswendig weiß, höre ich sie doch immer gern.“

Nun gab Sie mir nachstehenden Brief unter ihrem Namen und Addresse. Ich bat später um Erlaubniß, ihn behalten zu dürfen, und sie gewährte mir diese. Hier ist er in seiner uncorrekten Einfalt.

Abtei Maubuisson, am 20. Decbr. 1791.

Meine theure Schwester in Christo, Louise Benedictine!

„Du wirst Dich gewiß sehr verwundern, einen Brief von mir zu erhalten. Wie das möglich, sollst Du später erfahren, wo Du ihn aber auch lesen magst, bitte ich Gott, daß er Dich seinen heiligen Geboten treu, und glücklich antreffe.“

„Ich habe Dir von unserm Kloster und den Schwestern hier sehr viel zu sagen, da ich mir aber denken kann, daß Du besonders wegen dessen, was mit mir nach Deiner Abreise geschehen, in Unruhe bist, so will ich damit anfangen.“

„Als Dich Dein Herr Cousin auf die andere Seite der Mauer herab trug, war ich entsetzlich erschrocken. Ich fürchtete, Du möchtest fallen und Schaden nehmen, denn die Mauer ist gar sehr hoch. Ich rufte Dich daher auch ein paar Mal, Du hast mir aber nicht geantwortet. Einige Minuten darauf hörte ich das Geräusch eines fortfahrenden Wagens. Da sah ich wohl, daß Du für mich auf immer verloren seyest, und weinte recht herzlich.“

„Ich wußte nicht, was ich nun thun sollte. Doch hatte ich die Idee, die Leiter herunter zu ziehen, und ob sie gleich dreimal schwerer war als ich selbst, gelang es mir doch, sie in die Kohlstauden beim Bassin zu schleppen. Es war nur darum, daß, wenn Jemand käme, man nicht gewahr werde, nach welcher Seite hin Du Dich entfernt, denn wenn man Dich wieder gefunden hätte, würdest Du recht unglücklich geworden seyn. Darauf lief ich, so schnell als ich nur konnte, wieder ins Kloster, und kam eben noch an, als man zum Angelus läutete.“

„Ich habe mir immer eingebildet, daß die Schwestern im Krankenhause glaubten, Du seyest wieder in's Kloster gegangen, und die Schwestern im Kloster, Du seyest noch im Krankenhause, denn an diesem Abende ward man noch nichts gewahr. Was mich betrifft, so kannst Du wohl glauben, daß es mir unmöglich war, zu schlafen. Wenn ich das mindeste Geräusch im Hofe oder bey der Frau Aebtissin hörte, glaubte ich immer, man bringe Dich wieder zurück.“

„Am andern Morgen befahl aber die Frau Aebtissin, daß wir uns Alle im großen Saale beim Speisesaale versammeln sollten. Als nun Alle bey einander waren, kam sie selbst mit der Superiorin. Ich empfahl meine Seele in die Hände Gottes, denn ich glaubte, mein letztes Stündlein habe geschlagen.“

„Die Frau Aebtissin war ruhig wie gewöhnlich, und fing das Veni sanctus spiritus an zu beten. Als es zu Ende war, erhob sie sich, und sagte: „Liebe Schwestern, ich empfehle Euch in Euer Gebet Mademoiselle Louise Benedictine. Gott hat ihr nicht den Ruf vergönnt. — Sie hat uns verlassen. Beten wir für sie das Gebet pro peccatoribus. — Du kannst wohl denken, daß ich nicht die war, die am mindesten brünstig für Dich betete. Aber alle die anderen Schwestern auch beteten aus der Fülle ihres Herzens, denn alle Welt hier liebte Dich, und Du hättest recht glücklich werden können. Gott hat es mit Dir anders vorgehabt. Sein Wille geschehe.“

„Acht Tage lang gab es weiter nichts Neues. Am neunten, es war ein Dienstag, und mir ist, als ob es noch heute wäre, ließ mich die Frau Aebtissin rufen. Da sie mich sehr lieb hatte, und mich oft zu sich kommen ließ, so hoffte ich, daß es nur deßhalb geschehe. So bald ich aber bei ihr eingetreten war, hoffte ich das nicht mehr. Sie saß in ihrem großen Lehnsessel, und sah mich mit den schwarzen Augen an, vor denen Du Dich immer so sehr fürchtetest. Ich zitterte auch wie ein Espenlaub, und ward blaß wie mein Schleier. Dann sprach sie zu mir: „Sie fürchten sich wohl sehr, Mademoiselle?“ — Bei diesem Worte, Mademoiselle, zitterte ich noch heftiger. — „Ja,“ fuhr sie fort, „Mademoiselle, denn Sie werden doch gewiß nicht hoffen, daß ich eine von Gott Abtrünnige, wie Sie, meine Schwester nenne?“ — Ich wiederhole Dir dieses furchtbare Wort nur

zu meiner eignen Demüthigung und Strafe für meine Sünden, sagen kann ich Dir aber nicht, wie weh es mir gethan hat. Doch wage ich, zu behaupten, daß ich es nicht verdient habe. Du weißt es, o mein gnädiger Gott! ob ich Dich in allen Deinen Werken, in dem Verdienste Deines göttlichen Sohnes anbete oder nicht!"

„Ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen erhalten, und trat zu ihrem Betpulte, um mich zu stützen. — „Rühren Sie mein Betpult nicht an!" — rief sie mir da zu, und fuhr dann fort: „Fürchteten Sie sich auch so sehr, als Sie Mamsell Louise Benedictine bey ihrer Flucht halfen?" — Da ich nicht antworten konnte, rief sie mit furchtbarer Stimme: So antworten Sie mir doch!» — Jetzt wäre ich fast bewußtlos hingesunken. Sie bemerkte das wohl, nahm also eine sanftere Miene an, und sprach: „Hören Sie, antworten Sie mir, ohne mich zu belügen. Haben Sie von dieser Geschichte mit Jemand gesprochen?" — Ich versicherte ihr, daß das nicht geschehen sey, wie es denn auch die Wahrheit war. — „Nun denn," entgegnete sie darauf — „so verbiete ich Ihnen, auch noch jetzt mit irgend einem Menschen, wer es auch sey, davon zu reden. Es liegt mir daran, daß diese Sache wegen des Rufes des Klosters und wegen der Philosophen verborgen bleibe. Die geringste Indiscretion würde Ihnen meinen ganzen Zorn zuziehen. Bis dahin überlasse ich Sie dem Schutze Gottes."

„Als mir nun nachher die Frau Aebtissin nichts weiter sagte, so glaubte ich, sie habe mir auch nichts mehr zu sagen. Ich grüßte sie also ehrfurchtsvoll, und wollte gehen, als sie mich mit den Worten zurückrief: „Knieen Sie nieder." — Und als ich nun das gethan hatte, fuhr sie fort: „Ich sage es Ihnen nochmals, daß ich es nicht für angemessen halte, Sie ob Ihres Vergehens vor den Menschen zu strafen, wie Sie dieses verdienten,

hoffen Sie aber auch nicht, daß es ganz ungestraft bleiben solle.“ — Ich erwiederte darauf, daß ich bereit sey, Alles zu thun, was sie befehle. — Nun denn,“ sagte sie, damit sie bestraft werden, ohne daß man wisse, es geschehe wegen der Mamsell Louise Benedictine, befehle ich Ihnen, am Sonnabende jeder Woche ein Versehen gegen die Regel zu begehen, damit ich einen Vorwand dazu habe. Ihre Strafe soll die seyn, nach dem Ende der Morgenandacht bis zur Messe, die Sie unter der Lampe mit anhören werden, in's Strafgewölbe zu gehen. Jetzt stehen Sie auf. Sie können sich entfernen.“

„Du siehst wohl, liebe Louise Benedictine, wie gut die Frau Aebtissin noch gewesen ist, denn sie konnte an unsern heiligen Vater schreiben, und dieser mir den Tod auferlegen, statt daß ich jetzt nur einmal die Woche in's Strafgewölbe gehe. Ich muß Dir aber offenherzig bekennen, daß das erste Mal, als sie mich in dieses garstige Gefängniß sperrten, ich große Furcht hatte und sehr weinte. Jetzt aber bin ich es nach und nach gewohnt worden. Ich bitte darin Gott und die heilige Jungfrau für Dich. Wenn Du glücklich lebst mit Deinem Cousin, der gewiß jetzt Dein Gemahl ist, denn Du bist zu fromm, um ihn nicht geheirathet zu haben, so bedauere ich es nicht, daß ich ein wenig für Dein Glück leiden muß. Unser Heiland hat ja noch ganz andere Schmerzen für uns gelitten.“

»Schmerzlicher, als in das Strafgewölbe zu gehen, ist mir dieß, daß ich alle Sonnabende den Fehler begehen muß, den die Frau Aebtissin mir anbefohlen hat. Im Anfange that ich, als ob ich in der Frühmette schliefe, aber die Schwestern fragten sich unter einander, woher es denn komme, daß ich immer nur Sonnabends schliefe und die andern Tage nie. Jetzt räume ich an einem solchen Tage nicht meine Zelle auf, oder lache wie

eine Närrin während der Mahlzeit. Ein Mal ist's mir begegnet, daß ich während der heiligen Messe in's Blaue hinein sah, aber ich wage das nicht mehr, aus Furcht, Gott damit zu beleidigen, ob er gleich recht gut weiß, weßhalb ich's thue. Ich glaubte gar nicht, daß es so schwer sey, etwas Uebles zu thun."

„Vor zwei Monaten hatte ich einmal vergessen, daß es Sonnabend sey, und keinen Fehler begangen. Da ließ mich die Frau Aebtissin rufen, und war recht böse auf mich. Sie ließ mich, wie gewöhnlich, in's Strafgewölbe bringen, und noch nach der Messe mußte ich wieder dahin bis zur Vesper, die ich unter der Lampe hörte, so wie auch die Complete und das Magnificat. Beim Salus aber, erlaubte sie mir es, dieß von meinem Platze aus zu hören, da mir eine Ohnmacht drohte, weil ich so lange geknieet hatte."

»Ich sehe, daß ich meinen ganzen Bogen Papier schon voll geschrieben, und immer nur von mir gesprochen habe; einen andern aber werde ich nie wieder bekommen können. Und doch habe ich Dir noch so viel zu erzählen von den Schwestern und von dem Kloster. Du würdest es gar nicht wieder erkennen, wenn Du jetzt hierher kämest. Es würde Dir gegen das, wie es zu Deiner Zeit war, sehr traurig vorkommen. Der Pater Boulogne, der immer so gut war, ist in fremde Länder gereis't, und nur der Pater Chennevière geblieben, dem ich nichts Uebles nachsagen will. Die meisten unserer Pensionairinnen haben uns auch verlassen. Eine von ihnen, Mamsell Marie von Saulieu, wird morgen abreisen. Als ich erfuhr, daß sie weitläufig mit Dir verwandt sey, habe ich mich an sie angeschlossen. Sie hat mir auch versprochen, diesen Brief zu verstecken, sich zu erkundigen, wo Du Dich aufhältst, und Dir ihn zu schicken. Etwas würde Dir aber gewiß eben so viel Kummer machen wie

mir, nämlich wenn Du mit ansehen müßtest, wie man alle Tage von der Regel immer mehr abweicht. Die Frau Aebtissin und die Superiorin gehen fast alle Tage nach Paris. Man sagt, es geschehe wegen der Klöster, die man aufheben wolle; man muß doch aber immer Klöster haben, um darin zu beten, und der König wird es gewiß nicht zugeben, daß man unseres aufhebe, das die Mutter seines heiligen Ahnherrn gestiftet hat. Was mich betrifft, so kann ich mir es gar nicht vorstellen, daß ich nicht mein Leben darin beschließen sollte. Alle Abende bitte ich meinen Schutzheiligen um diese Gnade, und ich habe ein geheimes Vorgefühl, daß er mir sie gewähren wird. Ich denke immer, daß man andere Schwestern aus unserm Orden hierher schicken wird, weil man sagt, wir wären zu reich. Mögen deren kommen, so viel als ihrer nur immer wollen, keine wird mir doch meine gute Schwester Louise Benedictine seyn.«

„Lebe wohl, und laß Dir die Segnungen und Gebete für das Heil Deiner Seele gewidmet seyn von Deiner Dich innig liebenden Schwester

Rosa von der Barmherzigkeit.«

Nachschrift. »Schreibe mir um des Himmels willen nicht, und besuche mich auch ja nicht, denn da wäre ich verloren!« —

Die Dame fuhr nun fort: »Das Gemüth der armen Schwester Rosa zeigt sich Ihnen vollkommen in diesen Zeilen, einem rührenden Vereine der aufrichtigsten Frömmigkeit und der innigsten Freundschaft. Sie erzählte mir nur einige ihrer Leiden, und verringerte selbst diese absichtlich, um mich nicht dadurch zu betrüben. Zugleich verbarg sie mir aber die bittersten. Ach! nicht in diesem verhaßten Gefängnisse war es, wo sie am meisten litt, sondern im Kloster selbst, in den Stunden des Spazierengehens, beim Unterricht, kurz überall. O! Sie

wissen nicht, mein Herr, was die Bosheit von ein Dutzend müßiger Nonnen, die zu Ausübung derselben nur einen beschränkten Wirkungskreis haben, sagen will! Ich weiß es, ich, o! ich weiß es, wie viele entwürdigende Worte ihr Ohr verletzt, wie vielfach beleidigender Verdacht dieses edle und gefühlvolle Herz gekränkt haben muß!“

»Unterdeß schritt die Revolution mächtig vorwärts. Frankreich stand Allen denen wieder offen, welche politische oder religiöse Verhältnisse daraus verbannt hatten. Schon lange hätte mein Mann dahin zurückkehren können, aber wichtige Geschäfte hielten ihn noch im Haag zurück. Erst im Herbste 1791 sahen wir unser Vaterland wieder.«

»Anfang Octobers befanden wir uns eben in Valenciennes, als öffentliche Blätter ein Decret der National-Versammlung mittheilten, wodurch mehrere Klöster auf der Stelle aufgehoben wurden. Darunter befand sich die Abtei Maubuisson.«

»Ich beeilte nun meine Abreise. Es trieb mich, meine theure Rosa wieder zu sehen, und ihr in der Welt, in welcher sie sonst allein gestanden haben würde, den Schutz einer Freundschaft darzubieten, welchen sie sich so theuer erkauft hatte. So kam ich denn am 12. October in Paris an. Am 13. war ich in Maubuisson.«

„Ich will Ihnen das peinliche Gefühl nicht ausmalen, als ich die Pforte des Klosters, seit so vielen Jahrhunderten vermauert, nun jedem Eintretenden geöffnet sah, die verwüstete Kirche, die zerstörten Grabmäler, die entheiligten Gebeine erblickte. Ach! meiner wartete ein noch bei weitem traurigerer Anblick!“

»Auf meine Frage, was denn aus den Nonnen geworden sey, antwortete man mir damit, daß die Thurmwärterin mir allein darüber Auskunft geben könnte.

Sie wohnte im Gemache der Aebtissin, und ich stieg zu ihr eiligst hinauf.«

»Auf der Stelle erkannte mich diese Frau wieder.«

„Was ist aus Schwester Rosa von der Barmherzigkeit geworden?“ fragte ich sie. Bei diesem Namen ward sie blaß, zitterte, zündete, ohne mir zu antworten, eine Kerze an, und holte ihre Schlüssel.“

»Um Gottes Willen,« rief ich wieder: „wo ist Schwester Rosa? Sie ist doch nicht todt?“

„O, gnädige Frau — gnädige Frau, kommen Sie geschwind! — Man hat sie vergessen!“

»Vergessen? Aber wo denn?«

»Im Strafgewölbe, wo man sie am Sonntage, kurz zuvor ehe die Distrikts-Kommissarien kamen, eingeschlossen hatte.«

»Am Sonntage? und heute ist Sonnabend!«

„Die Fallthüre aufheben, die Treppe hinabsteigen die Thüre öffnen, Alles war für uns das Werk eines Augenblickes. — Aber ach! welcher schreckliche Anblick! Wie habe ich ihn überleben können?!“

»Die Unglückliche war Hungers gestorben, und Alles zeigte an, wie furchtbar ihre Todesangst gewesen seyn müße. Ihr Schleier, ihr wollenes Gewand war in Stücken zerrissen, ihr Kruzifix zerbrochen, und sie lag auf seinen Trümmern. Ich umfaßte sie, und hob sie auf. Sie war steif, wie aus Einem Stücke. Ihre rechte Hand hatte ihre Brust zerfleischt, ihre weißen, langen Zähne, die aus den von Schmerz verzerrten Lippen blickten, waren in ihren linken Arm eingebissen, den sie an mehreren Stellen verletzt hatte. Dabei sahen ihre unbeweglichen, weit offenen, grossen Augen mir starr in's Gesicht. Furchtbarer Anblick, den ich nicht ertragen konnte! Ich stürzte zu Boden, sie noch in meinen Armen haltend. Man mußte uns mit Gewalt von einander reißen. Am

andern Morgen, als ich meine Vernunft wiederfand, war mein Man zugegen, und nahm mich mit sich hinweg.«

»Dieß ist das traurige Ereigniß, das mich alle Jahre am 13. October hierher führt. Ich komme dann nicht etwa, um die gute Rosa wegen ihres Todes, den sie um meinetwillen litt, um Verzeihung zu bitten; o nein! ich bin fest davon überzeugt, daß mitten unter allen ihren Leiden, weder auf ihren Lippen, noch in ihrem Herzen auch nur eine Verwünschung gegen mich geschwebt hat, sondern, um Gott anzuflehen, daß er uns in der Ewigkeit wieder vereine, um diesen Garten, diese Alleen, dieß Kloster wiederzusehen, wo wir uns so oft ewige Freundschaft geschworen, so oft verspochen hatten, alle Schmerzen und Freuden unsers ganzen Lebens mit einander zu theilen. Ungleicher Vertrag! wo mir das Vergehen, und das, was man in der Welt Glück nennt — ihr die Unschuld und eine furchtbare Züchtigung zu Theil ward.“ —

Hier endete die Dame eben ihre Erzählung, als man ihr die Nachricht brachte, daß ihr Wagen bereit sey. Ich gab ihr den Arm, um sie zu ihm zu geleiten. „Mein Herr,“ — sagte sie da noch zu mir — „ich brauche Ihnen wohl nicht erst Geheimhalten dieser Vorfälle, und vorzüglich meines Namen, wenigstens so lange ich noch am Leben seyn werde, anzuempfehlen.“

So eben höre ich, daß Frau Louise Benedictine von Saint Simon vor einigen Tagen gestorben ist.

Ueberreste menschlicher Kunsterzeugnisse, welche unter der Erde gefunden werden.

Ueberreste menschlicher Kunsterzeugnisse aus früheren Zeiten werden an verschiedenen Orten unter der Erde gefunden. So findet man an vielen Orten des heutigen

Festlandes weit vom Meere Trümmer von Schiffen und mehrere zur Schifffahrt gehörigen Geräthschaften, als Ringe, Ketten, Anker und anderes Eisenwerk. Besonders häufig trifft man dergleichen in den an der Ostsee liegenden Ländern an. In den schwedischen Bergwerken zu Fahhlun soll man auf sehr deutliche Spuren eines Hafens gekommen seyn, der ehedem an dieser Stelle vorhanden gewesen ist. Zu Trolhaetta in Schweden fand man beim Schleußenbau oberhalb der Wasserfälle, mehr als 70 Fuß über dem Wasserspiegel der untern Götha-Elf, uralten Meeresboden, und bey genauerer Untersuchung desselben ein großes Boot, Schiffstrümmer und einen Anker. Bey Helsinborg entdeckte man an einem viel höher als der jetzigige Meeresspiegel liegenden Orte beym Aufgraben einen eingerammten eichenen Pfahl, nebst einigen Gliedern einer Kette, an welcher noch Ueberreste eines daran befestigt gewesenen Bootes zu sehen waren. In Preußen hat man zwischen Bromberg und Nakel, 20 Fuß tief in der Erde, ein vollständiges Schiff mit zwey Ankern ausgegraben.

Aber auch anderwärts als in den Ostseeländern haben sich auf dem Festlande ähnliche Ueberreste gefunden. Bey Tongern, in dem zum Königreiche der Niederlande gehörigen Herzogthume Limburg, hat man 25 Meilen weit vom Meere Ringe angetroffen, von der Art, wie man sie in Häfen findet, um die Schiffe daran zu befestigen. In England sind bei Chatam, 17 Fuß tief, Schiffsanker, und noch erst im Jahre 1816 in Lincolnshire, 8 Fuß tief, Kähne gefunden worden, die nicht aus englischem Eichenholze gebaut waren. Im Jahre 1542 soll man in der Schweiz im Canton Bern, bei der Anlage eines Schachts in der Tiefe von 600 Fuß ein Schiff mit 40 Menschengerippen und vermoderten leinenen Segeln gefunden haben. Es war noch vermittelst eines Ankers

befestigt. So hat man auch zu Montaubau in Frankreich, im Departement Tarn und Garrone, tief in der Erde Anker angetroffen.

Im Jahre 1753 wurde in einem Kalksteinbruche unweit Neufchatel in der Schweiz ein steinernes Messer zwischen den Schichten des Gesteines gefunden, welches allem Anscheine nach ein Opfermesser gewesen seyn mochte. Beim Ausgraben des Union-Canals in der südschottischen Grafschaft Mid-Lothian wurde in dem Hügel Wilkie, am Rotho-Sumpfe, 4 Fuß tief in einer festen, mächtigen, blauschwarzen, zur Quadersandsteinbildung gehörigen Thonschicht, eine Schlachtaxt aus dem feinsten Kupfer entdeckt, welche 5 Zoll lang und 3 Zoll breit war. Ueber der Thonschicht lag eine Decke von 7 Fuß Sand, und darüber 9 Fuß verhärteter Rasen.

Bei Middletow in Nordamerika sind in dem dortigen Mergel menschliche Geräthschaften und Werkzeuge zugleich mit Ueberresten vorweltlicher Thiere vermischt gefunden worden. Bei Aachen hat man einen mit Gußeisen angefüllten Topf in einem Stück Steinkohle beim Zerschlagen desselben angetroffen, welches in einer beträchtlichen Tiefe ausgebrochen worden war. In den Steinbrüchen des Montmartre bei Paris traf man im Jahre 1780, in einer Tiefe von mehr als 80 Fuß, einen eisernen Schlüssel. Er bestand aus einer runden Stange, welche an dem einen Ende mit zwei Zähnen versehen, am andern mit einem Hacken umgebogen war. Aehnliche und andere eiserne Werkzeuge sollen die Steinbrecher nicht selten auch bei Belle Ville und Charonne antreffen.

Gar nicht selten sind Werkzeuge und Geräthschaften des Bergbaues, welche man in einer Tiefe des Erdbodens antrifft. In der Grube des Osterwaldes nördlich an der Strasse von Hildesheim nach Hameln, grub man aus einem 60 — 80 Fuß gelegenen Steinkohlenflötze ein

großes Stück Steinkohle aus, in welchem man bey dessen Zerschlagen einen gänzlich verrosteten eisernen Spitzhammer antraf, dessen Stielloch mit glänzenden Kohlentheilchen ausgefüllt war. Eine eiserne, auf einen Fuß lange Nadel mit dickem Kopfe, wurde, zugleich mit Menschenknochen, in der Kohlengruben bei Assenheim an der Wetter und Nidda in Oberhessen, ein eiserner Hacken bey Sommerschenburg unweit Halmstädt, über 100 Fuß tief, gleichfalls in einem Kohlenflötze, und eine eiserne Keule in einem Sandsteinbruche bey Langenstein zwischen Halberstadt und Blankenburg gefunden.

In dem Kalksteinbruche St. Eutrope, bei Aix in der Provence, fand man im Jahre 1788 Bruchstücke von Säulen, halb behauene Werkstücke, Keule, Hammerstiele und andere hölzerne Werkzeuge, auch zusammen passende Stücke eines abgenutzten, 7 — 8 Fuß langen, 1 Zoll dicken Brettes. Das Merkwürdigste bei der ganzen Entdeckung war die Art des Vorkommens aller dieser Sachen. Sie lagen nämlich 50 — 60 Fuß tief unter einem Kalkstein mit Schulthierversteinerungen, über welchem noch zehn andere, durch Sandschichten getrennte Kalkflötze, 40 — 50 Fuß hoch, gelagert waren.

In der Nähe des angeblichen Vulkanes Butaressa in Auvergne hat man in 100 Fuß Tiefe unter einem eben so mächtigen Basaltlager nicht nur Baumzweige und Holzstücke, sondern auch ein mit der Axt zugehauenes Brett gefunden. Eben so merkwürdig sind die vielen Eichenholzspäne von allerlei Größe, welche man im Jahre 1757 beim Graben eines Brunnen im Dorfe Braunsberg, unweit Ruppin in der Mittelmark von Brandenburg, 160 Fuß unter der jetzigen Oberfläche, entdeckt hat. Die Späne glichen vollkommen denjenigen, welche man durch das Fällen von Eichen erhält, waren aber sämmtlich in Stein verwandelt.

Was nun das Alter dieser und mehrer anderer unter der Erdoberfläche gefundenen, menschlichen Kunsterzeugnisse betrifft, so kann dieses allerdings bey manchen mehrere Jahrtausende betragen; bey andern dagegen dürfte es sich nur auf wenige Jahrtausende belaufen. Die Oberfläche des trocknen Landes hat auch nach der letzten großen Fluth noch andere theilweise Veränderungen erlitten, sowohl durch Ueberschwemmungen, als durch vulkanische Ausbrüche und Erdbeben. Dergleichen Veränderungen haben sich selbst in spätern Jahrhunderten zugetragen, und ereignen sich auch wohl jetzt noch. Dabey ist die Fortdauer der ruhig langsam im Schooße der Erde vor sich gehenden chemischen Bildung nicht zu übersehen. Noch immer erzeugen sich an dazu geeigneten Stellen Kalktuff, Feuerstein, Tropfstein, selbst Sandstein und Flötzkalk. — Im Jahre 1782 grub ein Bauer zu Seppenrode im Harzgebirge in seinem Garten einen Feuerstein aus, der auch nicht die kleinste Spur einer erlittenen Beschädigung zeigte. Als man ihn aber zerschlug, fielen 19 oder 20 kleine bischöflich münstersche Silbermünzen heraus, von denen die ältesten erst aus dem 16. Jahrhunderte waren. Nach dem Abdruck in der Feuersteinmasse zu urtheilen, waren sie in eine Rolle zusammen gewickelt, und diese mit einem Faden zugebunden gewesen.

Liesky fand im Jahre 1791, als er einen 600 Fuß nördlich von dem damaligen Walle der Stadt Hamburg im Sandboden gefundenen großen Feuerstein zerschlug, eine alte messingene Nadel darin. Durch das Austrocknen oder Ablaufen großer Meerbusen, oder Landseen und Binnenmeeren, dergleichen noch in der geschichtlichen Zeit Statt gefunden, erklärt sich recht gut das Vorkommen von Schiffstrümmern unter der Oberfläche des jetzigen trockenen Bodens, und man braucht deßhalb

nicht anzunehmen, daß ihre Erbauer sogenannte Präadamiten gewesen seyen. Die zum Bergbau gehörigen und andere Werkzeuge, welche man in Kalkstein-, Sandstein- und Steinkohlengebirgen gefunden hat (zum Theil auch nur gefunden haben will), können ja zufällig in die Spalten und Klüfte des Gesteines gekommen, und diese Letztern, was noch immer geschieht, allmählig zugewachsen seyn. Sehr wahrscheinlich ist dieß der Fall mit den vorhin erwähnten Werkzeugen gewesen, die man in dem Kalksteinbruche bei Aix in der Provence gefunden hat. Ein hier befindlicher Schacht ist unstreitig, da man den Bau aufgab, in der Folge der Zeit durch die immer fort bildende Natur wieder verschlossen worden. Die beim Ausgraben des Canals in Südschottland gefundene kupferne Axt kann erst in einer verhältnißmäßig ziemlich neuen Zeit in die damals noch weiche Thonschicht gesunken, und dann mit Sand und Rasenerde bedeckt worden seyn.

Der Untersberg in Salzburg.

Botaniker, Mineralogen und Verehrer der Natur wallen diesem ungeheuern Klosse wie fromme Pilger den Heiligthümern zu, und halten oft mehrere Sommertage und Nächte auf seinem Rücken aus. Der Weg, auf welchen man den Untersberg ersteigt, ist eine Strecke hindurch in Marmor gehauen, und führt vermittelst hölzerner Brücken zu einem romantischen Wasserfall. Aus einer Kluft, welche durch eine übergestürzte Felsenmasse gebildet wird, schießt die Glan brausend hinaus, und wirft sich sodann durch eine lange Schlucht in das Thal hinunter. Ein dumpfes Getöse, wie von fallenden Wassern, ertönt aus dem Innern und scheint den ganzen Berg zu erschüttern.

Auf Marmorstufen steigt man sicher zu der Felsenkluft hinab. Menschen von tiefem Gefühl, welche das Grosse und Furchtbare in der Natur wie das Schöne und Sanfte mit Sehnsucht ergreifen, weilen da oft lange Stunden, und horchen der Donnerstimme des tausendjährigen Berges und seiner Gewässer.

Der Untersberg ist, wie die Kalkgebirge überhaupt, voll unterirdischer Kammern und Grotten, welche größtentheils mit Schnee und Eis angefüllt sind. Der größte Behälter dieser Art liegt über dem Mückenbrunnen der Mittagsscharte zur Linken. Der Eingang gleicht einem Thore, das ungefähr 15 Schuhe hoch seyn mag, und führt in einen unterirdischen Saal, worin eine Eisdecke das Aestrich, und Gruppen von Eiszacken das Geräthe bilden. Aus dem dunkeln Hintergrunde blinket ein Wasserfall hervor, dessen Wogen, wie durch einen Zauberschlag in Säulen verwandelt, in den Lüften schweben.

Die Wände erglänzen von Federweiß, wie von Silber, und der ganze Saal, von dem Lichte des Tages, das schief durch die Ritzen spielt, beleuchtet, stellt die Wohnung einer Fee vor. Abentheuerliche Mährchen, seit Jahrhunderten verbreitet und geglaubt, sagen der Täuschung zu; und jedes Wort laut ausgesprochen, hallet von Gängen und Felsenwänden, wie eine Stimme von Berggeistern, vielfach wieder zurück. Dieser Berg wird auch der Wunderberg genannt.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 20tes Stück.

Gegenstück zu Kotzebue's: Die Welt, sie ist nur ein Orchester ꝛc.

Zwar ist die Welt nur ein Orchester —
Wir sind die Instrumente drin;
Doch Harmonie nicht unsere Schwester —
Verschieden sehr der Menschen Sinn!
Gar falsch gestimmt sind viel darunter,
Verhunzend alle Harmonie,
Und bald zu schleppend — bald zu munter —
Erhält im Takt kein Teufel sie!

Fortissimo — die Einen rasen,
Pian-Piano — ist der Andern Spiel;
Die — wollen immer Solo blasen,
Und die — zu faul — pausiren viel;
Die — prima parte, imponiren
Auf Höhen der Applicatur;
Die, unterthänig, secundiren,
Wie man's verlangt, in Moll und Dur!

Die lassen hören —Jubelklänge,
Die — Klaggetön von Elegie'n;
Die flöten — Nachtigallgesänge,
Die krächzen — Raben-Melodie'n,

Die stossen aus nur Fisteltöne,
Die trillern ohne Unterlaß;
Die krähen, wie verschnitt'ne Hähne —
Die brummen drein im Bärenbaß!

Die Meisten gar auf letztem Loche,
Da, kreischen nur ein Ach! und Weh!
Denn Pizzicar macht jetzt Epoche —
Sordinen steh'n im Renommée!
D'rum, wer mit Zartgefühl geboren,
Es nicht beleidigt wissen will:
Verschließ dem Weltconzert die Ohren —
Und summ' für sich ein Liedchen still.

Karl de la Porta.

Der Erschlagene.
Eine wahre Geschichte.

„Warum doch gerade morgen fortgehen, Vater! da Marks Geburtstag ist, und Mutter von Lausanne so schöne Sachen kommen läßt?“ So sprach am 25. Mai 1827 Abends ein lieber Knabe zu seinem Vater, der am folgenden Tage auf dem Dampfschiffe nach Genf fahren wollte. Der Knabe gehörte dem Engländer Story an, welcher damals zwischen Lausanne und Ouchy, dem Hafen, mit seiner zahlreichen Familie ein freundliches Landgut bewohnte.

Es war einer der Glücklichen, den ein gütiges Geschick von Jugend auf günstig leitet, und auf deren Häupter es alle Fülle von Segen häuft, dessen ein Mensch theilhaftig werden kann. Auf Staffa, einer der Shetlands-Inseln, geboren, erhielt er in der großartigen Natur und in den streng einfachen, aber poetischen Sitten, die Richtung nach Oben, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verließ, wie des Schiffers Nadel immer treu dem Norden zugewendet bleibt. Er verließ

jedoch früh sein schönes, wogenumbrandetes Vaterland und das nicht vermögenslose Haus seiner Mutter, um in königliche Seedienste zu treten. Dieser Dienst trug ihn von einem Pol zum andern, aus glühenden Zonnen in eisige, von duftenden, blüthenvollen Küsten zu sandigen Dünen oder kahlen Klippen. Oft umschiffte er den kleinen Erdball; er sah den Menschen auf hoher Kulturstufe und im vollen Besitze von Kunst und Wissenschaft, er sah ihn in der Niedrigkeit, wo er an die Linie streift, die das Thier an den Menschen zu knüpfen scheint. Der wilde Neu-Holländer und das liebvolle Mädchen von Otaheite, er kannte sie, und hatte mit ihnen gelebt, und war eingegangen in ihr eigenthümliches Wesen und Seyn. Bey den Kämpfen der englischen Marine im Mittelmeere, an den Küsten von Egypten und Syrien bei Trafgalar begleitete er die untern Dienstgrade und wurde mehrmals verwundet. So war er auf der schwimmenden Heimath zu der Zeit gelangt, wo sich der Mann, wie schäumend und brausend auch seine Jugend gewesen, nach einem stillen feststehenden Heerde sehnt, und auch dieser war ihm beschieden. Er hatte sich bis zum Flotten-Capitän hinaufgedient, als ihn eine Krankheit überfiel, gerade wie sein Schiff, die Fregate Triton, auf der Höhe von New-York angelangt war, wo sie einige Monate stationiren sollte. Der Arzt rieth, den Kranken an's Land zu bringen, um so mehr, da er von seinem Vater her Freunde in der Nähe der Stadt auf dem Lande hatte, die dringend wünschten, Story bei sich aufzunehmen, und das Mögliche zu seiner Genesung beizutragen; das war Herrn Ferriers Familie. So ward denn der Kranke ausgeschifft; es gieng aber langsamer mit seiner Wiederherstellung, als man dachte, wozu wohl der Umstand viel beitrug, daß Story auf dem Landgute die Ruhe nicht fand, die ihm so dringend angerathen worden war,

Auf dem weiten Landsitze seines Freundes befand sich auch eine pensilvanische Familie, welche durch unglückliche Speculationen und durch die Umstände zurückgekommen war. So lebten Rowleigh's, Vater, Mutter, und Tochter, schwer, jedoch unverschuldet niedergedrückt.

Maria, so hieß Letztere, war ein schönes, seltenes Wesen, Pathe des reichen Ferrier. Sie schien vom Schicksale bestimmt, das auszugleichen, was das Unglück und die Schlechtigkeit anderer Menschen in dem Hauptbuche ihres Vaters ungleich gemacht hatten. Denn das Haben — oder eigentlich ihr Seyn — überstieg weit das geschriebene Sollen Rowleighs. Der junge Henri Ferrier liebte das schöne Mädchen, und sein Vater, wiewohl im Anfange nicht ganz zufrieden damit, ergab sich doch in der Folge darein, in Marien eine Schwiegertochter zu sehen, die durch ihre vielen guten Eigenschaften vergessen machen würde, daß sie keine Mitgift hatte. Er rechnete auch darauf, sie werde günstig auf seinen Sohn wirken. Ueberdieß hatte er ja auch nicht nöthig, auf eine reiche Schwiegertochter zu sehen. Nur eine Angesehenere, Vornehmere, als Marien, hätte er gerne gehabt.

Henri war im Grunde ein guter Mensch, aber als der einzige Sohn des reichen Ferrier hatte er sich einem Hange ergeben, für den kein Reichthum in der Welt groß genug ist — dem Spiele. In New-York, wo er noch in einem großen Handlungshause stand, hatte er vielfache Gelegenheit ihm nachzuhängen, und eine gewisse Eitelkeit des Vaters hatte diesen immer gehindert, dem Uebel zu steuern, da es noch Zeit dazu war. Ein Jahr später schien es dazu fast zu spät, zumal da Henri das Unglück hatte, meistens glücklich zu spielen. So ging es eine Zeitlang; aber das Blatt wendete sich wie die Kugel, auf der seine Göttin steht. Seine Verluste fingen an

bedeutend zu werden, und es gab in New-York der Leute genug, die ihm immer neue Summen vorstreckten. In diese Zeit fiel Story's Ankunft bei Vater Ferrier. Im Anfange brachte der alte Ferrier Stundenlang bei seinem kranken Gaste zu; nach einigen Wochen aber mußte er auf eine entfernte Besitzung, und übertrug Rowleigh, auf den Fremden Acht zu haben. Das that er denn auch von Herzen, und als Story, den er bald sehr lieb gewonnen, das Zimmer verlassen konnte, führte er ihn gleich durch den Garten zu Frau und Kind, und da hätte er freilich genesen können, wenn zwei blaue Sterne auf rosigem Felde ihm nicht alles Gleichgewicht geraubt hätten. Ihm ward nun klar, worüber er oft gespottet, er fühlte, daß er in dem Bann und Zauberkreis stehe, der ihm des Mannes unwürdig geschienen hatte. Einmal jedoch versuchte er zu widerstehen, und gieng einen ganzen Tag nicht hinüber. Da kamen, weil Rowleigh nicht konnte, Mutter und Maria, um zu sehen, was ihm sey, und das Mädchen fragte mit einem Tone, mit einem Auge, die jenseits des Oceans eben so tief in's Herz schneiden, wie in unserer europäischen Heimath. Sie war sich selbst nicht bewußt, was sie that, denn auch sie hatte früher nie geliebt, und war fern von der Welt und der Gesellschaft erzogen worden, die sie hätten schüchtern machen können. Ohne innere Frage und Antwort war sie Henri's Braut geworden, den sie oft Wochenlang nicht sah, da ihn die Stadt mehr anzog, als das Land. Sie war bereit, ihm ihre Hand zu geben, weil ihre Eltern dies für ein großes Glück ansahen, und frohes, sorgenfreies Alter sich davon versprachen, denn Maria war eine gute Tochter. Jetzt hatte die Liebe in ihr Herz geleuchtet, und sich selbst im sechszehnten Jahre so wenig klar, hielt sie für einen Strahl zarten Mitleids, was ein Strahl glühenden Sonnenfeuers war. In Story's Gemüthe

Gemüthe war es anders. Da stand Alles bestimmt, hell, und entschieden da, denn er wußte und ahnete nichts von Henri's Ansprüchen. Maria's Hand, ein kleines Besitzthum auf Staffa, ein Acker für seinen Pflug waren die Säulen, auf die er seinen Himmel baute. Der Augenblick, wo er dem Mädchen sein Herz entdecken und um ihre Hand bitten wollte, blieb nicht lange aus.

Ueber ihre nicht ohne Thränen ausgesprochene Antwort konnte er endlich auf der Höhe von Madeira nachdenken; denn erst hier, nach sieben Wochen, bekam er seine volle Besinnung wieder, die ihm in New-York ein Fieberrückfall genommen hatte. Kurze Zeit nach seiner Erkrankung war dem Triton der Befehl zugekommen, nach dem grünen Vorgebirge zu segeln, um auf französische Sclavenschiffe Jagd zu machen. Maria hatte den Trost der Besinnungslosigkeit nicht. Sie lebte, sie fühlte, sie bebte, aber sie wankte nicht. Sie sah den geliebten Story in Tücher gehüllt auf das Schiff bringen, das ihn über das Weltmeer tragen sollte, und sie wankte nicht, denn sie stand neben ihrem Vater, dessen Haare Unglück und Empörung gebleicht hatten. Niemand, am wenigstens der junge Ferrier ahnete, was in der immer stiller werdenden Maria vorging. Manchmal meinte er wohl gar, es sey Schmerz über seine Kälte, und er nahm sich alles Ernstes vor, sie fürder nicht so leiden zu lassen. Die Handelsbücher, und der grüne Tisch, waren ihm besser bekannt, als das heldenmüthige Mädchenherz, das ihn eben nicht sehr glücklich machte, weil er dessen sicher zu seyn glaubte. Das Glück hatte ihm überhaupt schon lange den Rücken zugewendet. Noch einige Monate vergingen, da sah Vater Ferrier endlich die Nothwendigkeit ein, den jungen Wüstling von New-York weg in das Innere des Landes zu schicken, und da dessen Entfernung für unbestimmte Zeit beschlossen war, da darüber wohl

Jahre hingehen konnten, da auch Ferrier's Vermögen durch des Sohnes Spielwuth bedeutend gelitten, so wurde Rowleigh unter der Hand zu verstehen gegeben, daß unter solchen Umständen aus Henris's Verbindung mit Marien nichts werden könne. Der junge Mann reiste auch ohne Abschied ab.

Den Pensylvanier und seine Frau schlug das sehr nieder. Sie wagten kaum, es ihrem Kinde zu gestehen. Als sie es aber endlich nach mancherlei Vorbereitungen doch sagten, war ihr Staunen nicht gering, als die stille sittige Maria einen lauten Schrei der Freude that, und darauf Thränen des Dankes ihren Augen entquolen, die wie Himmelsthau die bleichen Wangen rötheten. Nur nach und nach fingen sie an zu begreifen, konnten aber nie zur Freude kommen, denn ihre Zukunft schien ihnen nun wieder sehr dunkel. Maria aber sah darin nur goldene Strahlen, denn sie war nun alt genug, für ihre Eltern zu arbeiten, und dabei an Story zu denken. Es mußte dafür ein anderer Aufenthaltsort als das Land gewählt werden; und da Vater Ferrier dem wackern, treuen Pensylvaner ein kleines Geschäft auf Cuba übertragen wollte, so waren alle bereit, dahin zu gehen. Die Seereise wurde unternommen, zumal die Jahreszeit jetzt eben günstig war. Sie blieb es auch in den ersten acht Tagen ihrer Fahrt. Nun aber erhob sich ein schrecklicher Sturm, daß die Wellen oft das kleine Schiff zu verschlingen drohten. Es kam dadurch weit von seiner Richtung ab, und schwamm willenlos, wie ein vom Ufer gerissener Kahn, auf den ungeheuren Wogen. Der Capitän barg die Gefahr nicht, in der sie schwebten. Mit der geringen Equipage, die vor Ermattung hinsank, war er nicht länger im Stande, das eindringende Wasser auszupumpen, und auf dem Verdecke den nöthigen Dienst an Segelwerk und Steuerruder zu versehen. Er

selbst war seit neun Tagen nicht vom Steuer gewichen, hatte unverdroßen Nässe, Orkan und Sonnenbrand ertragen, die mit einander wechselten. Maria kauerte eben neben ihm auf dem Verdecke, und nähte emsig an den zerrissenen Segeln, da sagte er zu ihr: „So recht, Kind! ist wohl umsonst, nur ein Wunder kann uns retten. Haben Sie noch etwas in der Welt, so schreiben Sie's schnell auf, wir schließen es in eine Flasche und werfen sie in die See.“ Da ward Marien auf einmal bange, denn bisher hatte sie immer guten Muth gehabt, zur Verwunderung ihrer Eltern und der Seeleute. Bewegt stieg sie in die Kajüte hinab, wo sie Vater und Mutter nach langer Zeit zum ersten Male schlafend fand. Bald waren die wenigen Zeilen geschrieben: „An Franz Story, Flotten-Capitän der englischen Marine, auf der Fregatte Triton. Ich bin frei von aller Pflicht, von allen Banden, bald auch vom Leben, denn wir müssen sterben. Darum darf ich Dir sagen, Franz, daß ich Dich unaussprechlich liebe. Wir wollten nach Cuba, Vater, Mutter, ich, auf der Syrene, Capitän Tandlor . . Ewig Deine Maria.“ Sie selbst verschloß das Blatt in eine Flasche und ein Lächeln schimmerte durch ihre Thränen, als sie das Papier von den Lippen that, und in den engen Gewahrsam schob, der, gut verschlossen, in die Wogen geworfen wurde. Lange blieb die Flasche Mariens Augen sichtbar; sie gewahrte sie oft, wenn eine Welle sie aus der Tiefe emportrug, aber der Sturm trieb sie nach der Gegend, wo Maria sie nicht hinsandte.

Story's segelschneller Triton hatte indessen mehrere reiche französische Prisen gemacht, woran ihm sein Antheil wurde, der noch bedeutender ausfiel, als er, der ein schlechter Rechner war, geglaubt hatte. Er war wieder hergestellt, und in der Seeluft erstarkt, aber Maria lebte

fortan in seinem Herzen. An sie dachte er, wenn sich des Morgens die Sonne aus den Fluthen erhob, wenn sie sich glänzend in die Wogen tauchte, und lange noch das prächtige Lichtmeer ihr nachflammte; zu ihr betete er, wenn bei Sonnen Untergange die Schiffsmannschaft die fromme Abendfeier hielt, und darüber nach und nach die Sterne heraufzogen. Selbst in dem einförmigen strengen Schiffs-Commando und Dienst suchte er Beziehung mit ihr, die ein Muster von Ordnung war. Woran knüpft das liebende Herz nicht seine Seile und Fäden, die viel zarter und doch stärker sind, als die des kunstreichen Thieres, das sein Luftschloß an das Kreuz eines Grabes so gut baut, wie an den Sonnenzeiger und an das Hochgericht!

So hatten sie schon einigemale den Weg zwischen Afrika und den Azoren gemacht, und kreuzten gerade wieder auf der Höhe dieser Inseln, als ein Matrosenjunge vom Maste herunterrief, er sehe ein Schiffwrack in Südwest. Das große Boot ward ausgesetzt; Story erhielt Ordre, mit acht Mann dahin zu steuern, und im Nothfalle Signale zur Annäherung der Fregatte zu geben, auf jeden Fall aber Nothleidende an Bord zu nehmen. Der Wind blähte stark die Segel, und in einer halben Stunde hatten sie drei Seemeilen zurückgelegt. Einen erbarmenswürdigen Anblick bot das Wrack des kleinen Schiffs; Menschen waren nicht zu sehen, auch keine Leichen; jedoch drang man in die fast ganz mit Wasser angefüllte Kajüte. Auch da wurde nichts gefunden, kein Buch, keine Schrift, nichts als ein Strohhut, der auf dem Wasser schwamm und den die Matrosen, kaum der Mühe werth hielten, mit herauf zu nehmen. Als ihn Story sah, ward ihm sonderbar zu Sinn. Er kannte den Hut, er hatte ihn oft gesehen, auch das Band war ihm nicht fremd, alle kleinen Zeichen trafen

zu — es war Mariens Hut. „Wo Licht finden in dieser Nacht?“ rief Story, und stieg in die Kajüte hinab. Alles ward von Neuem ausgesucht; nichts, keine Spur fand sich, wohl zehn Mal fuhr man in engerem und weiterem Kreise um das Wrack, um etwas zu entdecken, umsonst. „Ist sie hier versunken? Haben sie die Wellen mit den Andern vom Verdecke gerissen? oder ward sie von einem Schiffe gerettet? Wo ist dies glückliche Fahrzeug?“ So fragte und stürmte es in seinem Herzen, so daß er sich lange nicht entschließen konnte, den Befehl zur Rückkehr nach dem Triton zu geben.

Zehn Tage verflossen, die Sonne gieng zehn Mal auf, aber das Dunkel ward nicht heller. Da begegnete ihnen eines Abends die englische Kriegsbrigg, die Helena. Die Capitäne beider Schiffe waren Verwandte, mehrere Offiziere kannten sich, man gieng also an Bord der schönen Frau. Story hatte dort keine Bekannte, und da es den dienstthuenden Offizier des Triton sehr hinüberzog, so übernahm Story dessen Stelle. Als die Offiziere an Bord zurückkamen, fehlte es nicht an Erzählungen von Neuigkeiten aus England. Alle aber waren entzückt über eine junge schöne Amerikanerin, die sie drüben gesehen. Nun kam man auf Dienstneuigkeiten; Alle waren Ohr, nur Story nicht; er hätte der Helena nachfliegen mögen. Da sagte ihm der Offizier, dessen Dienst er vorhin übernommen: „Was wetten Sie, Story, ich sage Ihnen eine Neuigkeit, die Sie sehr freuen wird, da Sie doch nicht gerne in diesen Meeren sind. Auf der Admiralität in London liegt Ihre Ernennung zum Fregatten-Capitän der indischen Station. Sie werden wohl in Madeira die Ordre finden, nach Pilmouth zu gehen, wo ihr Schiff liegt.“ — nach Indien!“ hallte es schmerzlich in Story's Seele nach; „so weit von Ihr, so ohne alle Hoffnung, sie wieder zu finden!“

Er jubelte nicht; Niemand begriff das, wie man ihn selbst nie begriffen hatte. Die angezeigte Ordre fand er wirklich in Madeira, und bald darauf gieng Story auf einer Brigg nach England ab.

(Schluß folgt.)

Die schwarze Höhle bei Demanova in Ungarn.

Demanova, ein mittelmäßiges Dorf, drei Viertelstunden von St. Miklos, ist wegen einiger in dem dortigen ansehnlichen Gebirge befindlichen großen Höhlen berühmt. Die berühmteste und zugleich nächste derselben heiß Csierna (die schwarze). Sie ist ungefähr $1\frac{3}{4}$ Stunden vom Orte entfernt, und bis etwa auf eine Viertelstunde davon, wo man einen sehr steilen Berg steigen muß, kann man fahrend hinzu kommen. Sie hat zwei Eingänge unweit von einander, der nächste ist eng und sehr niedrig, der andere hoch und ziemlich weit.

Gleich vom Eingange geht der Weg sehr steil in die Tiefe abwärts, und so immer über große Steinstücke sehr beschwerlich tiefer und tiefer fort. Der Fels ist Kalkstein; von oben hängen Zapfen von Tropfstein von sehr verschiedener Gestalt herab, und unten hat die Natur viele und sehr mannigfaltige Figuren aus eben diesem Stein sehr wunderbar gebildet, woraus die Einbildungskraft sich die schönsten Gestalten erschaffen kann; — Postamente, Säulen, Kegel, Pyramiden, Vasen, Obelisken, Thürme von Zapfen zusammengesetzt, die ein durchbrochen ausgeführtes Gebäude vorstellen, Kaskaden mit Muschelwerk und unzählige derlei Naturspiele, um welche das Wasser herabträufelt.

Die Höhle ist öfters unabsehbar hoch, hier und da auch sehr weit, öfters aber auch sehr eng und niedrig; sie hat unzählig viele Seitenhöhlungen, welche ein Labyrinth vor-

stellen, in dem man sich ohne Wegweiser leicht verirren könnte.

In einer solchen Seitenhöhle, nicht weit vom Eingange, gibt ein Kegel von dem schönsten weißen Eis, ungefähr zwey Klafter hoch und fünf Schüh im untern Durchmesser, welcher auf einer Eisfläche aufstauet, einen frappanten Anblick, weil die blendende Weiße gegen das Schwarze der Höhle sehr stark absticht, neben diesem Kegel steht eine eben so hohe, aber dünne Säule vom gleichen Eise; beide entstehen durch ein aus einem Loche herabrinnendes Wasser, und sie zerfließen nie ganz. Die Eismasse, worauf diese Körper stehen, ist sehr dick, und diese Höhlung geht sichtbar noch sehr tief hinein; es ist sich jedoch wegen des tief abschüssigen Eises nicht tiefer zu wagen. Auf den Postamenten und andern großen Tropfstein-Figuren, welche noch weiß sind, stehen unzählig viele Namen der Besuchenden angeschrieben. — Man geht mit Fackeln und Lichtern beyläufig eine Stunde, bis man an eine andere Art Tropfstein kommt, welche vor der Erhärtung schmierig wie Seife ist, und sich endlich in einem Sumpfe endigt, wegen den man nicht weiter kommen kann. Die Führer versichern, daß die Höhle von da aus wenigstens noch so weit fort laufe, als bis an die Stelle des Sumpfes.

Außer den oben erwähnten Figuren entstehen aus diesem Tropfstein auch hohle Röhrchen, Kugeln und feines weißes Pulver. Schade, daß die Besuchenden die schönen Figuren so häufig verstümmeln, daß Alles einer Verwüstung ähnlich sieht, weil die Natur zur Erschaffung so großer Figuren lange Zeit nöthig hat. — Wie prächtig muß diese Höhle vormahls gewesen seyn! —

Aus dieser geht man am Tage über steile Abhänge eine halbe Stunde weit zu einer andern Höhle, Benikova genannt, welche bei Weitem nicht so lang, aber viel weiter ist. Der Tropfstein ist aber ebenfalls von schmieriger Art;

er hängt von der Decke in großen Zapfen herab, und bildet auf den Boden die schönsten Architektur=Stücke an schönen Gruppen von Säulen, Pyramiden, Muscheln, Kaskaden und dergleichen. Unter Andern hat die Natur auch hier Cisternen aus Tropfstein gemacht, die eine Menge des reinsten Wassers enthalten; man sieht deren drey stufenweis über einander, kann aber, weil das ziemlich tiefe Wasser die ganze Breite der Höhle einnimmt, nicht mehr weiter, obschon es rückwärts, wo es auch sehr weit hinein zu gehen scheint, noch viele solche Cisternen und unverstümmelte schöne Figuren vom Tropfstein geben mag.

Auch hier sind, wie in der Kützmometzer Höhle, Bärenknochen, und es ist auch durch Schätzgräber Vieles umgewühlt worden.

Der merkwürdigeren Höhlen sollen hier noch zwei seyn: die eine Okno genannt, in welcher einst außer andern großen Knochen auch zwei sehr große Schädel, beide 2½ Schuh lang und 1½ Schuh breit, vorne zugespitzt, mit großen, dicken, stumpfen Zähnen gefunden worden seyn, welche sich jetzt im Petersburger Naturalien=Kabinet befinden sollen.

Durch die andere, Vodi Vivjeranja, fließt ein großer Bach, welcher überhaupt unter der Erde weit fortfließen soll. Außer diesen sind auch noch mehrere kleinere Höhlungen in diesem Kalkgebirge, worin im Herbste die Schafe übernachten.

Das Gebirge, in welchem diese Höhlen sind, sieht mehreren über einander gesetzten Bastionen ähnlich, weil die Absätze grün bewachsen sind; nur laufen die Lagen nicht wagrecht, sondern von Nord gegen Süden gleichsam eingesunken; — auch wird auf diesen Bergen eine viel größere Manigfaltigkeit von Kräutern, als auf dem Kriwan, gefunden.

Charakter der Buchstaben.

Die Buchstaben drücken in ihren todten Zügen oft so viel Leben aus, daß mit Recht Sprache und Schrift die lebendigen Bilder des Innern, Geistigen genannt werden. Ja es tragen viele Worte den Charakter des Anfangsbuchstaben oder die Form der Buchstaben drückt den Charakter wie der Worte sonderbar genug aus. Z. B. — A. ist das sich auf etwas stützende, wie Alter, Arm, Anker. B. ein fortstrebendes, sich bewegendes, wie Bach, Bogen, Blatt. D. schwingend, zum Himmel strebend, wie Dank, Dulden, denken. F. fortschwebend, wie Fahrt, fliegen, fragen, fangen. G. das Vollkommene, wie Gott, Gabe, Grab. H. zwei sich stützende Dinge, wie Hände, Heben, Habe. J. ist das allein stehende Ich. K. ein verschlungener Knoten, das Werdende ausdrückend, wie Kind, Kleid, Kirche. L. Leben bezeichnend wie Lieben, Lachen, Leben. M. eine fest erzeugende Dreiheit, wie Mann, Muth, Machen. N. ein unvollkommenes, verneinendes, wie Noth, Nicht, Nahme. O. die Vollendung, die ihr Ziel im Himmel gefunden, wie Odem, Opfer, Osten. P. ein verschlungener Knote mit scharfer Spitze, als Plage, Pein, Preis. Q. ein aus der Tiefe entsprudelnder Quell, Qual, Qualm, Quecke. R. ein schnarrendes, fortrollendes, wie Rad, Rosse, Rede. S. ein ausstreuendes, wie Säen, Sorgen, Sammeln. T. ein Getrenntes, wie Ton, Theil, Tanz. W. hat das Wogende in seiner Form, wie Wage, Wiege. Wagen. Z. ein schneidendes, wie Zeit, Zahn und Zorn.

Deutung der Farben überhaupt, unter andern auch in den Wappen.

Oken behauptet in seiner Naturphilosophie: „das Licht, mit Finsterniß gemischt, sey Farbe,“ so fährt dieser origi,

nelle Physiker und Philosoph fort, ist ein endliches, ein fixirtes Licht, der leibhafte Uebergang des Lichts in Materie. Das klare Licht, materiel gesetzt, ist Schwarz. Die Finsterniß ist der Grund der Farbe. Feuerfarbe ist die erstgeborne, ist die edelste, höchste, volleste, reinste, ist die ätherische kosmische Farbe. Es gibt drei irdische Farben, nicht mehr und weniger. Die Farben theilen sich in zwey Reihen: in die kosmischen (solare), und in die irdischen (planetaren). Die kosmische ist das Roth, die erste irdische das Blau, die zweite Grün, die dritte Gelb. Roth ist allein eben so viel werth, als drei andere zusammen. Blau ist so viel werth als Grün und Gelb. Roth und Blau sind totale Farben. Grün und gelb sind patriele. Eigentlich gibt es nur zwei wahre Farben, die kosmische und die irdische; Roth und Blau, die andern sind Zerfallungen derselben. Die andern Farben sind diesen beygeordnet. Gelb ist roth zur Erde geworden, Grün und Blau zu Wasser geworden." Indessen beziehen diese Farben im menschlichen Leben allerlei Tugenden uad Laster: Roth ist Eifer für Tugend und Recht. Blau: Treue. Schwarz: Demuth und Trauer. Grün: Freiheit, Freude und Hoffnung. Violett; Würde und Mäßigung. Orange: Stolz. Isabraun: Sieg. Nach andern bedeutet Roth: die Kindheit. Blau: die Wissenschaft, Schwarz: die Gefahr und Grün die Güte. Noch andere vertheilen sinnig die Farben in die Lebensalter. Nach ihnen deutet Silber (Gerechtigkeit) auf die Kindheit bis in das siebente, Blau auf den Knaben bis ins fünfzehnte, Gold (Adel) auf den Jüngling bis in das zwanzigste, Grün auf den Mann bis ins dreißigste. Roth auf das Alter bis zum fünfzigsten Jahr, und Schwarz die übrige Lebenszeit bis zum Tode.

Räthsel-Wort.

Nein! ich mag es Euch nicht nennen,
Jenes holde süße Wort,
Dem die Herzen alle brennen,
Glühend fort und fort,
Dem der Greis mit Silberlocken
Gern noch freundlich lauscht,
Und das sanft wie Abendglocken
Ueber Gräber rauscht.

Jeder hat es tief empfunden
In bewegter Brust,
Dankt ihm alle Weihestunden
Seiner reinsten Lust!
Und wem's ja noch nicht erschollen
Wär' im Lebenslauf,
O der schiebe ja den vollen
Hochgenuß nicht auf!

Selige Erinnerungen
Einer Blüthenzeit,
O wie wird, von euch durchdrungen,
Doch das Herz so weit!
Süße Hoffnungen im Lenze
Einer Jugendbahn,
O wie blühen Eure Kränze
Duftend Himmelan;

Wo ein Eden keimt, da tönet
Dieses Wortes Ton;
Wo das Gute weilt, da krönet
Es sein süßer Lohn;
Wo ein Schmerz ist zu ertragen,
Ruft es Trost uns zu,
Wenn die letzten Stunden schlagen,
Betet es zur Ruh'.

Möchtet Ihr es wohl errathen
Dieses Wort so traut,
Das aus still gepflegten Schatten
Himmelsfrucht erbaut?
Wem es schon verlie'h'n, dem blühe
Es im Herzensschoos,
Und wem's, noch nicht ward, der ziehe
Bald dieß schönste Loos.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 21tes Stück.

Der Erschlagene.

(Schluß.)

In England bekam Story eine Instruktion und Ordre, die erst auf der Höhe von St. Helena erbrochen werden sollte, das damals noch nicht als Kerker und Grab eines berühmten Mannes so merkwürdig war, als einige Jahre später. Diese Ordre enthielt eine ganz andere Bestimmung der Fregatte Amphitrite, als die in Plymuth ausgesprochene, und ihre Sendung war mehr politisch als militärisch, denn sie sollte sich sogleich nach Rio-Janeiro verfügen rc. So wenig nun auch dergleichen Geschäfte nach seinem Sinn waren, so gern vernahm er die veränderte Bestimmung seiner Fregatte. Denn von Rio-Janeiro war es leicht, mit New-York in Verbindung zu treten, Erkundigungen einzuziehen und Schiffe von da auszufragen.

Damit war Story auch gerade beschäftigt, als eine Jagdparthie einige Meilen von der Stadt ihn mit seinen Begleitern auf den Landsitz des Herrn von Herniez, eines der Reichen und Vornehmen der Residenz, führte. Dort angekommen, sah er durch das offene Fenster eines Erdgeschosses eine Negerin, die vor einem weinenden

Kinde kniete, dem sie ein spanisches Lied vorleyerte, um es zu beruhigen. Dies Lied klang Story tief in die Seele, denn nach ganz gleicher Weise hatte er es von Marien singen hören. „Wer hat Dich das Lied gelehrt?" — „Gefällt es Dir?" antwortete die Negerin, „es ist so schön, wie die, welche es mich lehrte, aber nicht so gut." — „Nun, wer ist denn die?" — „Du kennst sie nicht? nun will ich sie Dir zeigen; gehe nur da hinein." Damit öffnete sie die Thüre zu einem Laubgang, den riesige Pisangs überschatteten. Da saß ein Frauenzimmer neben einem jungen Manne, der traulich seine Hand in die ihrige gelegt hatte und mit der andern in ihren Locken spielte.

Es begannen nun nach passender Entschuldigung dieselben Fragen wegen des Liedes Ursprung, worauf ihn das portugiesische Mädchen lange, scharf und mit immer steigendem Interesse ansah. „Heißen Sie Story?" begann sie endlich; „denn das ist der einzige Mann, dem des Liedes Ursprung wichtig seyn kann; heißen sie Story, und waren Sie vor zwey Jahren mit dem Triton in New-York?" — „Ja, so ist's, aber nun um Gotteswillen, enden Sie meine Unruhe! dieses Lied, fern im Süden von Amerika, Ihre Frage, Ihre Bewegung —" — „Soll Ihnen gleich klar werden. Wir lebten nicht immer in Brasilien. Mein Vater besaß bedeutende Pflanzungen auf Jamaika. Fast vor zwei Jahren verließen wir diesen tödtlichen Ort, und schifften uns auf einer französischen Brigg hierher ein, mein Vater, ich und die jüngere Familie. Nach zwei Tagen einer sehr glücklichen Fahrt erhob sich einer der bei den Antillen so fürchterlichen Orkane, der uns in einem Augenblick weit von unserm Cours ab, und nach Norden trieb. Unser gutes grosses Schiff widerstand der Wuth der Wogen und des Windes. Nicht alle Fahrzeuge waren da-

mals so glücklich, denn als sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, gewahrten wir im Westen ein Schiff, das Nothsignale gab. Wir eilten dahin und fanden eine geringe Bombarde.“ Story wollte vor Ungeduld vergehen über die lange Erzählung, wagte aber doch nicht, das Mädchen zu unterbrechen. „Ein kleines Schiff, das am Versinken war, das Wasser schoß schon in die Kajüte. Im Ganzen waren es zwölf Personen: der Kapitän —“ — „Ich bitte Sie, Donna, wo war Maria?“ — „Der Kapitän mit acht Matrosen und eine Familie, Vater, Mutter“ — — „Und Maria?“ — „Maria? welche Maria? meinen Sie die?“ und damit zeigte sie auf das reizende blonde Mädchen, das eben mit einem Korb Orangen zwischen großen Pisangblättern hervortrat und erbleichte, als es die englische Marine-Uniform sah. Es war Maria.

Nach einigen Stunden finden wir Alle in dem Salon des Herrn von Herniez versammelt, den es nicht wenig schmeichelt, dem Engländer in Rio-Janeiro, jetzt eine so bedeutende Person — der untergeordneten Freundin seiner Tochter seine Hand geben, und sich selbst von ihm als Vater betrachtet zu sehen, da Rowleigh und die Mutter an den Folgen der unglücklichen Seefahrt bald nach ihrer Ankunft in Rio-Janeiro gestorben waren.

In drei Monaten, drey seeligen Tagen zu vergleichen, war die Heirathserlaubniß Story's aus England angelangt und mit ihr seine Abberufung von der Station zu Rio-Janeiro. Der Glückliche führte seine junge Braut jetzt sicher und ohne Unfall in die Heimath, nahm seinen Abschied, und zog nach Schottland, wo er auf einem kleinem Landsitze ein stilles bescheidenes Leben begann, in das Maria reiche Blumen zu flechten verstand. An dem Tag, wo sie ihm den ersten Knaben gebar, kam ein Brief von der Admiralität in London mit einem Einschluß. An

den Küsten von Norwegen hatten die Wogen jene Flasche mit den Zeilen auf den Strand geworfen, die Maria bebend und in Todesnoth bei Cuba geschrieben. Sie sah sie jetzt wieder in dem seligsten Augenblicke ihres Lebens.

In der Folge ward Story durch die Erbschaft eines reichen Verwandten in Liverpool in den Besitz eines Vermögens gesetzt, das man auf dem Continent groß nennen konnte. Wiewohl nun Maria abrieth, so wußte ihr Story doch eine Reise nach Deutschland, Italien und der Schweiz, besonders wegen der Erziehung der Kinder so an's Herz zu legen, daß sie endlich einwilligte, und mit fünf Knaben das stille Asyl nicht ohne tiefen, ahnenden Schmerz verließ. Wir kennen den schönen Zug der Engländer, daß sie am liebsten, von ihren ganzen Familien umgeben, auf dem Continent reisen, und allem Egoismus fremd, nicht's genießen können ohne die Ihrigen. Auch verlor sich Mariens Wehmuth bald, als sie lange in ähnlicher Art, wie einst in Schottland, bei den freundlichen Dresden und an verschiedenen Orten der Schweiz lebten. Ueberall blieb ihr der treue, liebreiche Story, überall war also ihre Heimath. Endlich bezogen sie mit ihrer Familie, die sich jährlich vermehrte, ein schönes Landgut zwischen Lausanne und Ouchy. Hier beschäftigte Story besonders die Erziehung seiner neun Kinder, fünf Knaben vier Mädchen, alle von äußerer Anmuth und schönen Anlagen des Geistes und Gemüths. Wer achtete Story und seine Gattin nicht von all denen, die sie kannten? Wer liebte die schönen Kinder nicht in Lausanne und im ganzen Umkreis des Landguts?

Im Mai 1827 kam aus England ein unerwarteter Gast, der bald auch ein sehr willkommener und lieber Freund im Hause wurde. Ferrier, der Sohn, jetzt in Manchester etablirt, war einer der Glücklichen, die das

Unglück gebessert und geheilt hatte. Der Verlust seines Vermögens, theils durch eigene und des Vaters Schuld, theils durch den Fall anderer Häuser herbeigeführt, entwickelte in ihm die Kraft des Charakters und des Willens, die oft nur vom Glück und der Bequemlichkeit eingewiegt, schlummert und des unsanften Aufrüttelns bedarf, um wach und stark zu werden. Jetzt kam er durch die Schweiz, um nach Genua zu gehen, wohin ihn eine Spekulation rief. Da erfuhr er in Lausanne Story's Anwesenheit, er eilte zu ihm, und wie Story und Maria ihn so günstig verändert sahen, vergaßen sie nicht, daß sie Henri's Vater ihr Glück verdankten.

Schon vor acht Tagen hatte Story nach Genf gewollt, um Geld bei dem Banquier H. zu erheben; aber immer hatte ihn das unfreundliche Wetter abgehalten. Jetzt wurde es schön, und nun beschlossen die Männer unwiderruflich, Sonnabends den 26. Mai, mit dem Dampfboot Leman nach Genf zu fahren, das um 8 Uhr früh von Ouchy abgeht, um Mittag in Genf ankommt, dort eine Stunde verweilt, und Abends 6 Uhr nach seinem Hafen zurückkehrt. Die Kinder wollten erst alle mit, das gab aber die Mutter nicht zu. Darauf fiel die Wahl auf Mark, weil sein Geburtstag am 26. war, der aber wollte keinen Vorzug vor seinen übrigen Geschwistern; jedoch der Hauptgrund war wohl, daß die Kinder aus den benachbarten Familien heimlich für den Abend zu seinem Fest gebeten waren, was ihm der Kutscher verrathen hatte. Nun hätte Mark gar zu gern gesehen, daß auch der Vater dageblieben wäre. Da ihm aber dieser mit Hand und Mund versprach, Abends Punkt sechs Uhr wieder nach Hause zu kommen, so ergab sich der Knabe leicht darein.

Vor 8 Uhr am 26. Mai kamen Story und Ferrier mit Mad. Story und sämmtlichen Kindern herunter an

ten Hafen von Ouchy, und nach vielen freundlichen Worten und Küßen stiegen die Männer in die Barke und dann auf den Leman. Bald sausten die Räder, und das schöne Schiff fuhr schaumumflossen aus dem Hafen. Die Knaben waren indessen nach der Spitze des Molo gelaufen, um da den Leman noch recht weit zu sehen und dem Vater vielfach zuzuwinken, der auch ihre Grüße mit dem Taschentuch erwiederte, bis das Schiff zu fern war und man nichts mehr unterscheiden konnte.

Das schönste Wetter begünstigte die Fahrt. Story und Ferrier waren sehr heiter und sprachen viel von den vergangenen Zeiten, als bei Nyon englische Damen von Story's Bekanntschaft und Freundinnen Mariens an Bord kamen, die auch nach Genf wollten. Die Damen erzählten, sie gehen bloß nach Genf, um heute Abend einer ganz englischen Gesellschaft beizuwohnen, die der Banquier H. in seinem schönen Garten gab; man war einverstanden, daß der Gedanke recht glücklich sey, die vielen Engländer in und um Genf und in der Nähe auf diese Weise zu vereinigen. Story fing schon an, zu bereuen, daß er Mark versprochen, am Abend nach Ouchy zurückzukehren; denn auch ihn hätte es sehr gefreut, einmal ganz unter Landsleuten zu seyn; so dachte auch Ferrier. Um halb 1 Uhr fuhr man durch die Hafenketten von Genf. Das Geldgeschäft bei'm Banquier H. war bald abgemacht. Story empfing seine vierhundert Napoleon und wollte schon gehen, da sagte ihm der freundliche Chef: „Ich habe eine Bitte an Sie: bleiben Sie heute hier und schenken Sie mir diesen Abend Ihren Besuch in meinem Garten. Sie finden da lauter Landsleute; übrigens ist auch die Lage des Gartens nicht übel.“ *)

*) Es ist eine der schönsten von Genf, bei Sacheron, am Ufer des See's gelegen, dem Montblanc und den Gletschern gerade gegenüber.

Darauf sann Story lange nach, schien unschlüßig, doch erwiederte er endlich: „Herr, Sie sind Vater, wie ich; eines meiner Jungen Geburtstag ist heute, und da habe ich ihm versprochen, diesen Abend zurückzukommen; würden Sie ihm nicht Wort halten?“ Da schüttelte ihm Herr H. die Hand und antwortete: Nein, nun sage ich keine Sylbe weiter. Reisen Sie mit Gott und kommen Sie wohl nach Haus.“ Und damit ging Story.

Es war erst halb zwei; man konnte daher noch ein Gabelfrühstück bei'm Restaurateur Chevalier nehmen, der gleich am Hafen wohnt. Die beiden Männer waren sehr heiter, und Story besonders mit sich selbst zufrieden, daß er der Versuchung widerstanden, und nun seinem Mark Wort halte. Auch Ferrier fand sich darein, da ihm der Knabe gleichfalls sehr werth war. Sie konnten auf englische Art nicht fertig werden mit dem Frühstück, da hörte man die Bootsglocke, welche zur Abfahrt rief. Nun eilte Story zum Zahlen; der Kellner blieb etwas lange aus, und als er herausgeben sollte, traf die Rechnung nicht zu; er wollte sie daher von vorne beginnen, da erließ ihm Story die kleine Differenz, um nur schnell fortzukommen. Es war allerdings kein Augenblick mehr zu versäumen, weil das Boot auf die Minute abgeht. Wirklich waren schon Anker und Brücke aufgezogen, als sie ankamen, und die Räder setzten sich in Bewegung. Jeder Andere wäre ausgeschlossen gewesen, nicht so Story, der mitfahren mußte. Schnell warf er sich mit Ferrier in einen kleinen Kahn, und mit kräftigem Seemannsruder die Wellen theilend, gelangte er noch zum Leman, ehe die Räder in vollem Gang waren. So hatte ihn denn nichts hindern können, und — er stieg hinauf.

Die Gesellschaft war diesmal nur klein, und da das Wetter unfreundlich wurde, zog man sich bald vom Verdeck in die Salons zurück, wo Essen, Trinken, Domino

und Schachspiel, oder Lesen die Reisenden beschäftigte. Nur ein junger Geistlicher aus Morges saß mit seiner schönen, aber ärmlich gekleideten Frau in der fernsten Ecke hinter dem großen Spiegel, und es war ein Vergnügen, mit anzusehen, wie die Beiden liebreich und doch ohne alle Ziererei miteinander sprachen. Da zischten ein paar Blitze in den See und rasch krachten die Donnerschläge hinterdrein. Sie schienen ein Ruf für Story; er eilte nun, ungeachtet des heftigen Regens und Windes, auf das Verdeck, denn er wollte gern sehen, wie so ein Duodezsturm auf einem Landsee sich ausnehme. Zwischen Nyon und Rolle wurde der Sturm immer heftiger, und außer dem Steuermann und Story war Niemand auf dem Verdeck. Nur manchmal kam der thätige Capitän, um nachzusehen. Bei Morges ließ zwar der Regen nach, der Wind schien aber heftiger zu werden. Da soll der Engländer dem Capitän bemerkt haben, daß sich an seinem Mast kein Chapelet (Kranz von Holzkugeln, um das schnelle Herabfallen der Segel- und Raastangen zu verhindern) befinde. Er muß aber diese Bemerkung, wenn er sie wirklich gemacht hat, im folgenden Augenblicke selbst wieder vergessen haben, denn er stellte sich oft unter denselben Mast, wo die große Segelstange hing, so daß ihn der Capitän auf die Gefahr aufmerksam machte und von der Stelle wegzugehen rieth. Dies hätte der brittische Seemann fast übel genommen, und da in diesem Augenblick Ferrier herbei kam, so blieb er mit demselben im Gespräche auf demselben Fleck stehen.

Nur wenige Minuten vergingen noch, so sauste es wie ein Wetterstrahl an Ferrier nieder. Es war die schwere Segelstange, deren großer, eiserner, aber vom Regen nach und nach mürbe gemachter Ring durch den heftigen Wind zerbrochen war. Ehe man die Stange,

die Story zu Boden gerissen, wieder aufheben konnte, quoll schon Blut in Strömen unter dem Segel hervor. Man eilte, was man konnte, aber das Schreckliche ward immer noch früh genug entdeckt. Da lag der blühende, starke Seeman ohne Bewegung; der eiserne Ring hatte ihm den Hirnschädel so furchtbar zerschmettert, daß rechts und links das Gehirn herausfloß; die Augen rollten wie Feuerräder umher, doch war kein Zeichen von Bewußtseyn an ihm zu bemerken, und nach wenigen Minuten gab er auch kein Merkmal physischen Lebens mehr von sich. Alle Hülfe war natürlich vergebens. Ferrier, der neben Story gestanden, war nicht von der Segelstange berührt worden.

Es gehört gewiß voller männlicher Sinn dazu, um in solchen Augenblicken das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ferrier verlor es nicht; er übernahm das furchtbare Geschäft, die Familie von dem Unglück mit Vorsicht in Kenntniß zu setzen. Wie schwer war dieß! Er selbst hatte alle Anstrengung nöthig, um sich für sich zu fassen und zu sammeln. — Indessen war man ziemlich in die Nähe von Ouchy gekommen. Auf dem Molo konnte ein gutes Auge Story's Kinder erblicken, die das Dampfschiff erwarteten. Noch einige Minuten, und man sah ihre Tücher flattern, um den Vater zu begrüßen — wer hätte ihnen antworten wollen? Bald erkannte Ferrier Madame Story mit den kleinern Kindern; man bemerkte an ihren Bewegungen steigendes Erstaunen, daß sich der Vater nicht auf dem Verdeck blicken lasse, daß er nicht winke, nicht grüße. Man hätte die Räder des Schiffs aufhalten mögen, das nun in den Hafen brauste.

Ferrier war einer der Ersten, die ausstiegen. Er that sich alle Gewalt an, Madame Story von einem Hinderniß zu sprechen, das ihren Mann einige Tage in Genf zurückhalte. — „Und er hat nicht geschrieben?“

fragte sie erstaunt und bewegt, und die Kinder drängten sich alle ängstlich um ihn her. Da konnte Ferrier sich nicht länger halten, seine Stimme wurde bewegt, erschüttert, seine Augen füllten sich mit Thränen. — „Um Gotteswillen, reden Sie, was ist geschehen? Wo ist Story?“ Stumm und ohne zurückzuschauen, wollte Ferrier nach Genf hindeuten, zeigte aber auf das Schiff, wo man eben die Leiche, in blutige Tücher gewickelt, über Bord hob.

Peter von Staufenberg.

Peter Dirminger, der auf seiner Burg Staufen in der Ortenau wohnte, und auch Herr von Staufen hieß, kehrte einstmals von der Jagd heim. Es war schon Abenddämmerung, als er gegen das Dorf Nußbach kam, und da er müde und durstig war, gieng er zu einen Brunen, der seitwärts vom Wege stand, und von alten Eichen beschattet wurde. An der Quelle saß eine schöne Jungfrau, in weißem Gewande, die seinen Gruß sittsam erwiederte, und ihn beim Namen nannte. Der Ritter war verwundert, und fragte, wer sie sey, und woher sie ihn kenne. „Ich wohne ganz nahe,“ antwortete sie, „und habe euch manchmal gesehen, wenn Ihr mit Euern Jägern hier an der Quelle einen Trunk schöpftet, und da hört ich denn auch von Euern Begleitern Euern Namen nennen.“

Der Ritter von Staufen, der noch jung und unverheirathet war, fand Wohlgefallen an der schönen Jungfrau und ihrem klugen Gespräche, und die Liebe bemeisterte sich seines Herzens.

Die folgenden Tage, um dieselbe Stunde, ging er jedes Mal zu dem Brunnen, aber die Unbekannte ließ

sich nicht sehen. Am Abend des vierten Tages, als er fast schwermüthig an dieser Stelle saß, und sich mit dem Rücken an eine Eiche lehnte, vernahm er einen ungemein lieblichen Gesang, der aus dem Brunnen zu kommen schien. Er stand auf, und sah sich sorgfältig nach allen Seiten um, konnte aber Niemand entdecken, und auch die Stimme schwieg. Eben wollte er seinen Platz unter der Eiche wieder einnehmen, in der Erwartung, die unsichtbare Sängerin werde sich noch ein Mal hören lassen, da sah er die Jungfrau auf dem Steine sitzen, auf welchem er zuvor gesessen hatte. Sie schien fröhlichen Muthes, denn auf alle seine Fragen gab sie ihm keinen rechten Bescheid, sondern antwortete jedes Mal mit einem Scherz, wodurch der Ritter in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dabei war sie aber so einnehmend, daß er seinem Herzen keine Gewalt mehr thun konnte, sondern ihr seine Liebe gestand. Sie wurde nachdenkend, und beschied ihn auf den nächsten Morgen, vor Sonnenaufgang, an den Brunnen.

Der Ritter fand sich an dem bestimmten Orte ein, als kaum die Sterne zu erblassen anfingen. Mit dem ersten Morgenlicht trat die Jungfrau aus dem Gebüsch hervor, in aller Huld und Schönheit, so daß der Ritter meinte, es stehe ein überirdisches Wesen vor ihm. Um ihre blonden Locken, die vom Thau feicht schienen, hing ein Kranz von blauen Kornblumen, und ihre Brust schmückten zwei Rosenknospen. Sie sah den Ritter mit dem hellen, reinen Blick der Unschuld an; er aber wußte kein Wort hervorzubringen. Endlich ergriff er doch ihre Hand, und redete von seiner Liebe. Da bat sie ihn, sich neben sie zu setzen, und sagte:

„Ich bin keine von den Töchtern der Menschen, sondern eine Wasserjungfrau, die man auch Mümmelchen oder Wasserfeyen nennt. Wir geben unsere Liebe nicht ohne unsere Hand, und unsere Hand nicht ohne unsere

Liebe. Aber merkt wohl auf, Herr Ritter! Wenn Ihr Euch mit mir verbindet, so muß Eure Treue rein bleiben, wie diese Quelle, und fest, wie der Stahl Eures Schwertes. Untreue brächte Euch den Tod, und mir unendlichen; denn wie unsere Liebe immer dauert so auch unser Schmerz."

Der Ritter schwur hoch und theuer, daß es ihm eben so unmöglich sey, ohne sie zu leben, als ihr je untreu zu werden.

Die Jungfrau reichte ihm hierauf einen kostbaren Ring dar, und er drückte sie liebevoll an seine Brust, und sprach von der anmuthigen Lage seiner Burg, und wie sie dort leben wollten in Friede und Freude. Es wurde der Tag verabredet, an welchen er sie heimführen wollte als seine Hausfrau.

Der Morgen dieses Tages erschien. Als der Ritter aus seinem Schlafgemach in den Saal trat, erblickte er auf einem Tische drei kunstreich geflochtene Körbchen, das eine mit Gold, das andere mit Silber, und das dritte mit Edelsteinen mancher Art angefüllt. Es war die Morgengabe seiner Braut.

Diese erschien bald darauf, von mehreren Gespielinnen begleitet, und die Trauung sollte vor sich gehen. — Die Jungfrau verlangte, den Ritter noch vorher allein zu sprechen. Sie führte ihn in ein Nebengemach, und sagte: „Bedenket noch ein Mal, Herr Ritter, was Ihr thut! Wenn je Euer Herz gegen mich erkaltet, und warm wird für eine Andere, so seyd ihr verloren, und es wird ein Zeichen geschehen Eures nahen Verderbens. Von mir werdet Ihr nichts mehr zu sehen bekommen, als diesen meinen rechten Fuß."

Der Ritter fiel ihr um den Hals, und wiederholte die Betheuerungen seiner treuen Liebe. — Die Trauung geschah jezt, und dieser Tag, so wie viele folgende, gingen

in Lust und Heiterkeit vorüber. Die junge Frau schien mit jedem Morgen herrlicher aufzublühen, und es war noch kein Jahr verflossen, als sie den Ritter mit einem schönen Knaben beschenkte.

Bald darauf entzündete sich ein schwerer Krieg im Frankenreiche. Peter von Staufenberg besaß Muth und Ehrbegier, und er wollte, neben der Liebe, auch den Ruhm gewinnen. Die Gattin hielt es nicht für ziemlich, ihn von der Waffenbahn zurückzuhalten; doch ließ sie ihn in der Scheidestunde mit schwerem Herzen aus den Armen los, und beschwor ihn weinend, ihrer und des Säuglings an ihrer Brust nicht zu vergessen.

Peter zog nun mit einem Haufen Reisiger über den Rhein, und begab sich unter die Fahnen eines fränkischen Herzogs. Schon im ersten Treffen zeigte er die Kraft seines Armes und seine Klugheit auf eine Weise, die ihm die Gunst des Herzogs erwarb; in einer Feldschlacht rettete er diesem das Leben, und hatte grossen Antheil an dem Siege, der zum schnellen Frieden führte.

Der Herzog bewies sich dankbar gegen ihn; er bot dem wackern deutschen Ritter die jüngste und schönste seiner Töchter zur Gattin an. Peter war nicht gleichgültig gegen ihre Reitze, und noch weniger gegen die Ehre, mit einem Fürstenhause in Verwandtschaft zu kommen, doch war er auch nicht unredlich genug, seine Verheirathung zu verschweigen. Er erzählte offenherzig, wie Alles dabei zugegangen sey. Der Herzog schüttelte den Kopf, und sagte: Hier habe der böse Geist sein Spiel; der Ritter sey mit einem gespenstischen Wesen verbunden, und um seiner Seele willen müßte er sich von einem solchen Bande zu befreien suchen. Der Hofkaplan, der jetzt gerufen wurde, erklärte dasselbe, und versicherte, sobald der Ritter den Segen der Kirche, und eine christli-

che Gattin von der Hand des Priesters empfange, werde der Zauberspuk verschwinden.

Peter ließ sich bereden, und verlobte sich mit der schönen Fürstentochter. Die Trauung sollte nach vierzehn Tagen Statt haben.

Den Abend zuvor langte einer seiner Knechte von Staufen bei ihm an, mit der Botschaft, seine Gattin und sein Kind seyen plötzlich von der Burg verschwunden. Peter erkundigte sich nach den Umständen, und erfuhr, daß dies am nämlichen Tage, und zur nämlichen Stunde geschehen, da er seine neue Verlobung gehalten. Nun wurde er fast noch in dem Glauben an eine gespenstische Täuschung bestärkt, und ging des andern Tags mit ziemlich leichtem Herzen zur Trauung, die auf einem Lusthause geschah.

Als die Gesellschaft fröhlich bei der Tafel saß, und auch der Ritter guter Dinge war, sah er von ungefähr nach der Wand des Zimmers, und in diesem Augenblick kam ein niedlicher Frauenfuß aus der Wand hervor. Der Ritter rieb sich die Augen, ob er auch recht sehe; doch die Erscheinung blieb eine geraume Zeit. Da überlief es ihn kalt und warm, und große Schweißtropfen hingen an seiner Stirne, denn er gedachte der Warnung, welche ihm die Wasserjungfrau gegeben. Er that sich Gewalt an, und leerte eifrig den Becher, um seiner Bangigkeit Herr zu werden, welches ihm auch in etwas gelang.

Gegen Abend brach die Gesellschaft aus dem Lusthause nach dem herzoglichen Schlosse auf. Der Weg ging über eine Brücke; aber Peter, der zu Pferde war, ritt durch den sehr seichten Fluß. Kaum befand er sich in dessen Mitte, da kochte und schäumte das Wasser, wie beim Meeressturm, haushoch schlugen die Wellen empor, und über dem Haupte des Ritters zusammen; sein

Roß fing an zu scheuen und sich zu bäumen; wild warf es seinen Reiter ab, und sprang an's Ufer. — Furchtbarer tobte jetzt der Strom noch einen Augenblick lang; aber plötzlich wurde er ruhig, wie von unsichtbarer Macht gebändigt; das Wasser floß still und klar dahin, — der Ritter von Staufen war verschwunden, und auch sein Leichnam konnte nicht mehr gefunden werden.

Viersylbiges Worträthsel.

Sag an, mein Freund, hast du ihn schon gesehen,
Den überläst'gen, unwillkommenen Gast.
Wo er erscheint, da hört man auch ihn schmähen,
Denn allenthalben macht er sich verhaßt.
Nichts hilft es Dir, ihn höflich weg zu weisen,
Denn unverschämt drängt er sich stets hinzu,
Und überall pflegt er umher zu reisen,
Ein arger Störer aller Lust und Ruh'.
Zwey Silben nennen ihn. — Du mußt gestehen.
Du hast schon selber ihn gesehen.

Ganz anders Sie, die hell im Lichtgewande,
Wo Sie erscheint, wie Himmels-Ahnung grüßt!
Ihr huldigt man in jedem Reich und Lande,
Ihr, der so gern sich in jedes Herz erschließt.
Sie trocknet Thränen, die der Kummer weinet,
Mit süßen Klängen lockt Sie hin zum Tanz,
Und wo Getrenntes sich wiederum vereinet,
Da leuchtet Sie in ihrem höchsten Glanz.
Willst Du erkennen dieses holde Wesen?
Zweysylbig kannst du seinen Namen lesen.

Ach! aber ihrer Göttlichkeit zum Hohne,
Sieht man Sie oft dem argen Gast vermählt;
Sie steigt herab von ihrem Strahlen-Throne,
Wenn zum Gefährten Ihn sie sich erwählt.
Dann ist's vorbey mit allen Huldigungen,
Ihr Tempel steht verödet, wüst und leer,
Kein feurig Lied wird ferner ihr gesungen,
Kein edles Herz flammt der Entweihten mehr.

Dann ist das Ganze Sie — was ich empfinde,
Gelingt die Lösung dir nicht ganz geschwinde.

Zweysylbige Charade.

Zwey Sylben ford'r ich nur. — Der ersten Grauen
Hält uns gar oft mit Bangigkeit umfangen
Weil Bösewichter hoffend sie verlangen,
Um ihr der Bosheit Werke zu vertrauen.

Die zweyte ist gar lieblich anzuschauen,
Wenn mit Ermüdung wir und Schwäche rangen.
Sie stärkt den Leib, sie röthet schnell die Wangen,
Und läßt in's Herz der Freude Tropfen thauen.

Das Ganze mit der Ehrfurcht heil'gem Schauer
Nennt es der gläub'ge Christ; denn Schmerz und Trauer
Vereint es ihm, und Seligkeitsentzücken.

Dem Tode nah, hat es der Herr gegeben
Um uns zu stärken für ei himmlisch Leben,
Und hier dem Sündenstuhle zu entrücken.

Charade.

Die Erste bleibet immer vor,
Wird nimmer hinten werden.
Der zweiten biet ich nicht mein Ohr,
Sie bringet stets Beschwerden;
Denn wohin nur sie trifft und fällt,
Zernichtung und Schmerz sich ihr zugesellt.

Das Ganze macht manch hoher Rath.
Der Fürst muß dann erwägen,
Ob, wenn geworden es zur That,
Es bringt dem Lande Seegen.
Gar Manches hängt vom Ganzen ab.
Wenn man es verständig Verständigen gab.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 22tes Stück.

Lied des Frohsinns.

(Auf die Melodie Langbeins: Ich und mein Fläschlein ꝛc.)

Soll ich das Daseyn mir selber vergällen,
Sorgen und grübeln, und thöricht dabey,
Alles ins Zwielicht der Zweifel da stellen,
Und in die Zukunft nur blicken voll Scheu? —
Nein, nein, nein, nein
Heutige Freuden
Nimmer verleiden,
Sollen Gefahr'n mir, die ungewiß dräu'n.

Was mir das Schicksal heut Gutes gegeben,
Will ich genießen, so heiter ich kann,
Mag's mit dem Heute auch immer entschweben,
Sorglos erwart ich den Morgen als Mann!
Ja, Ja, Ja, Ja!
Was er wird bringen
Nimmer bezwingen
Soll es den Gleichmuth der Seele mir da!

Soll ich wenn freundlich der Himmel mir lächelt
Und mich mit Rosen sein Frühling erfreut,
Die glühe Wange sein Zephir mir fächelt —
Schauernd schon gedenkend der Fröste Zeit?

Nein, nein, nein, nein!
Bis zu den Fröſten
Wird noch zum Beſten
Sommer und Herbſt viel der Freuden mir beu'n.

Sind endlich Sommer und Herbſt auch entſchwunden,
Und ſteht die Sonne auch nimmer ſo hoch —
Bringen der Winterzeit froſtige Stunden
Mir doch auch Freuden weit herzlicher noch;
Ja, Ja, Ja, Ja!
Im warmen Stübchen
Bey Freund und Liebchen,
Mich, eh' ichs merke — dem Lenz wieder nah! —

Einmal geboren zu Freuden und Leiden
Jene erhaſchen, und dieſen entflieh'n,
Will ich nach Kräften d'rum, und nie beneiden,
Die nur Treffer im Glückstopfe ziehen.
Nein, nein, nein, nein!
Bey großem Glücke
Stellt ſich voll Tücke
Endlich das Unglück oft ſchrecklicher ein!

Gleichmuth nur einzig und frohes Gemüthe
Machet es kraftlos und wehret es ab,
Und wenn es unwiderſtehlich auch wüthe —
Reicht ſeine Wuth doch nur hin bis zum Grab.
Ja, Ja, Ja, Ja!
Es zu bezwingen
Will ich d'rum ſingen,
Stets guter Dinge: Tra, la, la, la, la!

Karl de la Porta.

Die Kette.
Eine Novelle.

In einer einſamen Gegend des alten Rußlands wohnte ein Gutsbeſitzer ſeit langer Zeit in einer Art von Ver=

bannung; er hatte schönere Tage gesehen, hatte am Hofe zu Petersburg in Glanz und Ansehen gelebt, und trug die Verweisung auf seine Güter, welche ein heftiger, störrischer und unbeugsamer Sinn ihm zugezogen hatte, mit vieler Ungeduld. Anfangs half ihm dieselbe eine liebenswürdige Gemahlin ertragen, die er vermöge seines an Wildheit gränzenden Charakters oft kränkte und beleidigte, deren immer gleiche Güte und treue Liebe er zwar nicht zu verändern vermochte, deren zarte Natur aber den gewaltsamen Erschütterungen, welche seine Heftigkeit, seine grundlose, ja lächerliche Eifersucht ihr bei ihrer gränzenlosen Liebe zu ihm verursachten, nicht widerstand. Ihre Nerven litten unendlich unter den wiederholten innern Stürmen ihres von Außen so einförmig gestalteten Lebens; keine Zerstreuung machte ihr diese Leiden weniger fühlbar und hob sie darüber weg. Ihres Mannes Laune ertrug diese Einsamkeit nicht wie sie, die liebende Mutter und sorgsame Hausfrau; seine Geschäftslosigkeit lag drückend auf ihm, und er theilte die düstere Farbe seines Gemüths seinen Umgebungen mit, von denen er doch wieder aufheiternde Fröhlichkeit verlangte. Wenn er seine Gemahlin hart behandelt hatte und sie in Thränen zerfloß, so warf er ihr wieder eben diese Weichheit vor, weil es ihn doch schmerzte, sie betrübt zu sehen, und er sich in beruhigten Augenblicken ärgerte, seiner Natur nicht ungestraft den Zügel schießen lassen zu können; so war sein leidenschaftliches Betragen gegen sie ein Gemisch von Ungerechtigkeit und Liebe, welches sie kränkte, erschütterte und auf's Neue fesselte. Wir wollen sie nicht unglücklich nennen, denn sie liebte ihn und fühlte sich, wenn auch auf eine eigennützige Weise, wieder geliebt; aber ihr Leben und ihre Gesundheit wurden von den tobenden Wellen dieser immer wiederkehrenden Brandung untergraben. Sie starb mit der Liebe zu ihrem Mann, mit welcher sie

gelebt hatte, und wenn sie die Ursache ihrer untergrabenen Gesundheit, ihres Todes kannte, was wir jedoch nicht behaupten wollen, so erfuhr sie doch Niemand aus ihrem Munde. Iwanowitsch saß verzweifelnd an ihrem Lager; er glaubte das theure Wesen von einer gewöhnlichen Auszehrung hingerafft — denn die Medicin hat ja für Alles Namen, und allerdings äußert sich auch jedes moralische Resultat durch ein physisches — und als ihr letzter Seufzer entflohen war, fühlte er sich vernichtet.

Tage eines gränzenlosen, stumpfen Schmerzes vergingen ihm, aus dem ihn nur der Blick auf seinen einzigen zurückgebliebenen Sohn empor zu reisen vermochte, er ermannte sich und sorgte, seiner Meinung nach, bestmöglich für seine Erziehung, indem er ihm einen Hofmeister gab, dem er ihn jedoch aus Mangel an eigenen gründlichen Kenntnissen ganz überlassen mußte. Bald fand sich aber, daß seine Wahl auf ein untaugliches Subject gefallen war, und er sah sich genöthigt zu wechseln. Der nächste Lehrer gefiel ihm indessen nicht besser wie der erste; zwar schien er Kenntnisse zu besitzen, aber dafür wollte er sich auch den Ansichten des Vaters auf keine Weise fügen, und der Sohn wurde mit einer Strenge behandelt, die bald zwischen dem Lehrer und dem unbegränzt zärtlichen Vater zu heftigen Scenen führte, in Folge derer der Lehrer seinen Abschied nahm. Der Sohn blieb vorerst ganz sich selbst überlassen.

Plötzlich wurde die Nachbarschaft mit der Nachricht überrascht, Iwanowitsch, der zärtlich trauernde Gatte, heirathe die zweite Frau, und zwar ein Bauernmädchen aus einer Schenke. Niemand wollte daran glauben, bis endlich die Sage sich mehr und mehr verbreitete, und die genauere Angabe der Person wenigstens glauben ließ, daß etwas an der Sache sey; einige Nachbarn hatten Iwanowitschs häufigere Besuche in der Schenke wahrge-

nommen, seine Spaziergänge hatten sich immer nach dieser Seite hingelenkt, man hatte ihn oft vor derselben eine Erfrischung nehmen sehen, die ihm die schöne Wirthstochter gereicht. Deßhalb zweifelten aber Einige immer noch an der Wahrscheinlichkeit einer zweiten Ehe, bis sie ihnen von Seiten des Gutsherrn förmlich gemeldet wurde. Man wunderte sich, man gratulirte; doch Niemand wagte dem heftigen Manne die leiseste Mißbilligung zu zeigen, kaum war er aus dem Gesichte, so schlugen die Frauen die Hände über dem Kopf zusammen, und riefen Ach und Weh über die Unbeständigkeit der Männer; die Männer selbst beschränkten sich darauf, das Unpassende der Ehe mit einer Leibeigenen, die erst frei erklärt werden müsse zu tadeln. Einige mildernde Stimmen meinten zwar, bei Iwanowitschs Beschränkung auf sein Haus dürfe es Niemand wundern, wenn er es nicht ohne seine Hauptzierde, eine Hausfrau, sehen und bewohnen möge; einige andere noch Mildere meinten, gerade das Bedürfniß der Liebe, welches durch die Zärtlichkeit für die erste Frau bewiesen sey, führe Naturen wie Iwanowitschs leichter zur zweiten Ehe; Alle indessen vereinigten sich darin, den Gegenstand der Wahl zu tadeln. Als nun aber die Sache wirklich geschehen war, da trat sie in die Reihe der Facta, die immer eine Art Recht am Schlepptau führen; die Welt im Kleinen wie die Welt im Großen begrüßt den Erfolg mit Triumphbögen, und schmückt ihn mit Kränzen; vielleicht weil sie sich in's Geheim sagt, daß doch immer eine Art verborgener Kraft und Anstrengung dazu gehörte, ihn zu erobern, und diesem Verdienste lohnen will; vielleicht auch nur, weil sie alles Bestehende erst duldet, dann verehrt, indem ihr das Factum des Daseyns immer bald als ein Recht auf die Existenz erscheint. Kurz man sprang plötzlich von einem Extrem zum andern, und das

vorher so bitter angegriffene Mädchen ward als Frau von Iwanowitsch eben so allgemein gelobt.

Wirklich vereinigte auch ihr Wesen manche bedeutende Kräfte; sie war von der auffallendsten Schönheit, und eine von Natur gebieterische Art aufzutreten, welche sie sehr gut bei vorkommenden Fällen mit resignirter Bescheidenheit zu verhüllen wußte, erschien in ihren jetzigen Verhältnissen wie natürliche Würde. Ueberhaupt gehörte sie zu den sonderbar organisirten Wesen, welchen eine angeborne Sagacität und Fähigkeit, sich in die Gefühle und Denkweise der Welt und Gesellschaft im Allgemeinen zu versetzen, jenen oberflächlichen, oft bessere Gefühle erstickenden Instinkt der conventionellen Schicklichkeiten gibt, welchen man übereingekommen ist, Takt zu nennen, und den ich ganz von der Zartheit der Seele, mit der man ihn gewöhnlich zu vereinigen pflegt, trennen, von dem ich im Gegentheil sagen möchte, daß er ein falsches Surrogat für inneres Zartgefühl sey, womit die, welche Letzteres nicht besitzen, die Nothwendigkeit dieser Schranke der Zügellosigkeit des Mannes doch heimlich erkennend, sich waffnen, um den innern Mangel, den sie empfinden, durch das adoptirte allgemeine Gefühl zu ersetzen. Daher finden wir, das gerade die Frauen, welche am wenigsten wahre Weiblichkeit besitzen, sich oft am strengsten an diese legale Schanze halten, wobei dennoch oft die innere Rohheit hervorblickt; während die Reinheit einer edeln Natur still und sicher ihren Gang geht, ohne daran zu denken, daß sie existire, weil sie ihrer nicht bedarf. Frau von Iwanowitsch aber bedurfte ihrer, und setzte sich darin fest; die Gesellschaft um sie her fühlte, daß sie dieß gethan hatte, und wußte es ihr Dank; dieser fremde Eindringling, dieser weibliche Parvenu war kein solcher mehr, er schwor ja mit Herz und Seele zu ihren Farben, ihren Fahnen, und wurde daher bald behandelt, wie ein Ein-

geweihter. Doch war es auffallend, daß in dem Grade, wie sich die Gesellschaft zu gewinnen schien, ihr Mann sich von ihr entfremdete. Mißfiel es seinem herrischen Wesen, daß sein Geschöpf aufhörte, ganz von ihm abzuhängen, oder hatte seine wilde Natur in der ihrigen einen Gebieter gefunden? fühlte er vielleicht das Joch und schüttelte daran, wie das gefangene Raubthier an seiner Kette? Sie sprach viel von ihrer Liebe zu ihm, und die Gesellschaft hörte diese Reden mit Erbauung an; aber von einer Leidenschaft konnte denn doch wohl eben nicht die Rede bei ihr seyn, denn in der Liebe ist derjenige Theil selten der herrschende, welcher am meisten liebt; und daß die Frau es sey, darüber konnte wohl nicht lange mehr ein Zweifel obwalten. Aber Iwanowitsch liebte sie also doch wohl noch sehr lebhaft, weil er sich von ihr beherrschen ließ. — Iwanowitsch hatte, trotz seiner thörichten Heirath und seiner Heftigkeiti eine grosse Achtung vor der Meinung der Welt, und konnte nicht ohne ihren Beifall leben; er fühlte vielleicht, daß er unklug gehandelt hatte, aber die Welt sollte es nicht wissen, sein Stolz durfte es nicht gestehen, und so that er sein Möglichstes, um glücklich zu scheinen. Frau von Iwanowitsch stellte sich als die zärtlichste Stiefmutter dar, sprach in der Nachbarschaft nur von der Erziehung ihres Sohnes, und wenn man der Leidenschaft ihres Mannes erwähnte, so schlug sie wohl bescheiden die Augen nieder, und erklärte, sie könne nicht glauben, daß ihre Persönlichkeit allein Kraft genug gehabt habe, ihn zu einem ungewöhnlichen Schritte zu verleiten, daß er, der zärtliche Vater, aber wohl gewußt habe, daß sie eine gute Mutter seines Sohnes seyn würde, und daß die Erziehung einer Kindes des Auges der Mutter nicht entbehren könne. Dabei wurde der Sohn produzirt, der aber die Liebkosungen seiner fremden Mutter nur mit ungewohnter Scheu, als

traue er dem Handel nicht, aufnahm, und Frau von Iwanowitsch ward gepriesen von Alt und Jung. Doch in den geheimen Tiefen ihrer Gemächer, behauptete die Dienerschaft, ging es anders zu; man wollte heftige Scenen gehört haben, in denen gleichwohl die Gemahlin Siegerin geblieben seyn sollte; Iwanowitsch schien düster, gedrückt und traurig; er nahm den Sohn oft an die Hand, und machte lange, einsame Spaziergänge mit dem schüchternen Kinde, die Frau von Iwanowitsch ungern zu sehen schien; nach und nach wollten sogar andere Gerüchte von einer früheren Verbindung derselben verlauten, die noch fortgesetzt werde; man wollte einen jungen Jäger seit einiger Zeit öfter im Schlosse gesehen haben, der sonst die Schenke häufig zu besuchen pflegte; man hatte heftige Vorwürfe, die Iwanowitsch seiner Frau in Bezug auf diesen Menschen machte, gehört; die Scenen wiederholten sich, und wurden stürmischer, bis endlich einer derselben die übereilte Niederkunft der Frau von Iwanowitsch mit einem Sohne folgte, welche ihr, vielleicht zu rechter Zeit für ihren Ruf, das Leben kostete.

Iwanowitsch schien den Verlust seiner Gattin leicht zu verschmerzen. Ein aufgeregtes Gefühl und ihre Schönheit hatten ihn verleitet, noch einmal an ein Glück zu glauben; er war getäuscht und enttäuscht worden, er fühlte sich frei von lästigen Ketten, und lebte künftig nur in seinen Kindern, deren Erziehung er mit aller möglichen Sorgfalt betrieb, ohne daß es ihm darum wieder eingefallen wäre, daß es nothwendig sey, ihnen eine neue Mutter zu geben. Aber bei dieser Gelegenheit zeigte er eine auffallende Vorliebe für den Sohn erster Ehe, welche sich immer mehr aus ausbildete, und nur zu oft äußerte. Mit scharfen Blicken musterte er die Züge seines jüngsten Kindes, wie es heranwuchs, und wenn auch eine augenblickliche Rührung ihn zuweilen überkam, so stieß

er es doch gewöhnlich wieder eben so rasch von sich. Wie der Kleine älter wurde, fühlte er diese Launen des Vaters, und wußte ihnen nicht zu entgehen; ja es schien, als ob die Befangenheit, die dadurch in dem Kinde entstand, es dem Vater erst recht unangenehm machte; es fürchtete ihn, doch nicht mit der Furcht der Liebe, die zu mißfallen zittert, weil sie keinen größern Schmerz als diesen kennt, sondern mit jener sclavischen Furcht, die Trotz erzeugt, mit jener Furcht, mit der der Wurm den, der ihn tritt, in den Fuß beißt. Ein furchtbarer Riß der Natur schien ein solches Verhältniß zwischen Vater und Sohn; dennoch bildete es sich, so lange der älteste Sohn zu Hause blieb, weniger hart und heftig aus; der Vater hatte eine Beschäftigung, eine Freude, und wie auch der jüngere sich zurückgesetzt fühlte, Iwanowitsch ertrug das Verhältniß leichter; als aber nun die Nothwendigkeit, in eine Laufbahn einzutreten, den ältesten, zum Militär bestimmten Sohn nach Petersburg rief, da fühlte er auf's Neue die ganze Härte seiner Verbannung, und eine Thräne stahl sich aus seinen grauen Wimpern, als die kühne Gestalt des jungen Helden, in der des Vaters Kraft und der Mutter Zartheit sich zu verbinden schienen, aus dem Thor seiner Ahnen ritt.

Er blieb allein mit seinem Schmerze; vergebens versuchte der zurückgebliebene Sohn sich ihm zu nähern, der Vater wies sein Mitgefühl ab; verwundet und beleidigt zog sich dieser in die Schranken seiner frühern Kälte zurück.

Es ist etwas Entsetzliches, wenn Personen, die sich nicht lieben, sich nicht lieben können, verdammt sind, in abgeschiedener Einsamkeit einander gegenüber zu stehen, und sich Alles zu gelten. Besser ist noch ein völliges Isolirtseyn, als die daraus entspringenden Reibungen, die abgewiesenen oder vergeblichen Versuche, Mitgefühl

zu erlangen. Des Vaters Unmuth gegen den Sohn wuchs mehr und mehr; es war an keine Hingebung unter ihnen zu denken, der Sohn maß seine Worte ihm gegenüber, und doch entflohen sie seinen Lippen nur, um sich feindlich wider ihn selbst zu wenden, wenn sie das Ohr des Vaters erreichten. Muth und Freudigkeit erleichtert Alles, aber Mißtrauen streuet überall seinen Unheil bringenden Saamen aus, und nichts ist ansteckender als Kälte, weil sie entgegenkommende Wärme lächerlich macht. So wie der Sohn älter wurde, fühlte er das Mißverhältniß mehr und mehr, und als er eines Abends bei'm Nachtische seinem Vater einsylbig gegenüber gesessen hatte, und sich nun noch spät ein Gegenstand des Gespräches bot, ward dieses zum Streit; der Sohn zeigte sich trotzig und widerspenstig, Eigenschaften, die er von seiner Mutter ererbt hatte, und der heftige Iwanowisch erhob die Hand, ihn zu züchtigen, indem er ausrief: „Sclavenseele, Dir gebührte nicht einmal das, Dir gebührte der Stock!“ Der Sohn stürzte fort, einen glühenden Racheschwur auf den Lippen, und zornig mißvergnügt, unzufrieden mit sich selbst, hob Iwanowitsch die Tafel auf, und zog sich in sein Kabinet zurück.

Lange ging er hier auf und ab; das Haus schien schon in tiefen Schlaf versenkt, und Alles wurde still und stiller. Iwanowitsch fühlte kein Verlangen, sich niederzulegen, in seinem Innern wallte es noch heftig; er versuchte, sich zu zerstreuen, ergriff ein Buch, und setzte sich auf's Sopha. Nachdem er eine Weile, eigentlich gedankenlos, gelesen hatte, war ihm, als trübten sich seine Augen, er sah die Buchstaben nicht mehr. Er blickte auf, das kleine Zimmer war, trotz der Beleuchtung zweier Wachslichter, sonderbar dunkel. Ein unheimliches Gefühl ergriff ihn; er zog den Kronleichter herab, zündete alle seine Kerzen an, und setzte sich wieder zum Lesen.

Kaum hatte er eine Viertelstunde so gesessen, als er glaubte, die Beleuchtung matter werden zu sehen. Unwillkührlich blickte er nach dem Kronleuchter; seine Kerzen schienen ihm trüber zu brennen, und die eine gieng eben aus. Unbeweglich sah er hin, eine zweite folgte dem Beispiel der ersten, dann eine dritte, eine vierte, bis endlich die letzte erlosch.

Iwanowitschs Augen starrten noch immer den verdunkelten Körper an, ohne etwas Besonderes daran zu erblicken, was der ungewöhnlichen Erscheinung eine natürliche Ursache hätte anweisen können; plötzlich flackerte das eine seiner Lichter auf dem Tische, an welchem er saß, heftiger empor und erlosch. Er sprang auf, ergriff das andere noch brennende, und eilte damit durch ein schmales Zwischenzimmer in seine Schlafstube; im Vorübergehen war ihm, als höre er einen tiefen Seufzer aus einem der Winkel des Zimmers. Er fuhr zusammen, und bey dieser Bewegung erlosch das letzte Licht in seiner Hand. Tappend erreichte er sein Bett, glaubte den lang angehaltenen, angstvollen Seufzer noch einmal zu vernehmen, sank auf dasselbe, und — ob ihm die Sinne vergingen oder ein hitziges Fieber ihn ergriff — ihm war, als fasse ihn eine kalte Hand, er glaubte sich von ihr in die Mitte des Zimmers geschleppt, die Fenster fuhren auf, ein kalter Regenschauer drang durch sie herein; das Mark in seinen Gebeinen erstarrte, und bei'm ungewissen Licht der Sterne sah er die Gestalt seiner letztverstorbenen Frau, die ihm mit fürchterlicher Rache drohte, wenn er es noch einmal wagen würde, sich an ihrem Sohne zu vergreifen, und die ihm eine schwere, goldne Kette umhing, mit den höhnenden Worten: „zum Andenken!" Lange glaubte er noch den gräßlichen Laut des mit einem gellenden Gelächter begleiteten „zum Andenken!" zu hören.

Am andern Morgen fanden ihn seine Leute in den heftigsten Phantasieen. Der Arzt wurde gerufen, und

seine geringe Kunst vermochte es nicht, dem Rasen der Krankheit Einhalt zu thun; erst als Iwanowitschs Kräfte ganz erschöpft schienen, stellte sich eine Krisis ein, die dem Tode glich, aus der aber seine gewaltige Natur sich mächtig emporriß. Er genaß, doch schien er das Andenken an die Vergangenheit verloren zu haben, wenigstens das an jenen Abend, welches ihm zugleich mit der Erinnerung an seine Fieberphantasien entschwunden war; nur sah er zuweilen mit sonderbarem Erstaunen eine alte goldne Kette an, die an seinem Halse hing, und fragte den Kammerdiener, wo sie her sey; dieser erinnerte sich ihrer nicht, und meynte, er müsse sie wohl selbst in seiner Krankheit aus einem alten Schatzkästchen genommen haben, welches in seinem Schlafzimmer stand, und das seiner verstorbenen Frau gehört hatte. „Ich habs vergessen,“ war die gewöhnliche Antwort Iwanowitschs hinsichtlich der meisten vor seiner Krankheit vorgefallenen Dinge, und so begnügte man sich auch bei dieser Gelegenheit damit, wie er sich selbst damit zu begnügen pflegte. Der Sohn hatte ihm in dieser Krankheit mehr Anhänglichkeit bezeigt als sonst, er war während der schlimmsten Tage nicht von seinem Bette gegangen; aber als das Bewußtseyn des Vaters wiederkehrte, entfernte er sich auf's Neue, und schien die Reizbarkeit eines Genesenden zu scheuen, Ursachen zu Reibungen vermeiden zu wollen.

Nach einigen Monaten war der frühere Zustand hergestellt; Iwanowitschs Kräfte waren wiedergekehrt, und das Verhältniß zwischen Vater und Sohn schien das alte, entfernte bleiben zu sollen, indem es sich durch eine große, zurückgebliebene Reizbarkeit des Erstern nicht besser zu gestalten versprach. Im Gegentheil wurde es schlimmer und schlimmer; des Sohnes gemessene Zurückhaltung schien den Vater nur mehr und mehr zu erbittern; Jener hatte denn auch mit seiner aufbrausenden

Jugend und seinem wachsenden Selbstgefühl einen harten Kampf zu bestehen, und so geschah es, daß die vorige unheilbringende Scene sich eines Tages wiederholte. Dieses Mal mischte sich aber in des Sohnes Zorn über die Mißhandlung ein eigenes Entsetzen, ja Mitleid mit dem Vater. Er warf sich vor ihm auf die Kniee und flehte, beschwor ihn, sich nie wieder so weit zu vergessen, daß er die Hand gegen sein Kind erhebe. Der Vater war halb gerührt, halb ärgerlich über seine eigene Rührung und über das Selbstgefühl des Sohnes, über die Wichtigkeit, die er dieser Scene beizumessen schien. „Was!" rief er ihm heftig entgegen; „soll ich nicht die Macht, das Recht haben, den unbeugsamen Trotz eines Kindes zu strafen? glaubst Du Dich bedeutend genug, Dich ihr entziehen zu dürfen? was predigst Du mir hier Moral und Mäßigung? Bist Du nicht mein Geschöpf? Was wärst Du, wenn ich Dir nicht meinen Namen geliehen hätte? Ein Nichtswürdiger, ein Leibeigener!" Des Knaben Zorn flammte auf, er griff mit dem Instinkt eines Mannes an seine Seite, als suche er ein Schwert. Der Vater fuhr auf bei der Bewegung. „Aus meinen Augen!" rief er ihm zu; der Sohn gieng, aber er beschwor die Leute seines Vaters ihn nicht zu verlassen, die Nacht bei ihm zu bleiben; er that es mit Thränen der Angst; sie versprachen es, und er schien etwas beruhigt zu gehen.

Iwanowitsch legte sich nieder; lange noch blieb der Kammerdiener heimlich in dem anstossenden, halb geöffneten Zimmer; endlich, da er seinen Herrn ruhig schlafen hörte, ging er, selbst vom Schlafe übermannt, zu Bette. Es war schon hoher Tag, als er erwachte; der Jüngling trat eben in sein Zimmer. „Ihr seyd ruhig hier?" sagte er entsetzt; „wo ist mein Vater?" — „Er hat noch nicht geklingelt, er ist noch nicht erwacht," antwortete

der Kammerdiener entschuldigend. „Noch nicht? Und Ihr seyd nicht bei ihm geblieben! Oeffnet sein Zimmer, rasch!“ Der Kammerdiener stand auf, und suchte nach den Schlüsseln umher. „Es ist ja nicht verschlossen,“ sagte er endlich, da er sie nicht finden konnte. — „Es ist verschlossen!“ rief der Jüngling heftig aus; „kommt!“ Er zog ihn an die Thüre, aber wiewohl sie wirklich nicht verschlossen schien, war sie doch, eine ungewöhnliche Erscheinung, fest von Innen verriegelt. Es war schon geraume Zeit über die Stunde, wo Iwanowitsch gewöhnlich aufzustehen pflegte; sie riefen — es erfolgte keine Antwort. Des Jünglings Angst schien mit jedem Augenblick zu steigen; er ließ den Schlosser, den Zimmermann kommen, und die Thüre einschlagen; zitternd stürzte er über ihre Trümmer zum Bette seines Vaters; die Vorhänge hingen tief herab, und — es war leer. Fragend staunten Alle sich an, aber des Knaben Blicke irrten verzweifelnd im Zimmer umher; da entdeckte sein von der Angst geschärftes Auge eine Spalte in der Wand und eine verborgene, Allen unbekannte, nur angelehnte Tapetenthür; er riß sie auf; man sah in einen schmalen, dunkeln Gang, in den das Licht des Tages nur gleichsam fremd und schüchtern drang. Er stürzte hinein, aber seine Leute wollten ihm nicht folgen, und suchten ihn durch alle mögliche Vorstellungen zurückzuhalten; ein panischer Schrecken hatte Alle ergriffen. Der Jüngling gebot Licht zu bringen; ungern erwartete er es, ergriff hastig die Laterne, hieß seine Leute ihm nachgehen, und eilte voran: es konnten nicht zwey Personen in dem engen Raume, der sie wie ein Grab umfing, neben einander gehen: einzeln bewegte sich der bange Zug; es ging Treppe auf, Treppe ab; endlich hörten die kleinen, hin und wieder zerstreuten Stufen auf und der Weg senkte sich fortgesetzt. Sie schritten die schmalen Tritte

hinab; die Laterne brannte, vermuthlich durch die eingeschlossene Luft, gedämpft, trüb und unsicher; da stieß des Jünglings Hand an ein Hinderniß — eine Thüre lag vor ihm; mühsam drängte er sie auf; ihre ungewohnten Angeln knarrten scharf, und verwundend, wie ein Schrei aus alter, erstorbener Zeit, durch die tiefe Stille, und er trat in die Gruft seiner Ahnen unter der Kapelle. Aber beim nächsten Schritt stolperte sein Fuß über einen im Wege liegenden Gegenstand; er bückte sich, ihn zu beleuchten — es war der Leichnam seines Vaters! Er stand erstarrt. Seine Begleiter sprangen hinzu und wollten ihn aufheben, aber ein Hinderniß zog die Leiche wieder nieder; die goldene Kette, welche er seit seiner Krankheit trug, war es, die sich mit dem einen Ende in die Spalte eines Sarges geklemmt hatte. Der Deckel wurde geöffnet, sie los zu machen; man erkannte den Sarg der verstorbenen Frau von Iwanowitsch. Der Sohn verbarg sein Gesicht in seinen Händen und stürzte fort. Der Leichnam wurde an das Tageslicht gebracht; alle Versuche, ihn wieder zu beleben, blieben umsonst; er schien sich mit der Kette erdrosselt zu haben.

Der Jüngling ließ ihn neben seiner ersten Frau begraben, und verließ auf immer das Gut seiner Väter. Er reiste nach Petersburg, und brachte seinem Bruder jene Kette mit, die sie unter sich theilten, und die ein Erbtheil in der Familie blieb, an dem beide Linien sich noch spät als Verwandte erkannten, denn Beide lebten in ihren Kindern fort; ihrem Wappen fügten sie die zerrissene Kette hinzu, und die nie getrübte Eintracht beider Brüder ging sprichwörtlich auf ihre spätesten Nachkommen über, von denen die Hälfte der sonderbaren Kette gezeigt wird, deren verhängnißvollen Ursprung Niemand mehr mit Bestimmtheit nachzuweisen vermag.

Verhaltungsregeln bei Feuersgefahr.

Man verhindere so viel wie möglich den Luftzug und sperre nicht etwa Thüren und Fenster auf, um den Rauch hinaus zu lassen. Oft läßt sich eine Flamme mit einem Mantel oder etlichen Schaufeln voll Sand oder Asche auslöschen. Nasse Säcke oder Lappen, Säcke mit Mist oder dgl. thun sehr gute Dienste.

Man gieße, wenn man Wasser hat, dieses nicht in die Flamme hinein, sondern an das brennende Holz, an die Stellen, wo das Feuer auflodert. Noch besser ist es, mit nassen Lappen, die an eine Stange gebunden sind, über das brennende Holz hinzufahren. Dergleichen Löschwische sollte man denn auch immer in Bereitschaft haben.

Räthsel.

Hast du mich frei, so hält man dich
Für redlich nnd für offen;
Hast du mich hoch, so lässest du
Auch viel Verstand uns hoffen;
Hast du mich faltig, o dann läßt
Es auf Besorgniß schließen;
Hast du mich hart, so will man daß
Du unverschämt seyst, wissen.
Doch wenn du mich von Eisen hast,
Hab' ich nicht gern zu schaffen
Mit dir, denn von dir prallen ab
Wohl alle geist'gen Waffen.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München

1831. 3ter Band, 23tes Stück.

Der Zufriedene.

Es lachte die Welt mich so freundlich an,
Im Frühlenz als spielender Knabe,
Ich hüpfte die Stufen zum Jüngling hinan,
Vom Schicksal den Frohsinn zur Gabe;
Und folgte den Winken der Freude blind,
Als glückliches unerfahrnes Kind!

Es lachte die Welt mich noch freundlich an,
Als Jüngling im Maie des Lebens;
Doch nimmer fand Alles ich schön daran —
Vollkommenes — sucht ich vergebens:
Da flüchtete zu Idealen mein Sinn —
Mein Herz zu Träumen der Liebe hin!

Es lachte die Welt mich noch freundlich an,
Im Sommer der männlichen Fülle;
Da schied sich im Geist mir die Wahrheit vom Wah'n —
Und — stät ward der flatternde Wille;
Ich bog mich dem Joche der Nothwendigkeit,
Und fand in Ergebung Zufriedenheit.

Und freundlich noch lacht die Welt mich an,
Im Herbste der reiferen Jahre,
Ich schreite getrost die verkürzte Bahn,
Wo noch ich manch Blümchen gewahre:

Das — wie die Zeitlose — Erinnerung geweiht —
Dem Kranz sich vergangener Freuden anreiht!

Und lachen wird selbst mich die Welt noch an,
Trett ich in den Winter der Greise;
Denn was ich genossen — und was ich gethan —
Ich that es auf rechtliche Weise:
Daß nimmer ein inn'rer Vorwurf mich quällt,
Und freundlich mir zulacht auch künftige Welt.

Karl de la Porta.

Der Doppelgänger.

Der Lieutenant von B. kehrte eines Abends spät aus einer Gesellschaft lustiger Kameraden zurück. Ein Theil seines Offizierkorps war vereinigt gewesen, und die Gespräche hatten den Gang genommen, den sie in einer solchen Versammlung gewöhnlich zu nehmen pflegen; man hatte erst von den schönsten Damen der Hauptstadt, vom Theater, von Hoffesten, dann von Krieg und Abenteuern, von Schwänken und Pagenstreichen gesprochen, der Champagner war nicht gespart worden, und die Gesellschaft ging spät und ungewöhnlich animirt auseinander.

Sein Quartier lag weit ab von dem Orte, wo gezecht worden war, und er mußte noch bei zwei Wachen die Runde machen; er nahm einen Richteweg, und verließ die helleren Strassen; als er eben in eine dunkle Gasse bog, war ihm, als sehe er Jemand vor sich hergehen; kaum würde er den späten, und doch hier nicht ungewöhnlichen Wanderer bemerkt haben, wenn nicht der lautlose Schritt der Figur ihm aufgefallen wäre; als er näher kam, überzeugte er sich jedoch, daß nur der lange Schatten eines Laternenpfahls, durch das wehende Licht einer Straßenlaterne bewegt, vor seinen Augen gezittert

hatte. Er ging weiter; die Stille dieser abgelegenen Gassen stimmte ihn ernst, nur das Klirren seines Säbels auf dem Pflaster unterbrach sie; als er unweit der zweiten Wache war, kam es ihm wieder vor, als sähe er eine Gestalt gerade vor sich her gleiten; er fuhr auf aus seinen Träumereien; mit dieser Bewegung schien auch die Gestalt zusammen zu fahren, und war verschwunden. Er überzeugte sich, da das Gesehene ganz seinen eigenen Bewegungen gefolgt war, daß es nur eine Täuschung seines Auges gewesen sey; sich selbst unbewußt, beschleunigte er jedoch seine Schritte. Die benachbarte Thurmuhr that eben vier volle Schläge; ihnen folgte, lange nachsummend, der bedenkliche Schlag Eins, der die Marken eines verdächtigen Reiches mit seinem einfachen Laute bestimmt, der ganz, untheilbar, unangreifbar und unwiderruflich ist, wie eine eiserne Nothwendigkeit, auf die der bewegte, lebenswarme Mensch plötzlich schaudernd stößt. Er erreichte die Wache und besorgte den Dienst. Die Soldaten in der Wachtstube sahen ihn groß an; ein Paar standen flüsternd in einer Ecke; er hörte, als er vorüberging, einige ihrer Worte: „heute zwei Mal?" schloß eben der Eine fragend seine Rede. „Still! die Herren hatten ein Souper bei —" erwiederte der andere, ein Unteroffizier. — „Ach so!" sagte der Soldat lächelnd, und schwieg. Der Lieutenant achtete es nicht; er verließ die Wache und gieng aus dem Thor. Ein kühler Nachtwind jagte eben ein Paar Wolken über die Sichel des Mondes; er hüllte sich fester in seinen Mantel, und eilte durch die große Pappelallee, welche aus dem Thore führte, ihr seitwärts verlor er sich in einem Labyrinth von Gärten und dunkeln Hecken, aus dem er sich heute zum ersten Male nicht zu finden wußte. Er stand vor einem Kreuzwege und sann, und sann umsonst, es fiel ihm nicht ein, welche Richtung er einschlagen müsse, die Le=

kalitäten kamen ihm ganz verändert vor. „Mein Gott!“ rief der Lieutenant von B. aus, „bin ich denn so zerstreut, oder?“ — er füllte die Phrase in Gedanken aus, und überzeugte sich, daß er vollkommen nüchtern sey, „der erste Gedanke, die erste Bemerkung eines Betrunkenen,“ setzte er sein Selbstgespräch fort „ist zwar immer, daß er nicht betrunken sey, ich habe aber doch gewiß und wahrhaftig nicht zu viel, ich habe ja fast nichts getrunken, und gewiß nicht aus dem in dem Berliner Witz angegebenen Grunde: „daß ich eben einen auf die Lippen genommen hatte.“ Er mußte laut über sich selbst lachen. Wunderlich, geisterhaft und doch profan, schallte ihm sein Lachen aus der tiefen Stille zurück; einen Augenblick blieb er betreten stehen, was ihm Gelegenheit gab, die seltsame Nachtbeleuchtung einiger wenigen Sterne, die aus zerissenen Wolken hervorschauten, zu bemerken. Ihr gab er alle Schuld. Er war den Weg nur im Mondschein gegangen.

Während die Freunde ruhig und heiter beisammen gewesen waren, hatte ein Gewitter sich ausgetobt, dessen Nachzügler noch am Nachthimmel spukten. Der Lieutenant stand, seine Recognoscirung vom Himmel zur Erde wendend, noch verwirrt da; er mußte wirklich den rechten Weg verloren haben. „Ist es einem Jäger erlaubt, sich nicht aus diesen Heckendefileen herauszufinden?“ sagte er sich selbst. „Aber wirklich, ein wahrhaftes Bocage, dem Terrain der Vendée gleich! Ha! dort ist noch Licht in einem Hause! Dort wird man mich doch zurecht weisen können! Er bahnte sich den Weg zu diesem Lichte durch manche Kreuz- und Quersprünge über Hecken und Planken; zwar lag es in gerader Linie vor ihm, da er aber nicht in gerader Linie darauf zugehen konnte, wegen der vielen lokalen Hindernisse, so wurde es ihm zum Irrlichte, dem er, trotz vielfacher Bemühungen, nicht nä-

her zu kommen schien; denn es ist eine bekannte Eigenthümlichkeit der Nacht, über Nähe oder Ferne eines Lichts in beiderlei Sinn so völlig zu täuschen, daß das Ferne uns oft nah, und das Nächste fern scheint, weil der Glanz eines Lichts in der Dunkelheit die Gesetze der Perspektive, hinsichtlich des Lichtes und der Farbe, auch wirklich aufhebt, und sie nur im abstrakten Bezug auf die Form bestehen läßt. Ein Paar Mal wäre er beinahe in ernste Unannehmlichkeiten gerathen; mit Mühe entging er einem Fußeisen, und als er in einen lauten Fluch über diese unchristliche Gewohnheit ausbrach, sah das Ende einer Nachtmütze aus einem Fenster, und eine rauhe Stimme rief: „Wer da?“ — „Ein Verirrter!“ antwortete der Lieutenant. „Es hat sich was zu verirren in den Gärten von Potsdam!“ entgegnete der Kopf, indem er sich zurückzog; statt seiner ward ein Arm mit einer Flinte herausgereckt. Hier galt es eilige Flucht, die denn auch bewerkstelligt wurde. Schon schalt der Lieutenant das Ungemach dieser Nacht, als er sich auf einmal durch seine Flucht auf den rechten Weg versetzt und alle Noth gehoben sah. Er befand sich auf einer breiten Straße, die, nur von einer andern Seite, zu dem Hause, welches er dermalen bewohnte, führte; er schritt sie wohlgemuth und freudig, im Vorgefühl einer längst ersehnten Nachtruhe, hinab, als er zu seiner Verwunderung Licht in seinen Zimmern, die gerade hier hinausgingen, erblickte. Sein Diener schlief auf der andern Seite des kleinen Hauses, neben dem Vorzimmer, welches zu seiner Wohnung führte. „Tausend, was ist denn das? Der Bursche pflegt ja sonst nicht so lange wach zu bleiben!“ rief er aus; da sah er deutlich zwei Schatten sich zwischen Licht und Fenster hin und her bewegen. Er wollte hinaufstürmen, besann sich aber eines Bessern, und sprang an die entgegengesetzte Seite der

Straße von der er sein Zimmer bequemer übersehen konnte. Aber hier blieb er entsetzt stehen; sein Auge starrte hinauf, seine Arme hingen schlaff herab, seine Zunge klebte am Gaumen, er war unfähig sich zu regen, einen Laut von sich zu geben, einen Blick abzuwenden von dem, was ihn schaudern machte. Er sah — sich selbst wie er vor den Spiegel trat, sich von dem Bedienten leuchten ließ, seine Abendtoilette wie gewöhnlich machte und alle seine kleinen gewohnten Geschäfte der Reibe nach vornahm, ohne eines auszulassen, ohne ihre gewöhnliche Reihenfolge zu überspringen. Mit der heißesten, angstvollsten Begierde folgte er den Bewegungen des entsetzlichen Doppelgängers, er hätte so gern etwas von seiner Art und Weise Abweichendes darin entdeckt, was ihm gesagt hätte, du bist es nicht, es ist ein Anderer! aber er sah nur die vollkommenste Gleichheit. Wenn du träumtest! dachte er, wenn, vermöge einer magnetischen Kraft es Augenblicke gäbe, in denen wir unsere eigene äußere Erscheinung mit unserem höhern Ich fassen können wie eine fremde, wo wir sie davon abzusondern vermögen — aber dann stände ich ja nicht hier auf der Straße, zum zweitenmale in meiner äußern, in derselben Gestalt, die denn doch die wirkliche ist! Und der Soldat, der mit eben dem schläfrigen Gesicht, wie sonst mich, die Figur bediente — entsetzlich! —

Vielleicht wundern sie sich, meine verehrten Leser, daß der Lieutenant von B. in diesem Augenblicke noch so vielerlei denken konnte; erlauben Sie mir denn, Ihnen zu sagen — und Jeder, der selbst Momente der höchsten Angst erlebt hat, wird es wissen, — daß die Dichter diese fälschlich wie eine Leere in der menschlichen Seele schildern, wie eine Pause im Laufe ihres Daseyns, eine Kluft, die sich zwischen sie und das Lebendige legt, die nur ein Gedanke ausfüllt. Allerdings scheint ein gäh-

nender Spalt vor unsern Augen sich zu öffnen, und wir haben das Gefühl, als wenn wir in einen Abgrund stürzten; aber die Angst, wiewohl sie nur einen Moment Dauer hat, dehnt, ihrer Natur nach, diesen Moment zur Ewigkeit aus, und nicht nur ein Gedanke füllt diesen endlosen Raum, sondern eine Menge Gedanken durchkreuzen sich darauf mit Blitzesschnelle; aber alle versinken nach augenblicklichen Auftauchen wieder in die Nacht des allgemeinen Zustandes, der uns umfängt, alle entspringen aus einer Wurzel, aus der Finsterniß dieses Zustandes selbst; sie zucken auf, gleich Blitzen, und kehren in dieselbe Nacht, die sie gebar, zurück; und ich glaube eben in dieser schnellern Denkfähigkeit, und der Monotonie in der Grundlage unserer Stimmung, welche alle diese Gedanken wieder auf Null reducirt, und alsbald in siegender Kraft vernichtet, liegt die endlose Länge solcher Augenblicke. Dem Steiger, der über einen Abgrund springt, scheint die Action des Sprunges, die doch kaum eine Secunde dauern kann, in der Angst seines Herzens Viertelstundenlang.

So stand er noch immer wie angewurzelt seinen Zimmern gegenüber, verwandte keinen Blick davon, und wiewohl er die Scene mit angstvoller Aufmerksamkeit verschlang, zuckten ihm Hoffmann und Magnetismus, Doppelgänger und Schwedenborg und alles Entsetzen der Geisterwelt durch denn Sinn.

Indem sah er aus der matten Erleuchtung, welche die zwei letzten Fenster der Hausfronte überflog, daß die Thüre seiner Schlafkammer geöffnet worden war; er sah den Bedienten mit den Lichtern hinein gehen, den Herrn folgen, bald darauf das Licht auslöschen und Alles dunkel werden. Noch starrte er hinauf, das Licht erschien nicht wieder. Ihm war, als höre er die Thüre schließen, durch die der Bediente wegzugehen pflegte. Es ward Nacht

vor seinen Sinnen, er hielt die Hand vor die Augen und blieb lange so stehen. Umsonst! die Versenkung in sein innerstes Gemüth gab ihm kein Licht. Gedanke über Gedanke stürmte dort auf und ab, und keine Welle legte sich zur Rast.

Lange stand er so, endlich war ihm, als ergriffe die Ruhe des Todes seine Seele; er wußte nicht, ob er noch lebe. Er sah auf, das Licht der Sterne blinkte matter, die Schatten wurden blässer und der Sommermorgen schien langsam und leise hervorbrechen zu wollen. Völlige Stille umgab ihn; die Nachtigall hatte ihre Liebesklagen, ihr Glück und ihren Schmerz schon schweigen lassen, kein Heimchen rührte sich, kein Frosch in den benachbarten Teichen, die Welt schien in Morgenträumen versunken. Nur im fernen Walde, nach Osten zu, wo der Himmel sich lichter färbte, zogen Windstöße wie Nachzügler des Gewitters durch die Wipfel, und sandten die Klage ihres Daseyns, ein leises weinendes Echo, herüber.

Plötzlich erschütterte ein dumpfes Krachen die tiefe Stille. Der Lieutenant fuhr auf; es war nur ein Laut, dem wieder Stille folgte. Er sah sich nach allen Seiten um; er entdeckte nichts, was gefallen seyn konnte; am Himmel wie auf der Erde war Ruhe, und er glaubte endlich, die Explosion eines fernen Schusses gehört zu haben; er hätte vielleicht gar den Ton seiner erhitzten Einbildungskraft zugeschrieben und an seiner Wirklichkeit gezweifelt, wenn nicht ein paar Laute, wie von Personen, welche augenblicklich durch etwas im Schlafe gestört worden, die jedoch gleich wieder von demselben überfallen werden, aus dem untern Geschoß des Hauses zu ihm gedrungen wären. Ihnen folgte wieder die tiefste Stille. Unbeweglich stand er noch immer vor demselben, willenlos, wie ein Werkzeug höherer Geister, wie ein Wesen, welches unbekannten Umständen und unbekannten Gese-

tzen hingegeben ist, und den leitenden Faden nicht finden kann, der ihm Einsicht, Ueberzeugung und Möglichkeit zu handeln gewähren könnte. Doch der Morgen wand sich, eine herrliche Geburt, lichter und glänzender aus den Armen der Nacht, schwarze Wolken umlagerten den Osten, aber die Sonne trat siegend daraus hervor und überstrahlte sie im glühenden Triumph ihrer Heldenbahn. Allein die Ruhe der Dauer, des Bestehenden, der Legitimität endlich, um in den politischen Formen des Zeitalters zu sprechen, war noch nicht über die Erscheinung ergossen, und das Gestirn des Tages drohte in seinem feurigen Glanz wie ein Meteor unterzugehen; die Anfangs zerstreuten Wolken rückten wieder näher und näher, ihre drohende, concentrirte Finsterniß ergoß sich, der Strom einer lange verhaltenen Rache, in breiter Befriedigung über den Morgenhimmel, und seine glänzendsten Farben verschlang nach und nach, gleich einer befriedigten Begierde, ein einförmiges mattes Grau. Es war, als wenn die Nüchternheit mit dieser Farbe in das Gemüth des Lieutenant wieder zurückkehrte, und wie ein Lichtstrahl durchzuckte ihn der Gedanke: wie, wenn das Alles das Werk eines Betrügers wäre, der zu irgend einem geheimen Zweck meinen schlaftrunknen Bedienten meine Rolle vorgespiegelt hätte? Wenn ein Dieb — aber die Uniform, das heilige Kleid, was vor solchen Verdacht schützen sollte! Nun er hätte sie ja vom Trödler haben können. Oder wenn es ein Streich meiner Kameraden wäre, und ich wäre der Narr gewesen, der sich so anführen ließ, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen!

Das Flistern der Soldaten auf der Wache fiel ihm ein, und ihm war, als dürfte es mit dieser Idee in einiger Verbindung stehen; doch jetzt fing der Himmel an, sich in einzelnen Tropfen auf die Erde herabzulassen,

die dichter und dichter wurden, bis endlich ein feiner, thauartiger Regen, Alles durchdringend, niederfiel, und den armen bivouakirenden, übernächtigen Lieutenant noch übler mitzuspielen drohte, als ihm schon geschehen war. Schon fing sein Haar an — vermuthlich wollte es das Schicksal, welches ewig nach dem Gesetz der Contraste verfährt, für seine unfreiwillige Erhebung in der Nacht demüthigen — sich, niedergedrückt durch den reichlichen Thau des Morgens, mehr zu senken als zu sträuben, und sein ganzes Nervensystem empfand eine gleich niederschlagende Wirkung, vermuthlich Folge der niederschlagenden Tropfen, die ihm von oben administrirt wurden. Fast unfreiwillig näherte er sich dem Hause und klingelte. Niemand öffnete. Er stand lange, und zog und riß an dem hallenden Drahte; endlich kam die Hausmagd in Pantoffeln und etwas leichter Toillete an, fragte verdrießlich: „Wer ist denn da schon so früh?“ und öffnete auf die beliebte und gebräuchliche Antwort „Ich,“ die Thüre und zugleich ein paar große Augen, da sie den „Herrn Lieutenant“ erblickte. Er stieg die Treppe hinauf, sie sah ihm lange nach.

An seinem eigenen Vorzimmer läutete er wieder ziemlich lange, ehe sein Soldat gähnend die Thüre aufmachte, und respektvoll und eilig zurücktrat, als er den eigenen Herrn sah. Dennoch konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Herr Lieutenant, sind sie denn schon so früh ausgewesen?“ — „Einfältiger Kerl!“ rief der Lieutenant, auf den höchsten Grad der Verdrießlichkeit gebracht, „ich komme ja erst nach Hause!“ — „Erst?“ sagte verwundert der Soldat, schwieg aber sogleich in gewohnter Subordination, und selbst erschrocken über seine Kühnheit, sie einen Augenblick vergessen zu haben. Nun ja, Du weißt ja, daß ich bei — soupirt habe,“ erwiederte der Lieutenant. „O von dort sind der Herr Lieutenant

ja schon lange wieder zurückgekommen!“ rief der Mensch aus. Ein kalter Schauer zog dem Lieutenant durch die Glieder, aber er faßte sich und sagte mit erkünsteltem Zorn: „ich glaube der Narr hat geträumt!“ — „Mein Gott, Herr Lieutenant, ich habe Sie ja selbst ausgezogen! Sie waren ja so still, daß ich mich darüber wunderte, und —“ hier lächelte der Soldat. Sein Herr bemerkte es und ahnete den Verdacht des Dieners, er war ihm aber zu unwichtig, einen Augenblick weiter daran zu denken; er wußte sehr gut, daß er nicht betrunken gewesen sey, aber jetzt fürchtete er wahnsinnig zu werden. Er griff an seine Stirn — sie war so heiß, daß sie des durchnäßten Haares, welches darüber hing, zu spotten schien. Er dachte an seinen Tod und wagte kaum die Thüre seines Zimmers zu öffnen; der Soldat hatte es jedoch schon gethan. In der Stube war Alles unverändert. Der Offizier faßte sich noch einmal; er wollte der Sache auf den Grund kommen. „Wo hast Du meine Uniform hingelegt?“ fragte er den Diener, in seine Ideen eingehend. „Auf dem Stuhl dort lag sie; der Herr Lieutenant haben sie ja wieder angezogen,“ erwiederte dieser, mit der seligen Schlauheit eines Pinsels lächelnd, der die Gelegenheit, Andere auszulachen, um so wonnevoller genießt, je seltener sie sich ihm bietet. Der Lieutenant biß sich in die Lippen und stampfte mit dem Fuß. Der Soldat brachte schnell sein Gesicht in ernstere Falten und zog sich hinter den Herrn zurück, wo er sich vor dem Spiegel etwas zu schaffen machte. Dieser achtete seiner nicht; nicht das Lächeln des Dieners hatte ihn erzürnt; die Unmöglichkeit, auf eine Spur zu kommen, welche die räthselhaften Vorgänge der Nacht ergründen hülfe, verursachte in ihm einen Ausbruch verzweiflungsvoller Wuth. Auf's Aeußerste getrieben, wollte er Alles wissen, die Ungewißheit enden, es möge kosten,

was es wolle, und heftig ging er auf die Kammerthüre zu, sie zu öffnen. Auf dem Griff zitterte jedoch seine Hand; er vermochte es einen Augenblick nicht, ihn niederzudrücken; endlich aber wich er seiner Begierde oder seiner Angst; die Thüre ging indessen nicht auf. „Sie ist geschlossen; den Schlüssel!“ rief er dem Bedienten gebieterisch zu. „Sie muß ja offen seyn,“ erwiederte dieser mit einem Phlegma, das den Herrn außer sich brachte. „Ich habe den Schlüssel nicht; er steckt inwendig.“ Der Mensch lehnte seine schwerfällige Masse an die Thüre, die um etwas Weniges wich, so daß man sah, sie sey nicht verschlossen; aber weiter wollte sie sich nicht öffnen, und die Spalte war nicht groß genug, hindurch zu sehen; sie schien von innen zugehalten zu werden. „Triumph, Betrug!“ rief der Lieutenant, „meine Pistolen her!“ Maschinenmäßig reichte sie ihm der Soldat vom Tische hin, den Blick verwundert bald auf die Thüre, bald auf den Herrn gerichtet. Dieser war mit einem freudigen Sprunge an die Thüre getreten und rannte so heftig dagegen, daß sie seinem Stosse wich und halb aufsprang; versteinert blieb er vor ihr stehen, — „Potz alle Wetter!“ rief der Soldat, „was ist da passirt!“

Die Decke des Zimmers war in der Nacht zum Theil eingefallen; das Bett des Offiziers lag zertrümmert und hin und wieder zu kleinen Splittern zerschlagen vor seinen Füßen. „Das ist ein Glück, daß Niemand darinne schlief, und daß der Herr Lieutenant so früh ausgegangen sind!“ rief der hartnäckige Soldat, den Schauplatz der Zerstörung näher besehend.

Sein Herr hörte ihn nicht mehr; er war in die Kniee gesunken. Thränen freudiger, dankbarer Rührung entfielen seinen männlichen Augen; er betete die geheimnißvollen Wege einer ewig wachenden Vorsehung an, welche auch die Haare

auf unserm Haupte gezählt hat, und ohne deren Willen kein Sperling fällt.

Die Bestimmung des Menschen.

Wozu bin ich da, und was soll aus mir werden? Diese Fragen sind unstreitig die wichtigsten, welche der Mensch sich selbst vorlegen kann. Die Antwort kündigt ihm sein Beruf oder seine Bestimmung an, welche überhaupt nichts anderes ist, als der vernünftige Gebrauch, den er von seinen Kräften machen soll, oder eigentlich der Zweck seines Daseyns. Dieser Zweck besteht in einem seiner sittlichen Veredlung angemessenen Grund der Glückseligkeit. Sittliche Veredlung ist Erhöhung der Menschenkraft, den ihm größtmöglichen Grad von Sittlichkeit zu erreichen; und Sittlichkeit in der engsten Bedeutung ist die Uebereinstimmung der freyen Handlungen mit den moralischen Gesetzen. Der Mensch hat Tendenzen und Kräfte in seiner Natur, die unaufhörlich nach etwas ringen. Dieses Ziel seines Strebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Besitz desselben seinen Zustand zu verbessern. Auf diese Weise wünscht er Gesundheit, Reichthum, Schönheit, Ansehen und Wollust. Diese Güter aber sind hinfällig, veränderlich, dem Verluste unterworfen, und ob sie gleich seinen Zustand eine Zeit lang verbessern oder zu verbessern scheinen, so kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Sie machen die äußere Bestimmung des Menschen aus, in wiefern derselbe ein Glied der Sinnwelt ist. Als ein moralisches Vernunftwesen bemerkt er in seinen Innern höhere Tendenzen einer moralischen Natur. Dem gemäß muß sich alles Uebrige auf ihn als absoluten Zweck beziehen. Seine moralische

Natur bestimmt den Preis der Güter nicht nach einem niedern Begehrungsvermögen, oder nach der Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens allein, sondern nach dem obern Begehrungsvermögen, aus Bestimmungsgründen der praktischen Vernunft, in welchen eben das Vermögen besteht, das obere Begehrungsvermögen, und zwar durch vernünftige Erkenntnißgründe zu lenken.

Die bloße Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens kann das moralische Vernunftwesen unmöglich befriedigen, denn es hängt von zu vielen Bedingungen ab, über welche der Mensch nicht Herr ist. Die Vernunft hingegen, wenn sie sein oberes Begehrungsvermögen lenken soll, stellt in ihm das Gesetz der Sittlichkeit als das höchste absolute und unbedingte Gesetz auf, worauf sich alles beziehen muß, das selbst aber auf nichts weiter bezogen wird. Es lautet also: du sollst alle deine Pflichten aus uneigennützigen Absichten nach allen deinen Kräften erfüllen, und Tugend allenthalben, so weit deine Kräfte reichen, zu realisiren streben. Sie erlaubt ihm als einem Sinnenwesen den Genuß der Sinnenfreuden, jedoch mit der Einschränkung, daß der Genuß mit Tugend und Pflicht bestehen könne. Da nun für den Menschen nichts Höheres gedacht werden kann, als die tugendhafte Pflichterfüllung, so muß denn auch hierin sein höchster und letzter Zweck, d. h. seine Bestimmung, bestehen. Der Mensch aber ist ein endliches eingeschränktes Wesen; zwar hält ihm die Vernunft das Sittengesetz und dessen strenge, uneigennützige Forderung unablässig vor; allein wegen seiner Erkenntlichkeit und Sinnlichkeit bleibt die durchgängige Reinigkeit seines Willens und der Erreichung einer durchgängigen vollendeten Sittlichkeit für ihn nur ein Wunsch. Möglich aber, und darum Pflicht für ihn ist die Annäherung in's Unendliche. Dadurch erhält seine moralische Thätigkeit ein unbegränztes Feld, auf welches

dieselbe unaufhörlich schreiten kann. Dieses Fortschreiten heißt sittliche Veredlung, Der Mensch ist zwar nicht moralisch gut geboren, sein Bestreben aber muß seyn, seinen Willen nach und nach der sittlichen Güte so nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dieß kann er durch seine Freiheit hervor bringen. Der Besitz dieses seines ihm möglichen sittlichen Kraftgebrauches ist moralische Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut, sich sittlich zu veredeln. Der Mensch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein sittliches besitzt, dessen Gegenstand das größt-möglichste Wohlseyn, welches man Glückseligkeit nennt, ist, darf zwar nach dieser Glückseligkeit streben, aber nur in sofern, als sie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar ist. Demnach besteht des Menschen Bestimmung in einem seiner sittlichen Veredlung angemessenen Grade von Glückseligkeit, und wiewohl ein Mensch, welcher diesen Grad von sittlicher Güte seines Wollens nicht erreicht hat, nicht frei ist von den Unannehmlichkeiten und Beschwerden des Lebens, die außer seiner Macht liegen, so muß ihn doch der Gedanke stets trösten, seine Pflicht möglichst erfüllt zu haben.

Kunststück.

Zu errathen, an welchen Finger Jemand einen Ring gesteckt habe.

Es gelte der Daumen Eins, der Zeigfinger Zwei, der Mittelfinger Drei, der Goldfinger Vier, der kleine Finger Fünf. Man lasse den Ring an die rechte Hand stecken, die Zahl des Fingers dupliren, dazu die Zahl der andern Finger addiren, von der Summe 15 subtra-

hiren, was übrig bleibt, weiset auf die Zahl der Finger, wie aus folgender Ansicht hervorgeht.

Daumen.	Zeigef.	Mittelf.	Goldf.	Kl. Finger.
1	2	3	4	5
2	2	2	2	2
2	4	6	8	10
14	13	12	11	10
16	17	18	19	20
15	15	15	15	15
1	2	3	4	5

Z. B. Jemand hätte den Ring an dem Goldfinger stecken, so multiplizire derselbe seine Zahl durch 2, macht 8, hierzu soll er die übrigen Zahlen der Finger nehmen, nämlich 1, 2, 3 und 5, beträgt 11 und 19. Von letzterer Zahl nun 15 subtrahirt, läßt zum Rest 4, als die Zahl des Goldfingers.

Räthsel.

Zweysylbig.

Mein Erstes ruft man laut bei'm frohen Mahle.
Wenn hell die schäumenden Pokale
Erklingen und beim Bundes=Fest
Man laut die Freunde leben läßt.

Vor meinem Zweiten kann nichts Irdisches bestehen,
Und Alles muß in seiner Fluth vergehen,
Das nicht durch seine hohe Kraft der Geist
Dem Wirbel der Vergänglichkeit entreißt.

Mein Ganzes kann dir schon auf Erden
Der Eingang in das Paradies,
Doch auch in eine Hölle werden,
Nachdem dein Genius dich wählen ließ.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 24tes Stück.

Rache und Versöhnung.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt
von
C. Borrom. v. Miltitz.

Unter der Regierung der Kaiserin Katharina von Rußland, befehligte ein Mann als Gouverneur die Provinz Tobolsk, der ebenso berühmt als kühner und höchst tapfrer Feldherr, als verrufen wegen seiner Härte und Grausamkeit war. Unter den Schrecknissen des Krieges aufgewachsen, galt ihm ein Menschenleben wenig oder nichts; an den blindesten Gehorsam gewöhnt, verlangte er ihn eben so von seinen Untergebenen, und durch eine Reihe von Jahren den härtesten Strapatzen, den wunderlichsten Launen eines feindlichen Schicksals und selbst den Mißhandlungen eines rohen Unmenschen, der sein Oberer mehrere Jahre lang hindurch blieb, ausgesetzt, hatte sich um sein Herz eine Eisrinde von Unempfindlichkeit und Gefühllosigkeit gebildet, von welcher seine Gegner behaupteten, sie habe die ganze Substanz des Herzens in einen Eisklumpen verwandelt. Es schien für die Wahrheit dieser Beschuldigung die Grausamkeit zu sprechen, mit welcher der Gouverneur für geringe Verge-

hungen die entsetzlichsten Strafen anordnete, und die unerbittlichste Härte, mit welcher sie auf seinen Befehl vollzogen wurden, so wie die empörende Gleichgültigkeit und die höhnenden Bemerkungen, mit welcher er die Unglücklichen während ihrer Leiden überhäufte, offenbar darauf deuteten, daß er, der wahrscheinlich Aehnliches in seinen frühern Jahren unverschuldet gelitten, sich gleichsam an der ganzen Menschheit für das erduldete Unrecht rächen wollte.

Solche Erinnerungen in der Brust eines Mannes, der die oberste Militär- und Civilstelle bekleidete, in dessen Händen Tod und Leben, die entsetzlichsten Strafen und das Recht der Begnadigung lagen, mußten jeden mit Schauer erfüllen, der sich ihm zu nahen hatte, mit Verzweiflung den, der sich irgend eines, auch noch so kleinen Vergehens schuldig wußte. Und in der That erzählte man sich, daß Verbrecherinnen aus bloßer Angst vor der Riesengestalt des Gouverneurs, dem wilden Feuer seines immer finstern Blickes und dem Donner seiner Stimme plötzlich gestorben seyen. So war er denn im ganzen Umfange seines weitläufigen Gouvernements — nicht verabscheut, denn er war nie ungerecht, in so fern er nie einen Unschuldigen verfolgte oder wohl gar strafte — aber wie ein böser Geist gefürchtet, der den, der ihm verfällt, erbarmungslos würgt. Natürlich mußten in einer so weitläufigen Juris-Diction unter einem damals noch so rohen Volke, Uebertretungen der Gesetze aller Art täglich vorkommen und man behauptete, die Eisenstempel, mit welchen man, nach damals gebräuchlicher Sitte, den Verbrechern den Namen ihrer Schuld, z. B. Desertion, Diebstahl, Ehebruch, Lüderlichkeit ꝛc. auf die Stirne brannnte, würden von einer Exekution zur andern nicht kalt, sowie die Peitschen- und Knutenflechter unausgesetzt für den Gerichtshof beschäftigt seyen.

So fühllos, grausam und menschenfeindlich aber auch er schien, so hatte er dennoch eine Seite, von der ihm beizukommen war, und zwar fand sich diese Stelle — wer sollte das wohl glauben — an seinem Herzen. Der Schlüssel zu diesem Räthsel schien in seiner frühern Geschichte zu liegen. Keiner der grossen, geachteten Familien des Reiches angehörig, hatte er sich ganz allein durch Geduld, Ausharren und, wo es galt, durch löwengleichen Kriegs-Muth, mit Einsicht verbunden, den Weg zu höhern Stellen bahnen müssen. In dieser Zeit, als die Schläge des Schicksals ausgetobt zu haben schienen, fiel der Blitz der Liebe in sein Herz. Eufemia, die einzige Tochter eines angesehenen adelichen Hauses, flößte ihm die glühendste Leidenschaft ein, und das reizende Mädchen erwiederte das Gefühl des schönen, heldenmüthigen Kriegers. Die Eltern widersetzten sich der Verbindung, allein der junge Soldat, den kein Hinderniß schreckte, entführte die Geliebte, die bald darauf unter dem Donnern des eben erwachten Krieges die Seinige ward. Hatte ihr Gatte früher aus Ehrgeitz brav gefochten, so spornten jetzt Liebe und der Wunsch, der geliebten Gattin ein glänzendes Loos an seiner Seite zu bereiten, den Mann doppelt an. Das Glück war ihm günstig; aus den kühnsten Wagnissen ging er als Sieger hervor, die erfolgreichsten Waffenthaten gelangen ihm, er ward zum Generalmajor befördert und erhielt nach abgeschlossenem Frieden das Gouvernement jener Provinz. Hier lebte er glücklich mit der geliebten Gattin und war an ihrer Seite ein so milder Befehlshaber, als sein strenges Pflichtgefühl und die seinem Charakter durch das Schicksal angebildete Härte gestatteten. Leider aber hatte dieses seine Pfeile noch nicht alle gegen ihn abgeschossen. Die stolzen Eltern seiner Frau, die ihm sein dunkles Herkommen nicht vergeben konnten, waren auch

durch sein und ihrer Tochter Glück nicht versöhnt und quälten die letztere auf's unabläßigste, ihren Gatten zu verlassen. Sie hatte ihm diese unglückliche Verstimmung so lange als möglich verborgen, da er sie nur im Allgemeinen kannte, aber sich von den Versuchen, ihm die Gattin zu entreißen, nichts träumen ließ. Der Kampf, den das zarte holde Weib zu bestehen hatte, untergrub ihre Gesundheit. Ein Brief, der in des Gouverneurs Hände gerieth, entdeckte ihm das Uebrige. Er würde gewüthet haben, wenn das Leben der Geliebten nicht auf dem Spiele gestanden hätte. Mit furchtbarer Anstrengung bezwang er sich, flehte mit heißen Kummerthränen zum Himmel um Erhaltung der Theuern. Vergebens, — der Ewige hatte es anders beschlossen und Eufemia verschied nach einer glücklichen Ehe von wenigen Jahren, mit einem Herzen, das der blinde Haß und der unbefriedigte Stolz ihrer Eltern gebrochen hatte. Der Zustand ihres Gatten war fürchterlich. Blaß schweigend, mit fest zusammengepreßten Lippen wankte er umher. Aber so wie die bange Stille vor dem Wetter dessen nahen Ausbruch verkündet, so bebten alle, die ihn kannten, vor dem Augenblick, wo dieser Starrkrampf sich lösen würde. Der Augenblick trat ein und der unglückliche Mann ging daraus — wie wir ihn im Anfange geschildert haben — als ein grausamer, menschenfeindlicher Unhold hervor! Eine Metamorphose, die weit weniger unglaublich ist, als sie vielleicht erscheint, und der es in der Psychologie gar nicht an Vorbildern gebricht. Eufemia, das einzige ihm zurückgelassene Pfand der so unaussprechlich Geliebten, ein Mädchen von sieben Jahren, war auch das einzige Band, welches den unglücklichen Vater noch an das Leben knüpfte, ihn noch bisweilen an die Rechte der Menschheit erinnerte. Daß er das Kind anbetete, war eben so natürlich als daß er es wie

seinen Augapfel hütete. Und es vergalt ihm diese Sorge durch ein unwiderstehlich schmeichelndes Wesen, das bey der blühendsten Gesundheit, den lieblichsten Zügen und dem lebhaftesten Geiste, einmal ein höchst reizendes Geschöpf erwarten ließ. Sonderbar war es, daß er am wildesten tobte, am härtesten und grausamsten strafte, wenn er aus Eufemiens Zimmer kam und sich den Liebkosungen des kleinen Engels am zwanglosesten hingegeben hatte, — gleich als könne er es nicht verschmerzen, daß die Mutter eines solchen Kindes ihm durch die Herzlosigkeit der Menschen sey entrißen worden und mit ihr die Hoffnung, mehrere solche holde Geschöpfe der Welt zu schenken. Wenn Eufemia nicht bey ihrem Vater war, so mochte sie Niemand so gern um sich leiden, als Feodor, einen wohlgebildeten guten Knaben von zwölf Jahren, den aus Barmherzigkeit ihre Mutter als eine Waise aufgenommen hatte. Feodor war verständig und von seltener Klugheit für sein Alter. Er kannte des Gouverneurs Launen, und wußte ihnen mit Eufemien aus dem Wege zu gehen oder zu begegnen, wie es nöthig war. Mehr als seine Seele liebte er die Kleine, die ihm unter den fürchterlichsten Drohungen sie nicht einen Augenblick zu verlassen und mit seinem Leben für das ihrige zu stehen, fast ganz überlassen blieb, da alle andern Wärterinnen und Bedienten nur zu froh waren, einer, bey des Gouverneurs Charakter so entsetzlich schweren Obliegenheit und Verantwortung, enthoben zu seyn.

Mochte nun Feodor das Wichtige seiner Stellung fühlen oder nicht, wenigstens that er nicht so, blieb immer der heitere, muntere Knabe, der, die Sorge für seine Pflegebefohlene ausgenommen, von nichts um ihn her berührt zu werden schien. Galt es aber Eufemien, nur unter der entferntesten Beziehung, so ward der Knabe in Sorgfalt, Klugheit und Vorsicht zum Mann Er

schlief vor ihrer Thür, ordnete und theilte ihre kleinen Spiele, zu denen er immer neue zu erfinden wußte, wiederholte mit ihr die Aufgaben, die sie von ihren Lehrern erhielt, ging oder fuhr mit ihr spazieren. Nicht ohne sein Herz wie sein Ohr zu zerreissen, drangen die Klagetöne der Unglücklichen, die so häufig im Gerichtshofe gepeitscht wurden, an dasselbe, und er trug große Sorge, daß die ihm so theure Kleine nicht daran erschreckt würde. Allein sein schöner Geist gab ihm bald ein, daß es viel edler seyn würde, die Gewalt, die Eufemia über den Vater hatte, zu Gunsten wenigstens derjenigen Unglücklichen zu benützen, die keine Hauptverbrechen begangen, und auf diese Weise die Segnungen manches fast Verzweifelnden auf der Kleinen Haupt zu leiten. Es galt einen Versuch. Er lehrte Eufemien, die Händchen gefaltet vor dem Vater auf die Knie fallen und die Worte: „Gnade für den armen Iwan, die arme Catinka“ ꝛc. so lange wiederholen, bis der Vater „Ja“ gesagt haben würde. Der Himmel segnete des edlen Knaben Wagestück. Der Gouverneur, das erstemal überrascht, drückte das holde Kind an sein Herz und ließ die Verbrecherin losbinden. Das zweite, drittemal — ebenso. Natürlich konnte ihm nicht entgehen, daß, da Eufemia immer nur für solche Uebertreter bat, deren Strafe der Vater erlassen konnte, eine verständige Leitung das Kind dazu treiben mußte. Allein fiel er wirklich nicht auf Feodor, den er außerdem gar nicht zu beachten schien, oder wollte er, daß Jedermann wisse, nur Eufemia vermöge sein Urtheil zu ändern, genug er ließ es auf sich beruhen, und wenn er nicht ganz lossprechen konnte, ward wenigstens die Hälfte der Strafe erlassen. Natürlich strömten Segnungen von allen Seiten dem Kinde entgegen, wo es sich nur blicken ließ, und das war es, was der edle Feodor wollte, der sich von all den Unglücklichen,

die ihrem Rechtspruch entgegensahen, immer eine genaue Liste, auf welcher ihr Vergehen bemerkt war, zu verschaffen wußte. So vergieng die Zeit. Die neunjährige Eufemia ward im ganzen Gouvernement angebetet und ihr sechszehnjähriger Mentor nicht viel weniger denn ein Heiliger verehrt, was ihn nur froh in Bezug auf die Kleine machte, ihm aber den Kopf nicht einen Augenblick verdrehte. Sein Gewissen sagte ihm, er thue recht, sein Herz sagte ihm, dabey werde Eufemia gut, mildthätig, geliebt von Allen — mehr bedurfte es nicht zu seinem Glücke. Daß auch in seinem Busen Leidenschaften schliefen, die zu fürchterlicher Gewalt über sein besseres Selbst gelangen, daß ihm der Himmel beschieden haben könne, in dieser Beziehung die schmerzlichsten Erfahrungen an sich selbst zu machen, davon hatte der Aermste keine Ahnung, und so ging er ruhig seines Weges dahin.

Es war eine der Lieblingsbeschäftigungen Feodors bey seinen Spazierfahrten mit Eufemien, aus den feuchten Wiesenlachen längs der Flüsse Irtisch und Tobolsk, die sich gleich unterhalb der Stadt vereinigen, bunte Blumen und namentlich Seerosen, die der kurze aber heiße Sommer dort in großer Fülle und Pracht entfaltet, für seine junge Gebieterin zu holen, die sie unbeschreiblich liebte. In diesem Jahre hatte das Austreten dieser Flüsse noch mehr Wiesen unter Wasser gesetzt und einen weit reicheren Blumenflor als je hervorgebracht. Eufemia war entzückt, als sie beim ersten Ausfahren diese mit Tausenden von bunten Blüthen bedeckten Wasserspiegel sah. Feodor befahl den Droschkenführer auf einem sichern Punkte unweit des Wassers halten zu bleiben, bat Eufemien ihn hier zu erwarten und lief nun einer Stelle zu, wo er eine Masse Blumen aus der Wasserfläche hatte hervorragen sehen. Hier belud er sich so reichlich als möglich, bis plötzlich ein durchdringendes

Geschrey um Hülfe an sein Ohr schlug. Der erste Blick überzeugte ihn, daß es der Droschkenführer sey, dessen leichtes Fuhrwerk mitten in der Wasserfläche von einem Strom ergriffen, pfeilschnell dahin schwamm, ohne daß das kleine Pferdchen Widerstand leisten konnte. Eufemiens Schleier wehte noch über der Strömung. Liebe, Furcht, Verzweiflung beflügelten des unglücklichen Feodors Schritte, er rannte auf den Weg der Stelle zu, hörte den Kutscher rufen, sah Eufemia's Hände ringen, nur noch wenige Schritte war er von ihnen, als der Boden unter seinen Füssen wich und er in eine vom Strom ausgehöhlte Tiefe hinabsank. Aber auch hier kämpfte er mit dem Muth der Verzweiflung; es glückte ihm, sich aus dem Schlam und Wurzelwerk loszureissen, sich in die Höhe zu arbeiten und das Ufer zu gewinnen. Sobald er auf den Füßen stand, sah er mit ängstlichen Blicken umher — vergebens — da — mitten in der Strömung, ungefähr hundert Schritte von sich, gewahrte er Eufemiens Hut und Schleier vorübertreiben. Besinnungslos sank er zu Boden. —

Man kann denken, welcher Aufruhr im Palaste des Gouverneurs entstand, als Eufemia um die gewohnte Zeit nicht heimkehrte. Alle Aussagen bestätigten, daß sie auf ihrer Droschke, von Feodor begleitet, nach den Flußwiesen gefahren sey. Ein Wort des von Angst gefolterten Vaters jagte Hunderte von Menschen in die Gegend, und so geschah es denn, daß man nach einigen Stunden zu gleicher Zeit den noch immer halbtodten Feodor und Eufemiens Hut und Schleier, die man aus der Fluth herausgeschifft, zu den Füßen des Gouverneurs niederlegte. Von der Droschke und folglich von Eufemien fand sich keine Spur. Entsetzlicher Augenblick! Zu überlegen wie sich das Unglück ereignet, wie viel Schuld Feodor oder vielleicht das Fräulein selbst daran haben

möge, fiel hier Niemand ein. Wer hätte auch nur ein Wort hervorzubringen gewußt. Der entsetzlichste Schmerz schien den unglücklichen Vater einen Moment zu betäuben; ein plötzlich ausgestossener, furchtbarer Schrey verkündigte sein Erwachen. Leider schien alle Menschlichkeit aus seinen Herzen gewichen und die tiegerartigste Grausamkeit es ganz und gar erfüllt zu haben. Mit blauen vor Wuth bebenden Lippen gebot er, den halbtodten Jüngling zu entkleiden, an der Richtsäule des Hofes mit aufgebundenen Händen aufzuhängen und ihn so lange zu knuten, bis jede Spur menschlichen Ansehens an ihm verschwunden sey. Die fürchterlichsten Verwünschungen drohten Jedem, der in der Ausführung des gräßlichen Spruches zögern würde, gleiches Schicksal, und so gehorchten die Knechte dann mit blutendem Herzen und überfließenden Augen. Schon glich des unschuldigen Feodors Körper einer einzigen ungeheuern Wunde, und ein Schmerzgeheul ertönte nur noch in sterbenden Lauten in den Hallen des Gerichtshofes, als plötzlich im raschesten Trabe, von vier nebeneinander gespannten Pferden gezogen, eine Droschke durch die Wölbung des Thores herein donnerte, Eufemia und ein Beamter auf ihr. Man rannte nach den Gouverneur, der athemlos herbeystürzte und die widergegebene Tochter fast mit seinen Umarmungen erstickte: „Gnade für den unschuldigen Feodor!“ Dieß waren Eufemia's erste Worte, sobald sie sich von des Vaters Herzen loswand. Er zögerte. „Gnade“ — rief sie, das Schlimmste ahnend, oder ich stürze mich hier vom Balkon herab!“ Der Gouverneur winkte und zwanzig Menschen rannten in den Gerichtshof hinüber, wo seine Henker, menschlicher als sein Richter, mit der Strafe eingehalten hatten. Er ward augenblicklich so vorsichtig als möglich herabgenommen, und da noch Spur von Leben in ihm war, der Pflege des anwesenden Arztes über-

geben, der ihn als einen Todten übernahm. Indessen gab Eufemia die einfache Aufklärung der Begebenheit, die Jeder ahnen wird.

Sie hatte nämlich, des Glaubens, das Wasser stehe nicht höher auf den Wiesen als am Rande, dem Kutscher befohlen, nach einer Stelle zu fahren, an welcher sie eine Menge Blumen gewahrte. Anfangs war es recht gut gegangen, aber plötzlich seyen sie in eine vom Flusse ausgewaschene Untiefe gerathen, und von der Strömung fortgerissen worden. Ihr Geschrei habe Leute herbeigerufen, die ihr zur Hülfe geeilt, eben als ein Strudel das Fuhrwerk umgeworfen. Pferd und Kutscher waren ertrunken. Diese Erzählung war mehr als hinreichend, Feodors gänzliche Schuldlosigkeit an den Tag zu legen, aber die Wildheit in dem Gemüthe des Gouverneurs war noch so groß, daß er ihr verbot, Fedors Namen zu nennen, wenn er ihn nicht augenblicklich solle erschießen lassen. So mußte das arme Kind denn schweigen, und auch des Trostes verlustig gehen, den um ihrentwillen schuldlos Leidenden nur ein freundliches Wörtchen sagen zu lassen, denn der beklagungswerthe Jüngling lag noch immer in einer Betäubung, aus welcher es nicht zu bestimmen war, wie er daraus hervorgehen würde. Nach einigen Wochen war man bey seiner kräftigen Konstitution seines Lebens und seines gesunden Verstandes gewiß. Er lechzte nach Eufemiens Anblick, nach einem Wort von ihren Lippen. Da öffnete sich eines Tages die Thür des niedern Zimmers beim Thorwärter, wohin man Feodor gebettet. Der Gouverneur trat ein, finstern Blickes, glühenden Auges. Der Jüngling stand ehrerbietig vor seinem Peiniger. „Eufemiens Vorbitte“ sprach der grausame Richter mit dumpfer Stimme, „haben dir wider meinen Willen das Leben erhalten. Aber nie sollst du ihr Angesicht wieder sehen.“ „Nimm“ — er warf

ihm eine Börse zu — „und verlaß innerhalb drei Wochen nicht nur den Palast, sondern das Gouvernement. Sieht man dich so lang ich lebe, je innerhalb der Grenzen der Provinz, so ist Befehl gegeben, dich wie ein wildes Thier zu erschießen!“ —

„Hat denn Euphemia — hat denn das Fräulein nicht meine Unschuld erklärt?“ frug Feodor bebend.

„Schweig' und gehorche. Sie will nichts von dir hören, dich nie wieder sehen. Sie verwünscht ihre Nachsicht und schämt sich tief ihrer Vertraulichkeit mit einem Knechte.“

„Um Gotteswillen beschwöre ich Euch, gnädigster Herr,“ — rief Feodor von Schmerzensthränen überströmt — „thut nicht dieß an mir; laßt mich zu Tode knuten, aber laßt mich das Fräulein noch einmal sehen, noch einmal sprechen. Seht, in Todesangst umfasse ich Eure Knie, ich kann nicht leben ohne Eufemie, denkt was ich von Jugend auf für sie gethan! Seyd barmherzig!

„Elender Wurm!“ — donnerte des Gouverneurs Stimme, und ein Fußtritt warf den Bittenden zu Boden. —

„Du bist bezahlt, dort liegt der Lohn!“ — Mit diesen Worten verließ er das Gemach. Feodor lag noch am Boden. „Ha“ — rief er plötzlich mit einem gellenden Lachen, das nur zu deutlich verrieth, wie alle Geister der Rache in seinem Herzen Platz genommen hatten. — „Ha Unmensch, bin ich ein Wurm, den du zertrittst, so sollst du fühlen, daß auch der Wurm sich krümmt und die Ferse sticht, die ihn mordet!“ Von diesem Augenblick an schien er ein Andrer, als man ihn je gekannt hatte. Finster, in sich gekehrt, saß er Tage lang auf einer Stelle. Dem Ausdruck seiner Züge nach schien sich das Gefühl der Menschenwürde empört zu haben, und er auf Entsetzliches zu sinnen. Der Thorwächter Andreas, ein

Greis, durchschauete den Jüngling, den er wie seinen Sohn liebte. „Lieber Herr Feodor," — warnte er ihn — „Ihr habt Rache im Sinn gegen den Gouverneur? Entsetzliche Rache?"

„Entsetzliche, Vater Andreas."

„Wollt ihn im Schlafe ermorden?"

„Viel zu wenig!"

„Ihn langsam vergiften?"

„Besser, Vater Andreas, besser!"

„Um Gottes Willen! Ihr werdet doch nicht Eufemien" —

„Was?"

„Eufemien — ermorden?"

„Alter Thor, ist denn Tod ein Unglück? Als ich sie in der Fluth versinken sah, hätte ich mir den Tod gewünscht; als mir die Knutenstreiche das Fleisch vom Herzen rissen, und immer neue Hiebe die kaum geschlagenen Wunden trocken brannten, da bat ich Gott und seine Heiligen um den Tod. Vergebens. Ich mußte leben für meine Rache, und so wahr der Ewige dort oben herrscht und mich dereinst deßhalb zur Rechenschaft ziehen wird — ich will sie vollständig nehmen!"

„Mensch" — rief der Greis entsetzt — „was willst du thun?"

„Schweigen!" — war die von einem verächtlichen Blick begleitete Antwort.

Nach vierzehn Tagen war Feodor ganz hergestellt. Acht Tage hatte er Frist im Palast zu bleiben. Da hörte er Trommelschlag und des Ausrufers Stimme: »Se. Excellenz der General-Gouverneur von Tobolsk haben den Burschen Feodor aus dem Palaste und den Grenzen der Provinz verwiesen. Wer daher gedachten Feodor von heu-

te an nach acht Tagen noch innerhalb der Grenzen der Provinz begegnet und ihn todt oder lebendig einliefert, erhält im Gouvernements-Palaste tausend Rubel Belohnung, so wie derjenige fünfhundert Knutenhiebe, der überwiesen ist, gedachten Feodor beherbergt oder seinen Aufenthalt gewußt und verschwiegen zu haben.“ — Feodor lachte tückisch vor sich hin. Bald darauf ritt der Gouverneur mit einem langen Zuge vorüber. „Der Gouverneur reitet auf eine Visitations-Reise“ — sagte der alte Andreas zu Feodor, nachdem er das Thor geschlossen hatte, „er bleibt vier oder fünf Tage weg. Versprecht mir junger Herr, daß ihr vor seiner Rückkehr weg seyn wollt?“

„Ich verspreche es.“

„Dank Euch, und der Himmel senke gute Gedanken in Euer Herz!“

Ein entsetzlicher Plan war in Feodors Geiste gereift und alles zur Flucht nach der unfernen tatarischen Grenze der jenseits liegenden Nomadenhorde vorbereitet. Der Gouverneur hatte die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und konnte, wären ihm auch Flügel verliehen gewesen, nicht unter drey Tagen zurück seyn, wo Feodor denn längst in Sicherheit war. So stürzte er denn am nächsten Morgen früh in Eufemiens Zimmer. „Zur Rache, Fräulein, zur Rache komme ich, an der Undankbaren!“ So brüllte der halb Wahnsinnige dem erschrockenen Mädchen entgegen. Sie verstand ihn nicht, eilte mit den zärtlichen Ausruf: „lieber Feodor!“ in des Rasenden Arme — da zischte im Nu der eiserne Stempel, den er aus dem Gerichtssaale entwendet, glühend gemacht und, unter sein Kleid verborgen, im schnellsten Laufe mit sich gebracht hatte — auf Eufemiens weißer Stirn und laut aufschreiend sank sie zu Boden. Feodor entkam unbemerkt durch die nur ihm bekannte Tapetenthür, durch die er herein geschlichen war. — Düstern vor sich hinstarrend,

eilte Feodor im schnellsten Trabe seines kräftigen Pferdes durch die pfadlose Steppe der tatarischen Gränze zu. Reue kam nicht in sein Herz, das noch übervoll von glühenden Rachedurst sich an der Vorstellung des Eindruckes labte, denn der Anblick der auf ihr ganzes Leben beschimpften Tochter auf den Vater machen würde! Er konnte nicht anders. Er wußte wie er Jahre lang mit der zärtlichsten Bekümmerniß, mit der ängstlichsten Sorgfalt, Eufemien gehütet, gepflegt, manche Nacht vor ihrer Thür kniend zugebracht hatte, um bey leichter Unpäßlichkeit jedem ihrer Odemzüge lauschend, zu augenblicklicher Ausführung des leisesten Wunsches bereit zu seyn. Er war sich bewußt, die schon ausgesprochenen gräßlichsten Züchtigungen unzähliger Verbrechen theils gemildert, theils ganz abgewendet zu haben, blos um Eufemien das Glück, Menschenelend mildern zu können, genießen zu lassen und die stummen Segnungen der Geretteten ihr zuzuwenden. Er war es, der ihren Geist entwickelt, ihr Herz zur Liebe gegen Gott und den Menschen ja selbst zu ihrem entsetzlichen Vater, gebildet hatte. Und nun, wo er völlig unschuldig, um ihrentwillen bis auf den Tod gemartert, noch schwach von tausend Wunden, auf ewig von ihr getrennt in die Fremde hinausgestoßen, nur ein Wort, nur eines der Theilnahme von ihren Lippen zur Stärkung für die lange unabsehbare Reihe von Seelenschmerzen, die ihn das ganze Leben hindurch foltern werden, erfleht, jetzt verweigert sie ihm dieses, will nichts von ihm wissen, ihn nicht sehen und hören, schämt sich ihrer bisherigen Vertraulichkeit mit einem Knechte!!

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Wesen in Einem Körper.

Im Jahre 1815 lebte in Nordamerika, im westlichen Theile Pensilvaniens, ein Frauenzimmer, dessen Zustand geeignet war, die ganze Aufmerksamkeit der Aerzte und Psychologen zu beschäftigen. Was wir hier von ihr erzählen wollen, gränzt an das Fabelhafte, aber mehrere achtbare Männer haben die Wahrheit durch ihr Zeugniß bestätigt, so daß darum kein Zweifel mehr möglich ist.

Miß Radney besaß eine sehr kräftige Konstitution, und hatte das Alter der Mannbarkeit erreicht, ohne ein einziges Mal krank gewesen zu seyn. Sie hatte eine schnelle Fassungskraft, und mit deren Hülfe schöne Kenntnisse erworben. Außer weiblichen Fertigkeiten und Erfahrungen in häuslichen Geschäften hatte sie ihren Geist auch durch Lectüre und wissenschaftliche Unterhaltung gebildet. Ihr Gedächtniß war sehr glücklich und hatte reichliche Schätze gesammelt.

Plötzlich verfiel sie, ohne vorhergegangenes Uebelbefinden, in einen natürlich festen Schlaf, der mehrere Stunden über die gewöhnliche Dauer anhielt, und als sie endlich erwachte, hatte sie die Erinnerung gänzlich verloren. Ihr Gedächtniß war eine tabula rasa, auf der sowohl Worte als Dinge verschwunden waren. Ihr Geist war aber deßhalb nicht gestört, nur mußte sie Alles, was sie früher gewußt, noch einmal erlernen; durch neue Anstrengung buchstabiren, lesen, schreiben, rechnen, und wurde allmählig, gleich einem Wesen, welches die Welt zum erstenmale betreten hat, mit den Personen und Sachen ihrer Umgebung bekannt. Sie machte reißende Fortschritte, aber schon nach wenigen Monaten ward sie auf's Neue von einer Art Schlafsucht befallen, und als sie

daraus erwachte, war sie wieder in den Zustand vor dem ersten Anfalle versetzt, hatte aber jede Erinnerung dessen, was sich zwischen dem ersten und zweiten zugetragen, gänzlich vergessen. Vier Jahre hindurch haben sich diese beyden verschiedenen Zustände wechselweise bey ihr eingestellt, doch nie weiß sie in dem einem etwas von dem andern, und was sie in dem einen erlernt, hat sie in dem andern wieder vergessen. Sie unterscheidet nun dieß doppelte Seyn mit der Bezeichnung des alten und neuen Zustandes, aber im Grunde ist sie sich des zwiefachen Wesens, das ihr Körper umschließt, eben so wenig bewußt, als zwei einander ganz fremde Personen ihren gegenseitigen Charakter kennen. In dem alten Zustande besitzt sie alle ihre ursprünglichen Kenntnisse, in dem neuen weiß sie nur, was sie dazwischen mühsam erlernte; soll sie irgend Jemand wirklich kennen, so muß sie ihn sowohl in dem alten als in dem neuen Zustand kennen gelernt haben. In dem alten Zustande hat sie eine ausgezeichnet schöne Handschrift; in dem neuen schreibt sie zwar auch, aber wie ein kleines Kind, da sie noch nicht Zeit genug gehabt hat, es besser zu lernen. — Kurz, Alles, was sie in beiden Zuständen wissen soll, mußte sie in jedem besonders lernen.

In dem Umgange mit ihren Eltern und Bekannten brachte dieser wechselnde Seelenzustand keine Störung mehr hervor, denn es genügte ihnen, zu wissen, in welchem von beiden sie sich gerade befand, um zu wissen, wie sie ihr Benehmen einrichten mußten, was sie mit ihr sprechen konnten. Der Wechsel tritt stets in Folge eines langen, übrigens ganz gesunden Schlafes ein.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München

1831. 3ter Band, 25tes Stück.

Rache und Versöhnung.

(Fortsetzung.)

Daß ihres Vaters Wuth diese Aeußerungen nur auf eigne Veranlassung herausgestossen, konnte für Feodor, selbst wenn es sich so verhielt, nicht den geringsten Grund der Entschuldigung für Eufemien abgeben. Feodor wußte so gut als das ganze Gouvernement und sie selbst, daß des Vaters Leben an dem Ihrigen hing, und sie war es dem Jüngling, dem Freund ihrer Jugend, ihrem Lehrer und, der die grausamste Marter um ihretwillen erlitten, — sie war es ihm schuldig, sich dem Zorn des Vaters auszusetzen, ja — wenn sie ein Herz hatte, wenn Dankbarkeit ihr eine heilige Pflicht galt — ihr Leben an die Erhaltung, Rechtfertigung und Belohnung Feodors zu setzen. Sie hatte es nicht gethan, er mußte auf Lebenszeit aus ihrer Nähe verbannt flüchten, unter rohen Halbwilden Mitleid, Theilnahme, Trost und Liebe suchen. „Ha!“ — rief er laut durch die Wüste hin, als bei der Ueberlegung aller dieser Beweggründr seine innerste Seele in Galle und Bitterkeit überströmte — „ich hatte es verdient um sie, daß sie mit Leidenschaft mich geliebt hätte, allein sie hat kein Herz, diese kalte, fühllose Bojarentochter. Der menschenverachtende Hohn jenes Un-

geheuers, das sie Vater nennt, schießt wie üppig wucherndes Giftkraut in ihrer Seele hervor, so wie meine Hand es nicht mehr täglich ausreuten konnte. Was bin ich ihr, was ihm? Ein Mensch, ein Knecht! Ihr Hund ist den Beiden mehr werth, und bitter lächelnd zertreten sie mich. Wohl denn, der Stachel des Zertretenen soll Euch — hoffe ich — auf Lebenszeit quälen! — Wüthend spornte er sein Roß und nach ein Paar Stunden sah er den Rauch aus den tatarischen Filzhütten an der Grenze aufsteigen. Er ward hier mit aller der Theilnahme und Gastfreundlichkeit empfangen, die dem edlen Charakter der eigentlichen, unvermischten Tataren eigen ist. Viele von Ihnen, in Handelsverbindungen nach Tobolsk geführt, kannten den gefürchteten Gouverneur, Eufemien und Feodor. Mit inniger Theilnahme hörten Sie sein Schicksal, wurden von der Erzählung empört und schwuren ihm Freundschaft, Waffenbrüderschaft und — wenn er wollte, Rache durch einen Einfall in's Gebiet des Gouvernements, sobald der Stamm der Horde, die auf einzelnen Zügen zerstreut war, sich versammelt haben wird.

Feodor dankte, nahm mit lebendiger Dankbarkeit an, was ihm geboten ward, nur die Rache lehnte er ab. Hatte er sie doch reichlicher und grausamer genommen, als ein bloßer Raubzug, auch der glücklichste, sie würde haben nehmen können. Das Nomaden-Leben dieser Söhne der Wüste, denen er sich anschloß, sagte seiner Stimmung zu — auf immer, wie er glaubte. Allein er sah bald, daß er sich getäuscht habe. Oft wenn er aus der Filzhütte, in der seine neuen Gefährten ruhten, in stiller Mitternacht herausschlich und den ungeheuren Sternenhimmel anstaunte, der in funkelnder Pracht über dem südlichen asiatischen Rußland ausgespannt ist, fühlte er Andacht, Liebe, Sehnsucht sein Herz anschwellen und

leise Thränen seine Wangen netzen. Das wollte er nicht; seine Rache sollte ihm Niemand stehlen, seinen giftigen Haß nichts ihm rauben, noch mildern. Finster Verderben brütend, wollte er, wie ein düstrer Gewitterhimmel dahin ziehen, und durch schadenbringende Blitze seine Wirksamkeit verkünden. Allein sein besseres Selbst schuf ihn zum Sternhimmel um, an dem, wenn auch hier und da bewölkt, doch an unzähligen Punkten die milden Lichter des Himmels leuchten. Sein Haß ging nach und nach in stille Schwermuth über; der finstere Groll gegen Eufemien wich dem Mitleid, der Versöhnlichkeit, und nun erst diese Platz gewonnen hatten, kehrte auch die ihm angebohrne, mühsam unterdrückte Liebe zu dem Mädchen zurück. Er wollte vor der Veränderung abschrecken, die er in seinem Innern gewahr ward, allein sein frommer Sinn hieß ihn sie segnen, es erwachte bald die klare Einsicht und mit ihr die bitterste Reue über die begangene That. Vergelten — das fühlte er — stand nicht in seiner Macht, so wenig als ungeschehen machen. So lange ihn Haß und Rache beseelten, hatte er sich in Recht geglaubt; jetzt wo Liebe und Versöhnung in ihm walteten, ihn erinnerten, daß er ein Christ sey, daß Gott sich die Rache vorbehalten habe — jetzt begann der Boden unter ihm zu wanken. Schaudernd vor dem Ausbruch, zu welchem er sich vom Zorn hatte hinreissen lassen, verabscheuete er sich selbst, erkannte sich für ein moralisches Ungeheuer, das von der Erde hinweggetilgt werden sollte. Aber nicht noch einmal mochte er in die Fügungen des Himmels eingreifen, nicht sich selbst den Tod geben, sondern erwarten, wann er ihm beschieden sey. Bis dahin wollte er nützen, so viel er vermochte, und ein wunderbarer Plan, dessen eigentliche abenteuerliche Absicht er sich kaum selbst klar machte, entwickelte sich in ihm und wurde ohne Verzug ausgeführt. Er

zog mit seinen Gefährten nach der ersten großen russischen Kreisstadt und begab sich dort bei einem Wundarzte in die Lehre, Willens, sobald er einige Jahre studirt habe, in ein Regiment als Feldarzt einzutreten. Ein diamantnes Kleinod, das einzige Erbstück seiner Pflegerin, Eufemiens Mutter, hatte der wackere Pförtner Andreas ihm so lange bewahret, als er im Hause des Gouverneurs gewesen, und es so der Aufmerksamkeit und der Habsucht entzogen. Es war mehr als hinreichend, seine Existenz auf einige Jahre zu sichern, und seine Absicht zu fördern. Ein gewissenhafter, ehrlicher Jude war ihm behülflich, den Werth desselben von einem Kaufmann zu erheben. Mit dankbarem Herzen verließ er seine tatarischen Freunde und warf sich mit unermüdlichem Eifer in die neue Berufsweise.

Die Erfahrung hat es unzähligemal gelehrt, daß der Himmel jedes Thun segne, das um seinetwillen unternommen wird — das heißt hier, wobei der Mensch die Absicht hat, sich selbst wieder moralisch empor zu heben, indem er ein begangenes Unrecht in seinem ganzen Umfange erkennt, sich selbst demüthigt, und täglich sich seine Gesunkenheit wie einen abschreckenden Spiegel vorhält, nnd sich auf diese Weise wieder reinigt. Feodor, der durch seinen offnen Kopf, so wie durch seinen stillen, gottergebenen Sinn, die Zuneigung seiner neuen Hausgenossen und namentlich seines für damalige Zeit äußerst geschickten Lehrers erworben hatte, ward von diesem mit väterlicher Liebe behandelt und mit der größten Sorgfalt unterrichtet. Daß Catinka, eine reizend emporblühende Verwandte des Hauses, mit nicht mindrer Innigkeit an ihm hing, blieb dem Jüngling kein Geheimniß und es that ihm weh, dem holden Kinde — damit seine Ruhe

nicht von einer unglücklichen Liebe vergiftet wurde, eine Kälte und Härte zeigen zu müssen, die seinem Charakter fremd war. Wie oft, wenn der Pflegvater Catinkas, Feodors Geschicklichkeit und Fleiß auf das glänzendste lobte, und die Gattin mit bedeutungsvollen Blicken auf das Mädchen sehend, in den Wunsch ausbrach, der junge Mann möge die schönen erworbenen Kenntnisse in Frieden nützen, sich am Orte niederlassen und ihrem alternden Manne zur Hand gehen, anstatt wie er gesonnen sey, eines angeblichen Gelübdes halber, sich auf den Schlachtfeldern als Militärarzt herumzutreiben und dort sein Ende zu erwarten. — Wie oft war er dann geneigt sich den wackern Menschen ans Herz zu werfen, seine ungeheure That ihnen zu gestehen, ihren Abscheu an seiner Erzählung sich entzünden zu sehen und dann zu fliehen. Allein das schrecklichste Geheimniß war nicht sein eignes, um Eufemiens willen mußte er schweigen. Nach einigen hier in rastloser Thätigkeit verlebten Jahren, rief ihn das Schicksal ab. Es brach Krieg mit den Grenznachbarn aus, Chirurgen wurden gesucht und Feodor flog, von den Thränen seiner Freunde und der glänzendsten Zeugnisse seines Lehrers begleitet, den Schrecknissen des Krieges entgegen, wo er auf die unermüdetste Weise seinen Beruf zu erfüllen sich angelobte. Die Veranlassung dazu ließ sich nicht lange erwarten und Feodor gab Proben von einer Geschicklichkeit, einer Menschenliebe und dabey einer so kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung, daß ihm die Liebe seiner Kameraden, die Achtung seiner Vorgesetzten und die Aufmerksamkeit des Befehlhabers nicht entgehen konnte. In der Hälfte des Feldzuges erhielt er Beweise davon, die er dankbar annahm, ohne ihrer innerlich froh werden zu können. Was konnte ihm, dem es nacht und düster in der Brust war, das glänzende Ehrenkreuz an derselben nützen?

Welchen Werth konnte ihm, dem sein Leben eine mühsam fortzuschleppende Last war, die ein Wesen wie Eufemie aufs schrecklichste gekränkt hatte, was konnten ihm äußere Vortheile, was die Bewunderung, die Auszeichnung, ja selbst das Wohlwollen der Andern gelten? Still, schwermüthig ging er seinen Weg vor sich hin, überall dem Tod in den Weg tretend ohne von ihm ergriffen zu werden, überall Hülfe, Linderung, Erbarmen um sich her ausstreuend, ohne sich seiner Edelthaten erfreuen zu dürfen. Er ward bald eben so bekannt durch seine Melancholie, als durch seine Verdienste. Längst schon zum Oberarzt erhoben und an die Person des Befehlshabers geknüpft, warf er sich doch bey jedem Gefecht in die Mitte desselben, dort die Pflichten des gewöhnlichen Compagniechirurgens rastlos ausübend und seiner hohen Stellung seines Ansehens sich nur zum Vortheil der Verwundeten bedienend. Wir wollen den Leser nicht mit der Schilderung eines Lebens ermüden, das für Feodor, so stürmisch abwechselnd auch seine Auftritte sich folgten, doch nichts Neues, nichts Entscheidendes anbot. Für ihn gab es keine Kugel, kein Schwert, und seine Unverwundbarkeit verbreitete eine abergläubische Verehrung seiner Person, die er, bey dem Gefühl innrer Unwürdigkeit, nur seufzend hinnahm. Nach der Ruhe eines kurzen Friedens, die er unablässig dem Studium seines Faches widmete, rief ihn der Feldzug gegen die Türken aufs neue ins Feld und führte ihm neue Gelegenheit zu, Ehre und Bewunderung zu erwerben. Endlich kehrte er mit den Rang eines Obristen nach Verlauf von 10 Kriegsjahren, äußerlich von Glanz und Ehre umgeben, innerlich immer noch der gramzerrissene Feodor aus dem Felde zurück. Seiner neuen Bestimmung gemäß, mußte er sich nach St. Petersburg begeben, weil die Kaiserin den seltnen Mann, der, unverwundbar im gräßlichsten Gemetzel,

wie ein Rettungsengel unter den Leidenden hilfreich umherflog, sehen und belohnen wollte. Er kam, ward der erhabenen Monarchin vorgestellt, hatte eine lange Unterredung mit ihr und ward nach wenig Tagen zum Leibarzt mit glänzenden Vortheilen und äußerer Anerkennung erhoben. Niemand konnte der Huld jener seltenen Fürstin widerstehen, wenn sie es darauf anlegte, ein Herz zu erwerben, Vertrauen zu gewinnen. Feodor's Laufbahn, seine Eigenthümlichkeit, waren zu sonderbar, um nicht in Katharinens Brust die Neugier, sein Schicksal kennen zu lernen, zu erwecken. Der Unglückliche warf sich zu ihren Füßen, bekannte ihr seine That und unterwarf sich ihrem Richterspruch. Die Monarchin, tief erschüttert, hieß ihn aufstehen. „Sie müssen wieder gut machen, Feodor Ossuwiew!“ — dies war der Name, den er angenommen hätte — »dem Himmel sey Dank, es ist noch möglich. Der Gouverneur von Tobolsk lebt, auch Eufemie lebt noch, denn erst kürzlich hat ihr Vater um eine Stellung in einer kaiserlichen Frauenstiftung, für sie nach seinem Tode angehalten. Die Art, wie sie in des Gouverneur Haus auftreten, die Weise, wie sie ihr schwieriges Geschäft unternehmen sollen, muß ich Ihnen überlassen, allein ich will ihnen auf alle Weise zur Erleichterung desselben behülflich seyn. Eine von mir unterzeichnete Ausfertigung soll Sie, zur Untersuchung der Militär- und Civilhospitäler ernannt, beim Gouverneur einführen und der Glanz, mit dem Sie auftreten, Sie, als von kaiserlicher Huld ausgestattet, bezeichnen.« — — Feodor sank sprachlos der Monarchin zu Füßen.

Welch eine Fluth der widersprechendsten Empfindungen bestürmte Feodor's Brust, als er nach und nach sich den Umgebungen der Stadt Tobolsk zu nähern begann.

Auf einer Reise von mehreren Tagen hatte er Zeit gehabt, seine Lage und seinen Plan zu überdenken, dennoch wandelte ihn ein unwillkührlicher Schauder an, als ihm der zur Begleitung mitgegebene Offizier meldete, man sehe Tobolsk in geringer Entfernung liegen. So war denn durch die wunderbarste Schicksals-Fügung eine Begebenheit verwirklicht worden, die er, obgleich sie immer wie eine dunkle Ahnung im Hintergund seiner Seele gelegen, kaum für möglich gehalten. Sich Eufemien und ihrem Vater zu Füßen werfen, ihre Verzeihung erflehen, sich mit ihnen aussöhnen — das waren die Grundzüge seines Planes. Hier war aber noch nicht von Vergütung die Rede, diese konnte er nur, wenn sie angenommen wurde, durch seine wundärztliche Geschicklichkeit versuchen und zusagen, denn die Operation war weder schwierig, noch gefahrvoll, wenn schon schmerzhaft. So sehr zehn Jahre unter den Mühseligkeiten des Kriegerlebens zugebracht, ihn auch gereift und verändert hatten, so hielt er es dennoch für nöthig, durch Färbung der Augenbraunen und durch falsches Haar sich noch unkenntlicher zu machen. Nicht vor des Gouverneurs Blick bebte er, mochte er auch noch so drohend seyn, allein wie er Eufemien's Augen begegnen wollte, das wußte er nicht. In jedem Falle wollte er natürlich nicht eher sich zu erkennen geben, als bis die Stimmung der Familie gegen den unglücklichen Feodor ihn dazu ermuthigt haben würde. Er schickte, als man sich der Stadt näherte, den Offizier mit der kaiserlichen Ausfertigung zur Anmeldung voraus, der er auf den Fuß zu folgen verhieß. Der Offizier brachte ihm die Nachricht, der kaiserliche Brief habe den Gouverneur veranlaßt, die besten Anstalten zu treffen, und so fuhr er denn mit hörbarem Herzklopfen in die Thorwölbung des Gouvernementspalastes ein. Im Vorzimmer kam ihm der Gouverneur entgegen — Himmel,

wie verändert, wie — wahrscheinlich von Gram — gealtert! „Oberst Ossuwien" — redete er ihn langsam aber mit freundlicher Stimme an — „Sie sind mir von unserer erhabenen Souverainin auf eine Weise empfohlen worden, die über die Größe Ihrer Verdienste keinen Zweifel obwalten läßt. Ich fühle mich geschmeichelt, einem solchen Mann mein Haus anbieten zu dürfen, disponiren Sie über Alles und seyen Sie überzeugt, daß der Eifer, den Befehlen der Monarchin nachzukommen, mit dem Wunsche, Ihnen meine persönliche Verehrung zu bezeugen, gleichen Schritt halten wird!" — Feodor, der sich gesammelt hatte, erwiederte bescheiden, verbindlich, und folgte in die ihm angewiesenen Zimmer. Um den vorgeblichen Zweck seiner Sendung nachzukommen, erkundigte er sich nach den bestehenden medicinischen Etablissements, die er Tags darauf zu besuchen festsetzte, und versprach, sobald er sich ausgeruht und umgekleidet haben würde, zur Tafel zu erscheinen. Es blieb ihm keine lange Frist übrig, seine Unternehmung zu beginnen, denn obschon der ihm zugegebene Offizier ihn beim Antritt der Reise, wo er schon Haar- und Augenbraunenfarbe verändert hatte, zuerst erblickte, so fürchtete er doch vom Erzählen und Gespräch der Hausgenossen, daß er aufmerksamer auf ihn werden, die künstliche Verstellung bemerken und ihn vielleicht verrathen könne. Um vier Uhr des Nachmittags ward ihm angesagt, daß die Tafel bereit sey, und man ihn erwarte. Er frug, ob Gäste da wären — „Niemand" — war die Antwort — „der Gouverneur nebst seiner Tochter, seyen die ganze Tischgesellschaft!" — Feodor schickte ein Gebet zum Himmel um Fassung, und folgte dem Officianten. Jetzt stand er vor Eufemien; eine hohe, schlanke, höchst edle Gestalt, mit den sanftesten, lieblichsten Zügen. Das schöne Oval des reizenden Gesichtes ward durch eine breite weiße Kopfbinde entstellt,

die die ganze Stirn — ach Feodor wußte weßhalb — bedeckt. Ueber ihr lag das schönste, reichste Haar in glänzenden braunen Locken sich ringelnd. Das Kind war zur reifen Jungfrau geworden, dennoch erkannte Feodor sie im ersten Augenblick und der erste Ton ihrer Stimme drohte, ihn vor Beängstigung zu ersticken. Die Unterhaltung ward ziemlich lebhaft, da der kaiserliche Brief sowohl seiner seltenen Bravour als seiner ärztlichen Geschicklichkeit erwähnte, und so ungern Feodor seine Verdienste erwähnen hörte, so glaubte er dießmal, wo es galt, den Grund der Stimmung für ihn in der Familie zu legen, weniger kurz als er sonst pflegte, darüber sprechen zu dürfen. „Sie sollen" — bemerkte der Gouverneur — „sich oft mit augenscheinlicher Absicht, den Tod zu finden, in die Gefahr gestürzt haben wo ihr eigentlicher Beruf Sie gar nicht verlangte. So haben uns Petersburger Nachrichten, so haben es Augenzeugen versichert. Wie kamen Sie, ein so junger Mann, in so vortheilhaften Verhältnissen zu einer Tollkühnheit, die durch Ehrgeiz allein nicht hinreichend erklärt werden kann? Mir, dem im Kummer aller Art ergraueten Manne, mir, den das Schicksal, nachdem es mich zwanzig Jahre lang wie einen werthlosen Spielball umherwarf, hier endlich eine Stelle finden ließ, in der mir Anfangs Glück und Ruhe lächelten, um mich bald wieder dem tiefsten Grame zum Raube werden zu lassen, mir wäre Lebens-Ueberdruß verzeihlich, bei Ihnen ist er räthselhaft. Doch verzeihen Sie mein unbescheidenes Eindringen in Ihre Beweggründe. Dem Unglicklichen ist eine gewisse Neugierde eigenthümlich, wo er Unglücksgefährten zu erkennen glaubt!" — Feodor tief ergriffen, erwiederte nach einiger Sammlung, es werde ihm schwer, den Vater einer jungen, schönen, und wie er unterwegs überall gehört zu haben sich erinnerte, ihrer Milde wegen geprie-

sene Tochter, für so bedauerungswerth zu halten. Ihm scheine dieß, wenn auch vielleicht ein letztes, doch ein höchst festes Band an's Leben zu knüpfen. Die schönen Hoffnungen, die sich für die Zukunft an solchen Besitz reichten — „Halten Sie ein, Herr Obrist“ — unterbrach ihn der Gouverneur mit Bitterkeit, während ein Blick seiner Augen die Bedienung aus dem Tafelzimmer trieb, — dann bog er sich zu Eufemien herüber, ihr die Stirnbinde lösend — „sehen Sie jetzt“ — fuhr er mit schneidender Kälte fort — „sehen Sie das Zeichen auf der Stirn dieses Engels hier, und urtheilen Sie, wie es um meine Hoffnungen für die Zukunft stehe. O Feodor, Feodor!“ — rief der Mann mit dem Accent des tiefsten Schmerzes aus, sein graues Haupt mit beiden Händen hart erfassend — „Feodor! ich habe schwer an dir gesündigt, aber Du hast mir gräßlich vergolten. Du hast nur meinen Zorn gesehen, die Kummerthränen die allnächtlich um das Loos dieser Geschändeten willen mein Lager netzen, die siehst Du nicht. Du hast dich gerächt, fürchterlich gerächt, und an dem Stich des Wurmes, den ich zu zertreten glaubte, verblutet sich das Vaterherz!“ — Der Unglückliche weinte laut. Feodor zitterte wie ein Verurtheilter. Eufemie in Thränen gebadet, beschwor auf's liebvollste ihren Vater, seine Wunden nicht absichtlich tiefer zu wühlen. „Laß mich Eufemie“ — stammelte der Gouverneur — „ich fluche ihm ja nicht, dem Ungeheuer — dem Unglücklichen, ich weiß ja, wie theuer er Deinem Herzen war und noch ist — aber den Schmerz — dieß Zeichen, das jeden Bewerber voll Abscheu von Dir scheucht, und mich bald in's Grab hinabstürzt — die Schande auf deinem schuldlosen Haupte — Dein Schicksal nach meinem Tode — das Zischeln des Hohns meiner Feinde“ — — „Herr Gouverneur!“ — nahm Feodor mit fester Stimme das Wort, da er sah, daß Eu-

femie erblaßte — „Herr Gouverneur, die Heftigkeit Ihres Schmerzens, den ich tief ehre, hat Ihnen ein Geheimniß entrissen, daß mich, ohne mein Zudrängen damit bekannt gemacht hat, doch nur halb durchschaue. Fassen Sie sich und vernehmen Sie mit Ruhe, was ich Ihnen zu sagen habe.“ — Bei diesen Worten, voll Ernst und Festigkeit gesprochen, erhob der leidende Vater sein Haupt, trocknete seine Augen und sah Feodor mit sprachloser Ueberraschung fragend an, während Eufemia ihre schöne Stirne wieder verhüllte. Feodor fuhr fort: „Ist dieß Zeichen auf des Fräuleins Stirne, das sie, wie ich aus Ihrer fragmentarischen Erzählung schließen muß, schuldlos trägt, der einzige Grund Ihres Kummers, so schöpfen Sie Odem, diesen Grund kann ich heben, dieß Zeichen vernichten, wenn das Fräulein zu einer ganz gefahr- wenn auch nicht schmerzlosen Operation den Muth hat!“ — „Mann!“ — rief der Gouverneur — „Engel, wenn Sie Ernst sprechen, Geist des Abgrunds, wenn — doch nein, Sie können, können hier nicht anders als lautre Wahrheit sprechen wollen — Sie wollen — es wäre möglich?“

Es ist möglich, ja — soweit ein Mensch dieß sagen darf, unfehlbar!“ —

»Wirklich, wirklich?« frug auch jetzt Eufemie, mit Theilnahme des Obristen Hand fassend. Bebend wiederholte er: »Es ist möglich. Allein nicht jetzt, nicht heut. Wir alle bedürfen der Sammlung, der Ruhe. Erzählen Sie mir im Zusammenhange die ganze Begebenheit. Ich wiederhole und halte mein Versprechen!“ — Die drey verließen nun die Tafel und begaben sich in des Gouverneurs Kabinet.

Feodor erfuhr nun aus des Vaters Munde eine Begebenheit, die unsere Leser schon kennen, erfuhr aber auch, daß der Gouverneur im Toben seines Zornes mehr

gesagt, als wahr gewesen, wozu Eufemiens zärtliche Anhänglichkeit an Feodor, die bei dieser Gelegenheit unverhüllt hervorgebrochen war, und sein auf die Liebe des Kindes eifersüchtiges Herz ihn hingerissen hatte. Daß Eufemie den Jüngling weder je wieder sehen noch seine Stimme hören wolle, daß sie sich ihrer Neigung zu einem Knecht schäme — alles dieß hatte Grimm und kaum bezwungene Rachsucht dem erzürnten Vater eingegeben; Eufemiens Herz wußte nichts davon; so wenig, daß, als sie seine Verbannung erfuhr, der Schmerz ihr eine tödtliche Krankheit zuzog. Sie beruhigte sich nicht eher nach ihrer Genesung, als bis der Vater Nachforschungen um den verbannten Jüngling anstellte, und das Herz seiner Tochter, er wußte es, stand auf dem Spiel, wenn er sie nicht mit wahrhaften Eifer angeordnet hätte. Sie blieben indeß vergebens, da die Richtung, die der Verbannte genommen, nicht auszumitteln war. Eufemie schien sich zu beruhigen, aber sie hatte es kein Hehl, daß sie ewig um den Freund und Führer ihrer Jugend trauern würde. Je mehr sie heranwuchs, je inniger war ihre Sehnsucht, je tiefer ihr Schmerz um den Verlornen, der, das bezeugte ihr ihr Gefühl, ihre Erinnerungen manches alten Dieners, den sie heimlich befragte, ein herrlicher Mensch gewesen, und den nur die unmenschlichste Grausamkeit zum Entschluß, eine so verzweifelte Rache zu nehmen, hatte treiben können. Der Ruf ihrer Schönheit und die Güte verbreitete sich nach und nach, erregte die Aufmerksamkeit des benachbarten Adels, der davon und von ihrem Vermögen angezogen, über die geringe Herkunft des Vaters leicht hinwegschlüpfte. Eufemie war seit ihrer Katastrophe nie mehr mit unbedeckter Stirn erschienen. Ihre Umgebungen waren zum strengsten Stillschweigen vereidet und der Vorwand, das Fräulen habe nach einem Falle eine offene Wunde auf der

Stirne behalten, blieb der gewöhnliche Bescheid der den Neugierigen ertheilt wurde. Aber ein paar jungen Männern, die sich nicht abschrecken ließen, um Eufemiens Herz warben, und um ihre Hand bei ihrem Vater anhielten, denen hatte sie das Factum in der Kürze erzählt, und ihnen ihre gezeichnete Stirn entschleiert. Sie waren zurückgebebt, hatten ihre Bewerbungen aufgegeben. Wer hätte auch den Muth gehabt, ein Mädchen als Gattin in die Welt einzuführen, auf dessen Stirn das Brandmal, unmoralische Lebensart bezeichnend, haftete? Wer hätte, nur zehn Meilen davon, geschweige in der dreihundert Meilen entfernten Residenz hoffen dürfen, die einfache Erzählung der Thatsache werde nicht als ein abentheuerliches Märchen, bei dem sich jeder Kluge das Beste denken könne, belächelt werden? So waren die Bewerber weggeblieben, Eufemie zwanzig Jahre alt geworden, und ihr Vater auf die Hoffnung verzichtend, sie glücklich vermählt zu sehen, hatte bei dem Kaiser-Hofe um eine Stelle in einem Fräulein-Stifte, wenn er gestorben seyn würde, nachgesucht, und auf diesen Fall eine Schrift an die Monarchin aufgesetzt, in der der Vorfall nach der Wahrheit dargestellt war, und worin er mit bescheidener Erwähnung der dem Vaterlande geleisteten Dienste, die Milde und Gerechtigkeit der Monarchin in Anspruch nahm. Sich der Hand eines Wundarztes auf gut Glück hin zu unterwerfen, hatte weder dem Vater noch Eufemien in den Sinn kommen können, bei dem niedrigen Zustande, in welchem im Allgemeinen die Heilkunde zumal in den entfernten Provinzen des ungeheuern Reichs sich befand. Und schwerlich hätte der Gouverneur einen Mann gefunden, der auf das Wagniß des Mißrathens hin, sich seiner Ahnung ausgesetzt haben würde.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte Feodor zugehört. Mit einem Tone, als ob er alle Wahrschein-

lichkeiten des Dafür und Dawider abgewogen, wendete er sich zu dem Vater: „Ich begreife, Herr Gouverneur, daß Ihre ganze Seele an dem Gelingen meines Vorschlages hängen muß —“

„Das Glück meines Lebens, theuerster Obrist“ — unterbrach ihn dieser —“ für die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, meine Ruhe in der Todesstunde und mein ruhigerer Hinblick auf Jenseits.“

„Unsere Herzen“ — setzte Eufemie mit dem lieblichsten Ausdruck ihres schönen Gesichtes hinzu“ — würden nie dankbar zu schlagen, noch unsere Lippen täglich für den zu beten unterlassen, der wie ein wohlthätiger Engel, Gram, bange Sorge und die öffentliche Schande von uns nähme!“

„Und Sie würden ihm Beide Ihre Freundschaft schenken?“ frug Feodor tief bewegt. „Welche Frage?“ — riefen Vater und Tochter einstimmig mit Innigkeit jedes eine von Feodors Händen an ihr Herz drückend.

„Wohlan denn“ — rief dieser — „so erlauben Sie mir, jetzt Sie zu verlassen und einige Geschäfte meiner Instruktion zu besorgen, die mich spät zurückführen dürften. Lassen Sie uns heut Abend innig zu Gott beten um glücklichen Erfolg und ihm dann vertrauen. Morgen um zehn Uhr früh erwarte mich das Fräulein in Ihrem Zimmer, in weniger als einer Viertelstunde ist Alles vorüber!“ —

Eufemie kniete in tiefer Andacht versunken vor ihrem Betpulte, als Feodor mit ihrem Vater Tags darauf zur bestimmten Stunde eintrat. Sie sah etwas blässer als gewöhnlich aus, ihr Busen flog von innrer Bewegung, ihre Stimme wankte, sie war schön, eine Martyrin anzusehen.

„Sie scheinen sehr bewegt mein Fräulein« — redete sie Feodor ruhig an. „Fassen Sie sich, wir haben keine Eile!“ — „Ich bin gefaßt und will“ — sie sagte dies mit einem zärtlichen Blick auf ihren Vater, der bleich und stumm mit matt herabgesunkenen Händen daneben stand „keinen — Augenblick verlieren.“ Im heißen Gebete habe ich dem Himmel meine Beweggründe vorgelegt und jetzt bin ich entschlossen. Verfügen Sie das Nöthige ohne Besorgniß, der Blick auf Sie und meinen Vater gibt mir Kraft! — Feodor hatte, um sie nicht mit langen Vorbereitungen zu entmuthen, Alles bey sich. Er gab dem Vater die Compresse zu halten, indeß eine der Frauen Eufemias Haupt mit beyden Händen sanft umfaßte und etwas zurückbog. Dem armen Mädchen rannen die Thränen aus den Augen. Der Gouverneur zitterte, daß die Verbandstücke seinen Händen zu entfallen drohten. Nur Eufemia und Feodor waren ernst und still. Er untersuchte genau die Stelle. „Muth! Fräulein — rief er — „der Stempel ist nicht tief eingedrungen!“ Jetzt begann er die Operation — eine Ewigkeit lange Minute schlich vorüber, kein Laut von Eufemiens Lippen. „Schnell die Compresse“ — rief Feodor — „es ist geschehen!“ Mit geübter sicherer Hand hatte er es vollbracht, eben so schnell den Verband angelegt und nun gebot er, Eufemien zur Ruhe zu bringen. Der Gouverneur stürzte an seinen Hals. Feodor warf sich vor Eufemien herab, ihren Puls zu fühlen, ihre weiche Hand drückte die seinige innig — „ich habe Dich erkannt, Feodor!“ — lispelte sie ihm ins Ohr — „und ich danke Dir!“ — „Ums Himmelswillen“ — rief der Erschrockene — keine Gemüthsbewegung, Fräulein, schnell auf Ihr Lager! Ich bereite Ihnen sogleich ein beruhigendes Mittel und und bin dann wieder bey Ihnen. Kommen Sie, Herr Gouverneur! nur Ruhe kann die Heilung beschleunigen!“ — Er zog ihn mit sich fort. —

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 3ter Band, 26tes Stück.

Rache und Versöhnung.

(Schluß.)

Die Heilung ging so gut von Statten, als man es wünschen konnte. Feodor benutzte diesen Umstand, dem letzten Akte des ernsten Drama's, in welchem er und Eusemia die Hauptrollen hatten, näher zu kommen. Gegen diese, die ihn erkannt hatte, sich länger verstellen wollen, hätte sie an ihn irre machen müssen. Aber erst nach acht Tagen, als das Wundfieber vorüber und durchaus nichts mehr zu besorgen stand, bat er sie um ein Gespräch ohne Zeugen. „Sie haben mich erkannt, Eusemia“ — redete er sie gerührt an — „es thut meinem Herzen wohl, daß Ihr Blick und Ihr Gedächtniß trotz zehnjähriger Entfernung, trotz falschem Haar und gefärbtem Gesicht, die Züge des Jugendfreundes nicht vergessen hatten. Allein für ihren Vater bleibe meine Verhüllung wie bisher. Noch weiß ich nicht, wie ich ihm, wie ich Ihnen gegenüber stehe. Was ich jetzt für sie gethan habe, war für mich nicht mehr als die dringenste Nothwendigkeit, um dereinst nicht verzweifelnd zu sterben, gegen Sie die heiligste, unerläßlichste Pflicht. Haben Sie mir vergeben, kann es Ihr Vater je?“

„Feodor, Freund meiner Jugend, Bilder meines innern Wesens“, rief Eufemia mit Innigkeit seine Hand fassend“, mein Retter, können Sie an Eufemiens Herzen zweifeln, dessen edelste Regungen Ihr Werk sind? Habe ich je einen Augenblick aufgehört, mit der innigsten Anhänglichkeit an sie zu denken, selbst, so lang ich noch jenes entsetzliche Zeichen trug? Wollen Sie jetzt die Liebe Ihrer Schülerin von sich weisen?“ „Eufemia — um's Himmels Willen — nicht diesen Ton — nicht diese Worte — ich darf sie nicht hören?“ „Feodor!“ — rief Eufemie plötzlich erblassend — „Feodor — ich beschwöre Dich — sprich — ist Deine Hand — nicht mehr frei.«

»Sie ist es, so wie mein Herz, das nie einer Andern gehören kann, allein« —

»O dann komm, komm zu meines Vaters Füßen, daß er Dich erkenne und uns segne.« —

»Nein Eufemie — bei Gott! nein — ich habe Dich wieder erworben und darum will ich Dich nicht erschleichen. Dein Vater soll mich erkennen, aber ich will ihn um nichts, auch nicht um seine Rache betrügen. Laß uns zu ihm, doch verrathe Deinen Freund nicht!«

Sie traten in des Vaters Kabinet. »Herr Gouverneur« — redete ihn Feodor an — »hier führe ich Ihnen Ihre Fräulein Tochter zu, die meiner Pflege nicht weiter bedarf. Die Heilung ist so glücklich von Statten gegangen, daß kaum eine kleine Narbe sichtbar bleiben wird. Genießen Sie ihr neuerworbenes Glück, mich ruft mein Beruf zurück.

»Freund« — entgegnete der Gouverneur, Feodor an seine Brust drückend — „theuersterr Obrist, ewig, ewig bleibt Ihnen dies Vaterherz verpflichtet. Doch nein, lassen Sie mich versuchen, ob ich Ihnen vergelten kann.

„Sie können es“ — fiel ihm Feodor in die Rede — wenn Sie es wollen. Versprechen Sie mir eine Bitte zu gewähren, so kühn sie sey?

Ich verspreche es, lieber Oberst.“ — lächelte der Gouverneur bedeutsam — ja ich schwöre es als Mann von Ehre!«

»Nun wohl! Verzeihung dem unglücklichen Feodor!«

»Nichts mehr? 'Von ganzem Herzen sey ihm verziehen.« —

»Ueberlegen Sie es wohl — er ist hier — in meinem Gefolge — ich hole ihn sogleich.« —

Der Gouverneur stutzte einen Augenblick. Eufemia legte ihre Hand auf sein Herz.

»Bringen Sie ihn, Obrist, — ich will ihn sehen — ihm verzeihen!« —

Feodor eilte hinaus. In ein paar Augenblicken trat er mit natürlichem Haar und Augenbraunen, in einen Oberrock gehüllt, herein.

»Ha beim Allmächtigen« — rief der Gouverneur mit aufglühendem Gesicht. „Du bists — Feodor! — Du wagst — Eufemia! — den Obristen herbey — daß ich meinen Schutzgeist ansehe, und mich beherrsche! — Den Obristen sage ich — schnell!“

„Er steht vor Ihnen!“ erwiederte Feodor, ruhig seinen Rock abwerfend.

Der Gouverneur war wie vom Blitz getroffen. Er starrte Feodor, die vielen Orden auf seiner Uniform, den am Boden liegenden Rock an, wie einer, der aus dem Traume erwacht, und sich nicht besinnen kann. Eufenie schloß sich vor Angst weinend, eng an des Vaters Brust. „Verzeihung Vater!“ — schluchzte sie — »Verzeihung für meinen Retter, meinen« — »Geduld! — Geduld!« — stammelte der Betroffene — »laß mir Zeit, mich zu besinnen!« — Er warf den Kopf in die Hand

und ging hastig im Zimmer ein paarmal auf und nieder. Jetzt trat er vor Feodor, ihn einige Augenblicke lang fest, doch ruhig ansehend. »Kaum hätte ich vermocht« — so sprach er langsam — »den Leibarzt der Kaiserin, den Retter meiner Tochter würdig zu belohnen. Dich aber Feodor! — Dich kann ich beglücken. Verzeih Du mir, der ich an Allem schuld bin; so wie ich Dir vom ganzem Herzen verzeihe, und zur Bürgschaft nimm — Eufemiens Hand!« Er drückte das Mädchen in Feodors Arme.

»Vater, Vater!« — riefen Beide, — »Gottes Segen über Dich!« Sie umschlossen seine Knie, warfen sich an seinen Hals und stürzten sich sprachlos einander in die Arme.

»Gottes Segen über uns Alle!« — sprach der Gouverneur tief bewegt — »und nun Feodor, können wir beyde ruhig sterben!« —

Feodor zog mit seiner holden Eufemia und ihrem Vater, der um seine Entlassung bat, nach Petersburg, wo die große Kaiserin die Glücklichen, wie eine Mutter, aufnahm. Lange und ungetrübt lebten sie für einander. —

Merkwürdiger Kriminalfall.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts ereignete sich in Norddeutschland folgender Vorfall, der einen traurigen Beleg dazu giebt, wie die unmenschlichen Qualen der damals üblichen Tortur manchen unschuldig Angeklagten zum Geständnisse von Thaten bewogen, die er nie verübt hatte. — Der Arm der Gerechtigkeit erreichte einen gefährlichen Räuber, der in der Umgegend einer Pro=

vinzialstadt schon lange sein Wesen getrieben hatte. Die Gerichte sprachen das Todesurtheil über ihn aus, und am fünfzehnten August 1704 wurde er zum Richtplatz geführt, wo der Galgen seiner wartete. Unter dem Gefolge zahlloser Neugierigen ging der Zug von dem Gefangenhause durch die Straßen, wo Thüren und Fenster mit einer unabsehbaren Menge von Zauschauern besetzt waren. Mit frecher Stirne grüßte der Delinquent nach allen Seiten hin, und als er durch eine enge Straße passirte, gewahrte er einen, aus den niedrigen Fenstern herausschauenden Schlossergesellen, der ihm aus frühern Zeiten der Person und dem Namen nach wohl bekannt war. Dieser rief, von dem Anblicke ergriffen, theilnehmend aus: »Möchte ich doch wissen, wie einem solchen verstockten Sünder unter dem Galgen zu Muthe ist.«

Diese Worte zogen die Aufmerksamkeit des Verbrechers auf sich; kaum hatte er dieselben vernommen, als er in Nachdenken versank, und sich von nun an nichts mehr um die ihn begleitende Menge bekümmerte, sondern in sich gekehrt und mit niedergeschlagenem Blick stumm seinen Weg zum Thore hinaus fortsetzte. Der Geistliche, welcher ihn zum Tode vorbereiten sollte, und dem er bisher sein Herz hartnäckig verschlossen hatte, glaubte schon, es sey endlich ein besserer Geist in ihm erwacht, er bereue seine Missethat, und jetzt sey es Zeit ihn für die Ewigkeit vor zu bereiten. Allein nur zu bald gewahrte der Prediger, daß gar kein Wort mehr aus dem Bösewicht herauszubringen sey. Alle seine Mühe war fruchtlos, und dadurch sah er sich, da der Zug am Hochgerichte angelangt war, genöthigt, ihn dem Nachrichter mit den Worten zu übergeben: »Ich habe das Meinige gethan, vergib ihm mein Heiland, und sey ihn gnädig, Amen.«

Schon standen die Henker in Bereitschaft, dem Verbrecher den verhängnißvollen Strick um den Hals zu legen, als dieser plötzlich sich aufrichtete, und ausrief: »Halt! — das, was ich von meinen Mitschuldigen bisher verschweigen zu müßen glaubte, und standhaft verschwigen habe, will ich nunmehr meinen Richtern entdecken, da ich doch wohl einsehe, daß keine Gnade mehr für mich zu hoffen ist. Der Tod löset alle Bande hier auf dieser Erde, und ehe ich dieselbe verlasse, will ich sie noch von einem gefährlichen Menschen befreien!« Der anwesende Richter, dem dieser Vorfall sogleich gemeldet wurde, näherte sich dem Schaffot, und als er aus dem Munde des Delinquenten die Denunciation vernommen hatte, wurde die Vollziehung des Urtheils für heute aufgehoben und der Verbrecher in sein Gefängniß zurückgeführt. Hier wurde an demselben Tage auf's Neue ein Verhör mit ihm angestellt, und er erklärte, daß der Schlossergeselle N . . . (dessen oben gedacht wurde) einer seiner getreusten Spießgesellen gewesen sey, und mit ihm gemeinschaftlich mehrere Diebstähle und Mordthaten verübt habe.

Der Schlossergeselle wurde sogleich eingezogen, und weil er seine Unschuld fortwährend betheuerte, mit jenem Delinquenten zusammengestellt. Die Bestimmtheit, mit welcher dieser dem Angeschuldigten Zeit, Ort und viele Nebenumstände nannte; die Festigkeit, womit er demselben in's Auge blickte, setzte den Schlossergesellen eben so sehr in Bestürzung, als sie den Richtern immer mehr Verdacht gegen denselben einflößen mußte, um so mehr, da ihnen keine Beweggründe denkbar waren, welche jenen Bösewicht zu einer solchen falschen Anklage hätten bestimmen können. Eben die Bestürzung des Schlossergesellen verstärkte besonders den Verdacht der Richter, daß der Angeklagte wirklich schuldig sey.

Bei so bewandten Umständen nahmen sie daher ohne Bedenken ihre Zuflucht zu jenen Zwangsmitteln der Tortur-Werkzeuge, die stets in Bereitschaft gehalten wurden. Der Beschuldigte wurde noch in derselben Nacht den Henkern überliefert, und auf die Marter-Bank gespannt. Der Unglückliche unterlag bald dem Schmerze der teuflisch ersonnenen Martern, die ihm schon in der ersten Viertelstunde das Geständniß auspreßten, er sey schuldig. Im Besitz dieses Geständnisses eilten die Richter, sein Urtheil zu fällen, welches dahin ausfiel, daß er, nebst seinen Spießgesellen, das gemeinschaftlich begangene Verbrechen mit dem Strange büßen, jedoch, weil er nur der Helfershelfer gewesen, an ihm zuerst die Strafe vollzogen werden solle.

Unter dem Geläute der Armensünderglocke ging der Zug auf's Neue zum Hochgerichte hinaus, und hier angelangt, wollten die Henkersknechte eben Hand an dem vermeinten Mitschuldigen legen, und ihm die Hanfschlinge über den Kopf werfen, als sein ihn begleitender schändlicher Ankläger in demselben Tone, wie bei dem ersten Betreten des Schaffots dem Nachrichter sein »Halt!« zurief, und diesem folgende Erklärung hinzufügte: »Ich will den Richter noch ein einziges Mal sprechen, und verlange zu ihm geführt zu werden.« Da auch dießmal das sämmtliche Personal des Tribunals am Schaffot versammelt war, so trat der Oberrichter auf das Gerüst, um von dem Delinquenten zu erfahren, was er begehre. Mit lauter Stimme, die der ganzen Versammlung verständlich war, sprach nun der Delinquent: »Mein Herr! jener von mir angeklagte Schlossergeselle ist völlig unschuldig, und meine Aussage gegen ihn böslich ersonnen und falsch. Sie werden darüber erstaunen, und es unbegreiflich finden, was mich in den letzten Augenblicken meines Lebens noch zu einem solchen Streich veranlaßen konnte. So erfahren Sie denn, daß mehrere meiner Mitgenossen mir angelobt hatten, mich aus dem Gefängniß zu befreien. Das es aber nicht geschehen war, wie ich das erste Mal hier stand, so mußte ich auf den Gedanken kommen, es sey ihnen ein Hinderniß aufgestossen, welches sie nicht zu rechter Zeit zu beseitigen vermochten. Ich hoffte, wenn ich Zeit gewänne, so würden sie schon später für meine Befreiung Sorge tragen, denn Wort halten wir gegen einander und ginge der Weg zur

Erfüllung durch die Hölle. In dieser Ueberzeugung sann ich an jenem Morgen, als ich auf den Richtplatz geführt wurde, auf die Mittel, die Execution aufzuschieben.

Ich erblickte unter der Menge, die ich herbeigelockt hatte, diesen Schlossergesellen, der, als ich vorbeigeführt wurde, im Fenster lag; ich hörte, wie er die Worte ausstieß: »Möchte ich doch wissen, wie einem solchen Menschen unter dem Galgen zu Muthe seyn muß.« Mit Blitzesschnelle fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ihn als meinen Mitschuldiger anzuklagen, um auf diese Weise die Vollziehung meines Todesurtheils zu verzögern, denn mehr als irgendwo gilt hier das Sprichwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Indessen sehe ich jetzt wohl ein, daß ich auf meine Genossen nicht mehr länger rechnen darf; ich bin fest überzeugt, auch sie müssen irgendwo auf dem Rade oder am Galgen ihr Leben ausgehaucht haben. Ich will ihnen daher auf diesem Wege folgen, nachdem ich diesem Neugierigen — auf den Schlossergesellen deutend — die Gefälligkeit erzeigt habe, seinen Wunsch noch vor meinem Ende zu erfüllen; denn jetzt weiß er aus eigener Erfahrung, wie einem Menschen zu Muthe ist, der unter dem Galgen steht!«

Nach dieser Rede bestieg der Missethäter an der Hand des Henkers die Leiter, und ergab sich ruhig in sein Schicksal, der Schlossergeselle aber mußte jenen Wunsch, den er in aller Unbefangenheit zu laut ausgesprochen hatte, schwer büßen. Schrecken und Todesangst raubten ihm schon vier Tage, nachdem er seine Freiheit wieder erhalten hatte, das Leben.

Wohl uns, daß die Kriminal-Justiz in neuerer Zeit milder geworden ist! Der Richter braucht nicht mehr den Menschen in seinem Innern zu verläugnen, und kann mehr seiner eigenenen lebendigen Ueberzeugung, als dem todten Buchstaben des Gesetzes folgen. Das tiefere Studium des Menschen macht für den untersuchenden Kriminal-Richter die Anwendung der Tortur und ähnlicher grausamer Mittel überflüßig, die in früherer Zeit das Leben so manches nachher unschuldig Befundenenge fährdeten, Mittel, die doch niemals ein völlig sicheres Resultat herbeiführen können.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831.

Vierter Band.

München.

Bey Ign. Jos. Lentner.

(Leipzig, in der Hartmann'schen Buchhandlung.)

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

1. Der Rektor Magnificus, oder: der Feind vor den Thoren! — 2. Der Rektor Magnificus. Forts. — 3. Der Rektor Magnificus. Forts. — 4. Der Rektor Magnificus. Forts. — Der Mittag auf dem Schiffe. — 5. Der Rektor Magnificus. Schluß. — Das sonntägliche Mittagsmahl bei dem Kapitän. — Die Pest in Egypten. Nach Pariset. 6. Das Selbstopfer. — Die Pest in Egypten. Schluß. — Die chemische Wolke aus 2 leeren Tassen. — Die Waise an des Baches Rand. — 7. Die Entscheidung bey Hochkirch. Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege. — 8. Die Entscheidung bey Hochkirch. Forts. — 9. Die Entscheidung bey Hochkirch. Forts. — 10. Gerechtigkeit. Ballade. — Die Entscheidung bey Hochkirch. Schluß. — 11. Karl Wilhelm von Heideck, genannt Heidegger, kön. bayer. Kämmerer und Oberst im General-Quartiermeisterstabe. — Die Wildjagd in Nordamerika. — Erinnerungen aus der Vorzeit. — 12. Der Spion oder Jakob mit dem Schimmel. — Sankt Ludgerus. — Anekdoten. — Doppelfrüchte. 13. Der Spion. Schluß. — Der französische Müller. — 14. Das Haus der Frommen. Relation eines Offiziers aus dem spanischen Erbfolgekriege. — Anekdoten aus Talley-

rands Leben. — Die neue Londonbrücke. — 15. Das Haus der Frommen. Schluß. — Der Tod des Matrosen am Bord eines englischen Schiffes. — 16. Die Schleichhändler. — Aus dem Leben des Doktor Abernethy. — 17. Schicksale einer Malayen-Familie. — Experienzen über die wirkliche Gestalt des Erdballs. — Anekdote. — 18. Des Reichen und des Armen Elend. Eine philosophisch-medicinische Doppel-Anekdote. — Ueber Gewinnung des Strohes zu den florentinischen Hüten. — Miszellen. — Anekdote. — 19. Des Reichen und des Armen Elend. Schluß. — Vom Gebrauch des Glases bey den Alten. — Die scherzhafte Jagd. — Miszellen. — 20. Fürstenliebe und Unterthanen-Treue der Bayern, oder die Volksschlacht bey Sendling; ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahre 1705. — 21. Die Volksschlacht bey Sendling. Forts. — Liebestreue. — 22. Die Volksschlacht bey Sendling. Forts. — Anekdoten. — Die Brüder. — 23. Die Volksschlacht bey Sendling. Forts. — 24. Die Volksschlacht bey Sendling. Forts. Anekdoten. — 25. Die Volksschlacht bey Sendling. Fortsetzung. Anekdoten. — 26. Die Volksschlacht bei Sendling. Forts. — Zur Feyer des Sylvester-Abends. — In der ersten Stunde des neuen Jahres. — Charade. —

Auflösung der Räthsel und Charaden.

I. Morpheus, Seite 16. — II. Leben, Nebel 80. — III. Heilquelle. 128. — IV. Hochzeitbitter. 144. — V. Der Oelbaum. 416. —

Alphabetisches Register.

A.

Seite.
Anagram 80
Anekdoten . . . 191, 272, 286, 349, 381, 391
Anekdoten aus Taleyrands Leben 220
Aus dem Leben des Doctor Abernethy . . . 249

B.

Besteurung, brittische 285
Blutegel-Processe 284
Brüder, die 350

C.

Charaden 128, 144, 416

D.

Doppelfrüchte. 191

E.

Elend des Reichen und des Armen. Eine philosophisch-medizinische Doppel-Anekdote. Aus dem Tagebuch eines englischen Arztes 271
Entscheidung, die, bei Hochkirch. Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege von Friederike Lohmann 113
Erinnerung aus der Vorzeit 175
Experientien über die wirkliche Gestalt des Erdballs 268

F.

Freybeuter in Paris 302
Fürstenliebe und Unterthanentreue der Bayern, oder die Volksschlacht bey Sendling; ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahre 1705, von Georg von Krämer 303

G.

Gebäude und Denkmäler in Japan . . . 284
Gebrauch, vom, des Glases bey den Alten . . 296
Gerechtigkeit, Ballade 145

H.

Haus, das, der Frommen. Relation eines Officiers, aus dem spanischen Erbfolgekriege. 210
Heideck, Karl, Wilhelm von, genannt: Heidegger, k. bayr. Kämmerer und Oberst im General-Quartiermeisterstabe 161

J.

Seite.

Jagd, scherzhafte, ... 298

L.

Liebestreue 332
Logogriph 16
Londonbrücke, die neue 224
Ludgerus, Skt. Legende 190

M.

Mittag, der, auf dem Schiffe 61
Mittagsmahl, das sonntägliche, bey dem Kapitän . 70
Miszellen 284, 302
Müller, der französische. 207

P.

Pest, die, in Egypten, nach Pariset 74

R.

Räthseln 64, 208
Rektor Magnificus, der, oder der Feind vor den Thoren. Erzählung von F. Kind 1

S.

Schicksale einer Malayen-Familie 258
Schleichhändler, die 241
Selbstopfer, das 81
Spion, der, oder Jakob mit dem Schimmel . . 178

T.

Tod, der, des Matrosen am Bord eines englischen Schiffes 233

U.

Ueber Gewinnung des Strohes zu den florentinischen Hüten 281

W.

Waise, die, am Rande des Baches 96
Wildjagd, die, in Nordamerika 170
Wolke, die chemische, aus zwei leeren Tassen . . 95

Z.

Zusammentreffen, unerwartetes 302

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 1tes Stück.

Der Rector Magnificus, oder: Der Feind vor den Thoren!

Erzählung von F. Kind.

Im Carcer zu Wittenberg saßen im Herbste des Jahrs 1615 der Jurist Franke und der Student der Arznei-Gelahrtheit Wölfel. Ersterer, obwohl seit kurzem Licentiat, hatte als Secundant an einem Duell Theil genommen; letzterer war wegen kleiner Schulden, die er gewöhnlich der Vergeßlichkeit beimaß, schon allzuoft vor das akademische Gericht geladen worden, und man hatte dem Drängen des hartherzigen Manichäers, der ein ernstliches Beispiel verlangte, endlich einmal nachgeben müssen. Beide Verhaftete hatten darin Aehnlichkeit mit einander, daß sie nicht zu Fortuna's Günstlingen gehörten, Kopf und Herz aber bei ihnen auf dem rechten Flecken stand. Uebrigens waren sie, sowohl dem Aeußern, als dem Innern nach, gänzlich verschieden. Der Licentiat Franke, Sohn eines verstorbenen Schulmanns, von hoher, fast stolzer Gestalt, trug in seinem ganzen Wesen etwas Kühnes, Emporstrebendes an sich, und suchte seine Armuth

selbst durch einen gewissen Glanz in der Kleidung zu verbergen; er hatte es durch Geschicklichkeit und gewandtes Benehmen dahin gebracht, daß er für den Bürgermeister, Doctor Meyer, der nebenbei einer der angesehensten Rechts-Practicanten bei dem Hofgerichte war, arbeitete und fast seit Jahresfrist in dessen Hause wohnte. Wölfel hingegen, vom Handwerksstande abstammend und von wenig bedeutender Figur, nährte sich kümmerlich von Abschreiben und Unterrichtgeben, und betrieb seine Studien zwar mit dem größten Fleiße, doch ohne alle Rücksicht auf Beförderung. Dabei war er stets zufrieden, stets von der heitersten, oft drolligsten Laune belebt.

Diese Arrestanten wohnten neben einander, nur durch Wand und Thür geschieden. Weil sie aber auch im Carcer die Zeit hoch hielten, so gab einer dem andern ein Zeichen, wenn er sich zum Sprechen geneigt fühlte. Eines Morgens — es war am 18. Oktober — schlug es bereits halb Neun Uhr, und Franke hatte auf Wölfels mehrmaliges Pochen sich immer noch nicht gemeldet. Dieser nahm daher, um ihn zu locken, die alte Geige vom Nagel, welche ein früherer Gast dem Carcerknechte Buz als Pfand hinterlassen hatte, und spielte darauf die Weise: „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc.“

Franke kam in Kurzem herüber, trat schweigend an das, von außen vergitterte Fensterlein, sah durch die kleinen, runden Scheiben, bald in den düster bewölkten Winterhimmel, bald an den Stadtwall, legte den Kopf in die Hand und versank in Gedanken.

Als die Melodie zum zweiten Male durchgespielt war, und der Licentiat sich noch immer nicht umwandte, machte der Violonist eine Pause. Als aber jener auch dieß nicht zu bemerken schien, fieng er an, auf manche lustige Art, sogar oben am Griffbrette und unterm Stege so gewaltig zu kratzen, daß Franke, von den Miß-

tönen gepeinigt, endlich um Verschonung seiner Ohren bat.

Wölfel befliß sich nun mit launiger, zuweilen die damaligen Universitäts-Lehrer durchhechelnder Beredsamkeit, Franken seinen Mangel an wahrer Philosophie vorzuhalten. Er bewies ihm, das er seines Theils das Gesuch, bei der, mit einer leichten Wunde abgelaufenen Klopffechterei, als Beistand zu erscheinen, nicht mit Ehren habe ausschlagen können, andern Theils aber, daß er den Arrest nach dem Buchstaben des Gesetzes allerdings verdient habe. Jedoch könne ihn selbiger aus dem, im ersten Abschnitte angeführten Gründen, nicht beschimpfen. Er stellte ihm ferner sich zum Muster auf, der ja auch, wegen einer zwar geringen, doch weit minder ehrenvollen Ursache, nämlich wegen Mangels an Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme, wenn auch nicht auf ewige, doch wahrscheinlich auf einige Zeit, in diesen vier Wänden werde aushalten müssen. Er warf ihm zuletzt, wohl wissend, daß ihn so etwas am ersten aufrüttle, Schwäche und Zaghaftigkeit vor. Der Licentiat fertigte Wölfeln zwar anfänglich barsch ab, konnte aber im Verfolg dessen Herzlichkeit nicht länger widerstehen, und fing an zu beichten. Er setzte auseinander, daß man ihm dennoch unter den Vornehmen die Secundantschaft für einen unbesonnenen Jugendstreich auslegen, und daß ihm besonders sein Gönner, Dr. Meyer, der keckste Fechter mit der Feder, aber allen thätlichen Raufereien auf's höchste abhold, das Geschehene nimmermehr vergeben werde. Endlich mußte er sich, da ihm Wölfel einwarf, ob denn ein Wittenberger Bürgermeister Churfürst von Sachsen oder Römischer Kaiser sey? zu dem Geständnisse entschließen, daß er Dr. Meyers Töchterleins, die unbeschreiblich holde Erdmuthe, obwohl ohne Vorwissen des Vaters, vielleicht auch der Mutter, doch nicht ohne Hoffnung auf Erwiederung liebe, daß diese sich um ihn ängsti-

gen, sein vom Bürgermeister begünstigter Nebenbuhler, der Syndicus Dr. Wiesel aber, die Zeit seiner Abwesenheit benutzen werde, ihn möglichst in Schatten zu setzen, wohl gar aus der Geliebten Herzen zu verdrängen.

„Nimm dieß Alles zusammen“ — schloß er seine Vertheidigung — „und urtheile nun, ob mich der heutige trübe Morgen nicht in Nachdenken versetzen soll, zumal da ich an ihm das Licht der Welt erblickt habe! Man ruft sich an solchen Tagen so Alles aus der Vergangenheit zurück, man wirft so manchen Blick in die verhüllte Zukunft! Du bist so ruhig lieber Bruder! so leicht glücklich, aber ich! — Warum ward ich geboren, warum empfing ich diesen Ehrgeitz, dieß ungenügsame Herz, wenn —“ Wölfel ließ ihn nicht ausreden. Er fiel ihm um den Hals und rief einmal über das andere: „Dein Geburtstag! Dein Geburtstag! O, es ist doch prächtig, doch ein enormes Glück, daß wir hier zusammen gebracht wurden. Wir kannten uns längst, aber erkannt haben wir uns erst im Carcer, und — Eines darfst Du mir nicht abschlagen! Du bist heut Mittag mein Gast, trinkst einen Fröhlichkeits-Becher mit mir! Du wunderst Dich wohl? Hinterm Berg wohnen auch Leute! Sieh!“ — er zog aus dem abgetragenen Lederwamms einen mit bärtigen Häuptern geschmückten Speciesthaler — „den schenkte mir meine achtzigjährige Großmutter, als ich auf's Gymnasium zog, und ich hab' ihn nie ausgegeben, nur manchmal versetzt. Heute steht er wieder Gevatter! Buz will mir nicht mehr borgen; recht wohl! Auf dieses Pfand leiht er mir schon ein paar Kannen Wein!“

»Du treues Herz!« — erwiederte Franke und drückte ihm die Hand. Wölfel riß sich los und wollte die Klingel ziehen, als sich die Thür aufthat. Buz-Käthel — so hieß des Gefängnißwärters Tochter, ein rasches, aber

unbescholtenes Mädchen — ließ ihres Vaters schwarzen Pudel herein, der einen versiegelten Papier=Umschlag in der Schnauze trug. Das verständige Thier wandte sich damit alsbald an den, mit ihm weit vertrautern Wölfel, wartete zierlich auf und überreichte das ihm Anvertraute seinem Gönner. Wölfel, der des Licentiaten Namen darauf erblickte, beförderte es, sobald ihn die Liebkosungen des anspringenden Mohrs dazu kommen ließen, an die Behörde. Als Franke die Siegel aufriß, fand sich ein recht artiger Straus von Herbstblumen und ein von Schmelz niedlich geknittetes Beutelchen, durch dessen Maschen Goldpfennige blinkten.

„Es kommt von Ihr!“ rief Franke, indem er den Straus küßte — „die Gute glaubte mich in Noth; nur weil sie das glaubt, wagt sie's, mir Geld zu senden — O! bei dir, Engelseele, wollt' ich betteln.“

„Du hast ein Pracht=Mädel“ — jauchzte Wölfel, verwahrte seinen alten Species, griff wieder nach seiner Fiedel und sang dazu nach eigner Melodie.

Hierauf warf er die Geige auf den Tisch, daß sie schallte, klimperte, mit dem Geldbeutel und frug: „Aber was fangen wir mit dem vielen Gelde nun an?“

Franke forderte ihn auf, sich zuförderst der Schuld bei Butz zu entledigen, sodann aber ein Mittagessen zu bestellen, wobei man auf das Wohl eines Mädchen, wie Muthchen, trinken könne; Wölfel war damit einverstanden. Er zog stark die Klingel, und noch einmal, und läutete endlich ohne Aufhören. Butz ziemlich störrig, kam in Pelzmütze und kurzer Jacke geschlichen, und frug, ob denn Feuer sey?

»Feuer?« — nahm Wölfel das Wort, indem er sich vornehm auf den hölzernen Stuhl warf — »Wasser! — Ein Glas nämlich, oder, ist's in diesem Neste zu haben, einen Blumentopf mit dem frischesten, erst vom Born zu

schöpfenden, Wasser, um diesen Straus hinein zu setzen! Aber sogleich!“

Buz stämmte die Arme unter und sah ihn mit seinen kleinen, ziemlich geröthеten Augen verwundert an.

„Wird man Anstalt machen!“ — fuhr Wölfel gebieterisch auf — „beim Rückwege kann man auch meine Rechnung mitbringen. Oder weiß man sie vielleicht an den Fingern herzuzählen?“

Buz sah staunend nach dem Beutelchen, das Wölfel gemächlich aufzog, und krächzte etwas her, das einem Markzettel glich; Wölfel stand noch nicht mit vollen zwei Gulden an der Kreide. Er warf alsbald zwei Ducaten auf den Tisch, und befahl, sie wechseln zu lassen, von dem Ueberrest aber Wein und ein stattliches Mittagsmahl herbeizuschaffen. Buz ergriff das blinkende Geld so behutsam, als könne es Teufelsgeld seyn und ihn brennen. Da er aber nichts von höllischem Feuer bemerkte, zog er, jetzt erst, aber nun auch desto demüthiger, die Mütze, und versprach, Alles auf's Beste zu besorgen. Franke aber begab sich, als ihm Wölfel das etwas erleichterte Beutlein eingehändigt hatte, einstweilen wieder in seine mönchsartige Zelle.

Nach Verfluß einiger Stunden pochte Wölfel, der Kätchen hatte zurückkommen hören, an Frankens Thür, und kaum war dieser erschienen, als die gewandte Einkäuferin, im ganzen Gesicht glühend, mit einem großen, steinernen Weinkruge, zinnernem Becherlein und einem Korbe voll Tischgeräth eintrat. „Ich habe mir's vom Vater nicht nehmen lassen,“ — sagte sie, mit vor Freude funkelnden Augen — „nun! zuerst, Herr Licentiat! gratulir' ich zum Geburtstage — o! ich weiß es wohl, aber verrathe nicht, von wem? — und hier“ — sie zog aus dem Fürtuch zwei Schreiben hervor — „hier kommt das Beste! Alle eure Bäre, Herr Wölfel! sind losgebun=

den — und ihr selbst — alle Beide, mein' ich — könnt aus dem Käfig fliegen, sobald ihr wollt!“

Die Gefangenen erbrachen schnell die Zufertigungen. Der Protonotar kündigte ihnen, im Auftrage des Herrn Rectors und Prorectors, ihre Freiheit an, maaßen auch bereits der Carcerknecht dießfalls mit Befehl versehen sey.

„Begreifst Du das?“ — fragte Franke.

„Ich fange an;“ — entgegnete Wölfel, nach dem Fenster hinhorchend, und ein Schlößchen öffnend — „hör' doch nur! dort aus der Schloßkirche hallt mit Trompeten und Pauken der Ambrosianische Lobgesang — vermuthlich ist heute der Namenstag des Herrn Evangelisten Lucas, mithin nicht bloß Dein, sondern auch der Universität Geburtstag *) und für das nächste Winterhalbjahr Nectorwahl. — Weißt Du nichts Näheres, Käthchen?“

„Ich werde doch!“ versetzte die muntere Gefängniß-*Hebe*, die Becher füllend, aber fast böse — „ich und mein Vater, die Herren Studenten haben mir's oft genug gesagt, gehören doch eigentlich auch mit zur Universität, und von der Sache selbst schwatzen schon die Sperlinge auf den Dächern. Nun freilich, heute ist Rectorwahl gewesen, und der schöne Ungarische Graf oder Prinz, in den alle Professors- und Rathsherrn-Töchter vernarrt sind — ja, ja, *alle*, Herr Franke! — Himmel, wie heißt er denn gleich? Graf Thur, — richtig! Graf *Thurzo*, ist Rector, der Herr Doctor *Hettenbach* aber Prorecter worden — und *der*, nämlich der allerliebste junge Herr, nicht der alte mit der Kupfernase, will allen Studenten ein Convivium geben. Da müßt ihr Beide freilich dabei seyn!“

---

*) Ihr Stiftungs-Tag war der 18te October 1502.

Wölfel, so wenig er sonst ein Frauenknecht war, wollte vor Freuden der hübschen Botin um den Hals fallen. Diese aber schob ihn kräftig zurück, nahm ihren leeren Korb und sprang davon. Uebrigens hatte sich die schmucke Dirne keineswegs ein Märchen aufbinden lassen; der eigentliche Zusammenhang aber war folgender.

Aus dem edelsten Magyaren-Stamme entsprossen, reich und mächtig, wie ein König, herrschte damals, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, im Kreise seiner Vasallen und Eigner, auf der altgrauen Ahnenburg Arva *), Georg der Dritte, Graf Thurzo von Bethlenfalva, der hochbejahrte Palatin von Ungarn. Freisinnig und tapfer, für das Vaterland zu Schutz und Trutz bereit, nicht nur der eifrigste Gönner der Wissenschaften, sondern selbst Gelehrter, war er auch als Redner in der Reichsversammung des Erfolgs stets gewiß. Er hatte sich erst im reifern Mannesalter mit Maria, der Tochter eines ebenbürtigen, wenn auch weniger begüterten Geschlechts, vermählt. Ein einziger Sohn Emmrich genannt, ward der Sprößling dieser aus gegenseitiger Neigung geschlossenen, höchst glücklichen Ehe. Indeß nahm die Gräfin, welche Kinder ungemein liebte, wahrscheinlich mit dem Wunsche, dem einzigen Sohne eine Lebensgefährtin selbst zu erziehen, als dieser acht Jahr alt war, eine etwas jüngere verwaiste Verwandtin, Namens Natalia, zu sich. Sieben Jahre darauf ward die edle Gattin, Mutter und Herrin, dem Gemahl, ihren Kindern und Unterthanen durch den Tod entrissen.

---

*) Arva, die alte Gränzfestung gegen Polen. Das ganze Comitat dieses Namens, von wenigstens 300 Adels-Familien und 60,000 Seelen bewohnt, hält etliche 30 Marktflecken und Dorfschaften in sich, und liegt am Carpathischen Gebirge. Die Einwohner sind größtentheils Schlowaken.

Der Palatin wußte seinen Schmerz nicht besser zu bekämpfen und das Andenken der ihm Entrissenen nicht schöner zu ehren, als daß er die Pflichten gegen das Vaterland und seine Arver stets im Auge behaltend, alle übrigen Stunden gelehrter Forschung widmete, und für die Erziehung des Sohns und der Pflegetochter mit dem rastlosesten Eifer sorgte. Die Aufsicht über Natta ward einer trefflichen Aya, die über Emmrich einem schon alternden, viel gereisten Ungar, Magister Alexius anvertraut. Jeder gebildete Ausländer, gleichviel, ob Gelehrter oder Künstler, Kauf- oder Gewerksmann, der in des Palatins Comitat einwanderte, fand Aufnahme, Unterstützung, und, wenn es ihm dort gefiel, lebenslängliche Anstellung.

Als Emmrich zum Jünglinge herangereift war und seine Pflegschwester auf der Lenzflur zwischen Kindheit und Jungfräulichkeit, sorglos und unschuldig, wie Lämmer, einherhüpfte — jener der aufschossenden Tanne, diese der noch unerschlossenen Rosenknospe ähnlich — fand Graf Georg, nach mehrmaliger Berathung mit dem Hofmeister, für gut, den Sohn auf eine deutsche Universität zu senden. Dazu ward, ohne lange zu wählen, Wittenberg ersehen, vorzüglich, weil die Namen Luthers, Melanchthons und einiger ihrer Schüler, gleich der gesunkenen Sonne auf beschneite Alpengipfel, noch immer auf diese Lehranstalt ihren Glanz warfen, zugleich aber, weil Alexius früher selbst dort studirt hatte und Friedrich Taubmanns *) Universitätsfreund gewesen war, auch mit Professor Schodenborch **) und einigen andern Professoren noch immer in Briefwechsel stand.

---

*) Friedrich Taubmann, geb. 1565., Professor der Dichtkunst in Wittenberg, Rector und Decan der philosophischen Facultät.

**) Taubmanns Nachfolger, als Professor der Dichtkunst.

Freilich war dabey des Palatins innigster Wunsch, daß Alexius seinen Zögling begleite. Doch leider! als die Ausführung herannahete, litt der Magister an heftigen Gichtschmerzen, ohne Hoffnung auf baldige Herstellung. Graf Georg war daher schon gesinnt, den gefaßten Plan aufzugeben, oder doch die Reise zu verschieben. Dagegen aber erklärt sich Alexius aus allen Kräften. „Jetzt eben ist der rechte Zeitpunkt gekommen" — sagte er. „Der Krankheit muß ich gehorchen, gält es mir auch gleich, ob meine Asche hier oder auf fernem Friedhofe ruhe. Aber — ich betheure euch das bei meinem Gewissen — mein Schüler ist mündig worden, und — wer gehen kann, braucht keiner Krücken! Unserm Emmrich noch einen Wächter zur Seite stellen, wäre für ihn und mich entwürtigend!"

»Und bedenkt ihr nicht« — warf Graf Georg ein — »das Feuer seines Bluts, die Macht der Verführung?«

»Längst erwogen!« — erwiederte Alexius — »Gegen solche Gefahren schützt ihn sein reines Herz, sein männlicher Stolz — und ein unsichtbar mit ihm gehender Engel!«

„Wie?" — fragte der Graf ungeduldig; — er faßte Alexius bei den Schultern und sah ihm forschend in die Augen — „versteh' ich euch recht?"

Der Magister, der schon eine Weile sich auf das Fenstergesimms gestützt und zuweilen hinausgeschaut hatte, ergriff ihn sanft bei der Hand und sprach: „Schaut, Hoheit! dort wandelt der Schutzgeist, den ich meine, unter Blumen und Bäumen!"

Es war, von ihrer Aya begleitet, die sich im Burggarten ergehende Natalie. Der Graf umarmte den Hofmeister, legte sein silberweißes Haupt auf dessen Achsel und rief bewegt: „Freund, zweiter Vater meines Sohns! nun sind alle meine irdischen Wünsche erfüllt, und Maria blickt segnend vom Himmel auf uns nieder!"

So ward denn die Abreise nach der Chur- und Universitäts-Stadt vorbereitet, und für den jungen Erbgrafen aus Edelleuten und geprüften Dienern ein Gefolg gewählt, wie es der Stand und Reichthum seines Vaters erforderte. Zugleich bemerkten beide Greise mit inniger Freude, daß sich des Einen Herzenskenntniß keineswegs getäuscht habe. Zwar erwies sich der junge Graf, welcher die Beziehung einer Universität längst gewünscht hatte, über den Entschluß des Vaters höchst erfreut; aber doch weilten seine Blicke von nun an, bei der Tafel oder sonst, länger und ausdrucksvoller auf der zart erblühten Gespielin. Zwar suchte diese, war sie schon bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Trennung erblaßt, sich ganz, wie zuvor, zu benehmen; aber doch war leicht zu bemerken, daß, ihr selbst unbewußt, eine Aenderung ihres Innern vorgegangen sey. Es ward ihr, trotz aller Anstrengung, unmöglich, gegen Emmrich noch ganz di« sonstige Traulichkeit fortzusetzen; sie fing an, das Alleinseyn mit ihm zu meiden; sie schmiegte sich immer inniger an den Vater. Fielen ihre dunklen Augen aber zuweilen auf den Sohn, so geschah dieß jetzt tiefathmend und wie verstohlen und sie schlug sie, sobald er es gewahrte, hocherröthend zu Boden.

Gewiß wußten Beide, wenn sie, und zwar jetzt weit öfter, als sonst, an einander dachten, selbst nicht, sollten sie den Tag der Abreise fürchten oder heranwünschen? Was sie fühlten, ohne es selbst zu verstehen, sich gegenseitig kund zu geben, konnte ihnen nicht einkommen. Der junge Graf, hätt' er auch Natta's zarte Jugend nicht in Anschlag gebracht, war durch Alexius nicht verweichlicht, sondern alles Ernstes zu den Wissenschaften angehalten worden; er war mit den edelsten Vorsätzen erfüllt und erblickte sich als erst auslaufend zu einem würdigen Ziele. Natta aber, die immer noch nur einen Jugendgenossen, nur einen brüderlichen Freund in ihm erblickte, nur um

die Trennung von einem solchen zu trauern vermeinte; wie hätte wohl sie verrathen sollen, was sie selbst nicht kannte?

Der Abschiedsmorgen brach an. Emmrich, schon in Reisekleidern, beurlaubte sich von dem theuern Vater und Lehrer, die ihm Ermahnungen und Segenswünsche mit auf den Weg gaben. Er umarmte und küßte Natalien, die herzugerufen worden war, wie ein Bruder die Schwester, und forderte sie auf, zuweilen an ihn zu schreiben. Dann traten Beide einen Schritt zurück und Auge schien in Auge zu wurzeln. Emmrich riß sich los, sprang die hallenden Treppen hinab und in den Reisewagen; Natta aber eilte in ihr Zimmer und sank auf's Bett, um in einen Strom von Thränen auszubrechen.

Wohl eine Woche lang konnte sie, selbst in Gegenwart des Palatins, ihre Wehmuth nicht verbergen. Wenn sie im Gespräch oder durch irgend einen äußern Gegenstand an Emmrich erinnert ward, blitzten Silbertropfen an ihren seidnen Wimpern. Doch nach und nach ward ihr Schmerz sanfter, und die Hoffnung, daß doch gewiß auch der Abgereiste zuweilen an sie denke, flößte ihr Trost ein; sie fühlte sich von dem Wunsche begeistert, dem fürstlichen Greise, dessen ganzes Herz sie längst durch natürliche Anmuth und kindliche Fröhlichkeit gewonnen hatte, die Abwesenheit des Sohnes, so viel sie vermöge, zu ersetzen.

Wie sehr ihr dieß schöne Bestreben gelang, mag man daraus schließen, daß der Palatin ihr in kurzem seine Absichten durch die Aya gleichsam verrathen ließ. Deshalb, und weil auch der Erbgraf noch vor der Abreise durch Alexius davon unterrichtet worden war, nahm denn auch der jungen Liebenden Briefwechsel nach und nach eine wärmere Farbe an, und streifte allmählig aus dem Reiche geschwisterlicher Zuneigung in ein rosiges Gebiet über.

Daß in Wittenberg die Ankunft des Palatin-Sohns mit so stattlicher Begleitung, mit einer so feinen Zahl auserlesen schöner, feurig geaugter, zum Theil mit goldnem Gezäum, von Juwelen blitzendem Hauptgestell und spiegelndem Tiegerfellen geschmückter Rosse, äußerst willkommen war, versteht sich von selbst. Denn, so wie sich denken ließ, daß auch eine nicht kleine Summe der goldnen Patroninnen des Ungarlands*) im Geleit seyn möge, folglich die Bürgerschaft an Wohlstand gewinnen mußte; so konnte ja auch die Akademie auf neuen Glanz, auf die Nachfolge anderer, durch Geburt und Reichthum ausgezeichneter Fremden, um so eher hoffen.

Doch bald traten auch uneigennützigere und edlere Gründe dazu, sich über die Anwesenheit des glanzvollen Ausländers zu freuen. Graf Emmrich Thurzo nahm nicht bloß durch Jugend und Wohlgestalt, sondern auch durch Feinheit im Betragen, durch ächte, nicht erkünstelte Bescheidenheit, durch musterhafte Sittlichkeit und rastlosen Fleiß Alle, die ihn kennen lernten, selbst die würdigsten Universitäts-Lehrer, für sich ein; alle vorzügliche Familien, vom Herrn Hofrichter an, fanden sich durch sein Erscheinen in ihren Häusern geehrt. Es war daher kein Wunder, daß man, nach damaliger Sitte, bei einer der nächsten Rector-Wahlen auf diesen, nicht weniger durch Geist und Herz, als durch hohen Stand, wahrhaft Erlauchten Rücksicht nahm.**)

---

*) „Patrona Regni Ungariae“ steht um das Bild der Maria auf den Kremnitzer Ducaten.

**) Man kennt mehrere Fürsten, Grafen und Freiherren z. B. zwei Herzoge von Pommern, mehrere Herzoge von Sachsen und von Braunschweig-Lüneburg, auch einen natürlichen Sohn Gustav Adolphs als Rectoren. — Hinsichtlich des Grafen Thurzo ist im Druck erschienen: Rectoratus Academicus, i. e. orationes, quas omnes Emericus Thurso de Arva etc. officii causa publice habuit. Viteb. 1616.

Diese Wahl fand, dem Herkommen und dem Namen nach, in der Sacristei der Schloß- und Universitäts-Kirche statt, und wurde sodann vor dem Altare, unter Ueberreichung der academischen Kleinode, als der zwei silbernen Scepter, der Statuten, der Schlüssel, des Insiegels und Purpurmantels, öffentlich verkündigt, sodann aber, nach Haltung einiger Reden, durch Absingung des Tedeums mit Instrumental-Musik beschlossen. Allein dieß war nur äußere Form. Die eigentliche Ernennung geschah einige Zeit früher, wie oft beim Bürgerschießen die Vorausbestimmung des Königschusses, in voller Versammlung der Stimmberechtigten. War man darüber einverstanden, so beeilte man sich, dem glücklichen Erkohrnen, der überdieß in der Kirche die Rede seines Vorgängers beantworten mußte, von seiner bevorstehenden Halb-Regierung Nachricht zu geben.

Solchergestalt ward denn auch dem Grafen Thurzo eines Nachmittags seine einstimmig erfolgte Erwählung von dem abgehenden Rector, Dr. Valentin Förster, dem künftigen Prorector, Dr. Hettenbach, und den Facultäts-Decanen sub rosa bekannt gemacht, und er fand sich durch diese Auszeichnung ungemein geehrt. Mit hinreißender Bescheidenheit sagte er ihnen nicht blos seinen eigenen Dank, sondern setzte auch mit dem wärmsten kindlichen Gefühl hinzu, daß diese Güte ihn hauptsächlich um deswillen wahrhaft beglücke, weil sein Vater, dessen Hochachtung für die Wittenberger Universität keine Grenzen kenne, bei Empfang der Nachricht hiervon eine der frohesten Stunden seines Lebens genießen werde. Hierauf rief er eiligst seinen Haushofmeister herbei, und in wenig Augenblicken ward in glänzenden Silber- und Gold-Pokalen der edelste Ungarwein nebst einem nicht zu verschmähenden Imbiß aufgetragen.

Die damaligen Professoren waren keine Stundenwähler, sondern hielten, eingedenk deß, was Paulus an Thimoteum schreibt, guten Rebensaft zu jeder Stunde für heilsam. Sie legten daher in kurzem den amtlichen Ernst ab und wurden immer lustiger. Deshalb trat nun Graf Thurzo unbedenklich mit einem Einfalle hervor, den ihm gleich anfänglich mehr die Freude über seines Vaters Freude, als die eigne eingegeben hatte, und bat seine künftigen Herrn Collegen, nach seinem Antritte die sämmtlichen Studenten gastiren zu dürfen.

Da kein Bedenken obwaltete, so knüpfte er daran die Frage, ob sich vielleicht hülfsbedürftige Kranke oder Arrestanten unter der akademischen Jugend befänden? Das Erstere wurde verneint, das Zweite bejaht, und Dr. Förster fügte hinzu, daß gerade zwei der fleißigsten und geschicktesten Studenten das Carcer bewohnten. Der Graf erkundigte sich nach der Ursache ihrer Haft, und da er sie erfahren hatte, meinte er, daß man es wegen des Duellanten ja wohl an dem bisherigen Arrest bewenden lassen könne, und er selbst die Schulden des andern bezahlen wolle.

Sowohl der abgehende, als der künftige Herr Collega, nebst allen übrigen, die dabei ein Wörtchen zu sprechen hatten, stimmten, auf sein Wohl trinkend, völlig bei, und ertheilten ihm die Zusage, daß die Gefangenen am Tage der feyerlichen Rectorwahl in Freiheit gesetzt werden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Den Gott, der Deine Leiden lindert
Und wenn ihm das nicht möglich ist,
Zum wenigsten auf kurze Frist
Sie Dir vergessen macht, sie mindert,

Der, was die rauhe Wirklichkeit
Dir unerbittlich hart verweigert,
Dir schenkt, zum höchsten Glück es steigert,
Wenn auch auf keine lange Zeit,

Der Dich in seine Arme nimmt,
Dich führet über Raum und Jahre,
Den räthst in meinem Sylbenpaare,
Mein lieber Leser, Du bestimmt! —

Ein Künstler aus der Fabelzeit
Deß' Spiel selbst Steine konnte rühren,
Zum Mitleid Tieger selbst verführen,
Sich in demselben Wort Dir beut.

Doch freilich mußt, dieß zu erreichen,
Den Gott, der Dich so oft beglückt,
Den Du in diesem Wort erblickst,
Befreien Du vom ersten Zeichen.

Ein Mann, der selbst bis zu den Schlünden
Des Orkus stieg mit kühnem Muth,
Getrotzt des Höllenhundes Wuth,
Die theure Gattin aufzufinden.

Der, als er sie gerettet glaubt,
Des Schattenreiches Nacht entrissen,
Durch eigne Schuld muß ewig missen,
Die sie zum zweitenmal ihm raubt.

Der einen Tod fand, den wohl nimmer
Ein Mann auf dieser Erde fand,
Noch findet, — der — es ist bekannt —
Zerrissen ward durch Frauenzimmer.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 2tes Stück.

Der Rector Magnificus,
oder:
Der Feind vor den Thoren!

(Fortsetzung.)

So erfreut Franke und Wölfel über ihre Erlösung waren, und so heilig letztrer sich im Stillen gelobte, im ganzen Leben nicht wieder zu borgen; so beschlossen sie doch einmüthig, das lieblich dampfende Geburtstagsmahl, wobei Muthchens Straus in einem Henkelkrüglein von künstlich gebrannter Töpferarbeit den Aufsatz abgab, in vollster Behaglichkeit einzunehmen und das Gefängniß nicht bei Tageslicht, sondern erst bei schützender Dämmerung zu verlassen. Wölfel gab bei der Collation abwechselnd, oft mit hochtrabenden Worten, den Gastgeber und Gast, den Mundschenken, Musikanten und Sänger ab; es konnte nicht fehlen, daß vorzüglich auf der schönen Bürgermeisterstochter und Sr. Ungarschen Magnificenz Wohlseyn, die zinnernen Becherlein oft aneinander klirrten.

»Aber wir sollten auch nicht davon schleichen, wie der Fuchs vom Taubenschlage!« — sagte endlich Wölfel — „sollten nicht den zehn Aussätzigen im Evangelio gleichen, deren nur einer zurückkam“ —

»Das versteht sich;« — erwiederte Franke — „wir müssen dem edlen Ungar-Grafen durchaus unsern Dank bezeigen; nur fragt sich noch, wie?“

»Mir kommt ein Gedanke, Brüderchen!« — rief Wölfel hastig, stieg auf einen der hölzernen Stühle, holte vom Wandgesimms eine Schachtel, öffnete sie sehr behutsam und zog eine ausgestopfte, junge Eule hervor. „Sieh!“ — fuhr er marktschreierisch fort — „welch ein Prachtstück! Buz hat sie in einer Mauerlücke unsers Palasts den theuern Aeltern geraubt, Käthchen sie mir nach dem Hinscheiden verehrt, ich aber sie in meinen Feierstunden, da ich noch nicht deiner angenehmen Unterhaltung genoß, auf das künstlichste zubereitet.« Er fing sodann an, nach einer aus dem Stegreife erfundenen Eintheilung und ganz in der Manier eines der Professoren, die Unterscheidungszeichen der Ohr-, Horn- und Schleier-Eulen, des Käuzleins und des Uhu's, auseinander zu setzen, und schloß die Vorlesung mit der Meinung, daß man dieß kleine Natur- und Kunst-Wunder Sr. Magnificenz gar füglich als „Weihrauch, Farr und Widder“ zum Opfer darbringen könne.

Der Licentiat mußte lachen, setzte jedoch dem begeisterten Künstler die Geringfügigkeit und Unschicklichkeit dieses Geschenks entgegen, worauf dieser seine Mumie, bald als Minervenvögel, folglich als Symbol der Weisheit, bald als redenden Beweis, daß es in Elb-Athen eben so gut, als im alten, und hier sogar im Carcer, Nachteulen gebe, in Schutz nahm.

Bei dem letzten Vertheidigungsgrunde fiel jedoch Wölfeln noch ein anderer schicklicher Dolmetscher dankbarer Gefühle ein. Er suchte aus dem Tischkasten eine fast vollendete, recht artige Federzeichnung hervor. Es war die treue Abbildung seiner Gefängniß-Zelle: Franke, in einem Buche blätternd, er selbst im Begriff, ein

Violin=Saite aufzuziehen, Buz in der Pelzmütze, das schmucke Käthchen, selbst der wohlgezogene Mohr mit seinen Schlappohren, waren nach dem Leben darauf angebracht. Indem Franke das Bild mit Wohlgefallen betrachtete, zog Wölfel eine Kohle aus dem Ofen und fertigte an die schon über und über mit Namen und Zeichnungen beschriebene Mauer eine lateinische Inschrift. Sie war des Inhalts, daß er und sein Unglücksgefährte durch die Munificenz Sr. Magnificenz aus Ungarn, des Grafen Thurzo Arva, aus diesem, etwas beschränktem Vergnügungs=Orte befreit worden wären.

»Was treibst Du für Possen?“ fragte Franke.

»Aeußerst ernsthafte und zweckmäßige Dinge“ — erwiederte jener — »In einer Stunde mach' ich die Zeichnung fertig und bringe diese Inschrift darauf an — wer weiß, wird sie nicht einmal mit andern Wittenberger Inscriptionen gedruckt.“ —

»Ich aber dichte indeß eine Horazische Ode“ —

»Und ich schlage Beides in einen saubern Goldbogen, übergebe es morgen einem von Thurzo's Junkern, welchem ich mich natürlich bloß für meinen Famulus ausgebe« —

„Gut so! Wir erwarten dann, ob der Graf uns zu sich rufen läßt, und statten ihm widrigenfalls einmal nach der Frühkirche einen Danksagungsbesuch ab.“ —

Hiermit ward die Sitzung beschlossen und man schickte sich zur Ausführung an. Man überließ Käthchen und dem jetzt sehr demüthigen Buz die reichlichen Ueberreste. Wölfel zeichnete sein Bild vollends aus. Franke schrieb im zierlichsten Latein eine sehr fein gewandte Glückwünschungs= und Danksagungs=Ode; Wölfel, als er sie gelesen, versprach ihm dafür einen poetischen Lorbeerkranz, sobald er nämlich etwas dergleichen von einem edeldenkenden Gärtner auf Borg bekommen könne.

Als es dunkelte, waren die Geschenke zu Stande und Wölfel nahm sie an sich. Dann schickte man sich, gleich den Fledermäusen, zum Ausfluge an, dankte Buzen scherzhaft für gute Bewirthung, schüttelte der Tochter, die es ihrerseits an dem gutem Wunsche, bald wieder zu kommen, nicht fehlen ließ, herzlich die Hand, und schlüpfte aus dem steinernen Hinterpförtchen. Der eben so wohl gezogene, als dankbare Pudel ließ es sich nicht nehmen, seinem scheidenden Gönner die sorgfältig zugebundene Schachtel mit der Käuzlein-Leiche bis in sein, sich von der Carcer-Zelle blos durch Fensterlein ohne Eisenstäbe unterscheidendes Quartier nachzutragen.

Als der geist- und lebenvolle Graf diese Gaben seiner Befreiten empfing, machten sie ihm kein geringes Vergnügen; er konnte daraus auf mehr, als gewöhnliches Talent schließen, und nahm sich daher vor, die beiden Musensöhne näher kennen zu lernen. Doch gab es vorerst mancherlei Abhaltung. Zuvörderst hielt er, obschon in den Fällen, wo Erlauchte zu Rectoren ernannt wurden, der Prorector die eigentlichen Verwaltungs-Geschäfte besorgte, es dennoch, um nicht bloß den Titel zu führen, für erforderlich, sich über die innere Verfassung der Universität, über ihre Gesetze und Vorrechte, genau zu unterrichten. Sodann, als in kurzem vom Churfürsten Johann Georg I. die Bestätigung der Rectorwahl eingegangen war, kannte er nichts Dringenderes, als seinem edlen Vater Nachricht zu geben; er fertigte deshalb seinen Stallmeister theils mit eignen, theils mit Briefen einiger Professoren, ingleichen mit Frankens Ode und Wölfels Zeichnung, schleunigst nach Arva ab. Endlich mußte doch auch zu anständiger Bewirthung der Studenten, so wie zu möglichster Aufrechthaltung der Ordnung dabei, Anstalt getroffen werden.

In dieser Absicht ließ Graf Thurzo die Senioren der sämmtlichen Landsmannschaften zu einem Frühtrunke bitten und berieth sich mit ihnen. Es ward ausgemacht, daß die Musensöhne ins Augusteum*) und andere ihrer gewöhnlichen Versammlungsorte, sich vertheilen und auf selbstbeliebige Weise einen frohen Abend zubringen sollten. Die Senioren, von Thurzo's verständigem und gefälligem Wesen ihm ganz zu eigen gemacht, nahmen es auf sich, jeder Störung möglich vorzubeugen, und in kurzem war die Einladung theils von Mund zu Munde, theils durch Anschlag am schwarzen Brette, zu allgemeiner Wissenschaft gelangt.

Als der viel versprochene Abend herankam, konnte es sich Wölfel nicht versagen, seinem ihm so lieb gewordenen Carcer-Genossen aufzusuchen, um sich für das Fest ihm anzuschließen. Er fand den Licentiaten in Bücher vergraben und nicht gesonnen, an der Freude Theil zu nehmen. Dr. Mayer hatte, ganz nach Frankens Befürchtung, ihm schon am nächsten Morgen nach der Rückkehr die Wohnung aufsagen und zugleich kund thun lassen, daß er der Beihülfe eines Duellanten und incarcerirt Gewesenen fernerhin nicht bedürfe. Das holde Muthchen hingegen war zwar einigemal, wenn Franke ausgegangen, verstohlen am Fenster erschienen, und hatte seine Grüße mit gesenkten Augen beantwortet, aber ach, wie trüb, wie hinschmachtend waren diese lichten Veilchenkelche gewesen!

Dennoch, so traurig solchemnach Frankens Aussich-

---

*) Früher ein Augustiner-Kloster, sodann vom Churfürsten Johann Friedrich, dem Großmüthigen, Luthern geschenkt, endlich vom Churfürsten August us Luthers Erben für 3800 Gulden abgekauft und der Universität überlassen. Es befand sich in demselben auch das Convict.

ten waren, Wölfel wußte ihn doch endlich zum Ankleiden und Mitgehen in's Convictorium zu bewegen. Ihre Befreiung durch Thurzo war kein Geheimniß geblieben, und da beide allgemein geliebt und geschätzt wurden, so hätte der junge Rector auf keine bessere Art sich der Liebe seiner nunmehrigen Unterthanen versichern können. Kaum waren sie eingetreten, als fast alle Anwesende, Bekannte und Unbekannte, sie mit Glückwünschen über ihre Erlösung aus der babylonischen Gefangenschaft und mit Lobpreisungen des herrlichen Ungarjünglings begrüßten. Mehrere eilten auf Wölfeln zu und meinten, daß die Lust nun erst recht angehen solle. Andere und zwar die Gesetztern, zogen Franken bei Seite und benachrichtigten ihn, daß, sicherm Vernehmen nach, Thurzo selbst in allen Zusammenkünften einen Besuch abstatten werde.

Dieß war vollkommen gegründet, verzögerte sich jedoch, weil Thurzo früher an einigen andern Orten gewesen und überall mit Freudenbezeugungen aufgehalten worden war. Als er endlich nebst den Vornehmsten seines Gefolgs, sämmtlich nur in Tracht wohlhabender Studenten, anlangte, ging es schon sehr laut zu. Unter den vom Dachgewölbe herabhängenden Tannenkränzen und Leuchtern standen lange und breite Tische, mit aufgethürmten Schüsseln, Weinlasen und Schleifkannen des edlen Gerstensafts, Gukuk genannt, reichlich besetzt, und allenthalben von frohen Gästen umringt. An der mittelsten Tafel oben an aber saß, die Mütze auf das linke Ohr geschoben und die, den aufwartenden Musikanten geraubte große Baßgeige mächtiglich streichend, ein untersetzter Krauskopf, und sang mit klingender tiefer Baßstimme ein lustiges Trinklied vor.

In diesem Augenblicke ließ sich ein Senior unter den, der Thür zunächst Sitzenden, welche Thurzo erkannt hatten, trotz dessen Winkens, nicht länger von dem Aus-

rufe abhalten: „Vivat Rector Magnificus, atavis editus regibus!“ der muntere Baßgeiger reimte sogleich weiter: „Pereat carcer et Buzius, vivat Rector Magnificentissimus!“ und bearbeitete dazu so gewaltig sein brummendes Instrument, daß die Musikanten endlich auch merkten, wovon die Rede sey. Der ganze Saal hallte von Freudenruf und Geklatsch und Musik wieder. Nun aber trat Franke, den die Vorsteher darum ersucht hatten, nachdem sich der Lärm, wie auf Neptuns Wink das tobende Meer, plötzlich gelegt hatte, mit edlem Anstande hervor und hielt an Thurzo eine kurze, doch feurige lateinische Rede.

Die Ungarsche Magnificenz blieb die Erwiederung in gleicher Art nicht schuldig und fragte, als es endlich wieder ruhiger geworden war, erst nach des Sprechers dann auch nach des Vorsängers Namen.

»Ist mir's doch, als hätt' ich dieß Dioskuren-Paar ganz kürzlich und rühmlich erwähnen hören!« — sagte er dann sehr heiter, schnitt jedoch ersterm sowohl, als dem schnell hervorgeschobenen Wölfel, die beabsichtigte Danksagung mit einem für jetzt ablehnenden Winke ab, und schloß mit der Bitte an sie, ihn baldigst zu besuchen.

Als der akademische Schmaus in völliger Einigkeit und Freude vorüber gegangen war, hielten es die beiden Freunde für unerläßlich, sich dem Grafen vorzustellen. Der Licentiat half dabei Wölfeln, bessern Anstands halber, mit seinen Werktagskleidern, waren sie schon ein wenig zu groß, brüderlichst aus. Thurzo sah, je länger er mit ihnen sprach, desto mehr seine Erwartung befriedigt. Er erkundigte sich mit größter Schonung nach ihren Verhältnissen, und begnügte sich nicht, sie zur Tafel zu ziehen, sondern auch, sich ihrer künftig auf's Thäthigste anzunehmen. Er lud sie von nun an wöchentlich

wenigstens ein Mal zu seinen Zusammenkünften, bei welchen sich die Professoren und durchreisenden Gelehrten zahlreich einfanden, übertrug ihnen, ohne daß er dessen bedürft hätte, mancherlei Auszüge, Uebersetzungen und andere gelehrten Arbeiten, und vergütete ihnen »ihren Zeitverlust“ auf höchst großmüthige, doch auch so feine Art, daß selbst Frankens Stolz die Annahme nicht verweigern konnte.

Solchergestalt kamen Wölfels Umstände, ohne daß er deshalb hochmüthiger geworden wäre, nach und nach in einen noch nie erlebten Flor, und auch Franke, der sich in der vornehmen und geistreichen Umgebung ganz an seinem Platze fühlte, würde höchst zufrieden gewesen seyn, hätte ihn nicht die Liebe zu der holden Erdmuthe: die Ungewißheit, wie es um sie stehe, und die Schwierigkeit, sie ohne Kränkung seines nur allzuverletzbaren Ehrgefühls, einmal zu sprechen, in die peinlichste Unruhe versetzt.

Auch dem lieblichen Muthchen erging es nicht viel besser. Sie hatte den Licentiaten sonst doch manchmal beim Vorbeigehen in des Vaters Schreibstube gesehen, und, wenn auch in ängstlicher Eil, gesprochen. Sie fühlte sich durch des Vaters täglich deutlicher werdenden Winke wegen des Syndicus immer bedrängter; sie wünschte so sehr, Franken, mit welchem sie zwar nicht in erklärtem, doch stillschweigendem Herzensverein stand, etwas davon zu entdecken. Sie sah aber auch ein, daß der zwar liebenswürdige, doch auch hochfahrende junge Mann, nach der von ihrem Vater erlittenen Beleidigung, sich, ohne Veranlassung ihrerseits, schwerlich zu einer Annäherung entschließen werde.

Dazu kam, daß Elisabeth, ihre Mutter, obwohl dem schon etwas abständigen Dr. Wiesel abgeneigt, und dem desto blühendern Licentiaten im Stillen wohlwollend,

doch aus Furcht vor dem Hausherrn, sich in nichts mischen wollte, und daher jedem auf diese Angelegenheit hinführenden Gespräche geflissentlich auswich. Was blieb nun dem armen Kinde übrig, als ihren Gram in dem Busen der treuen Hanna auszuschütten, einer früh verwaisten, doch noch frischen Bürgerstochter, von recht feinem Ansehen, rothen Wangen und blitzenden schwarzen Augen, die Erdmuthen herangezogen hatte? was nach oft gepflogener Berathung Beiden, als der Vorsatz, sich nach einer Gelegenheit umzusehen, wo sich auf eigne Hand etwas wagen lasse?

Während sich in Wittenberg die Lage der Dinge also gestaltete, war Thurzo's Stallmeister mit seinem Diener, nicht blos wie ein Stallmeister, sondern wie ein Ungar, geritten. Als der Palatin eines Morgens an die Brüstung des hohen Bogenfensters trat, wurden zwei beschmutzte, noch rauchende Rosse auf und ab geführt, und in demselben Augenblicke, wo er einen Diener herbeirufen und Erkundigung einziehen wollte, vernahm man Sporentritt vor der Thür. Ein Edelknabe kündigte den Stallmeister an. Der alte Graf schloß aus der Wahl des Abgesandten auf etwas nicht Gewöhnliches, und frug den Pagen mit väterlicher Besorgniß, wie der Stallmeister aussehe? „Lauter Leben, Hoheit!“ antwortete der Page, und der Palantin befahl den Stallmeister alsbald vorzulassen.

Dieser überreichte mit freudiger Eil die Brieftasche; der ehrwürdige Greis konnte sie nicht schnell genug aufschließen, die Siegel nicht schnell genug erbrechen. Und kaum hatte er flüchtig in die empfangenen Schriften geblickt, als er einen Ring vom Finger zog und ihn dem Stallmeister mit der Bedeutung schenkte, sich gütlich zu thun, doch vor der Hand noch verborgen zu halten. Sodann wurde Alexius herzu beschieden.

So sehr es den Palatin drängte, weiter zu lesen, er wollte doch mit dem alten Freunde die Erstlinge der frohen Botschaft theilen; er ging hastig auf und ab und rieb sich die Hände, bis Alexius eintrat. „Leset, leset, lieber Magister!“ — rief er ihm entgegen — „Ihr sollt es mir vorlesen!“

Es ergab sich nun, daß Graf Emmrich mit Bestätigung Sr. Churfürstl. Gnaden für das nächste Winterhalbjahr Universitäts-Rector zu Wittenberg worden sey; dem Palatin glänzten schon bei der bloßen Nachricht die Augen; aber Alexius, der die Gewohnheit kannte, mithin vor der Hand nur eine Höflichkeitsbezeigung in dieser Wahl erblickte, las ruhig weiter. Der junge Graf meldete alles bereits Geschehene und erbat sich über das, was nun im Betracht der Professoren und andern Vornehmen der Stadt erforderlich seyn möchte, des Vaters Befehle. Sodann kamen einige Glückwünschungsbriefe der Professoren an die Reihe, worin diese versicherten, daß der Herr Graf diese Würde nicht seinem Range, sondern weit mehr seiner Gelehrsamkeit, seinem musterhaften Fleiße, seiner, nicht den geringsten Flecken an sich tragenden Aufführung beizumessen habe. Jetzt wurde auch des Magisters Theilnahme wärmer; denn Einen dieser Gelehrten kannte er als wahrhaften, nie wider Ueberzeugung sprechenden Mann. Die Beilagen von Franken und Wölfeln durchlief und betrachtete man einstweilen nur flüchtig, und las zum Beschluß Emmrichs, wie immer, unversiegelt beigelegten Brief an Natalien, der abermals ein Abdruck der reinsten, zärtlichsten und feurigsten Liebe war.

„Jetzt laßt mich thun,“ fiel sodann in der heitersten Laune der Palatin ein — „was ich gleich nach Erbrechung der Depesche beschlossen habe. Wie oft hatte mich Natta durch Artigkeiten und Scherz ergötzt! Bin ich auch alt, ich kenne die Gesetze der Ritterschaft. Deshalb

will ich selbst ihr Brief und Freudenbotschaft überbringen."

Er schellte den Pagen und den Kammerdiener herzu. Ersterer mußte sogleich bei der jungen Gräfin um Ertheilung einer Audienz bitten, Letzterer aber einen Anzug herbeibringen, in welchem der Palatin bald an Kaiser- und Königshöfen erschienen war, bald im Kreise der Prälaten, Magnaten und Bischöfe Reden voll Kraft und vaterländischer Begeisterung gehalten hatte.

Die schlanke Natta war noch nicht lange den seidenen Pfühlen entschlüpft, saß jetzt, das Orientalische Auge vom Widerscheine eines lieblichen Traums verklärt und die Wangen vom Kusse des Schlummergottes geröthet, im leichten Nachtkleide am Putztische und ließ sich von Eva, der Tochter des Leibarzts, die mit der Schwärze des Ebenholzes wetteifernden, bis zur Erde herabreichenden Zöpfe flechten, als der Page, sich tief verneigend, mit seinem Auftrage eintrat. Sie ward von der Förmlichkeit dieser Anmeldung nicht wenig überrascht, sprang auf, forderte von Eva schnell einen Ueberwurf und wollte dem fürstlichen Greise alsbald selbst Antwort bringen.

»Nicht doch!« — scherzte die immer lustige Freundin, die gern auch etwas von der Sache Bewandtniß erfahren wollte — „Wenn Männer Höflichkeit gegen uns üben, soll man sie, da der Fall so selten vorkommt, in Grund und Boden hinein vollends verderben?"

„Indem" — fuhr sie etwas gesetzter fort — „seht Ihr ja wohl, liebe Gräfin! daß der Herr Palatin einen Scherz vor hat. Wollt Ihr ihm den zu Wasser machen? Also" — sie wandte sich mit angenommener Ernsthaftigkeit zu dem Edelknaben — „Meine Gebieterin wird sich durch den Morgenbesuch Sr. Hoheit unendlich geehrt finden!"

Natalia bestätigte dieß durch eine Neigung des Köpfchens, und kaum hatte sich der Page entfernt, als einige Kammerjungfern herbeigerufen wurden, um Natta eiligst anzukleiden; kaum war man hiermit zu Stande, als die Flügelthüren sich aufthaten und der Palatin mit Alexius eintrat.

Die beiden Greise boten einen ehrwürdigen, zugleich erfreuenden und rührenden Anblick dar. Der Palatin mit silberweißem Scheitel und Barte, in vollem Staate, mit der reichgestickten scharlachrothen Suba, *) mit dem Säbel, starrend von Edelsteinen, mit eben so besetzten Halbstiefeln, die mit dem feinsten Zobel verbrämte hohe Mütze in der Hand, Arm in Arm mit dem ergrauten, schwarz gekleideten Magister — wer hätte dieß edle Freundespaar sehen, ohne mit der tiefsten Verehrung, mit in Wehmuth übergehender Liebe erfüllt zu werden?

Erblickte aber Natalie Beide mit tiefem Gefühle, so weilten auch Dieser Augen mit fast väterlicher Wonne auf des Fräuleins Jugendschöne, und kaum hatte sie dem Grafen die Hand geküßt, als er, aus der sich vorgesetzten Ernsthaftigkeit zu der innigsten Herzlichkeit hingerissen, ihr nicht nur den an sie eingegangenen Brief überreichte, sondern auch Alles, was mit dem werthen Vetter vorgegangen, berichtet. Die Gräfin durchlief mit strahlenden Augen den Brief, fragte dann, weil sie wohl wußte, daß es den Vater erfreue, nach den geringsten Umständen, ließ sich das ihr Unbekannte erläutern, und versetzte den Palatin durch das wunderbare Wechselspiel ihrer lebhaften Empfindung und des Wunsches, sich dankbar zu erweisen, in eine so ungewohnte Laune, daß er selbst meinte, es sey nun Zeit zum Gehen, sich

*) Ungarisches Oberkleid, gewöhnlich mit Marder oder andern Fellen gefüttert.

aber doch nicht enthalten konnte, sie beim Abschiede ans Herz zu drücken und sich Ihrer Magnificenz fernerer Gnade zu empfehlen.

Nunmehr ward auch der ganzen Diener- und Gespannschaft die, ihren Erbherrn widerfahrene Ehre bekannt gemacht und ihnen zugleich ein Fest gegeben. Die beiden Greise beriethen sich einige Mal mit einander. Der Palatin schrieb an Emmrich einen langen, von der väterlichsten Liebe zeugenden Brief und befahl ihm darin, zuförderst Franken und Wölfeln die Kosten zur Doctor-Promotion, nach Befinden auch mehr, zum Geschenke zu machen, sodann aber die Vornehmsten der Universität und ganzen Stadt vorläufig zu einem Gastgebot einzuladen. Mit der Ausführung setzte er hinzu, sey jedoch so lange anzustehen, bis, was bald geschehen werde, des Vaters Boten anlangten.

Mit diesem, von Briefen Nataliens, des Magisters und einiger Verwandten und Freunde begleiteten Schreiben, ward der Stallmeister wieder nach Wittenberg abgesandt.

Hier hatte sich indessen der Zufall des Kummers der holden Erdmuth einigermaßen angenommen, oder vielmehr, der Herr Hofrichter der Bürgermeister nebst Frau und Tochter, auf nächsten Sonntag zu einem Martinsschmause eingeladen; denn, um eine alte löbliche Gewohnheit nicht untergehen zu lassen, wurden nun, zwar nicht mehr zu Ehren des Heiligen, sondern des Doctor Martin, fett gemästete Gänse geschlachtet und ansehnliche Hufeisen mit Rosinen und Mandeln gebacken.

Muthchen machte bei Empfang dieser Nachricht große Augen, aber es mangelte ihr bei aller Unschuld, auch nicht an der, allen ihren Schwestern zu Theil gewordenen List, und diese gab ihr alsbald den Gedanken ein, daß sich jetzt eine heimliche Besprechung vermitteln lasse.

Sie fing daher an, allerlei Ausflüchte gegen die Mutter vorzubringen, warum sie in jene Gesellschaft nicht recht passe. Frau Elisabeth merkte bald, was die Tochter im Schilde führe, stellte Gegengründe auf, setzte aber, da Muthchens blaue Aeuglein fast schon voll Wasser standen, und sie auch gar zu tief seufzte, sanft hinzu: »Nun, mir recht! Sieh, wie Du beim Vater durchkommst. Ich will nichts gesagt haben, ein Mal für alle Mal! der Syndicus hat freilich seine Schäfchen im Trocknen, ist aber ein kahler Wittwer und die Kinder sollen nicht guter Art seyn. Nun, dem, der dir im Kopfe steckt, ist der Ehrenweg auch nicht verschlossen, und klug, höflich und anständig erweiset er sich auch, mehr wie mancher Edelmann! Ich weiß es ja, wie es einem um's Herz ist; Deinen Vater hab' ich auch nehmen müssen“ — —

Sie brach hievon ab, sah Muthchen in die Augen, und beschloß: „Du weißt, wie sehr ich dich liebe. Muthchen! weine nur nicht. Du bist mein gutes, aber auch mein verständiges und sittsames Mädchen. Daß Hanna den ganzen Sonntag bei Dir, auch mit in Deinem Stübchen bleibt, versteht sich. Nun sey aber auch ruhig, Kind, und ziehe Dir nichts zu sehr zu Gemüthe!“

Der Tochter war ein schwerer Stein vom Herzen gewälzt. Sie küßte der Mutter Hals und Hand, legte die Hand dann sich selbst auf die Aepfelwangen und lächelte Elisabeth an. Deß ungeachtet, und obgleich erst Freitag war, kam sie doch mit verbundenem Köpfchen zur Mahlzeit und klagte, wenn es der Vater hörte, über die peinlichsten Kopfschmerzen und fast fieberhafte Wallung; welche bedenkliche Umstände denn auch bis zum Sonntage fortdauerten.

An dessen Morgen aber, kurz vor der Frühkirche, pochte es leise an Frankens Thür, und da er öffnete,

trat, das schwarzbraune Haar mit feuerrothem Bande glatt aufgebunden und stattlich geputzt, Hanna zu ihm ein, etliche Federspuhlen in der Hand. Sie brachte, sehr verlegen scheinend, einen Gruß von ihrer Jungfer, nebst der Bitte, diese Federn für sie zu schneiden, da die Aeltern heut bei Hofrichters zu Gast gingen, und sie selbst indeß an eine Frau Muhme schreiben wolle. Schlüßlich fragte die Magd, da Franke ihr scharf ins Gesicht sah, mit niedergeschlagenen Augen, wann sie die Federn, womit es jedoch keine Eile habe, wieder abholen könne? Sie erhielt zur Antwort, sie solle sich nicht bemühen; er selbst werde im Vorbeigehen die Federn an der Thür abgeben. Vergnügt über das, mit dem größten Anstande, und dennoch auf's Beste ausgeführte Geschäft, sprang die rasche Magd trällernd die Treppenstufen hinab.

Der Vormittags-Gottesdienst war vorüber und es ward, da man damals an Sonn- und Festtagen schon um Eilf Uhr speiste, auf den Straßen ganz still. Die Frau Bürgermeisterin ließ sich von Muthchen und Hanna standesgemäß ankleiden, sah aber im Spiegel öfter, als auf ihren Putz, nach der bald seitwärts, bald hinter ihr stehenden Tochter. Diese benahm sich heute fast überzärtlich, wußte kaum, wie sie es der Mutter hübsch genug machen solle, und war dabei ungemein lieblich. Wie einfach, wenn schon sonntägig, war ihr Anzug; dennoch — flossen nicht die aufgelösten lichtblonden Haare wie klares Gold auf das schwellende, fein gekerbte Vortuch, auf das schlichte silbergrau, an den Vorärmeln mit schwarzem Sammt aufgeschlagene Kleid? schienen nicht die Augen bläuliche, Gesicht und Hände röthlich weiße Hyacinthen? glichen nicht die Wangen dem von der Morgensonne zart gerötheten Pfirsich? war nicht eine so hohe Lieblichkeit über das ganze holde Wesen verbreitet, daß Frau Elisabeth, vordem auch eine der Schön-

sten, jetzt einem zart gemalten, nur durch Sonne und Luft etwas verblichenen Bilde ähnlich, unwillkührlich an Jugendzeit, an ihre erste, nicht vom Schicksale begünstigte Neigung erinnert, und daher gegen das Töchterlein nur desto weicher und nachsichtiger gestimmt ward?

Eben steckte die Mutter, in Gedanken verloren, den Fingern, selbst, nach damaliger Sitte, den Daumen, Ringe auf, als man die Annäherung des zum Abrufen kommenden Vaters vernahm, und Erdmuthe daher eiligst für gut fand, den, sie übrigens gar nicht entstellenden Stirnbund wieder umzulegen.

Der Bürgermeister, in voller Amtstracht, die wolkige Krause und ein goldenes Gnadenkettlein um den Hals, das viereckige Filzbarret nebst Handschuhen in der Hand, einen großen Siegelring am Zeigefinger, trat hustend ein. Er betrachtete erst musternd, bald wohlgefällig, sein geschmücktes Ehegespons, dann, wenn auch nur beiläufig, das, freilich von Kränklichkeit wenig Spur verrathende Töchterlein. Kopfschüttelnd, obwohl ohne Mißtrauen — denn derlei Dinge waren ihm in praxi nicht vorgekommen — äußerte er, weniger sein Bedauern, als seinen Verdruß über Erdmuthens Uebelbefinden, maßen dem Herrn Dr. Wiesel hierdurch gewiß eine erfreuliche Hoffnung in den Born falle, und wohl gar der gewünschte Augenblick entgehe, seine wohlmeinende Absicht auf eine artige Weise ans Licht zu fördern.

»Wer kann für Unvermeidliches?« — meinte die Mutter und schlug, um nicht ihre innern Gedanken zu verrathen, den Blick auf ihren Trauring.

»Nun, Kind, es findet sich schon eine andere Gelegeheit!“ tröstete der Bürgermeister, Muthchen am Kinn fassend.

Hierauf befahl er sowohl ihr, als der Magd, auf Alles im Hause, auch auf Feuer und Licht, wohl Acht zu haben, reichte seiner Frau die Hand und führte sie, erst von Erdmuthen und Hanna begleitet, die Treppe hinab, dann, von allen Begegnenden ehrerbietig begrüßt, mit geziemender Würde durch die Straßen bis zum Hause des Hofrichters.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München

1831. 4ter Band, 3tes Stück.

Der Rector Magnificus,
oder:
Der Feind vor den Thoren!

(Fortsetzung.)

Man hat im gemeinen Leben ein aus der Erfahrung entlehntes, sehr bezeichnendes Sprüchwort von den Mäuschen, wenn die Katze nicht daheim ist. Gieng dieß nun auch nicht in vollem Sinne hier in Erfüllung, so ward es doch Erdmuthen und ihrer Vertrauten jetzt, da für ein etwaiges Anfragen des Licentiaten der Weg völlig frei war, so leicht in den knappen Miedern, daß die Jungfer der Magd um den Hals fiel, und man zugleich lachte und weinte. Gehörte daher auch das nun gemeinschaftlich eingenommene Mittagsmahl nicht zu den, sonst an Sonntagen gewöhnlichen, so verfloß doch die Zeit unter hochverständigen Ueberlegungen und Berathungen, unter scherzhaften Neckereien Hanna's und Bäschen Erdmuths, auf's Anmuthigste.

Dagegen nahmen die Stunden, als man sich in Muthchens erwärmtes Closet begab, einen ungemein trägen Gang an, ja es trat sogar zuweilen ein peinliches Stillschweigen ein. Das Stübchen konnte unmöglich da-

ran schuld seyn; denn es glich schier einer aufgeschmückten Nonnen-Zelle; es war ein ächtes, noch dazu heut sonntägiges, und daher recht behagliches Frauen-Zimmer. Die Wände desselben waren getäfelt und zum Theil mit Schnitzwerk verziert. Fenstersitze mit zierlichem Geländer, ein schwerfälliger, mit buntem Teppich belegter Tisch, Stühle mit so hohen Lehnen, daß die darauf sitzenden Mädchen nur Kinder schienen, etliche fein gedrechselte Tresorchen, mit geschlängelten Säulchen geziert, mit blinkenden Krüglein und Becherlein, mit Wachsdocken und geschnitzten Bergmännchen aufgeputzt, einige Nähkästchen und Spindeln, machten die Geräthschaften aus. An den Wänden prangten zierliche Bildlein und Schildereien. Einige sauber gemalte Blumenstücke und das äußerst getroffene Conterfei eines weiland nußknackenden, jetzt schon seit Jahren von Muthchen betrauerten Eichhörnchens, mischten Liebliches in den Ernst. Vor dem breiten, in Ebenholz gefaßten, an breitem blauen Bande herabhängenden Spiegel aber standen bereits zwei, und zwar bemalte Kerzen, aufgesteckt, von der löblichen Lichtzieher-Innung dem holden Bürgermeisters-Töchterlein im voraus als Weihnachtsspende verehrt.

Doch so still, friedlich und zierlich Alles hier war; so unruhig hob sich doch unterm fein gekerbten Vortuche Muthchens Busen, was sie freilich dem Weihrauch dampfenden Kohlpfännchen beimaß; so wenig wollten doch Hanna's abwechselnde Scherze und Tröstungen dem Uebel abhelfen.

Endlich ward der Klopfer an der Vorhausthür in Bewegung gesetzt, und indem Hanna, um zu öffnen, hinauseilte, ergriff Muthchen, über und über erschrocken, ein auf dem Fensterbrett liegendes Nähstück, konnte aber leider in der Bestürzung weder Zwirn, noch Nadelbüchse finden.

Hanna führte den stattlich gekleideten, sich vorsichtig umschauenden Franke herein. Er trug, gleichsam zu Rechtfertigung seines Erscheinens, die auf's Beste geschnittenen Federspuhlen in der Hand, welche sich jedoch nur geringer Beachtung zu erfreuen hatten. Denn vor allen Dingen mußte doch der Licentiat seinen Dank für das im Carcer erhaltene Angebinde zollen, so wenig auch Muthchen, immer höher erglühend, etwas davon wissen wollte. Dann aber gab es, bloß um die Hauptsache noch eine Weile hinzuhalten, gar mancherlei zu besprechen, was Beiden, besonders dermalen, höchst gleichgültig war.

Zuletzt brach sich jedoch die eigentliche Herzensangelegenheit einen Weg. Muthchen erwähnte, obwohl lächelnd, doch dem Weinen näher, der immer dringender werdenden Werbung des Syndicus und der Gunst, welche ihr Vater ihm schenke; Franke stützte sich dagegen auf des Palatin-Sohns Wohlwollen, und in kurzem stimmten alle Drei — denn auch Hanna hatte angefangen, ihr Wörtchen dazu zu geben — darin völlig überein, daß, wisse man auch vor der Hand noch nicht, durch welche Gegenminen, aus Wiesels Anhalten einmal für allemal nichts werden könne und solle.

Es gab hierauf der, wenn auch nicht bestimmt ausgesprochenen, doch sattsam verständlichen Erklärungen und Gegenerklärungen noch mehrere, und Hanna, welche der Argwohnlosigkeit des gestrengen Bürgermeisters doch nicht ganz traute, machte die Liebenden aufmerksam, daß es Zeit zum Abschiede sey.

Von diesem Abende wußten Franke und Erdmuthen wenigstens, wessen sie sich zu einander selbst zu versehen hätten, und blickten daher muthiger in die Zukunft. Auch ereignete sich in den nächsten sechs, acht Wochen nichts Neues, als das Angenehme, daß Graf Thurzo seinen bei-

den Schützlingen den Befehl seines Vaters hinsichtlich ihrer Promotions-Kosten kund machte, und das, freilich, bewandten Umständen nach, nicht anders zu erwartende, Unangenehme, daß der Syndicus förmlich um Muthchens Hand anhielt und Doctor Meyer bei Mutter und Tochter täglich ernstlicher auf Ertheilung des Jaworts drang. Diese Nachrichten, so wie zu Weihnacht einige minnigliche Christgaben, wurden durch Hanna treulich gegen einander ausgewechselt. Die Liebenden fanden auch wohl, da Frau Elisabeth immer mehr ein Auge zudrückte, Hanna aber mit beiden desto wachsamer war, manchmal Gelegenheit, sich auf Augenblicke zu sehen und sich durch gegenseitige Zusicherungen wieder auf eine Weile zu stärken.

Am Morgen nach dem Feste der heil. drei Könige verkündete das läutende Universitätsglöckchen, daß heute ein gelehrtes Wortgefechte bevorstehe. Aus allen Häusern strömten Studenten, die sich in schwächern oder stärkern Häuflein nach dem großen akademischen Hörsaale begaben, und nur dann und wann einem, in voller Amtstracht daher schreitenden Professor ehrerbietig Platz machten. Vor den geöffneten Thüren des Auditoriums wandelten bereits die Pedelle, roth bemäntelt und silberne Zepter in der Rechten, auf und ab; es fehlten ihren Häuptern nur noch Kronen, um sie für König David und Salomo anzusehen. Das, auf den Fall abendlichen Gebrauchs mit messingenen Kronleuchtern versehene Innere des Saals füllte sich immer mehr. Der Hauptkämpe stand schlagfertig auf dem Rednerstuhle, — gewöhnlich Luthers Catheder genannt und mit den Wappen der vier Facultäten bunt bemalt. Die Decane, der Ordinarius der Juristen-Facultät, die Professoren, Doctoren und Magistri saßen, nach Stand und Würden gereiht, auf den erhöhten Stufen. Zuletzt erschien auch

der Rector, Graf Thurzo, der schöne, blühende, schwarz gelockte und geaugte Ungar, mit kleinem Knebelbart und sonst in seiner National-Tracht, doch von schwarzem Sammte, mit dreifacher, mächtig schwerer, goldner Kette *) und goldnen Sporen, mit dem von Edelsteinen blitzendeu Säbel, in den purpursammtnen, mit Hermelin anfgeschlagenen Rector-Mantel, nahm auf dem roth bedeckten Thronsitze, unter dem Bilde Friedrichs des Weisen des Stifters der Universität, den ihm gebührenden Platz ein. Die Thürflügel wurden zugethan und das wissenschaftliche Turnier begann.

Hatte es vorher das Ansehen gehabt, als würden die Straßen von schwärmenden Bienen durchzogen, so waren sie nun eine Zeit lang wie ausgestorben, doch nur, um in kurzem das Bild der Bestürzung und der Verwirrung darzubieten. Es hatten nämlich einige zum Verkauf ihrer Waaren in die Stadt gekommene Landleute das sonderbare Gerücht verbreitet, es sey eine unübersehliche Menge fremder, wild und furchtbar aussehender Männer — der Himmel möge wissen, von wannen? und in welcher Absicht? — gleich einer schwarzen Wolke, gegen das Weichbild der Stadt im Anzuge; Gutes habe man sich unmöglich von ihnen zu versprechen, vielmehr wolle aus der Ferne vieles von Räubereien, Gewaltthätigkeiten und verübten Greuelthaten verlauten. Niemand, am allerwenigsten Se. Wohlweisheit der Bürgermeister, konnte diesem Geschwätz Glauben beimessen. Als jedoch nunmehr auch ein Thürmer die pflichtmäßige Meldung erstattete, daß vor dem Elsterthore eine große Schaar, es ließe sich nicht unterscheiden, ob fremde Soldaten, oder

---

*) Noch im achtzehnten Jahrhunderte wurde eine goldene Halskette des Ungarischen Palatins Stephan Zopoyla zu Venedig für 70,000 Gulden verkauft.

Zigeuner und Räuber, auf den beschneiten Feldern Lager und Wagenburg aufgeschlagen habe; als ein ängstlich herzukommender Viertelsmeister, der ein Gleiches aus seinem Kappfenster bemerkt haben wollte, dieß bestättigte; da ward dem Dr. Meyer doch warm vor der Stirn. Als regierendes Oberhaupt — denn eine Besatzung scheint damals, obwohl Wittenberg bereits mit doppelten Mauern, Wällen und Wassergräben befestigt war, nicht darin gelegen zu haben — versandte er sofort die Ausreiter mit dem Befehle, die Thore zu schließen, die Wachen allenthalben zu verstärken und die gesammte Bürgerschaft zu bewaffnen. Zugleich ward der Syndicus und alle, in Thätigkeit befindliche Rathsherren, da für diesen Tag keine förmliche Rathssitzung statt fand, zu einer geheimen Mittheilung in des Bürgermeisters Wohnung beschieden.

Diese Herren, von der furchtbaren Zeitung bereits aufgeschreckt, erschienen in möglichster Eil. Aber auch ein paar nicht berufene Frauen, nämlich Elisabeth und Muthchen, wünschten von der drohenden Gefahr und den dagegen zu ergreifenden Maaßregeln etwas Genaueres zu vernehmen, und postirten sich daher, vielleicht nicht zum ersten Male, an eine Seitenthür des Berathungs zimmers.

Der Bürgermeister und der Syndicus, beide geschworne Jünger des St. Methodius, setzten zuförderst die eigentliche Unmöglichkeit, das jetzt ein feindliches Heer sich zeigen oder eine Räuberbande über die Gränze und bis zu den Mauern der guten Stadt Wittenberg vordringen könne, des breitern auseinander, mußten jedoch, obwohl seufzend, die Wirklichkeit zugeben. Sodann fand man für rathsam, bevor zu Angriffsmaaßregeln vorgeschritten werde, um wenigstens zu wissen, woran man sey, einige Abgeordnete dem Feinde entgegen zu senden. Sämmt-

liche Rathsherrn ernannten einstimmig, als die unbezweifelt geschicktesten und ehrwürdigsten Redner, den Bürgermeister und Syndicus dazu. Diese aber meinten wiederum, daß kein kluger Ober-Feldheer sich in das dickste Kugel- und Schwerter-Gedränge stürze, und wollten nebenbei keiner dem andern die hier zu verdienende Bürgerkrone entziehen. Dr. Meyer stellte, um Dr. Wieseln zu befeuern, ihm Codrus und Curtius als Muster der Nachahmung auf; Dr. Wiesel, der, wenn das Wasser bis an den Hals ging, zu frömmeln pflegte, bezog sich auf den Spruch, daß ein guter Hirt sein Leben für die Schaafe, mithin ein Bürgermeister das seinige für die löbliche Bürgerschaft, Weiber, Wittwen, Kinder und Waisen lasse. Dr. Meyer fragte höhnisch, wer denn, außer ihm, bei dem nicht unmöglichen Falle eines unvermutheten Sturmlaufs, in der Stadt commandiren soll? Dr. Wiesel aber führte ihm dagegen zu Gemüthe, dergleichen barbarische Völkerschaften oder räuberische Rotten hätten vom Staats- und Völkerrechte gewöhnlich keinen Begriff, ja wohl gar die Gesandten an den nächsten Baum geknüpft, oder doch mit geschlitzten Nasen und abgeschnittenen Ohren heimgeschickt, er selbst aber, als Vater noch unerzogener Waislein, sich denselben erhalten, einfolglich seinem Triebe, sich dem Wohle des Ganzen aufzuopfern, widerstehen müsse. Durch diese und ähnliche Reden verwickelten sich beide nach und nach in eine nichts weniger als musterhafte Zänkerei.

„Nimmermehr, mein Herr Syndicus!“ — warf der Bürgermeister endlich hin — „hätt' ich das von einem Manne erwartet, der es wagt, um die Hand meiner Tochter zu werben!“

„Nimmermehr ich“ — erwiederte der Syndicus giftig — „von einem Consul und so maul- und federfertigen Juristen!“

»Fehlt es euch übrigens« — setzte er boshaft, mit grinzender Affenmiene hinzu — „zu Erfüllung eurer Pflicht an Muth — ei! ihr habt ja in euerm Hause den Herrn Licentiaten der Rechte, den Duellanten, den Eisenfresser, der sich sogar zu erfrechen untersteht, mit der werthen Erdmuthe Blicke und Worte zu wechseln! Sendet doch den hinaus! Der hat weder Haus noch Hof, weder Kind, noch Kegel!“

Bis zu diesen Worten hatten die beiden geheimen Raths-Beisitzerinnen einander ihre Gedanken und Befürchtungen nur durch Winke mitgetheilt. Jetzt faßten sie, wie von einem Geiste ergriffen, sich in demselben Augenblicke bei der Hand; Schlauheit, mütterliche Theilnahme, zärtliche Liebe, Vertrauen zu Frankens Klugheit und Muthe, ließen sie nicht in Zweifel, daß jetzt gegen den Syndicus und für den Licentiaten ein Hauptschlag gewagt werden müße. „Schick schleunigst hinan; Franke soll kommen!“ flüsterte die Mutter. Muthchen flog in die Küche zu Hanna, die schnell unterrichtet, was zu thun, unter hastiger Frage, sie sey doch nicht schwarz? die Ueberschürze abband, und mit noch vom Heerdfeuer glänzenden Backen die Treppe hinauf sprang.

Franke, der in die Disputation gehen wollte, war völlig angekleidet, und wunderte sich über den Ruf nicht wenig. War gleich auch bis zu ihm die Schreckensbotschaft schon gedrungen, so maß er ihr doch keinen Glauben bei, hielt sie äußersten Falls von Frau Fama zur Riesin vergrößert, und fand wenigstens die ganze Sache nicht bedenklich. Dennoch verfügte er sich eiligst zu den Frauen. Diese sagten ihm in größter Gedrängtheit, worauf es ankomme, und Erdmuthe bat ihn, mehr durch süße Blicke, als durch Worte, die ihm von ihrem Vater zugefügte Beleidigung zu vergessen und die, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, sich bei ihm wieder in

Gunst zu setzen, nicht unbenutzt zu lassen. Franke sah ihr in die, den ganzen Himmel abspiegelnden Augen und bezwang seine Empfindlichkeit. Er drückte Elisabeth und Erdmuthen lächelnd die Hand und begab sich in das Rathszimmer.

Man kann denken, wie sehr man hier, trotz seiner tiefen Verneigung, über diese Verwegenheit erstaunte. Es trat alsbald tiefe Stille ein, während welcher Meyer und Wiesel dem Licentiaten nicht die freundlichsten Blicke zuwarfen. Indeß unterdrückte man noch seinen Unwillen; konnte Franke nicht ein Eilbote neuer schrecklicher Ereignisse seyn?

Franke hatte seinen Groll und Stolz nun einmal bekämpft; er ließ sich durch dieses Benehmen nicht aufreitzen, sondern erklärte mit bescheidner Festigkeit, daß man vielleicht bei der, dem Vernehmen nach, drohenden Gefahr, eines noch rüstigen, entschlossenen und nicht ganz unerfahrnen Mannes bedürfe, und der aus Verehrung gegen seinen Hausherrn und Gönner, zu allem, womit man ihn beauftragen wolle, bereit sey; er wage dieß Anerbieten um so unbedenklicher, da ja vermuthlich vor der Hand nur eine Recognoscirung beabsichtet werde.

„Recognoscirung — vortrefflich!“ — „Das ist das rechte Wort, nicht Gesandtschaft!“ — „Oder Recognoscirung zuförderst, und dann Gesandtschaft!“ — so fielen mehrere Stimmen, selbst die des Bürgermeisters und Syndicus, alsbald ein; denn, taufte man das Geschäft nicht Deputation, so war ja dazu nicht eben einer aus E. E. Raths Mitte erforderlich. Alle Stirnen erhellten sich und von mehreren Seiten ertönten Lobpreisungen eines so bescheidenen und doch dermalen so zweckmäßigen Diensteifers. Es ward der Beschluß gefaßt, daß Franke, in Begleitung einiger Rathsschreiber, sich vors' Thor verfügen, in die Gegend des feindlichen Lagers begeben

und, wo möglich, mit dem Heerführer Unterhandlungen anknüpfen solle. Die Rathsherrn zogen sehr vergnügt ab, weil sie meinten, ohne Nachtheil ihrer einem häcklichen Geschäft entgangen zu seyn, und der Syndycus, gegen den Bürgermeister wieder zu Höflichkeiten einlenkend, schlich sich mit dem stillen Wunsche fort, daß doch dießmal die Feindes- oder Räuber-Rotte mit dem Rechte der Gesandten völlig unbekannt seyn möchte!

Da den Bürgermeister wieder Stille umgab, schlug auch ihm ein wenig das Gewissen; es bedünkte ihm denn doch, als ob er keines der glänzendsten Beispiele gegeben habe. Er nahm sich daher vor, die Scharte möglichst auszuwetzen, und könne er auch nicht ein dritter Scipio Africanus, doch wenigstens, als Volksredner, ein zweiter Scipio zu werden. Er begnügte sich daher nicht, den das Fähnlein abholenden Rottmeistern, dieß Palladium der Stadt, mit feuriger Ermunterung, für Vaterland und Ehre, für Altar und Heerd, das Leben einzusetzen, zu überreichen, sondern beschloß auch, — o, dieser Einfall allein mußte ihm ja ewigen Ruhm erwerben! — die ganze studierende Jugend zum Schutze der Mauern und Wälle aufzufordern.

In dieser Absicht eilte er in den Hörsaal, bestieg hastig die zu seinem Platze führenden Stufen und rief, noch stehend, den über einen Lehrsatz des Ramus tief verwickelten Kampf unterbrechend, mit ausgebreiteten Armen und starker Stimme: „Cedat toga armis! Hannibal ante portas!“ *)

Alles staunte; alles wandte die Köpfe nach ihm hin, und die Meisten fingen an zu befürchten, daß es mit seiner Wohlweisheit übergeschnappt habe. Da er jedoch

*) Etwa: »Statt des Buches das Schwert zur Hand! Hannibal ist vor den Thoren!«

in wohlgesetzter Rede fortfuhr, die der Stadt drohende Gefahr zu schildern; da er, auf Graf Thurzo's und einiger Professoren Befragen, das Aeußere der im Anzuge befindlichen Horde, so weit ihm solches bekannt worden, eben so vernünftig, als lebhaft beschrieb; so fing man an, jene Vermuthung aufzugeben, und es entstand unter den Anwesenden ein dumpfes Gemurmel. Der junge, feurige Rector aber erklärte zwar, leicht an den Säbel schlagend, daß er im Falle eines Angriffs sich sofort selbst an die Spitze seiner theuern, hier versammelten Commilitonen stellen werde, setzte jedoch, der ihm von seinem Vater verheißenen Boten eingedenk und daher die wahrscheinliche Bewandtniß der Sache vermuthend, lächelnd hinzu: man solle ganz ruhig seyn, die Thore getrost wieder öffnen lassen und in der Disputation fortfahren; für die friedlichen Gesinnungen der Ankömmlingen, für Sicherheit des Lebens und Eigenthums, für Aufrechthaltung der Ordnung und richtige Bezahlung, setze er seine Ehre zum Pfande!

Sonach wurde, so manche Bedenklichkeit der Bürgermeister noch erregte, und so ungern er sich in die Möglichkeit fand, eine Lächerlichkeit begangen zu haben, der abgerissene Streitfaden, wiewohl mit einiger Unruhe und verminderter Aufmerksamkeit, wieder angeknüpft. Doch nur auf kurze Zeit; denn schwitzend und triefend trat ein Ausreiter ein und verkündete, — an dieser, den Musen geweihten Stätte, ohne Zweifel das erste und einzige Mal — daß Herr Licentiat Franke nebst den zwei Rathsschreibern so eben wohlbehalten und in traulichem Gespräche mit Einigen von den Feinden zum Thore einpassirt sey und sich mit denselben in kurzem hier einfinden wolle. Und kaum hatte er ausgeredet, als die scharlachbemäntelten Scepterträger die Pforten

öffneten und Franke mit sechs braun gekleideten, bärtigen Männern eintrat.

Dem Grafen Thurzo wallte beim Anblick der Fremden das Herz. Er erhob sich und wollte herab, ihnen entgegen. Doch ihr Anführer bedeutete ihn mit Miene und Hand, auf seinem Platze zu bleiben, und Franke bat für die Eingetretenen um das Wort. Es ward eine Stille, daß man jeden Athemzug hörte. Der Häuptling entblößte den grauen Scheitel und hielt eine kräftige, zierlich lateinische Rede. Er wandte sich damit zuförderst an den Rector Magnificus, schilderte ihm die Freude seines Vaters, des Palatins, und seiner sämmtlichen Freunde, Diener und Unterthanen, wovon sich ein erwähltes Häuflein nicht die Ehre habe nehmen lassen, ihm persönlich seinen Glückwunsch abzustatten. Dann ging er auf die Professoren über und dankte ihnen mit Würde, nicht bloß für die dem Grafen Thurzo erwiesene Auszeichnung, sondern noch viel mehr für die ihm geschenkte Unterweisung. Hiernach wandte er sich an die Studenten, sagte auch diesen viel Angenehmes, doch nicht weniger des Belehrenden und Ermunternden, und beschloß mit einem Gebet für das Wohl des regierenden Churfürsten und den steten Flor dieser so berühmten, mit den Namen so vieler hochverdienter Wahrheits- und Weisheitsforscher glänzenden Universität.

Erstaunen, Verwunderung, zuletzt, Ehrerbietung, hatte bis jetzt Alle gefesselt. Nun aber brach desto lauter, ja bis zur Betäubung, Beifallsgeklatsch und Jubelruf aus. Emmrich erhob sich abermals vom Rectorsitze und wollte hinab. Aber der Alte bat ihn von neuem durch einige fremde Worte, ihn noch weiter gewähren zu lassen, und ersuchte für sich und seine Gefährten um Erlaubniß, an dem gelehrten Streite Theil nehmen zu dürfen. Allgemeine Bewilligung von Seiten des Rec-

tors, die Ladung an die Gäste, die noch unbesetzten erhöhten Sitze einzunehmen, war die Folge hievon. Der Rector deutete in möglichster Kürze die Streitfrage an, wovon die Rede gewesen sey, und der Anführer sowohl, als seine Begleiter, wußten sie so richtig aufzufassen und bei der weitern Entwickelung sich so geschickt und angenehm einzumischen, daß das Ganze weniger den Schein eines Wortgefechts beibehielt, als vielmehr in eine, zugleich erfreuliche und belehrende Unterhaltung überging.

Aber den Grafen Thurzo drängte es schon längst, die Disputation zu beendigen. Er benutzte daher die erste Gelegenheit, die Zuhörer auf die Flucht der Stunden und die Nothwendigkeit abzubrechen, aufmerksam zu machen. Er beschloß die Feierlichkeit, mit der aus überfließender Seele strömenden Erklärung, daß der Vornehmste dieser seiner theuern Freunde und Landsleute kein andrer, als sein Lehrer und zweiter Vater, vormals auch akademischer Bürger zu Wittenberg, Magister Alexius sey, dem er Alles, was er bereits erstrebt habe und noch zu erstreben hoffe, mit Sohnesgefühl hiermit öffentlich verdanke.

Als er ausgeredet, verließ er, wie die Uebrigen, seinen Sitz und senkte vor Alexius ehrerbietig das jugendliche Haupt. Dieser legte ihm segnend die Hand auf. Professor Schodenborch und einige der ältesten Professoren, welche des Alexius Universitätsfreunde gewesen waren, eilten herzu, und die Freude des Wiedersehens glänzte in Aller Augen. Dieser Auftritt ergriff, wie der zündende Funke ein Pulvermagazin, die ganze anwesende lebhaft fühlende Universitäts-Jugend. Franke und Wölfel, Alle, die sich liebten, die einander Brüder nannten, umarmten sich; Feinde und Neider reichten einander zur Versöhnung die Hand; die Zeichen der Theilnahme, der Freude, der innigsten Verehrung, das Lachen über das

vermeintliche Feindes- oder Räuberheer, das Jubeln über die eben so gelehrten, als bärtigen Ungarn, wollte kein Ende nehmen. Alle stimmten darüber überein, daß schwerlich je ein gelehrter Hahnenkampf auf gleiche rühmliche, edle, rührende und fröhliche Weise geendet habe. —

Wir müßen hier, soll keine Stelle dieses leichten Gewebes unausgeführt bleiben, unsere Leser in eine etwas frühere Zeit zurück und wieder nach dem Schlosse Arva versetzen.

Was der durch die erfreulichen Nachrichten über seinen Sohn fast verjüngte Palatin in seinem Innern beschlossen hatte, ward nach Wiederabsendung des Stallmeisters in weitere Erwägung gezogen. Der Hauptzweck ging dahin, dem jungen Grafen einen Beweis väterlicher Zuneigung und zugleich den angesehensten Familien Wittenbergs ein glänzendes Fest zu geben, aber nicht ein solches, wie es jeder Reiche, sondern ein eigenthümliches, dort noch nie erlebtes, ein solches, wie es nur ein Ungarischer Magnat auszuführen vermöge. Um dieß einzuleiten, ließ der alte Graf seinen sämmtlichen Vasallen, Unterthanen und Eignern bekannt machen, er sey gesonnen, an seinen Sohn, dermalen in Wittenberg, eine zahlreiche Glückwünschungs-Deputation abzusenden; wer daher Lust habe, dem Zuge beizuwohnen, solle sich ehemöglichst in der Canzlei melden.

Der Palatin ward im ganzen Reiche, wie vielmehr in seinem Comitat, fast wie ein Heiliger verehrt; seine Gemahlin, ruhte gleich ihr Staub längst in der Ahnengruft, lebte noch im Andenken vieler, welchen sie Wohlthaten erwiesen; auf den jungen Erbgrafen, durch Jugend und Schönheit, durch Herzensgüte und Kenntnisse Alles für sich einnehmend, blickten sämmtliche Arver mit freudiger Erwartung und festem Vertrauen. Zugleich konnte man sich bei einer so zahlreichen Wanderung großes

Vergnügen versprechen, auch manches Neue, Schöne und Nützliche zu sehen bekommen. Kein Wunder also, daß eine weit größere Anzahl reiselustiger Männer und Jünglinge herbeiströmte, als man für zuläßig halten konnte. Man mußte eine Auswahl treffen, und setzte zuförderst die Zahl der kleinen Völkerwanderung auf Einhundert, wobei es jedoch nicht blieb. Man nahm zuerst auf die, des Lateinischen und Deutschen, oder doch einer dieser beiden Sprachen Kundigen, dann auf vorzügliche Künstler und Handwerker, als Architekten, Maler, Musiker, Sänger, Tänzer, Tapezierer, Zimmerleute rc. zuletzt auf die geschicktesten Haushofmeister, Köche, Bäcker und Diener Rücksicht. Dieser Aushub von Freiwilligen nun ward gleichförmig in einheimisches, obschon nach Stand und Würden feineres oder gröberes braunes Tuch, mit hohen Mützen, wovon auf der linken Seite ein Scharlachsack herabhing, gekleidet, und auf Ungarische Art bewaffnet.

Man trug sodann Sorge, eine Menge von Seltenheiten dieses gold- und fruchtreichen Landes, ingleichen Lebensmittel aller Art, als Wein, Honig, Obst, Wildpret, das sich wegen des Frostes sehr gut erhalten ließ, Fische, sogar lebendiges Geflügel, zusammen zu bringen. Hiermit, so wie mit Kupfergeräth, feinem Tafelzeuge und den köstlichsten Gold- und Silbergeschirren, ward eine lange Reihe von Kutschen, Rüst- und Küchen-Wagen bepackt, während eine kleine Heerde des auserlesensten Schlachtviehs, um diesen zu folgen, herbeigetrieben und gleichförmig ausgerüsteten Hirten und Metzgern übergeben ward.

Am Tage vor dem bestimmten Abmarsche stellte sich die erlesene Schaar zur Musterung im Burghofe auf; man hatte noch vor, sie einzutheilen und einen Haupt- so wie einige Unter-Anführer zu ernennen.

Schon stand der Palatin, jetzt weit ungeduldiger, als sonst, am Bogenfenster und schaute auf Mannschaft

und Wagenburg herab. Auch Natalia nebst ihrer Gesellschafterin Eva fand sich ein, wiewohl etwas kleinlaut. Die zärtlich Liebende beneidete jeden, welcher mitreisen konnte, und nur das Gefühl ihrer Pflicht, dem Greise nicht von der Seite zu weichen, nur das Gesetz der Schicklichkeit, hatte sie abgehalten, den öftern Aufforderungen Eva's, doch auch eine weibliche Deputation in Anregung zu bringen, als völlig unausführbar, zu widerstehen. Endlich hörte man die Annäherung des heute zum ersten Mal säumenden Alexius, ward aber dafür auch auf's Höchste überrascht, als er, völlig wie das Deputations-Heer montirt, mit klirrendem Säbel und hoher Ungarscher Mütze sich darstellte.

„Was heißt das?“ — rief ihm der alte Graf, vor Freuden außer sich, entgegen.

„Was ich längst beschloß,“ — versetzte der Magister mit jugendlicher Laune — „und weßhalb ich die Wahl der Anführer bis jetzt verzögerte! Und wie sollte ich nicht? das Zipperlein hat mich seit lange verlassen; es hält mich wohl gar nicht mehr für der Mühe werth. Einige Kutschen für die etwa unter Wegs Ermüdenden habt Ihr ja schon beordert, Hoheit! sollt' es Euch auf einen Zug vor meinen Reisewagen ankommen?“

„Habt Ihr doch meinen Emmrich so lieb!“ — rief der Palatin mit vor Freuden, doch auch fast von Thränen glänzenden Augen, und faßte Alexius bei der Hand — „Kommt jetzt zur Heerschau!“

Sie gingen hinab, Natalia aber und Eva traten auf den Altan und wurden von dem kleinen Heer mit Freudengeschrei begrüßt. Dennoch blieb Nataliens Köpfchen immer gesenkt, und Eva erwies sich übelgelaunt, fast trotzig. „Hättet Ihr nur auf die weibliche Deputation angetragen!“ — sagte sie — „Ich hätte gar zu gern die Wittenberger Studenten, vor Allen den närrischen Carcer-Maler kennen gelernt! — Wär' nur mein Vater mitgegangen, mir hätt' es nicht drauf ankommen sollen, einen Säbel umzuschnallen und meine Füßlein in Sporenstiefeln zu stecken!“ —

Am Abende gaben der Palatin und Natalia noch die, theils mündlich auszurichtenden, theils schriftlichen Aufträge an Alexius ab, und als der Morgen graute, war vor dem Schlosse weder Mann, noch Röß mehr zu erblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 4tes Stück.

Der Rector Magnificus, oder: Der Feind vor den Thoren!

(Fortsetzung.)

Die fröhliche, mit Lebensmitteln reichlich versehene Ungarschaar rückte nun in mäßigen Märschen und möglichst kurzer Richtung nach Sachsen. Wo sie durchzog, hielt man sie anfänglich für ein Fähnlein Kriegsleute, das sich bei irgend einem Heere in Sold begeben wolle. Da sich aber Alexius, der sich nun für einen Castellan des Palatins ausgab, allenthalben gehörig auswies, da, weit gefehlt, daß Unordnungen vorgefallen wären, vielmehr Zoll und Weggeld pünktlich entrichtet, und Alles auf's Richtigste, ja, wenn es sich auf so hoch belief, sogar in blinkenden Kremnitzern bezahlt ward; so fiel es Niemand ein, die Durchziehenden in ihrem löblichen Unternehmen aufzuhalten. Solchergestalt gelangten sie bis vor Wittenbergs Mauern, und machten dort Halt, weil Alexius mit einigen der Auserwähltesten sich zuförderst selbst hinein verfügen und um Aufnahme ansuchen wollte.

Kaum war der Licentiat mit seinen Begleitern durch das hinter ihnen wieder verschlossene Thor gelassen wor-

den, und eine kleine Strecke Weges gegangen, als die Rathsschreiber nicht sonder Zagen, den Vortrab des feindlichen Heeres zu erblicken wähnten, indeß Frankens scharfes Auge nichts, als sechs bis acht, zwar fremde doch anständig gekleidete, zum Theil sehr ehrwürdige Männer gewahrte. Er fragte sie um die Ursache ihrer Ankunft, und erhielt alsbald zur Antwort, daß sie Abgesandte vom Vater des dermaligen Rectors wären. Mit dem wärmsten Ausbruche der Dankbarkeit pries Franke Thurzo als seinen Gönner und Wohlthäter, und nannte sodann auch den eigenen Namen. Alexius erkannte in ihm den Verfasser der, von ihm hochgeschätzten lateinischen Ode, und trug nicht länger Bedenken, sich als Thurzo's Lehrer, die Vornehmsten seiner Begleiter aber gleichfalls als Gelehrte anzugeben. Franke gedachte der Disputation, man beschloß, sogleich derselben anzuwohnen und einen der Diener an die Zurückgebliebenen zu senden, mit dem Befehle, sich in Bewegung nach der Stadt zu setzen.

Was sich in dem Hörsaale begab, ist schon angeführt worden, und nur noch zu gedenken, daß der Bürgermeister, sobald er von der Gefahrlosigkeit des Anmarsches vollkommen überzeugt war, sich in aller Stille entfernte, um dem etwaigen Spotte über seinen Mißgriff wenigstens eine Spitze durch den Befehl abzustumpfen, daß die löbliche Bürgerschaft unbedenklich die Waffen niederlegen und man alle Thore unverzüglich so weit öffnen solle, als ihre Angeln gestatteten.

Nach beendigtem akademischen Act ersuchte Graf Thurzo die übrigen Ungarn und Franken, sich morgen bei seiner Tafel einzufinden, indem jetzt sein Herz zu voll und seine Sehnsucht zu groß sey, sich mit dem theuern Lehrer allein zu besprechen, beschied jedoch den

Licentiaten gegen Abend um fünf Uhr zu sich, und nahm dann den Magister mit in seinem Wagen nach Hause.

Nach ihnen verließen auch die Professoren und Studenten, immer noch mit freudigem Getümmel, das Auditorium, doch nur, um der Fortsetzung des Jubels entgegen zu treten. Denn schon ertönten von fern Geigen, Schalmeyen, Jagdhörner und Sackpfeifen, und die gefürchtete Räuberhorde hielt, sauber gekleidet und wohl geordnet, mit einer Menge Wagen, sämmtlich mit dem Thurzo'schen Wappen bezeichnet, und mit Fässern und Körben, Kisten und Kasten hoch beladen, mit einer Reihe riesiger Ungarischer Ochsen, deren weiße und isabellne Farbe, deren drohende Augen und Staunen bezeichnendes Gebrüll, deren krumme, lang gewundene Hörner sattsam so von ihrer Kraft, als von ihrer Brauchbarkeit für die Tafel zeugten, durch das Elsterthor ihren Einzug. Die ganze Stadt gerieth in freudigen Aufruhr, aus allen Häusern stürzten Männer und Weiber, Mägde und Kinder; die Studenten umarmten die bärtigen Ungarn als Brüder, und wählten sich Stubenburschen; die Bürger stritten sich darum, wenigstens einen der Fremdlinge, oder doch einen der gewaltigen Hörnerträger, unter gastliches Dach zu bringen.

Als Franke sich bei dem Grafen einfand, sagte ihm der alte Kammerdiener, daß sich Alexius ein wenig zur Ruhe begeben habe, aber der Graf ihn erwarte. Franke blieb an der Thüre des ersten Zimmers stehen; denn Thurzo betrachtete im nächsten, bei den aufgestellten Doppelleuchtern, etwas Schimmerndes mit anhaltender zärtlicher Aufmerksamkeit. Endlich sah der Graf auf, ward ihn gewahr, und rief: »Nur näher, Freund Licentiat! Ich hab' Euch immer geschätzt und geachtet. Nun aber, da auch mein theurer Alexius ganz und gar für Euch eingenommen ist, und mir Eure feurige Er-

gebenheit nicht genug rühmen kann, müssen wir uns näher treten. Freunde theilen auch ihr Glück. Seht denn hier das Conterfei meiner Muhme und Braut, der Gräfin Natalia, das nebst diesem Rubin, als Verlobungsringe, sie und mein edler Vater mir durch Alexius übersandte."

Er zeigte ihm das mit großen Diamanten besetzte Bild, von einem Urenkel und Kunsterben Jacob's von Marbuse*) mit unendlicher Zartheit auf das Elfenbein hingehaucht, und dem Original höchst ähnlich, folglich zur Bewunderung schön. Franke konnte, von seinem Gefühl hingerissen, des Lobs und der freudigen Theilnahme fast kein Ziel finden, aber wohl wissend, daß glücklich Liebende Andern ein Gleiches gönnen, und stets gewohnt, die Gunst des Augenblicks zu benutzen, pries er auch des Grafen seliges Loos, und ließ ihn errathen, daß bei ihm selbst das Gegentheil statt finde. Der Graf verlangte das Nähere zu wissen, und Franke schilderte ihm nun nicht nur die reizende Erdmuthe, welche er, im Gegensatze zu Natalien, als der Krone orientalischer Schönheit, der im Schatten aufblühenden Mai-Rose verglich, mit der wärmsten Begeisterung, sondern setzte auch hinzu, wie wenig Hoffnung er auf des Vaters Einwilligung habe, obwohl derselbe ihm vielleicht jezt wieder etwas geneigter worden.

Als Thurzo von allen Umständen genau unterrichtet war, sprach er Franken Muth ein, und äußerte mit jener Feinheit, welche zu erweisende Dienste für zu empfangende ausgiebt: „Ueberlaßt mir die Sorge für Euer Glück! ich will selbst Euern Brautwerber abgeben. Uebrigens könnt Ihr Euch kaum vorstellen, welcher Ver-

*) Er war ein geborner Ungar und Lehrmeister des berühmten niederländischen Malers Johann Schoreel.

legenheit mich Euer, in mich gesetztes Vertrauen entreißt! Nicht allein, daß durch Eure Verlobung dem Feste, welches ich nach dem Befehl meines Vaters veranstalte, gleichsam die Krone aufgesetzt werden kann, so seh' ich mich auch so aller Furcht, irgendwo anzustossen, enthoben. Mit einer der Frauen oder Jungfrauen muß ich doch den Tanz eröffnen; nun sind aber der Ehren- und Würdenträger in dieser Stadt viele, deren sich jeder dem andern für gleich hält; aller Rangstreit fällt hinweg, kann ich zu meiner Tänzerin eine Braut wählen."

Sodann gieng er auf die eigentliche Ursache, warum er ihn heute zu sich geladen, über, und sagte ihm, daß er zwar unter seinen Junkern und den jetzt angekommenen Arvern viel feine und geschickte Leute habe, aber annoch zweier bedürfe, die der hiesigen Landes- und Sittenart, so wie aller Verhältnisse genau kundig wären, einen, welcher das äußerlich Anständige, und einen, welcher die innere Einrichtung zu leiten verstehe. Zu ersterm Posten habe er auf Frankens eigene Gefälligkeit gerechnet; zu dem zweiten solle er ihm Jemand vorschlagen. Franke blieb dießfalls keinen Augenblick in Zweifel, und nannte Wölfeln, der, seiner gelehrten Kenntnisse unbeschadet, auch in allen Künsten und Künsteleien nicht bloß bewandert, sondern sogar Meister sey. Der Graf wunderte sich fast, daß ihm dieß nicht selbst eingekommen. Solchergestalt ernannte er für die Zeit des Fests die beiden Freunde gleichsam zu seinen deutschen Hofmarschällen, und behielt sich vor, ihnen zu diesem Tage eine ihrer Würde gemäße Ausstattung zu senden.

Das Nächste, wozu verschritten ward, bestand darin, daß Thurzo bei den darüber zu gebieten Habenden, zum Behuf einer, den Vornehmsten der Universität und Stadt zu gebenden Feierlichkeit, um Einräumung eines schickli-

chen Raums ansuchte. Man fand, bewandten Umständen nach, kein Bedenken, ihm die leer stehenden Säle und Gemächer des Augusteums zu überlassen. Die Zubereitung und Auszierung derselben ward hierauf, unter Zuziehung Wölfels, der seine Erfindungsgabe und Kunstfertigkeit jetzt ganz unvermuthet zu einem nie erwarteten Glanze erhoben sah, den aus Ungarn angekommenen Baumeistern, Künstlern und Handwerkern übertragen. Es gab des Leiterschleppens, Pochens und Hämmerns kein Ende.

Das zweite Geschäft bezog sich auf die Einladung der Gäste, nämlich Aller, die sich durch Rang oder Wissenschaft auszeichneten, des Hofrichters nebst den adelichen und gelehrten Beisitzern, der benachbarten Land-Edelleute, der Akademie, der Geistlichkeit, des Amts, des Raths, so wie auch der Senioren von den Landsmannschaften *), und einer von diesen zu bestimmenden und erwählenden Anzahl der gebildetsten Musensöhne. Zu den Meisten derselben begab sich der jetzt unaufhörlich thätige Licentiat, zu den höchsten Häuptern aber fuhr Thurzo selbst, und, unter diesen, nicht ohne Neben- oder wohl Hauptabsicht, zu dem Bürgermeister Dr. Meyer.

Als Graf Thurzo bei diesem, der sich schon beim Vorfahren mehr in die Brust warf, die Einladung hinsichtlich seiner nebst Frau und Tochter angebracht und die höflichste Annahme gefunden hatte, rückte er mit einem zweiten, noch weit wichtigern Anliegen hervor. Der Bürgermeister stutzte. Graf Thurzo ließ sich aber nicht außer Fassung bringen, sondern gab zu erkennen, daß er, als dermaliger akademischer Rector, nichts mehr,

*) Die Ungarische, Erzgebirgische, Thüringische, Sächsische, Lausitzische, Meißnische.

als die höchste Einigkeit der Universität und E. E. Stadtraths, bezwecke und daher, als Vorsteher der ersten, um Vergünstigung bitte, mit der blühenden Tochter des Oberhaupts von dem zweiten, die er allgemein rühmen gehört, den Tanz eröffnen zu dürfen. Der Bürgermeister fand sich hierdurch über die Maaßen, ja fast bis zum Aufblähen geschmeichelt, und erklärte, daß noch seine spätesten Nachkommen dieser Ehre eingedenk seyn würden. Dieß feierlichst annehmend und sogar durch einen Handschlag besiegelnd, bat aber Thurzo nun auch um eine, zu Ausführung seiner Absicht erforderliche Nebengefälligkeit. Diese bestand in nichts Geringerm, als daß er, um keinen Rangsüchtigen zu beleidigen, eine Braut bei dem Feste zu haben wünsche und daher um Erlaubniß ansuche, bei demselben seinen Freund, den um die Stadt in der sonderbaren Bestürzung wohl verdienten Licentiat Franke, als Verlobten der ehr- und tugendreichen Erdmuthe verkündigen zu dürfen.

Das Wort Freund aus dem Munde des allgemein geehrten, liebenswürdigen, jetzt in vollem Glanze erschienenen Palatin-Sohns, machte freilich auf Dr. Meyern tiefen Eindruck; indeß dünkte ihn der Antrag selbst doch ein wenig zu stark. Er schwieg eine Weile, um sich zu sammeln; dann aber begann er bescheidentliche Ausflüchte vorzubringen, als zum Beispiel, daß der, übrigens recht wackre Licentiat, ja doch ganz ohne Vermögen und doch auch gar nichts, als Licentiat sey. Thurzo stellte sich schier über diese Antwort verwundert, entgegnete, daß aus einem jungen Manne von so männlichem Muthe und so ausgezeichneten Talenten doch ja Alles in der Welt werden könne, und vor der Hand ganz bestimmt, auf Befehl und Kosten des Palatins, im nächsten Vierteljahr ein Doctor der Rechte werden solle. Aus diesem, meinte er, könne der Herr Bürgermeister ohne Zweifel

bei der ersten Erledigung einen Rathsherrn schaffen; sollte aber dieses dem Herrn Bürgermeister oder Franken selbst nicht gnügen, so werde der Palatin von Ungarn nicht anstehen, einem so gelehrten und — er betonte dieß — an männlicher Entschlossenheit Keinem nachstehenden Manne, einen Titel, oder falls er nicht im Vaterlande zu bleiben gesonnen, ein ehrenvolles und einträgliches Amt zu verleihen. Dem Bürgermeister schlug einigermaaßen das Gewissen und der Syndicus stellte sich ihm auch von kläglicher Seite vor. Thurzo schien hievon nichts zu bemerken, fügte jedoch beiläufig hinzu, daß man doch auch Frankens Abordnung an das vermeintlich feindliche Heer, ohne Nachtheil des Stadt-Oberhaupts, weit eher, bei dessen längst im Stillen erkohrnen Eidame, als bei dessen bloßen Miethbewohner, erklärlich finden werde.

Das Gewebe war fein genug angelegt und der Bürgermeister befand sich allerdings in nicht geringer Beängstigung. Allein da er, wie gewöhnlich Menschen, die sich gegen den Dritten eine Blöße gegeben haben, wider Franken aufs neue Abneigung fühlte, so rief er, gleichsam zu deren Beschönigung bei sich selbst, den früher gehegten Unwillen in sich auf, wußte auch als Consul, und alter Rechtsfreund, daß in gar vielen Fällen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen, heiße. Er suchte daher allerlei Zweifelsgründe hervor, als z. B. daß Franke ein stolzer, unruhiger Kopf sey, und begegnete allen fernern Vorstellungen Thurzo's, wiewohl mit der feinsten Höflichkeit, durch die Erwiederung, daß er sich die Sache erst überlegen müsse, doch, sobald er einen Entschluß gefaßt, Sr. Magnificenz ihn alsbald zu wissen thun wolle.

Unwillig über seine nur halb gelungene Unterhandlung hatte sich Graf Thurzo in den Wagen geworfen

als aber Franke, der jetzt nebst Wölfen bei Thurzo und Alexius jedesmal zu Mittag und Abend speiste, sich nach dem Erfolg erkundigte; rief er ihm hastig zu: „der Bürgermeister ist ein alter, schlauer Fuchs, aber er soll dennoch gefangen werden. Nehmt diesen kleinen Frauenschmuck. Mein Vater hat mir, um meinen Herrn Collegen und ihren Angehörigen nach Befinden Beweise von Dankbarkeit zu geben, Mancherlei dieser Art gesandt. Ich schenke ihn Euch für Erdmuthen; Ihr mögt ihn ihr, wie es Euch am besten dünkt, mit der Bedeutung zustellen, daß ich ihn ihr, als Euerer Braut, oder, bloß durch Euch, als meiner Tänzerin, sende. Bewegt sie, daß sie ihn bei dem Feste trage, und sagt ihr, was Ihr von Natalien wißt. Uebrigens setzt Vertrauen in meine Freundschaft, ein wenig auch in meine Verschlagenheit. Nur eifersüchtig, lieber Licentiat, müßt Ihr nicht werden.«

Das Ungarische Fest war indeß das Haupt-, ja das einzige Gespräch in ganz Wittenberg worden. Allenthalben traf man Zubereitungen, um nicht bloß anständig, sondern auch reizend und glänzend dabei zu erscheinen. Die nicht zahlreichen Kaufleute hatten seit Menschengedenken nicht so viel in gleich kurzer Zeit gelöset, die Schneider noch nie so viel Arbeit gehabt. In allen Häusern wurde von Frauen, Jungfrauen und Zofen im Schweiß des Angesichts genäht und geplättet, Goldhauben, Silbernetzlein, Mieder und Schuhe geprobt, Perlen angereiht, Gürtel und Spänglein, Ketten und Ringe geputzt. Aber die zugleich Glücklichsten und Unglücklichsten unter den also Beschäftigten waren die holde Erdmuthe, und aus Liebe zu ihr, Frau Elisabeth. Franke hatte der Geliebten bei einer heimlichen Besprechung den von Thurzo erhaltenen Schmuck zugestellt und ihr zugleich, so wohl von dessen reizender Braut, als

freilich noch etwas räthselhaften Plänen, das Nöthige mitgetheilt. Jetzt lagen die schönsten Kleider nebst kleinen Kostbarkeiten auf dem Tische ausgebreitet, und sie sollte des allgemein gepriesenen Thurzo's Tänzerin werden; das Futteral mit dem Schmucke, zwar nur von Türkissen, aber auf das Reichste und Zierlichste in Gold gefaßt, lag geöffnet daneben. Muthchen schielte zuweilen danach hin und ein tiefer Seufzer schwellte den jungfräulichen Busen. Hanna fand es, mit fertiger Zunge, ganz unbedenklich, ihn anzulegen, indem der Herr Bürgermeister es wenigstens zu spät bemerken werde. Die Mutter mochte weder Ja, noch Nein sagen, weil ihr der ganze Handel zu unklar schien. Erdmuth aber — war der Vater gleich zu Zeiten hart und rauh, er blieb ja doch ihr Vater und sie kannte das vierte Gebot nebst Luthers Erläuterung! Doch hatte sie den Schmuck ja eigentlich von Franken bekommen, und er war so schön! Konnte sie wohl unter den adelichen und sonstigen vornehmen Frauen, die gewiß auf's Kostbarste geschmückt erschienen, ohne diese Zier als Thurzo's würdige Tänzerin auftreten? durfte sie Franken kränken, den Grafen, seinen Gönner und Wohlthäter, den Beschützer ihrer beiderseitigen Zärtlichkeit, durch Nicht-Anlegen beleidigen?

Nach langem Hin- und Herschwanken, fand sie, wie die Unschuld immer, das Rechte. Sie entschloß sich, zu ihrem Vater zu gehen. Sie nahm das Schmuckkästchen mit und sagte, mit einigem weiblichen Gewissens-Vorbehalt, daß sie dieß Ehrengeschenk, sie wisse selbst nicht recht, ob von Franken, oder, blos durch ihn, von dem Grafen Thurzo? zugesendet erhalten habe. Der Vater betrachtete Edelsteine und Gold, und schwieg eine Weile. Erdmuthe fragte, ein wenig erblassend, ob sie die Gabe zurückschicken oder behalten müsse?

Dem Herrn Bürgermeister war ein solcher Rechts- und Ehren-Fall noch in praxi nicht vorgekommen. Er steckte die Feder hinters Ohr und beäugelte abwechselnd das Blitzen des Schmucks und die Rosenwangen der Tochter. „Von Franken?“ — sagte er dann lächelnd — „ach, wie wollte der so Etwas erschwingen? Also von dem Grafen, der in seinem Lande so viel, wohl noch mehr, als bei uns ein Prinz gilt. Also auch — wie Seine Gnaden mir bereits kund gethan, als meine, des Bürgermeisters in Wittenberg, Tochter, als des Herrn Grafen aus dieser Rücksicht zu Eröffnung des Tanzes Erkohrne, und solcher Wahl, als Tochter des Consuls, allerdings Würdige. Der Herr Graf ist eben so einsichtsvoll, als artig und großmüthig; der Schmuck von bedeutendem Werthe, und ganz zu einem immerwährenden Andenken an mich, als ersten Berühmten in unserm Geschlechte, für Enkel und Urenkel geeignet. Ihn ausschlagen, wäre eben so unhöflich, als eine Versündigung gegen unsre Nachkommenschaft. Solchemnach — fiat! Du behältst ihn!“

Weit leichtern Herzens und weit schnellern Schritts als sie gekommen, entschlüpfte Erdmuthe, das Schmuckkästchen an sich drückend, dem väterlichen Studierzimmer.

Indeß hatten Thurzo's Kunst- und Werkleute, wo es auf örtliche Beziehungen ankam, nach Wölfels wohlersonnener Angabe, alles in den besten Stand gesetzt. Die ergrauten Steinmauern waren allenthalben frisch und freundlich gefärbt, das Täfelwerk ausgebessert, wo dieß nicht anwendbar schien, Teppiche und Tapeten aufgehängt, und für glänzende Erleuchtung, wie es die damalige Zeit gestattete, allenthalben gesorgt. Die eigentlichen Glanzpunkte gaben der Tanz- und Speisesaal ab. In beiden waren Bühnen für Geiger und Pfeifer, Trompeter und Pauker errichtet, der erste aber mit Kränzen

und Behängen von Buxbaum und sonstigen Immergrün, der zweite mit Fähnlein von den Farben der Nationen, mit dem Ungar'schen, Sächsischen, Thurzo'schen Wappen, mit den Insignien der Universität, der vier Facultäten und der Stadt Wittenberg, prachtvoll verziert.

Endlich nahte der erwartete Abend, und während auf dem, mit Fichten-Reißig und Lampen geschmückten Vorplatze der neugierig herbeiströmenden Volksmenge ein ganz gebratener Ungarischer Ochse mit vergoldeten Hörnern und zwei Springbrunnen mit weißem und rothem Weine preisgegeben wurden, empfing Thurzo mit seinen Junkern und übrigen Arvern, sämmtlich in National-Tracht, nebst seinen beiden, in Sächsische Farben gekleideten Marschällen, Franken und Wölfeln, die nach und nach ankommenden, zu mehrern Hunderten ansteigenden Gäste.

Auch der Bürgermeister mit Elisabeth und der holden Erdmuthe, die jetzt in ihrer Blüthenfülle, mit dem Rosenschnee ihrer Haut, mit den von Hanna aufs Künstlichste geflochtenen Goldzöpfen, mit den Türkis-Spangen um Lilien-Stirn und Hals, mit dem knapp anschließenden, rosig- und silber-geblumten Gewande, in der That mehr einem Engel, als einem Erdenmädchen glich, stellten sich endlich ein, wurden von dem Licentiaten auf das Ehrerbietigste empfangen und zu Thurzo geführt. Dieser, zu Ehren seines Vaters und der heutigen Festlichkeit, strahlend mit Perlen und Juwelen, eilte ihnen mit der ausgezeichnetsten Artigkeit, welcher er den Anstrich geheimer Zuneigung zu geben wußte, entgegen, wies ihnen einige der vorzüglichsten Sitze an, und blieb ihnen von nun an immer zur Seite. „Ich dank' Euch;" — flüsterte er Erdmuthen zu, daß sie erröthete — „Ihr ehrt das Geschenk meines Freundes! Doch auch ohne dieß äußere Zeichen würd' ich Euch nach seiner Schil-

derung erkannt haben." Das liebliche Mädchen fand in dieser, obwohl schmeichelhaften Anrede Alles, was sie sich nach Frankens Beschreibung von Thurzo versprochen hatte, und überließ sich nun dem weitern Gespräch mit jenem sichern, fast schwesterlichen Vertrauen, das fein fühlende Mädchen unwillkührlich edelmüthigen jungen Männern schenken; sobald sie wissen, daß sie eine schöne und heiß geliebte Braut haben.

(Schluß folgt.)

Der Mittag auf dem Schiffe.

Gegen sieben Uhr Morgens (nach der Schiffsglocke, halb zwölf Uhr gewöhnlichen Styls) sind Offiziere und Schiffskadetten mit hölzernen Quadranten und messingenen Sextanten in der Hand auf dem Verdecke beschäftigt, die Breite aufzunehmen. Der heiterste Humor geht sonnenhell in jeder Seele an Bord auf, je näher die Stunde heranrückt, die Dr. Johnson „das große Geschäft von eines jeden Engländers Tag" (the great business of every Englishman's day) nennt, und manch' scharfes Auge bewacht jede Bewegung des Schiffskoches, der mit der größten Gemüthsruhe bald an den langen Gabeln das Rind- oder Schweinefleisch aus den Kesseln heraussticht, bald die Erbsensuppe durch einen Hahn in einen tiefen Zuber laufen läßt. Endlich sieht man die Küchenjungen aus den Vor- und Hauptlucken heraufkommen, die Portionenäpfe in der Hand, an denen die Reifen so glänzend wie Silber gehalten sind, und das Holz so sauber und weiß als die Milcheimer der niedlichsten Milchmagd. Zu gleicher Zeit wird auf dem Halbdeck in einem beträchtlichen Zuber der Grog durch die Schiemänner der untern Wache gemischt, unter Beihülfe anderer verantwortlicher Obmänner des Schiffs-

volkes, und unter strenger Aufsicht des Maat des Kielraumes, damit nichts von dem gebrannten Wasser bei Seite geht, während der Proviantmeister das Maaß angibt, in welchem die Mischung des Wassers und Branntweins vorzunehmen ist. Lange vor zwölf Uhr ist dies Alles, so wie eine oder die andere kleinere Vorbereitung geschehen, so zwar, daß bevor noch der wichtige Augenblick des Mittages erscheint, im ganzen Schiffe eine merkwürdige Stille herrscht. Der Hochbootsmann steht an der Bank mit seiner glänzenden silbernen Pfeife in der Hand, die er jeden Augenblick an die gespitzte Lippe setzt, entweder um die Brodsamen auszublasen, die seinem Pfiffe hinderlich seyn könnten, oder um durch ein leises zu schnell! zu schnell! die Bootsmannsgehülfen aufmerksam zu machen, die gleichfalls wie ihr Herr und Meister mit Pfeifen versehen auf dem Hauptverdecke in gleichen Zwischenräumen von einander entfernt stehen, um das Echo der Hochbootsmannspfeife zu seyn.

Der Hochbootsmann hält seinen Blick unverwendet auf die Gruppe der Beobachter gerichtet, und wenn die Sonne im Zenith steht (te sun is up), so bemerkt er es auf der Stelle, theils an der Bewegung unter den Astronomen, theils daran, daß der Schiffsmeister an dem ebenholzenen Rande seines Quadranten oder auf der Leiste des Hängemattengeländers mit einem Stifte die Breite anstreicht; doch wenn er einer der neun niedlichen Schiffer ist, so führt er zu diesem Zwecke ein eigenes kleines Buch. Sobald er nun gefunden, daß die Sonne den Scheitelpunkt erreicht hat, begibt er sich auf das Schiffshintertheil zu dem Offizier der Wache, und rapportirt zwölf Uhr, und die Grade und Minute der gefundenen Breite. Der Lieutenant geht sofort zu dem Capitän, derselbe mag sich befinden, wo immer er will, und wiederholt, daß es zwölf Uhr und so und so

viel Breite ist. Dieselbe Formalität wird beobachtet, selbst wenn der Capitän auf dem Verdecke ist, und Wort für Wort gehört hat, was der Schiffsmeister sagt, oder wenn er sogar bei der Beobachtung selbst mitgeholfen hat. Der Capitän sagt hierauf zu dem Offiziere der Wache: „Laßt zwölf schlagen!" Der Offizier ruft nun dem Maaten auf der Wache: „Laßt zwölf schlagen!" Der schon darauf gefaßte Maate singt nun dem Schiemann zu: „Schlagt acht Glockenstreiche!" Der alte Schiemann steigt die Treppe hinab, und brummt der Schildwache an der Kajütenthüre zu: »Stürz' das Glas um, und rühr' die Glocke!« Während dessen hat der Hochbootsmann bereits die Pfeife an den Mund gesetzt, den Ellbogen in der Luft, und den Finger auf der Klappe, bereit das ersehnte Zeichen zur Mahlzeit zu geben. Nicht minder schnell haben sich die Gruppen des horchenden Volkes unten an ihren schneeweißen Tisch von Fichtenholz gesetzt, während die Andern um die Kessel gereiht vor Ungeduld auf den hölzernen Speisenäpfen mit den Fingerknöcheln trommeln. Bei dem ersten Glockenschlage, der allezeit mit größerer Lebhaftigkeit als sonst geführt wird, ruft der Offizier auf der Wache dem Hochbootsmanne zu: „Pfeif zum Essen!" Diesen Worten folgt ein langgedehnter schrillender Pfiff, den ein vergnügtes Gemurmel von mancher hungerigen und lustigen Theerjacke begrüßt. Das fröhliche Zeichen wird im nächsten Augenblicke übertäubt von dem Gerassel der Kessel und Näpfe, und von der Stimme des Schiffskoches und seiner Gehülfen, welche die Portionen ausrufen, so wie durch das Getrappel der Fußtritte am Verdecke hin, und die Treppe hinab, während der reiche Speisevorrath aufdampft, wie er nöthig ist, um dem Seemanne zu seiner anstrengenden Lebensweise Kraft und Saft zu geben. Dann kommt der fröhliche Grog! —

Dieser Nektar des Seefahrers, der jeder ehrlichen Schifferseele so herzlieb ist, mit dem er Sr. Majestät altes Tauwerk hinabschwemmt (Junk, Schlatting), wie er mit grobem, aber gutmüthigem Witze seine Rindfleischportion heißt; und während er sein Diebstheil verschluckt (wak, so nennt die Matrosentechnologie ihre Portion Grog), beneidet er keinen Menschen auf Gottes Erdboden, und würde den weinerlichen Philanthropen unter die Nase lachen, die sein Leben als eine unglückliche Sclaverei beklagen. So viel ist gewiß, daß es keine Menschenklasse auf der Welt gibt, für die besser gesorgt ist, als das Schiffsvolk; man muß aber auch sagen, daß es keine gibt, die im Ganzen glücklicher wäre, als dieses.

Räthsel.

Es wurden nie zwei Wesen noch gefunden,
Die sich, wie wir, so feindlich fliehen,
Und doch hat uns das Schicksal streng verbunden:
Stets müssen wir dieselbe Strasse ziehen;
Der Mensch, er war uns heimgegeben
Mit seiner Kraft, mit seinem Streben,
Und wie an ungewissen Scheidewegen
Weiß er manchmal nicht zwischen uns zu wählen;
Bald sind wir Eumeniden, die ihn quälen,
Bald Genien mit reichem Himmelssegen.
Wir dienen einem fremden Walten,
Und wechseln oft die lauschenden Gestalten.
Leicht magst du unsre Namen finden,
Jedoch das Räthsel, welches sie entfalten,
Wird nimmermehr der schärfste Blick ergründen.
Sie, die den Klang in Memnons Säule wecket,
Hat unser Haus mit ew'ger Nacht bedecket.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München

1831. 4ter Band, 5tes Stück.

Der Rector Magnificus, oder: Der Feind vor den Thoren!

(Schluß.)

Als die meisten der geladenen Gäste sich versammelt hatten, führten die Arver-Musiker und Sänger eine Vokal- und Instrumental-Musik auf. Sodann fielen der Wittenberger Stadtpfeifer und seine in größtmöglichster Zahl versammelten Gehülfen mit einem deutschen Tanz ein. Alles war aufs Höchste gespannt, wen Thurzo zuerst aufziehen werde; alle, welche vermeinten, daß ihnen diese Ehre gebühre, vorzüglich die Palmenzweiglein des Herrn Hofrichters, von uraltem, alles Makels baarem Stamme, hielten sich bereit, und athmeten vor Erwartung so tief, daß dem Beobachter um sie bangen konnte. Aber alle fanden sich getäuscht und konnten kaum ihren Verdruß bergen; denn Thurzo bot seiner Nachbarin die Hand, der Jungfrau Erdmuthe Meyer. War aber dieser Verstoß gegen die feine Sitte, dieses ab- oder unabsichtliche Uebersehen des Ranges und Standes, schon an sich die Quelle des geheimen weiblichen Unwillens: so blitzten manche holde und unholde

Augen noch weit höhnischer, als man um Stirn und Hals der, obwohl höchst bescheidenen, ja furchtsamen Vortänzerin, einen neuen, vorher nie bemerkten Schmuck gewahrte, einen Schmuck, der schon der Arbeit nach schwerlich etwas anders, als ein Geschenk des reichen und schönen Palatinssohns seyn konnte.

Weder Thurzo, noch der überall Augen habende Franke, schienen von der eingetretenen, selbst durch Geflüster bemerkbar werdenden Verstimmung etwas zu ahnen. Vielmehr gab Ersterer, als noch einige deutsche Tänze vorüber waren, seinen Ungarn einen Wink, und diese führten nun verschiedene National-Tänze, zuletzt den sogenannten Heiducken-Tanz mit der höchsten Anmuth und Gelenkigkeit auf, der die sämmtlichen Gäste, besonders wegen des Zusammenschlagens der Schwerter und Streitäxte, aufs Höchste belustigte.

Nunmehr war aber auch die zu Anhebung abendlicher Gastgebote damals gewöhnliche Zeit herangerückt, und Thurzo nebst seinen Marschällen ersuchte die Gesellschaft, sich zur Tafel zu begeben.

Diese, nebst den reichlich besetzten Credenz-Tischen, den ganzen Saal erfüllend, war nicht blos mit den ausgezeichnetsten Pracht- und Kunstwerken der Arver Köche und Bäcker geschmückt, sondern glänzte auch von Gold- und Silbergeschirr. Fast mehr noch zogen die Aufmerksamkeit der Männer die Namen der aufgesetzten Weine, welche einige Haushofmeister und Mundschenken verkündigten, als: des Gewächses von Tokai, Tarczal und Menesch, des Ruster, Oedenburger, Zoborer, Ofner, Neßmüller, und noch manches andern edlen Rebensaftes, die Augen der Frauen aber die, gleich Schaugerichten aufgethürmten, wie mit Purpurschmelz übergossenen Aepfel und die auserlesensten, künstlich erhaltenen Weintrauben mit üppig geschwellten, bald eiförmigen, bald

breitrunden Beeren auf sich, dergleichen wir Deutsche nur aus gemalten Fruchtstücken kennen. Eine Zeit lang schien Alles vor Verwunderung stumm; als man sich jedoch nach der Hofmarschälle Anweisung geordnet und gesetzt hatte, da gab es abermals nicht blos höhnisch aufgeworfene Näschen, sondern auch Gemurmel des Mißvergnügens und des gekränkten Stolzes; denn die Nachbarin des glänzenden Gastgebers zur Rechten war wieder keine andere, als Jungfrau Erdmuthe Meyer. „Der Herr Graf aus Ungarn“ — lispelte der Hofrichter mit stechenden Blicken dem Bürgermeister ins Ohr — „ist ohne Zweifel in Euerm Hause sehr willkommen — des Ranges meiner Fräulein Töchter, hoff' ich, ohne Präjudiz“ — Was sollte der Bürgermeister antworten? Erdmuthens öffentliche Auszeichnung warf auf ihn und sein Haus wohl ein sonderbares Licht und bot der Verläumdung Stoff dar; er selbst hatte den Hofrichter stets als hohen Gönner verehrt und glaubte an dessen, oft zu verstehen gegebenes Ansehen bei Hofe.

Bei dieser fast allgemeinen Spannung wollte es nicht recht zur lauten Fröhlichkeit kommen. Die Anwesenden wußten nichts besseres zu thun, als ihren Unmuth an den köstlichen Speisen auszulassen, und in den Pokalen zu ertränken. Endlich brachte der Pro-Rector die Gesundheit des Königs und des Palatins von Ungarn aus, welches Thurzo mit der des Churfürsten von Sachsen und der Universität Wittenberg erwiederte. Jetzt erhob sich auch der dermalige Hofmarschall Franke und ließ die hohe Braut Sr. Magnificenz hoch leben. Aller Blicke fielen fast wie versteint auf Erdmuthen, bis er hinzusetzte: „Gräfin Natalia von Thurzo!“ Becher und Gläser erklangen in die Runde.

„Es ist noch eine Braut unter uns“ — nahm

Thurzo das Wort und faßte Dr. Meyern scharf ins Auge — „nicht wahr, Herr Bürgermeister?“

Dieser war in der größten Verlegenheit. Sollte er geradezu Nein sagen? welch ein Aufsehen würde das gegeben haben! Dr. Wieseln als muthmaaßlichen Schwiegersohn zu nennen, ging doch auch nicht an, und um so weniger, weil dessen Muthlosigkeit bei der für nöthig gehaltenen Gesandtschaft durch einige jüngern Rathsherren zum Stadtmärchen geworden war. Seinem eignen Zagen bei jener verwünschten Angelegenheit aber konnte er jetzt einen leidlichen Anstrich geben, die Verläumdungssucht in Betreff seiner Tochter zum Schweigen bringen, den Herrn Hofrichter versöhnen. Dennoch war er so überrascht, daß er fast nur stammelte, und zwar zu dem Hofrichter: Hochdieselben werden bald erklärlich finden“ — zu Thurzo aber: „Ihro Hoheit sind auch allzugnädig. —“

Aber laut rief jetzt die Hoheit aus: „Hoch Jungfrau Erdmuthe Meyer, die holde Verlobte meines Freundes, des Herrn Licentiaten, in wenig Wochen, Doctor Frankens!“

Becherklang, Jubelruf, Trompeten und Pauken fielen allenthalben ein und selbst die vorher erzürnten Frauen warfen auf Erdmuthe jetzt freundliche Blicke, die, da nun auch Thurzo erklärte, daß ihn nur eine Braut bei der höchst schwierigen Wahl unter so vielen, durch Geburt, Geist und Reiz ausgezeichneten Frauen und Jungfrauen habe leiten können, auch dem schönen und artigen Redner wohlgefällig sich zuwandten. Erdmuthe aber, in Thränen ausbrechend, stand auf, küßte dem Vater die Hand und sank, ihre Linke dem glücklichen Bräutigam überlassend, in die Arme der Mutter. Alle Gäste strömten herzu, den Aeltern und den neu Verlob-

ten Glück zu wünschen. Nur der Herr Syndicus fand gerathen, sich ohne Geräusch zu entfernen.

Und hiermit wären wir denn am Schlusse dieser Erzählung. Nur wegen derjenigen, welche gern auch das Ende des Endes finden, werde noch Folgendes hier bemerkt.

Die Lust dieses Ungarischen Festes dauerte bis zu Tagesanbruche. Am nächsten Abende darauf brachten Musensöhne erst dem Grafen Thurzo, dann dem Dr. Hettenbach als Prorector, zuletzt auch dem Bürgermeister, oder, der Wahrheit nach, dem rosigen Muthchen, eine Nacht-Musik. Einige Tage später reisete Alexius mit seinen Arven wieder ab und eine große Menge Studenten gab ihnen eine weite Strecke das Geleit. — Wenige Monate darauf ward Franke Doctor, dann Erdmuthens Gemahl, in Kurzem Rathsherr. Ein halbes Jahr später erlangte auch Wölfel den Doctorhut und begleitete sodann den wieder abreisenden Thurzo, als dessen Leibarzt. Thurzo empfing noch den väterlichen Segen am Trauungstage mit der edelschönen Natalia; doch wenig Wochen darauf ging der würdige Palatin mit Tode ab im Jahre 1617. Ihm folgte in Kurzem der treue Freund Alexius. — Dagegen sandte Dr. Wölfel im nächsten Herbste seinem Freunde Dr. Franken einige Fäßlein des edelsten Ungarweins, nebst der Nachricht, daß er, den die zartweißen Sachsenmädchen nicht hätten bezwingen können, von einer kleinen, gelben, schwarzäugigen, doch ungemein hübschen Ungarischen Eva, der Tochter seines ältern Collegen und vertrautesten Freundin der Gräfin Natalia, sich habe ins Netz locken lassen. — Die Universität Wittenberg hat am 18. October 1802 ihr letztes Jubiläum gefeiert, und nur Luthers eisernes Standbild bezeichnet die Stätte, wo er lebte und wirkte. — Die Nachkommen der, wie oberwähnt wor-

den, nach Wittenberg gewanderten Ungarn bewahren noch jetzt die Kunde von dem friedfertigen Kriegszuge ihrer Väter in treuem und frohem Gedächtnisse *).

Das sonntägliche Mittagsmahl bei dem Capitän.

Sonntags speist der Capitän gewöhnlich mit den Offizieren in der großen Kajüte; und wenn gleich diese wöchentlichen Mahlzeiten oft nur allzusehr eine leere Formalität werden, so muß man doch zugeben, daß sie sehr wesentlich zur Aufrechthaltung der strengen Disciplin auf den Schiffen beitragen. Wer nur einigermaßen mit dem Seeleben bekannt ist, wird eingestehen, daß es ohne diese Wochenceremonie fast nicht möglich wäre, auf einem Kriegsschiffe in die Länge hinaus gute Ordnung zu erhalten. Ich kann die harten und unangenehm verletzenden Reibungen auf einem Kriegsschiffe, zumal wenn zwischen Capitän und Officieren böses Blut herrscht, mit nichts Anderem vergleichen als mit einer Maschine, in deren Räderwerk man eine Handvoll Kieselsteine geworfen hat. „Aber," wird man fragen, „wie ist es möglich, daß ein einfaches Mittagessen, ein oder zwei Mal die Woche, so großem Uebel steuern kann?"

Man denke sich, daß der Capitän kurz vor Mittag gerade auf das Verdeck kommt und Etwas nicht in der Ordnung findet, z. B. die große Raa nicht genug aufgebrasset, oder die Leevorbramschoten nicht vorgeholt, oder den Klüver nicht aufgehisset — man denke sich, daß der Capitän aus Grille oder nicht eben auf solche Klei-

*) So versichert der Freiherr Mednyansky, von weiblicher Seite ein Nachkomme der Grafen Thurzo, in Hormayers Archiv. Jahrg. 1818. S. 371 ff.

nigkeiten ein besonderes Augenmerk hat, und den Offizier darüber härter anläßt als nöthig, wobei er gegen seinen Willen die Ungerechtigkeit begehen kann, einen thätigen und mit harter Arbeit überladenen Mann eben so heftig anzufahren, als wenn er ihn schlafend auf der Wache betroffen hätte. Der Offizier, der nichts erwiedern kann, verbeugt sich und gehorcht. Einige Minuten darauf steht die Sonne im Meridian, und zwölf Uhr wird geschlagen. Der Bootsmann pfeift zum Essen, das Verdeck wird geräumt, und der Lieutenant der Vormittagswache steigt hinab, voll von Aerger über den Capitän und dessen unverschuldeten strengen Tadel. Das Erste, was er bei dem Eintritte in die große Kajüte thut, ist, daß er seinen Hut, so weit das Zimmer reicht, in eine Ecke wirft, so daß er ohne Zweifel in Gefahr kommen würde, zum Fenster des Spiegels hinaus zu fliegen, wäre nicht der Offizier, der dort in einem Locker*) gewöhnlich die Flöte bläst, bei der Hand und finge ihn geschickt auf. Der Flötenspieler, der auf diese Weise in der Mitte des God save the King oder des Robin Adair, an dem er schon drei Monate unter Leitung des Musikmeisters der Bande sich abgefingert hat, unterbrochen worden ist, ruft ganz verblüfft aus: „Holla, Herr — was gibts denn?“ — „Was es gibt,“ schreit der Andere. „Erschossen will ich werden, wenn ein so verfluchter Handel einen Mann nicht um seine fünf Sinne bringen kann.“ — „Nun, was gibt es denn? frag' ich“ — ruft der Offizier, indem er die Flöte schon wieder an die Lippen setzen will. — „So muß ich mich also abmartern, und Leib und Seele abrackern den ganzen Vormittag, um es unserm rappelköpfischen, wetterlauni-

*) Ein an die innere Seite des Schiffs genagelter Korb zu verschiedenem Gebrauche.

schen, murrköpfischen Griesgram von Hornfisch recht zu machen, und was hab' ich davon? Drückt er nicht mit Fleiß über Alles, was ein ordentlicher Kerl leistet, die Augen zu, um sie angelweit aufzusperren über die geringste Kleinigkeit seiner tausend und einen Grillen, nur um ein Mal einen recht aushunzen zu können? „Es ist klar," fährt der Lieutenant fort, der sich immer mehr in die Hitze hineingeredet hat, „es ist klar, der Capitän hat es auf mich gepackt und will mir den Dienst verleiden, wahrscheinlich, um einen andern von seinen Nachtretern an meine Stelle zu bringen." — „Potz Unsinn und kein Ende!" — ruft der friedliche Flötenspieler hier zwischen, „der Capitän ist Dein bester Freund!" — „Mein bester Freund?" brüllt der Andere; „ich will Dir was sagen, Herr Bruder." — Aber in diesem Augenblick tritt des Capitäns Proviantmeister (Capitain's steward) herein, geht auf den wüthenden Offizier der Vormittagswache zu und sagt ganz mechanisch: „Eine Empfehlung von dem Capitän, Sir, und er läßt sich die Ehre zum Mittagessen ausbitten." — Hierauf erwiedert der Offizier fast eben so mechanisch: „Meine Empfehlung, und ich werde die Ehre haben." — Kaum aber hatte der Friedensbote die Thüre wieder hinter sich geschlossen, so sagt Jener: „Ich bin teufelswild, daß ich es nicht abgeschlagen habe." — „So," sagt der Andere gedehnt, und fängt seine unterbrochene Flötenübung wieder an. Inzwischen wird es zwei Uhr; der Tisch der großen Kajüte ist gedeckt; die Trommel schlägt den „Roastbeaf;" der Offizier der Vormittagswache steigt auf das Verdeck, um seinen Backkameraden wie gewöhnlich abzulösen, und nachdem er schnutzig und trutzig seine Stunde in voller Uniform zugebracht hat, wobei er seinen Aerger noch immer mehr anschürt, um den Capitän merken zu lassen, daß er teufelstoll ist, sagt man ihm,

daß das Mittagsmahl in der Kajüte auf ihn warte. So steigt er nun hinab und nimmt seinen Stuhl ein, und sitzt da mit einem Gesicht so mürrisch, als säße er auf Disteln. Die Erbsensuppe wird unter dem feierlichsten Stillschweigen ausgelöffelt; aber eben wie die Teller gewechselt werden, sagt der Capitän zu dem Trotzkopf: „Kommen Sie, Herr Haultight, wollen wir nicht ein Glas mit einander ausstechen? Wem soll es gelten?“ — Und bei diesen magischen Worten und in dem einzigen Glase Xeressekt ist auf ewig aller voriger Aerger begraben und vergessen. Aber nicht sowohl in den Worten als in dem Tone, mit dem sie gesagt werden, läßt der Capitän dem beleidigten Offizier merken, wie viel ihm daran liegt, das gute Verhältniß wieder hergestellt zu sehen, oder wie leid ihm das Vorgefallene ist. Kurz, wenn der Offizier nicht ein hartköpfiger und fischbeinzäher Geselle ist, an dem alle Güte hinausgeworfen ist, so ergreift er die Flasche, füllt sein Glas und erwiedert: „Von ganzem Herzen, Sir.“ Und somit ist aller Wahrscheinlichkeit nach Alles im Reinen.

Aber so wie es der Fall seyn kann, daß der höhere Offizier ein Mal Unrecht hat, so kann auch der entgegengesetzte Fall eintreten, daß ein subalterner mehrere Tage hindurch sich das Vergnügen macht, den Capitän auf alle mögliche Art zu trätzen, wobei er sich jedoch wohl in Acht nimmt, durchaus innerhalb der gesetzlichen Schranken zu bleiben. „Wer in der Welt,“ möchte ich fragen, „hat mit Befehlshabern zu thun, sey es auf der Flotte oder auf dem Lande, in einem Schiffe oder in einer Kinderschule, und möchte nicht aus der Haut fahren bei solchen kleinen Quälereien? Ich für meine Person wenigstens kann dergleichen nur mit den Stichen eines Muskito vergleichen, den man sich die halbe Nacht zu fangen abmüht, und darüber Schlaf und Erholung

einbüßt, vergeblich sich abmarternd, den boshaften Feind zu erhaschen, der durch immer wiederholte Stiche fühlen läßt, daß er klein, aber nicht unbedeutend ist. Aber während diese Höllenmarter im besten Gange ist, kommt mit einem Male der Sonntag heran. An diesem Tage speist der Capitän wie gewöhnlich mit seinen Offizieren in der großen Kajüte, und wenn er hierher ein Mal den Fuß gesetzt hat, wird er von Allen — selbst den Herrn Muskito nicht ausgenommen — mit gleicher Aufmerksamkeit empfangen. Es ist Sitte, bei dieser Gelegenheit den straffgespannten Zügel der Schiffsdisciplin ein wenig nachzulassen, so daß eine gewisse steife Vertraulichkeit zum Vorscheine kommt. Zu dieser muntert der Capitän sogar noch einigermaßen auf; jedoch wie sich von selbst versteht, immer mit großer Behutsamkeit, obgleich er hiebei noch ein wenig mehr nachsieht, als er gegen sich selbst an seiner eigenen Tafel thun würde. Während des Tisches trinken alle Gäste mit ihrem Wirthe ein Glas Wein, und wenn der gedachte Muskito der Gastfreundschaft diesen Tribut entrichtet, so müßte der Capitän sehr auf den Kopf gefallen seyn, wenn er nicht ein oder das andere freundliche Wort über die Güte des Offiziers anbringen könnte, der ihm die Woche über so zugesetzt hat. Durch diese und dergleichen kleine Kunstgriffe werden alle ähnlichen Unannehmlichken geschickt aus dem Wege geräumt. Ohne diese Sicherheitsklappe an der Hochdruckmaschine des Seedienstes aber wüßte ich wahrlich nicht, wie das ungeheuer komplizirte Getriebe desselben im Gange erhalten werden könnte.

Die Pest in Egypten.

Nach Pariset.

Parisets, des Präsidenten der französischen ärzt-

lichen Commission in Egypten, Forschungen über die Pest sind von großem Interesse. Während eine bisher Europa fremde Seuche diesen Welttheil, Schrecken erregend, überzieht, zeigen sie uns die Hoffnung, daß es mit der Zeit gelingen könnte, jenen alten Feind der Menschheit auszurotten, und einige der schönsten Länder der Welt wieder der Kultur zu gewinnen, was nun freilich gegenwärtig für uns, da wir jenen Feind nicht mehr, wohl aber einen andern fürchten, kein großer Trost ist. Bei der Menge von Schriften über die Cholera möchte es aber doch manchem Leser zur Erholung dienen, wenn er auch einmal von einer alten Geißel der Menschheit liest, bei der ihm das Herz nicht zu pochen braucht.

Schon Montesquieu und Volney haben behauptet, die Pest sey in Nieder-Egypten einheimisch, sie stamme hier von der Zersetzung thierischer Stoffe in Folge der Ueberschwemmung des Nils und der großen Hitze. Pariset, der bekanntlich selbst in Egypten gewesen ist, um die Pest an Ort und Stelle zu studiren, nimmt nun diesen Satz wieder auf und sucht, gestützt auf die von ihm beobachteten Thatsachen, darzuthun, daß die Pest in Egypten erst seit der Zeit herrscht, da man die Sitte des Einbalsamirens aufgegeben hat. Die Verwandlung der Leichen in Mumien war nach ihm zugleich religiöser Brauch und Gesundheitsmaaßregel; das jährliche Wiederauftreten der Pest ist rein lokal, und hängt mit den Umständen zusammen, die an gewissen Orten der thierischen Fäulniß Vorschub leisten, und das einzige Mittel, diese Geißel der Welt auszurotten, wäre, daß man im neuern Egypten die Begräbnißweise aufgäbe, welche an die Stelle des Einbalsamirens und der Verwandlung der Leichen in Mumien getreten ist. Wir können dem Beobachter nicht in der vollständigen Entwicklung aller dieser

Sätze folgen, und beschränken uns auf das Hauptsächliche und allgemein Interessante.

In Egypten werden die Leichen fast durchaus nur sehr oberflächlich begraben. In den meisten Dörfern baut man die Gräber, dem Boden gleich, aus Backsteinen und kleinen Steinen mit ein wenig Kalk oder Lehm. Sie gleichen langen Backöfen, und die fast ganz nackten Leichen werden darin, wie die Brode, aneinander geschichtet. In einigen Dörfern gräbt man aber tiefe Gruben, auf die Gefahr hin, daß sie mehrere Monate im Jahre unter Wasser stehen, während man in andern Ortschaften über der untersten Reihe der beschriebenen länglichten Backöfen eine zweite, über dieser eine dritte, eine vierte und so fort aufbaut, so daß das Ganze am Ende eine Pyramide darstellt, welche die benachbarten Häuser überragt. Jeder Backofen oder vielmehr jedes Gewölbe hat einen offenen Eingang, meistens gegen Morgen. Zu Alexandrien und Cairo verfährt man etwas anders.

Was ist nun die Folge von dieser Verfahrungsweise? Der Wind, der Thau, der Regen, ja die Trockenheit selbst nagen an diesen Bauten, brechen sie auf, zerstören sie endlich ganz; es erheben sich nun durchaus giftige Dünste; Millionen von Mücken nähren sich hier und beflecken dann mit der aufgesogenen Jauche Alles umher, Lebensmittel, Kleider, Hanf, Flachs, Baumwolle; inokuliren sie in das Gesicht, die Hände, alle nackten Körpertheile überhaupt. Es ist erwiesen, daß Karbunkel, ja die Pest selbst Folge solcher Einimpfung waren. Trotz der verpesteten Luft an solchen Orten, liegen Gattinnen, Mütter ganze Stunden auf diesen halboffenen Gräbern und beten, und Nachts scharren Hyänen, Schakals, Hunde den Sand und die Steine auf und zerreißen die Leichen. Endlich steigt der Nil

bei seinem jährlichen Austreten häufig bis zu den Begräbnißplätzen der Dörfer, durchdringt das schlechte Bauwerk, reißt es ein und führt am Ende die Leichen mit sich fort.

Die Zahl und Größe dieser Begräbnißstätten ist natürlich verschieden nach der Bevölkerung. In einem Quartier von Cairo, das aus dreihundert, von Kopten bewohnten Häusern besteht, hat jedes Haus, dem Boden gleich, mehr oder weniger Grabgewölbe.

Im Hause der berühmten koptischen Familie Galli zählte Pariset deren acht. In jedem Gewölbe liegen achtzig bis neunzig Leichen. Alle zwei, drei Monate öffnet man bald das eine, bald das andere, um neue Tode hineinzulegen. Diese Gewölbe befinden sich in einem Hofe in freier Luft; über zweien indessen, in denen dreißig Körper liegen mochten, wohnte eine Familie und war nur durch einen Bretterboden davon getrennt. Unter die Treppe von fünf oder sechs Stufen, die zu dieser Wohnung führt, hatte man eilf Kinderleichen gesteckt.

Wie mächtig aber auch diese schädlichen Einflüsse im Allgemeinen seyn mögen, so ist doch ihre Wirkung nicht an allen Orten gleich gefährlich. In Oberegypten z. B. und noch weit mehr in Nubien jenseits der Cataracten ist es, so schlecht es auch mit den Begräbnißstätten bestellt ist, so unregelmäßig auch die Eingebornen leben, und obgleich von Gesundheitspolizei gar keine Rede seyn kann, kaum möglich, daß sich die Pest von selbst entwickle, oder wenigstens, wenn dieß je der Fall ist, daß sie ansteckend werde. Alle jene Schädlichkeiten werden von dem herrlichen Boden, dem leichten Abfluß der Wasser, der dünngesäeten Bevölkerung und den mächtigen Luftströmen, welche bald in dieser, bald in jener Richtung das große Nilthal reinigend durchziehen, reich-

lich aufgewogen. Aber auf dem Delta, in Cairo ist es anders. Kein Jahr, keine Jahreszeit, kein Monat, ja keine Woche und kein Tag vergeht, wo sich die Pest nicht in einzelnen Fällen, und zwar in allen Graden, in allen denkbaren Gestalten zeigt. Ein Mensch, den man kennt, genießt der blühendsten Gesundheit, und wenige Stunden, nachdem man ihn noch gesehen, mitten in der Nacht, wird er von Kopfschmerz, Erbrechen, schwarzen Flecken auf der Haut befallen, fällt in Raserei und stirbt; ein anderer fängt plötzlich an zu husten, Blut zu speien, Pestbeulen brechen aus, und nach drei Tagen ist er eine Leiche. Man mag wollen oder nicht, man muß glauben, was in Egypten bereits sprichwörtlich geworden ist, nämlich: zu Cairo wird Jedermann, sogar in der allergünstigsten Jahreszeit, er sey Mann, Weib oder Kind, Eingeborner oder Fremder, woher er, wie seine Haut gefärbt, was sein Temperament oder sein Gewerbe seyn mag, Jedermann, sagen wir, bekommt früh oder spät, gut oder bösartig, die Pest; nichts vermag ihn vor dieser furchtbaren Probe zu schützen, und ein in Cairo angesessener Franke entgeht ihr fast nie.

Von diesen einzelnen, von selbst entstehenden Pestfällen hat die Regierung gar gut Kenntniß; aber sie schweigt und achtet nicht darauf. Daß sie es weiß, das beweißt, was ein Minister des Vicekönigs zu Pariset in Ober-Egypten sagte: „Sie suchen die Pest? die finden Sie in Cairo; dort ist sie allezeit." Was der Minister von Cairo sagte, gilt vom ganzen Delta, und namentlich von unterm Theile desselben. Man muß also, einstimmig mit den Aerzten der Bonaparte'schen Expedition, Desgenettes, Larrey u. s. w. anerkennen, daß die Pest in Egypten endemisch ist, daß sie hier selbstständig auftritt, und sich aus eigenthümlichen Ursachen entwickeln

würde, wenn die übrige Welt auch gar nicht vorhanden wäre. Dieses endemische Verhältniß der Pest, dieses selbstständige, immer heftige Auftreten wird durch bleibende und zufällige Umstände, durch Jahreszeit, Lokalität, ja durch Regierungsmaaßregeln bedingt.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen ist die Ueberschwemmung des Nils. Man hat indessen die Pest auf zwei einander gerade entgegengesetzte Wasserstände folgen sehen, auf einen sogenannten großen Nil und auf einen kleinen Nil. Nach einem kleinen Nil fällt die Erndte schlecht aus; die Constitution der Eingebornen leidet dadurch, und sie werden für die Krankheit empfänglicher. Dieß geschah im Jahre 1718. Erbittert durch die unmenschliche Behandlung der Großen, betete das Volk von den Minarets herab um die Pest; es wurde nur zu gut erhört. Diese Pest tödtete plötzlich; in kurzen fünfzig Tagen raffte sie 200,000 Menschen dahin. Das Jahr darauf war sie in ganz Syrien und im folgenden zu Marseille. Andrerseits tritt auch die Pest so ziemlich regelmäßig nach einem großen Nil ein, weil dann der Fluß die Begräbnißstätten bedeckt, diese großen Niederlagen von thierischen Stoffen aufgewühlt und beim Ablaufen hat offen liegen lassen; so ging es in den Jahren 1800 und 1801. Unter allen mitwirkenden Ursachen aber erscheint als die unfehlbarste der Einfluß des Regens, der im Vierteljahre, wo schlechtes Wetter herrscht, namentlich im November, December und Januar, in Nieder-Egypten und auch in der Hauptstadt fällt. Man kann von selbst abnehmen, welchen Einfluß dieser Regen äußern muß, und man wird zum Voraus schließen, daß, wenn, im Verhältniß zu diesem Winterregen, sich die Pest merkbar entwickelt, die ersten Kranken im Februar, etwas früher, etwas später, vorkommen werden, und dieß ist auch wirklich der Fall. Nun

steigt die Pest, erreicht ihre Höhe im März und April, hält sich darauf oder schwankt im Mai, nimmt ab und hört auf mit Ende Junius. Daraus ergibt sich zweierlei, einmal: dieser regelmäßige Gang widerspricht der Annahme der Einschleppung, wobei sich nie Regelmäßigkeit zeigt, durchaus, und dann: der Chamsin trägt nicht, wie manche Aerzte glauben, zur Erzeugung der Pest bei; denn der Chamsin bläst nur zwischen der Frühlingsnachtgleiche und dem Sommersolstitium.

(Schluß folgt.)

Anagram.

Ich komm aus einer dunklen Pforte,
Ich wandle ewig meinen Lauf:
Ich spreche Jedem sanfte Worte,
Allein das Schicksal faßt sie auf.

Es schöpfen alle meine Kinder
Aus einem immer frischen Quell,
Ich liebe keines mehr und minder,
Doch rinnet er nicht Jedem hell.

Es nehmen Viele meine Gabe
Mit Dank in dem verklärtem Blick,
Und mancher Greis an seinem Stabe
Schaut segnend noch auf mich zurück.

Für Viele wird auch meine Spende
Des Nessus brennendes Gewand:
Sie stürzen, daß die Qual sich ende,
Hernieder von des Abgrunds Rand.

Willst du den Namen rückwärts lesen?
Es ändert wenig nur den Sinn!
Du findest, was ich dir gewesen,
Und was ich dir zuletzt noch bin.

Lesefrüchte,

elehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 6tes Stück.

Das Selbstopfer.

Die Geschichte hat wenige Beispiele von so beharrlichem Muthe und von so unermüdlicher Ausdauer aufzuweisen, als man während des Krieges der Franzosen in Spanien, im Jahre 1809, bei der Belagerung und Vertheidigung von Saragossa, wahrnahm.

Dieser Platz, theils durch seine Lage an einem der bedeutendsten Flüsse Spaniens, theils als Waffenplatz, der einer ganzen Armee zum Anhalt und Stützpuncte dienen konnte, höchst wichtig, war durch Natur und Kunst bedeutend befestigt, und wurde es noch mehr, als die Spanier den Werth erkannten, den die Franzosen auf ihren Besitz legen mußten, und legten.

Schon als sich die Letzteren in der Provinz, deren stärkste Festung Saragossa war, auszubreiten, und dieser zu nähern anfingen, waren, außer dem Heere, das sich fechtend dorthin zurückzog, täglich Tausende von freiwilligen Arbeitern geschäftig, die Außenwerke zu vermehren, und die innern Werke zu verstärken. Wohl erkannte der französische Marschall Lannes, welcher endlich Saragossa einschloß, und dann die Belagerung desselben leitete und befehligte, die Schwierigkeit, sich die-

ses Platzes zu bemächtigen, und mußte auf neue Mittel sinnen, den neuen Krieg, der sich vor diesen Mauern und Wällen entspann, mit Geschick und Nachdruck zu führen. In der That, derselbe hatte einen doppelten Schauplatz, einen nämlich über und einen andern unter der Erde; denn während man sich dort mit Erbitterung schlug, und der Donner des Geschützes tobte, grub man hier Minen und Gegenminen, und suchte sich im Schooße der durch den Geschützdonner zitternden Erde gegenseitig zu überlisten und zu verderben.

Von einer Familie der Belagerten, bestehend aus Vater, Sohn und Tochter, erzählte man, nachdem der blutige Kampf von Saragossa endlich durch die Einnahme desselben sein Ziel erreicht hatte, unter vielen andern Beispielen der entschiedensten Hingebung und der kältesten Verachtung der Gefahren, nachstehende Geschichte, welche zu dem, was oben gesagt worden, und von der fanatischen Feindschaft der Spanier gegen die Franzosen einerseits, aber auch von der glühendsten Vaterlandsliebe, die ihr Alles freudig zum Opfer bringt, den sprechendsten Beweis liefert.

Pedro Contara besaß ein Landgut unfern von Saragossa. Er war ein frommer und edler Mann, der sich gegen seine Lehns- und Dienstleute überall wie ein Vater zeigte, ihnen mit Rath und That liebreich, wo es nöthig war, zu Hülfe kam, und daher die allgemeinste Achtung genoß. Sein älterer Sohn war gleich beim Ausbruche des Krieges, nach dem Einrücken der Franzosen in Spanien, mit ins Feld gezogen, und hatte in einem der ersten Treffen seinen Tod gefunden. Die Mutter, die mit unendlicher Zärtlichkeit ihre Kinder liebte, konnte diesen Verlust nicht verschmerzen; sie verfiel in ein Siechthum, dem ihre Kräfte unterlagen, und als sich beim Annähern der Franzosen gegen Saragossa

Unruhe und Kriegesschrecknisse überall verbreiteten und mehrten, erlosch ihr Lebenslicht im Dunkel der Sorgen und Befürchtungen, die ihr zartfühlendes Herz ängstigten.

Pedro empfand die Größe seines bereits durch die verhängnißvollen Umstände erlittenen Doppelverlustes tief, rang aber männlich mit seinem Schmerze, und bot alle seine Gemüthskräfte auf, um vor seinen beiden andern Kindern, und vor seinen Bekannten und Unterthanen gefaßt und standhaft zu erscheinen. Fernando und Isabella jammerten desto lauter über den Verlust der geliebten Mutter und des theuren Bruders, und klagten in ihrem Wehe laut die über die Pyrenäen in ihr Vaterland eingebrochenen nachbarlichen Kriegsvölker, als die alleinigen Urheber des erlittenen bittern Verlustes, an. Ihre natürliche Abneigung gegen ihre Feinde wuchs mit jedem Tage, der ihre Lage verschlimmerte, und ward, je höher ihre Verlegenheit und Bedrängniß beim Anrücken der Franzosen stieg, ein um so erbitterter Haß.

Pedro war nach Saragossa geeilt, und hatte, was von seinem Besitzthum fortzuschaffen war, dorthin geflüchtet; Fernando führte inzwischen die wehrhafte Mannschaft des Dorfes an, und war mit dieser ausgezogen, um, im Vereine mit den Nachbarn umher, den Franzosen den Marsch durch einen Engpaß zu versperren, durch den ein Theil ihrer Artillerie im Anzuge war. Isabella befand sich nur von Weibern, Greisen und Kindern umgeben allein auf ihrem Gute, und harrte der Wiederkehr des Vaters, und dem Ausgange des Unternehmens ihres Bruders mit jener kalten Entschlossenheit entgegen, zu der große Gefahr und Noth selbst die verzagte Schüchternheit zu steigern vermag, und welche

dann das Ungewöhnliche auszuführen ermuthigt und fähig wird.

Da erscholl das Gerücht: es zögen Feinde mit eininigem Geschütz in das Dorf ein. Sogleich eilte Isabella hinab auf die Dorfgasse, zog im Vorüberlaufen die Sturmglocke, griff nach dem ersten besten Stücke, das ihr zur Waffe dienen konnte, fiel den Pferden der ersten Kanone, am Eingange des Dorfes, in die Zügel, tödtete mit einem kräftigen Schlage ihrer in Händen habenden Stange einen Trainsoldaten, eilte auf den zweiten zu, verwundete ihn schwer, ward alsbald, von herbeilaufenden Weibern unterstützt, in den Stand gesetzt, noch mehrere andere derselben mehr oder minder zu verletzen, und wußte durch ihr Beispiel die Mitbewohner des Dorfes schnell dahin zu vereinen, daß man durch Herbeischleppen von Geräthe aller Art den engen Eingang zum Dorfe zu einem Verhack umschuf, durch das fürs erste mit dem Geschütz nicht zu passiren war.

Als inzwischen die nachfolgenden Soldaten, durch dieses besondere Ereigniß aufgehalten, Feuer auf die Weiber zu geben anfingen, stürzte Isabella in das am Eingange des Dorfes isolirt und leer stehende Haus des Hirten, ließ es, unter dem Beistande einiger Gehülfen, in Brand stecken, und machte es dadurch den Franzosen unmöglich, von dieser Seite — da den Weg zwei tiefe Gräben begrenzten — in das Dorf einzurücken, und ihr Geschütz weiter fortzuschaffen.

Der helle Brand des Hirtenhauses ward alsbald für die bewaffnete Mannschaft, welche etwa eine halbe Meile vom Dorfe am Engpasse postirt stand, ein Zeichen der Gefahr, welche an jenem Orte obwalte; sie eilte theilweise herbei, und zwang die feindliche Escorte nunmehr, sich nicht nur zurückzuziehen, sondern auch einige Stücke des Geschützes zurückzulassen, welche sie, da

die Bespannung unterdessen getödtet war, nicht mit sich davon führen konnte.

So war denn Isabella die Veranlassung geworden, dem Feinde einen nicht ganz unbedeutenden Schaden zuzufügen, und inmittelst, bis zu seiner Wiederkehr, Zeit zu gewinnen, mit allem beweglichen Gute nach Saragossa aufzubrechen. Pedro fand, als er von dort heimkehrte, schon die Seinigen auf dem Wege. Die Wagen waren beladen, die Maulesel desgleichen; anderes Vieh trieben die Männer vor sich her, oder umgaben den Haufen der Flüchtenden, um sie gegen einen etwanigen unvermutheten feindlichen Anfall zu schützen. Fernando führte den Zug an. Isabella war ihm zur Seite. Er langte unangefochten mit den eroberten Kanonen vor Saragossa an; als aber die Franzosen verstärkt wiederkehrten, fanden sie d s Dorf leer.

Diese begannen nunmehr die Festung, deren Besitz ihnen so wichtig war, enger und enger einzuschließen, und bald donnerte ihr Geschütz auf die entlegenen Werke. In der Stadt befand sich eine große Anzahl dorthin geflüchteter Menschen, unter ihnen auch zahlreiche streitbare Männer, die nichts Angelegentlicheres zu thun wußten, als sich zu bewaffnen und dem Feinde entgegen führen zu lassen. Fernando Contara, als ein muthvoller junger Mann im weiten Umkreise seiner bisherigen Besitzungen bekannt, ward von einer bedeutenden Schaar solcher freiwilliger Streiter zu ihrem unmittelbaren Vorgesetzten und Anführer begehrt, und gern willigte der spanische Oberbefehlshaber in solchen Wunsch ein.

Wichtig waren die Dienste, welche Fernando leistete, denn der Umgegend genau kundig, schlau, beherzt, und von kalter Entschlossenheit in der größten Gefahr, wußte er das seiner Anführung anvertraute

Häuflein verwegener Streiter so zu leiten, so zu benutzen, daß er — besonders bei seinen nächtlichen Ueberfällen — bald als ein gefürchteter Feind im französischen Lager bekannt ward. Gab es irgend einen Plan auszuführen, der Muth, Verschlagenheit und Unermüdlichkeit erforderte, so war Fernando sicherlich einer der Ersten, welcher dabei thätig auftrat; war dem Feinde irgend ein bedeutender Verlust, sey es im offnen Kampfe, sey es durch Beraubung seiner Zufuhr und Vorräthe, zugefügt, und war irgend ein Vortheil errungen, sicherlich hatte Fernando dazu eifrig mitgewirkt.

In Saragossa selbst mehrte sich inzwischen bald die Noth der Belagerten bis zu einem bedenklichen Grade. Der Menschen im Orte waren anfänglich zu viel, und schnell schwanden bei dem täglichen beträchtlichen Verbrauche die Mittel zu ihrer Ernährung. Man konnte sich lange nicht entschließen, Weiber, Greise und Kinder aus der Stadt zu verweisen, um sie nicht der Willkühr eines erbitterten Feindes Preis zu geben. Endlich drängte doch die Noth dazu, diejenigen aber, welche gezwungen oder freiwillig die hart bedrängte Stadt verließen, fanden ein nicht erwartetes Mitgefühl bei den Belagerern, wurden mit menschenfreundlicher Schonung behandelt, und ihnen alle Freiheit gegeben, sich nach allen Richtungen, wohin sie wollten, in das Land hinein zu begeben, und überall auszubreiten.

Die in der Stadt Eingeschlossenen hatten nichts desto weniger mit dem innern Feinde — dem Mangel — bald nicht minder, als mit dem äußern vor ihren Mauern zu kämpfen, und wie man sich auch — bei der bekannten Genügsamkeit des gemeinen Mannes in Spanien — einschränken und behelfen mochte, es mußte doch schon hie und da zu Nahrungsmitteln geschritten

werden, welche, als der Gesundheit schädlich, Krankheiten beförderten oder erzeugten.

Isabella widmete sich früh und spät der Pflege der Verwundeten; sie lebte nur für dieß überaus anstrengende Geschäft, und gab sich in edelster Selbstvergessenheit ihm mit ganzer Seele und so unermüdlich hin, daß sie — nur zu bald unterlag. Pedro und Fernando beweinten mit heißen Thränen an ihrem Sarge ein drittes ihnen entrissenes Opfer der traurigen Zeitverhältnisse.

Immer näher rückten inzwischen, wie hartnäckig, entschlossen und umsichtig auch der Widerstand der Belagerten war, die Belagerer an die Stadt heran, und der Dienst der Truppen in derselben erreichte einen Grad von Beschwerlichkeit, der nur zu bald Erschöpfung fürchten ließ. Da schien es wichtig, sich, wenn irgend möglich, eines Theiles des feindlichen Lagers zu bemächtigen, theils um überhaupt den Franzosen einen fühlbaren Schaden zuzufügen, der vielleicht ihren Abzug von der Festung zur Folge haben möchte, theils um dieser einige neue Vorräthe aller Art zu erobern und zuzuführen. Es ward also in einer dunkeln Nacht mit größter Vorsicht, und mit dem möglichsten Kraftaufwande, ein Ausfall unternommen, der — wie gut er auch geleitet, und mit wie hoher Tapferkeit auch gefochten ward, doch bei der regen Wachsamkeit der Franzosen, und bei ihrem entschlossenen und wohlberechneten Widerstande, nicht den erwünschten Erfolg hatte.

Eine zweimalige Wiederholung desselben Versuches, auf andern Punkten, gewährte kein günstigeres Resultat, und die allgemeine Folge war, die für die Belagerten nachtheilige Maaßregel der Belagerer, ihre Vorräthe an einem durch Oertlichkeit wohl gesicherten Platze zu-

sammen zu häufen, denselben stark zu verpallisadiren, und genau zu bewachen.

Kaum aber hatte Fernando, in dessen Seele Schmerz über den Verlust der geliebten Mutter und Geschwister, Schmerz über das Schicksal seines Vaterlandes, und das glühende Verlangen zur Rettung desselben, und besonders auch der hartbedrängten Stadt, die er als seine zweite Vaterstadt betrachtete, mit seltener Gewalt sich regte, jene Veranstaltung des Feindes erfahren, und sich von der wahren Lage des befestigten Lagertheiles desselben, durch einen möglichst genauen Augenschein überzeugt, als auch der Entschluß in ihm auflebte, den kühnsten Versuch, den man nur ausführen konnte, zu wagen, um jene den Belagerern so wichtige, aber gewissermaaßen nur hölzerne Festung in Brand zu stecken.

Tag und Nacht schweigend mit seinem Entwurfe beschäftigt, suchte er sich so viel leicht brennbare Stoffe, als möglich, zu verschaffen, wand sich Pechkränze, fertigte Schwärmer und Patronen an, verwahrte sie wohl, und harrte mit zitternder Ungeduld der Abnahme des Mondlichtes entgegen, um seinen Entschluß in der ersten dunkeln Nacht auszuführen. Da unternahmen die Franzosen, am hellen Tage, einen Sturm auf ein bis hieher mit Mühe und Anstrengung behauptetes wichtiges Außenwerk, und setzten sich, wiewohl unter beträchtlichem Verluste, in Besitz desselben. Jetzt kannte Fernando keine Ruhe mehr; er ging zum Vater, und nahm Abschied von ihm, da er zu einem Unternehmen berufen sey, das von so gefährlicher Art wäre, wohl der Befürchtung Raum zu geben, nicht wiederkehren zu können. Ernst und feierlich segnete der silberhaarige Pedro seinen Sohn, seine letzte Hoffnung, seine Freude und seinen Stolz, empfahl ihn dem Himmel, und deutete auf

ein baldiges Wiedersehen. Dann hieß er ihn, seine Pflicht thun, und Fernando schied aus des geliebten väterlichen Greises letzter Umarmung.

Fast jeder Krieger in Saragossa kannte Fernando Contara; es ward demselben also auch nicht schwer, von einem Wachtposten zum andern aus der Festung ins Freie zu gelangen. Unter seinem Mantel trug er das Material zu der Zerstörung, die er im Feindes-Lager beabsichtete; zwei Pistolen hatte er im Gürtel, sein spitzes, scharfes Schwert an der Seite. So schritt er festen Fußes fort, und gerade auf die Seite des verpalisadirten Lagers zu, wo hart am Flusse Heu und Stroh aufgespeichert stand. Der Wind war seinem Plane günstig. An dem ersten feindlichen Vorposten angelangt, kennbar im Mondenlichte, winkte er demselben mit einem weißen Tuche, als ob er ein Ueberläufer aus der Festung sey, und als er ihm nahe genug gekommen, streckte er den Soldaten schnell durch einen so nachdrücklichen Schwertstich zu Boden, daß derselbe auch nicht einmal durch einen einzigen Laut den Annähernden verrieth. Nicht besser erging es dem zweiten Posten, und auch noch den dritten traf seines Schwertes kräftiger Stoß; dieser aber machte dennoch Lärm, und nun fielen von verschiedenen Richtungen her Schüsse auf den Kühnen, der es wagte, sich seinem Ziele im schnellsten Laufe zu nähern.

Ohne glücklicher Weise von einer der Kugeln getroffen zu werden, die an seinem Haupte vorüberstreiften, gelangte Fernando rasch zu den Pallisaden, hing schnell dort seine Pechkränze auf, zündete an seinem im Munde führenden brennenden Cigarren die Schwefelfäden, und an diesen seine Schwärmer an, schleuderte sie und die Patronen weit durch die Lüfte, nach den

Heu- und Strohhaufen, und sahe mit schrecklicher Wonne alsbald die hellen Flammen auflodern.

Wüthend drangen jetzt von allen Seiten her die feindlichen Posten auf ihn ein, kräftig vertheidigte sich Fernando mit seinen Pistolen und seinem Schwerte, und bis zum letzten Athemzuge kämpfend, erlag er erst, nachdem mehrere Opfer um ihn her gefallen waren. Hoch auf loderten jetzt die Flammen der von ihm angezündeten Feuersbrunst im verschanzten Lager. Nicht zu retten waren bei dem scharfen Windzuge die Vorräthe, und für den Augenblick unersetzlich die Verluste der Belagerer. „Dieser Spanier hat uns allein ein Treffen abgewonnen“ sprach der französische Oberbefehlshaber, als er, auf die Nachricht von der Gefahr herbeieilend, die Ursache derselben vernahm; in Saragossa aber feierte man hoch das Andenken des Seltenen, der sich, ein zweiter Mutius und Decius, für das Gemeinwohl entschlossen geopfert hatte.

Pedro Contara vernahm mit leuchtenden Augen seines Sohnes That. Das Herz brach ihm zwar fast unter der Last seines Schmerzes, auch das letzte geliebte Kind verloren zu haben, aber es war als Ehrenmann bei ruhmvollem Wagniß für das Vaterland gestorben. Dieser Gedanke und der stille Entschluß: sich hierin von dem Sohne nicht übertreffen zu lassen, richtete seine tief gebeugte Seele auf. „Auch deine Stunde schlägt bald vielleicht,“ sprach Pedro sich selbst tröstend, — und sie schlug.

Hatte der patriotische Greis dem Dienste seines Vaterlandes immer gern, und während er sich in der belagerten Stadt befand, mit großem Eifer seine Erfahrungen und Kräfte gewidmet, so geschahe dieß jetzt mit einer fast erschöpfenden Anstrengung. Die Ahnung des Geschickes seines Vaterlandes trübte und umflorte seinen

Geist, und der Gram über den Verlust seiner Gattin und seiner Kinder lastete zentnerschwer auf seiner Brust, in der von jetzt an keine freudige Regung mehr aufleben wollte. Er suchte nicht den Tod, aber er wäre ihm sehr willkommen gewesen, und ihn still und ruhig erwartend, bestellte er sein Haus, um bereit zu seyn, wenn er erschiene.

Alle, die ihm theuer und werth gewesen waren, ruheten im Grabe; er ließ daher durch ein gerichtliches Instrument seinen letzten Willen dahin erklären: daß, nachdem seine treuen Diener auf dem Landgute, und im Falle der Tod sie dahin gerafft hätte, deren Kinder, ansehnliche Legate erhalten hatten, sein gesammtes gerettetes brwegliches Vermögen, so wie auch sein ländliches Besitzthum, mit allen Zubehörungen, den Fonds zur Unterstützung der Wittwen und Waisen seiner im gegenwärtigen Kampfe in und bei Saragossa gebliebenen Landsleute zufallen sollte.

Gewissermaaßen beruhigt und erfreut über diese getroffene Einrichtung ging Pedro nun mit desto größerer Aufmerksamkeit an sein Geschäft, nächtlich die Wachtposten zu besuchen, und die Anstalten zur Vertheidigung beaufsichten zu helfen. Eine weit hinausgeführte Mine hatte den Franzosen großen Schaden gethan; Pedro rieth, an einem vom Feinde bedroheten Puncte eine zweite noch größere anzulegen, und nach erfolgter Bewilligung der Arbeiter dazu, Seitens des Oberbefehlshabers in der Festung, ging Pedro selbst ans Werk, und ließ dieselbe unter seiner Leitung und nach seiner Angabe einrichten.

Nicht Tag und Nacht wich er von seinem nunmehrigen selbstgewählten Geschäfte, und lebte fast nur noch unter der Erde, in deren Schooße er bald zu ruhen wünschte. Da vernahm Pedro, als er einst bei nächt-

licher Weise still und einsam, beim matten Scheine eines Lämpchens, in dem einen Minengange saß, während die Arbeiter um ihn her ruheten und schliefen, ein leises Geräusch über sich. Er horchte, — es schienen sich geschäftige Hände oberhalb seines Standpunctes zu bewegen, und nur zubald überzeugte er sich, daß die Feinde ebenfalls an derselben Stelle minirten, um sich einen Zugang zu einem wichtigen Schanzwerke zu verschaffen, von dessen Besitz die Behauptung eines Theiles der oberen Stadt abhing.

Wohl berechnete Pedro, der die Oertlichkeit genau kannte, wie viel Zeit der Feind etwa noch brauchen könnte, um zu seinem Zweck zu gelangen, ließ unverzögert indeß seine Mine laden, und entfernte in der fünften Nacht, unter einem Vorwande, seine Arbeiter aus derselben, zündete, sobald er den Feind über sich wieder und zwar emsiger und zahlreicher als je, arbeiten hörte, die Mine selbst an, und sprengte sich, zugleich aber etwa 200 Mann vom Feinde in die Luft, dessen Absichten er völlig vereitelt hatte.

Die Pest in Egypten.

Nach Pariset.

(Schluß.)

Um ganz augenfällig zu beweisen, wie mächtig Lokaleinflüsse wirken, und daß die Pest in Egypten in Wahrheit von selbst entsteht, erzählt Pariset das folgende Factum, das ihm von Augenzeugen berichtet worden ist, und das ihm für seinen Zweck durchaus entscheidend scheint. Im Winter 1823 auf 1824 ließ der Pa=

scha zu Keliub, einer kleinen Stadt, ein Paar Stunden von Cairo, eine Baumwollenfabrik bauen. Die Fundamente des Gebäudes liefen durch alte und neue Gräber. Eines Tages um Mittag beklagt sich ein Steinmetz über Kopfschmerz; man schickt ihn nach Hause; um vier Uhr ist er todt. Er wurde nicht besichtigt, aber acht Personen, die seine Familie ausmachten, starben am selben Tage Abends mit Pestbeulen. Bald war die Stadt angesteckt; von 5000 Einwohnern starben 2000. Das Uebel wurde nach Alt-Cairo, nach Gisels, nach Bulak, endlich nach Cairo geschleppt, wo es 60,000 Menschen wegraffte. In diesem Jahre hatte man eine große Ueberschwemmung und starken Regen gehabt. Es ist zu bemerken, daß zu dieser Zeit die Pest nirgends in der Gegend herrschte, und zu Keliub gewiß nichts von außen, weder von Cairo, noch von Alexandrien, noch viel weniger von Constantinopel eingeschleppt worden war.

Die Pest hat seit ihrem Ursprunge ihren Charakter lediglich nicht verändert; sie ist heute noch ganz, was sie zu Prokops und Justinians Zeit war. Warum sollte sie sich auch verändert haben? Diese Ursachen, vom blinden Eifer erzeugt, wurden durch Fanatismus und Unwissenheit fortgepflanzt, Jahrhunderte lang verkannt und von den elenden Regierungen gleichsam gehegt. Wer sollte es glauben? Vor Mehemet-Ali's Regierung war jede große Pest für die Pascha's eine Goldquelle; starb der Eigenthümer eines Dorfes, so fiel das Dorf dem Pascha heim, der dasselbe nun an einen andern Käufer abtrat. Es gibt Dörfer, welche auf diese Weise vier-, fünfmal in einer Woche verkauft worden sind, und es gab Pesten, welche den Pascha's in wenigen Monaten Millionen eingetragen haben. Konnte man ihnen zumuthen, eine so einträgliche Landplage auszurotten?

Uebersieht man nun alle, von Pariset angegebenen Ursachen der Pest, so wird man zum Schlusse kommen, daß sie leicht in Egypten und in der Welt auszurotten wäre, wenn Egypten entweder zu seinen alten Gebräuchen zurückkehrte, oder aber, was gleichbedeutend wäre, mit den Leichen verführe, wie europäische Polizei es vorschreiben würde, d. h. wenn man im Innern des Landes gemeinschaftliche feste Gräber baute, für Orte aber, welche an die Wüste gränzen, in der Wüste selbst mit geringen Kosten einfachere Begräbnißstätten anlegte, und in beiden Fällen die Leichen mit Schichten von Soda, die ja der Nil selbst jährlich in unerschöpflicher Menge liefert, bedeckte.

Unendlich wären die Vortheile für Egypten selbst und für Europa, wenn dieses Land durch Ausrottung der Pest der Kultur wieder gegeben würde. Eine neue Zukunft eröffnete sich damit für Egypten und alle Länder. Denn sehen wir uns um in der Welt: Amerika entschlüpft unsern Händen; das Amerika, von dem uns ein gar zu breites Meer trennt, das eine drückende Last für Europa war, gehört fürder sich selbst an, und der Bürgerkrieg, der im südlichen Theile dieses Continents fortwüthet, wird uns auf lange Zeit seine Schätze entziehen. Um die unsrigen durch raschen Umtausch zu vermehren, bleibt uns blos noch die alte Welt, und Egypten — dieß darf man behaupten — ist das einzige Band, das dieselbe zusammenhält. Dieses herrlich gelegene Land reicht die eine Hand Indien, die andere Europa, und ist ganz dazu gemacht, daß sich in seiner Blüthe die beiden Enden der Welt verschmelzen. Soll dieß aber werden, so muß dieß Land vor Allem aufhören, die Geißel der Welt zu seyn, vor Allem muß es nicht mehr gefährlich seyn, darin zu wohnen. Dazu braucht es nichts als einige gute Gesetze; bald würden sich im

Schatten dieser so natürlichen Gesetze seine unerschöpflichen Reichthümer in die Länder ergießen, und diese sie mit Dankbarkeit und Zutrauen aufnehmen. Wäre einmal das Land so gesund, wie es sonst war, so könnte es bald auch wieder das seyn, zu was es Alexander gemacht hatte; und auf die Plane dieses großen Mannes, auf diese Plane, die Bonaparte für Frankreich wieder aufgenommen hatte, führt uns gegenwärtig der Gang der Weltereignisse zurück. Und wem gebührt es, den heiligen Kreuzzug gegen die gefährlichste Plage zu eröffnen? Frankreich. Das Recht dazu gibt ihm seine neue Kolonie. Die Barbarei in Afrika mit den Waffen in der Hand erdrücken, die Pest in Egypten durch die Macht der Vernunft ausrotten, dieß sind zwei, einer großen, edelmüthigen Nation würdige Aufgaben.

Die chemische Wolke aus zwei leeren Tassen.

Man nehme zwei leere porzellanene Obertassen, gieße in die eine derselben etwas Salzgeist und denselben, nachdem man ihn wohl umhergeschwenkt hat, wieder aus; in die andere aber gieße man etwas Salmiakgeist, und auch diesen, nachdem man ihn ebenfalls wohl umhergeschwenkt hat, wieder aus der Tasse. Dieses letztere Ein- und Ausgießen muß jedoch nicht in der Nähe der ersteren Tasse, sondern in einiger Entfernung von ihr vorgenommen werden.

Zeigt man nun den Anwesenden, daß beide Tassen leer sind, und setzt man dann beide neben einander, so bildet sich über beiden Tassen eine Wolke; — des schnelleren Erfolges wegen kann man die Tassen auch auf den warmen Ofen setzen.

Die Waise an des Baches Rand.

„Mutter! sprich: wo weilt der Vater, —
„Mutter, ach! wo find' ich ihn?“ —
„„Kind! dort über jenen Sternen
„„Weilet er, — einst find'st du ihn!““

„Mutter, wie? so hoch und ferne, —
„Wer zeigt mir dahin die Bahn?“
„„Durch des Grabes dunkle Pforte
„„Führet, Kind! der Weg hinan.““

„Warum, Mutter! der uns liebte,
„Ließ er trauernd uns zurück?“ —
„„Kind! er that's mit schwerem Herzen,
„„So verhängt war's vom Geschick;““

„Mutter, wirst auch du verlassen
„Einst so, wie der Vater, mich?“ —
„„Ja, Kind! fasse dich — schon fühle
„„Nah'n die Scheidestunde ich.““

Und die Mutter, sie erblaßte,
Folgte bald dem Vater nach,
Und das Kind, verwaist und klagend
Nah der Hütte — saß am Bach.

Und es mischten seine Thränen
Mit des Baches Fluthen sich;
Und es weinte ungetröstet,
Bis der Sonne Licht entwich.

Bis die hellen Sterne glänzten,
Wo im Wiederstrahle mild,
Sich auf Baches Spiegel malte
Des gestirnten Himmels Bild.

Und das Kind in seinem Schmerze
Wähnend sich den Sternen nah,
Wo die lieben Eltern weilten,
Froh die Trug-Erscheinung sah.

Und voll sehnenden Verlangens
Streckt es ihr die Arme zu, —
Stürzt, und schwimmt im Kampf mit Wellen —
In dem Hafen sel'ger Ruh.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München

1831. 4ter Band, 7tes Stück.

Die Entscheidung bei Hochkirch.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege,

von Friederike Lohmann.

Als zu Anfang des siebenjährigen Krieges die braven sächsischen Truppen im Lager bei Pirna entwaffnet wurden, die Soldaten gezwungen in die Reihen ihrer Feinde traten, die Offiziere aber Ehrenwort geben mußten, nicht gegen Friedrich zu dienen, kehrte der Hauptmann von Pistor nach Dresden zurück, das er voll trüber Ahnung verlassen hatte, um in jenem Felslager ein entmuthigendes Schicksal zu erwarten. Es gab in der entwaffneten Armee mehrere Individuen, die das gegebene Wort zu brechen nicht für ehrlos hielten; er beneidete sie um ihre Ueberzeugung, aber er konnte sie nicht theilen, und seine ehrwürdige Mutter gab ihm Recht. Er beschloß also, die Welt, die ihn jetzt schwer verletzte, bei den Wissenschaften zu vergessen, und sein mäßiges Vermögen durch schriftstellerische Arbeiten zu mehren, bis er den früheren Beruf wieder ergreifen dürfe. Nachdem die Hoffnungen in seiner Seele Wurzel gefaßt hatten, schloß sich seinen Träumen eine noch schönere auf,

der ruhige Besitz der Geliebten, mit der ihn eine frühere Jugendneigung verband. Mariane Ellinger war die Gespielin seiner verstorbenen Schwester, und schien von jeher gleichsam das dritte Kind der Frau von Pistor, sie hatte keine Mutter, die alte Frau bald keine Tochter mehr, und das innige Verhältniß ward noch inniger durch Marianens und Leo's Liebe. Anspruchslos in ihrer Erscheinung, eine kleine gekrümmte Gestalt mit einer leisen schüchternen Stimme, fremd in der Welt, aber Freundin aller Menschen, waltete Frau von Pistor wie ein guter Geist in ihrem Kreise, und es ward den liebenden leicht, sich ihr zu vertrauen, weil nie eine Mutter mehr verstand, die Gefühle der Jugend zu würdigen. Vor Marianens Vater blieb dagegen das Bündniß noch unter seiner Hülle, er hätte die Tochter errathen müssen, um ihr Herz zu öffnen, doch obgleich Pistor bis zum Ausmarsch der Truppen ein gerngesehener Gast in seinem Hause war, obgleich die lustige Mariane nach Leo's Abreise sehr traurig wurde, und vier andere Augen tief in ihre Brust schaueten, schien der sorgenvolle Geschäftsmann blind für ihre Gefühle.

Auf einem wichtigen Posten, als Haupteinnehmer öffentlicher Gelder, stand der ** Rath Ellinger seiner gediegenen Rechtlichkeit wegen in großer Achtung, sowohl bei seinem Landesherrn, als seinen Mitbürgern. Sein Charakter hatte etwas Finsteres, man näherte sich ihm mit einiger Scheu, that aber Unrecht daran, denn er zeigte denen, die sich von dieser Außenseite nicht schrecken ließen, nicht bloß unbestechliche Gerechtigkeit, sondern auch Milde. Seine Kinder liebte er sehr, bewieß es jedoch mehr durch Thaten als Worte oder Liebkosungen. Aeußerungen der Zärtlichkeit, Lobsprüche, wurden ihnen nur selten, deshalb hatte ein Lächeln über Marianens muntere Einfälle, eine häusliche Stunde, die er ihr und

ihren kleinen Schwestern schenkte, doppelten Werth. Was er sprach, war ohne Schmuck, ohne Wendungen, was er wollte, dabei blieb es unabänderlich, da es keine verdeckte Schwäche gab, die man gegen ihn brauchen konnte, und die Liebe der Kinder nicht ganz frei von Furcht war. Seit der preußischen Besitznahme vertieften sich die Furchen auf seinem Gesicht, seine Laune ward mürrisch — wenn er sich gegen den König aussprach, von den feindlichen Autoritäten redete, geschah es mit Bitterkeit, mit eben so großem Haß gegen den Feind, als offner Anhänglichkeit gegen sein Herrscherhaus; die Nothwendigkeit des Verkehrs mit der neuen Regierung, der Verdruß, seine Einnahmen in ihren Schatz fließen zu sehen, verfolgten ihn in sein Haus; er sah Alles mit andern Augen an, tadelte öfter, oder sprach gar nicht, und sah mit finstern Blicken umher, daß die lustigen Stimmen der kleinen Mädchen bis zum Flistern gedämpft wurden. Indessen blieb Marianens Leben, trotz dieser Wolken ziemlich ungetrübt, so lange sie sich über die bedenkliche Lage der Sachsen, im Pirnaischen Lager, täuschen konnte. Die Tugend hat einen Schatz von gutem Muth, ob sie auch immer daraus schöpft, er versiegt nicht; Marianen besonders war ein reiches Erbe davon zu Theil geworden. Ernst und unzugänglich war ihr Vater von jeher gewesen; so lange sie denken konnte; bemühte sie sich mit abwechselndem Erfolge, ihn durch ihre Heiterkeit zu zerstreuen: jetzt fühlte sie die Nothwendigkeit doppelt, nicht auch ein trübes Gesicht zu haben. War er einmal hart und unfreundlich gegen sie, oder die Kinder, so hütete sie sich, Empfindlichkeit zu zeigen, sie wußte, er danke ihr im Stillen das ruhige Ertragen, werde aber durch Widerspruch und Leidenschaftlichkeit zu einem Zorn gereizt, den sie fürchtete. Nur gegen Eine Person des kleinen Haushalts litt dieß

eine Ausnahme. Seit Mariane lebte, war eine betagte Jungfer in der Familie, anfangs als Gehülfin der kränkelnden Frau, nach ihrem Tod als Pflegerin der Kinder. Mit Mutterliebe hatte Justine die Mädchen erzogen, ihre Gesundheit gehütet, sie in Krankheiten bewacht, die tausend kleinen und großen Opfer gebracht, die des Kindes Hülflosigkeit von hingebender Treue empfangen muß. Ellinger schätzte dieß Verdienst nach seinem ganzen Werthe. Er war gegen Niemand nachsichtiger, gefälliger als gegen Justinen, und achtete ihr Wirken so hoch, daß er ihren Mangel an Bildung, ihren Eigensinn, ihre Altersschwäche freundlich ertrug, sogar heftige Vorwürfe geduldig anhörte, wenn er etwas ihr Mißfälliges gethan, etwas ohne sie über die Kinder beschlossen, oder ihnen, nach Justinens Begriffen, weh gethan hatte. „Ich kann sie“ — sagte er oft — „für die schlaflosen Nächte und die hingeopferte Ruhe ihres Alters nicht belohnen, kann es ihr nicht bezahlen, daß meine Kinder gesund an Seele und Leib heranwachsen; sie bedarf nichts, als die Freiheit, sich auszusprechen, und die soll sie haben, so lange sie lebt, mag sie reden wie und was sie will.“ Nach diesem Grundsatze durfte Justine den Hausherrn freimüthig tadeln, wo es außer ihr keine Stimme gewagt hätte, sie würde es aber auch ohne seine Erlaubniß gethan haben. Keine Rücksicht hatte jemals ihren Mund verschlossen, wo ihr Herz voll war, sie kannte weder Furcht noch Bedenklichkeit, wenn der Fluß der Rede über die Zunge strömte. — Dazu — meinte sie, habe uns Gott die Sprache gegeben, als Vorzug vor der unvernünftigen Kreatur, daß wir einander ermahnten, und nicht abließen, in den Irrenden hinein zu reden, bis er der Wahrheit die Ehre gäbe, möge auch, was er irrt, uns selbst nicht brennen, noch verwunden. — Und die Männer — dachte sie, die hochmüthigen Männer müssen

und sollen uns wenigstens hören; sie haben Degen und Federn, und Uebermacht von Kindheit an, wir aber haben Zungen, die wollen wir denn brauchen, und uns nicht fürchten, mögen sie sich noch so wild geberden! — Durch ein dunkles Gefühl geleitet, sagte sie indessen dem Herrn ihre Wahrheiten nur unter vier Augen, aber wenn ihr Herz solcher Erleichterung bedurfte, schien Einer ihrer vornehmsten Lebenstriebe gehemmt, und sie umschlich ihn in großer Unruhe, bis es gelang, ihn in der Einsamkeit zu überraschen.

Justine hatte das vier und siebenzigste Jahr zurückgelegt, aber es fehlte ihr nicht an Kraft und Rüstigkeit. Sie war früh am Morgen auf, im netten Anzuge, mit Contusch und Rock vom feinsten Zitz, zierliche klappende Pantöffelchen an den Füßen, eine stattliche Dormeuse über dem grauen, gepuderten Haar. Ihre schwarzen Augen blickten frisch und lebhaft über eine gekrümmte Nase hin, sie drangen nicht mehr in die Ferne, waren aber in gehöriger Nähe nicht leicht zu täuschen. Sie gab oft Winke, wie sie in ihrer Jugend ein sehr hübsches Mädchen gewesen sey, die Kinder konnten sich das nicht denken; das vorlaute Lottchen zupfte Marianen bei solcher Erzählung, und flisterte ihr zu: Glaubst Du das, Marianchen? ich nicht. Die gute Justine sieht doch leibhaftig aus, wie Hofmarschalls alter Papagei. — Mariane fand heimlich den Vergleich treffend, gab aber Lottchen einen ernsten Verweis, und nun verzog das Kind keine Miene wieder. — Galt es, die Nachlässigkeit der Dienerschaft zu verbessern, Flecken vom Fußboden zu tilgen, Spinngewebe zu vernichten, oder das blanke Geräth spiegelhell zu machen, so beschämte Justinens Hand noch immer das jüngste Mädchen, und sie war hoch verwundert, wenn sie eine verlorne Masche am Strumpf nicht wieder finden konnte, wenn Mariane sie

suchen mußte. Der enge Bezirk des Hauses war ihre Welt, seit vier Jahren kam ihr Fuß nicht mehr auf die Straße, es wäre ihr eben so möglich gewesen, sich zu einer Reise nach Rom, als zu einem Gange über die Brücke zu entschließen, die sie aus ihrem Fenster sah.

Doch, so lange wir leben, macht die Welt ihre Rechte über uns geltend, auch Justine wurde durch die Kriegsereignisse noch einmal zur Theilnahme an Welthändeln aufgeregt. Sie war eine Preußin und stolz auf ihren König, der zwar Vielen weh that, an Marianens Thränen, an Pistors Gefahr Schuld hatte, aber dennoch, selbst in dem gedrückten Lande, bewundert, ja angebetet ward. Als achtzehnjähriges Mädchen hatte sie in Wustrau auf dem Schlosse gedient, wo der General Ziethen geboren wurde, und war seine Wärterin gewesen. Der kräftige Knabe hing sehr an ihr, der reifende Mann vergaß das nicht, er fand sie nach vielen Jahren in Spandau wieder, als er schon in den Reihen der Krieger stand, und beschenkte sie mit einer gehenkelten Goldmünze, die sie noch jetzt um den Hals trug. Später, ehe das Schicksal sie zu Ellingers führte, war sie noch einmal von ihm aufgesucht worden; der stattliche Husarenoffizier, der sich mit seiner hohen Pelzmütze unter der niedern Thüre bücken mußte, blieb, zur Verwunderung der Nachbarn, eine volle Stunde bei Justinen, ließ sich von ihr Anekdoten aus seinen frühesten Jahren erzählen, und als er schied, und sie ihm lange mit Thränen nachsah, hatte er zwanzig Louisd'or unter ihr Nähzeug geschoben. Die gute Alte hatte ihr Leben nur für Andere gelebt, die Sterne ihres Daseyns waren die Kinder, die sie heraufgezogen, die Menschen, denen sie gedient hatte; des vornehmen Kriegsmanns Dankbarkeit glühte am hellsten in ihr Alter hinein, sie konnte Anfangs kaum glauben, daß er General, ein Liebling

eines Königs sey; als sie es glauben mußte, weinte sie vor Freuden, und sonnte sich sichtbar in seinen Strahlen. „Ich bin nur ein schlechtes altes Mädchen,“ sagte sie, „aber wenn ich den Junker Joachim nicht so treu gepflegt hätte, wäre er vielleicht jetzt kein großer General, und unser König hätte keinen Ziethen. Niemand weiß, was für kleine Tropfen in's Wasser fließen, ehe es ein breiter Strom wird. Kinderwärterinnen, sage ich, sind wichtiger in der Welt, als man glaubt. Die großthuenden Mannspersonen sehen uns über die Achsel an, aber ich sage: Bedenkt nur, daß Ihr einmal hülflos waret, und Eure geraden Gliedmaßen nächst Gott Eurer Wärterin dankt. — Mein General, segne ihn Gott, hat das immer erkanut.“

Justine wurde nun die eifrigste Zeitungsleserin im Hause. Früher gab es für sie keine Lertüre, als das Gesangbuch und den Kalender, deshalb ging das Lesen schwer von statteu, besonders die Kriegs-Berichte mit den vielen bedenklichen Namen und Ausdrücken. Mariane und Lottchen machten also die Vorleserinnen, zögerten sie aber einmal zu lange, so saß die Alte mit der Brille vor dem Blatte, verfolgte die Zeilen mit dem Finger, und bewegte buchstabierend die Lippen, ein Anblick, über welchen die kleine Luise mit stolzer Ueberhebung lächelte. Größeres Vergnügen gaben ihr mündliche Kriegsberichte. Ein alter Bürger, ihr Gevatter, König Friedrichs warmer Anhänger, kam fast täglich, brachte ein gutes Prischen in ihre Dose und eine Menge wahrer und falscher Nachrichten. Da jedoch Justine eben so gut sächsisch als preußisch gesinnt war, that ihr dieser Enthusiast oft nicht minder weh, als Ellinger, besonders wenn er die Gefangennehmung der Truppen vorher sagte, denen sie, um Pistors willen, einen ehrenvollen Abzug wünschte.

Außer dem Hauptmann besuchte noch ein anderer junger Mann das Haus, der Calculator Börner, der unter Ellinger bei der Kasse arbeitete. Seine lange Gestalt hatte etwas Steifes, Ungelenkes, sein schmales blasses Gesicht empfahl nur der durchdringend kluge Blick, dagegen stieß ein Zug von Satyre, der auch in seinem Gespräche der Grundton war, Manchen zurück. Ellinger kannte ihn lange, hatte ihm viel Dienste geleistet, eben so viele Beweise des Dankes erhalten, und glaubte seinen Charakter vollkommen erforscht zu haben. Der spielende Witz, der Börnern zu Gebote stand, erheiterte die Abendstunden seines älteren Freundes, aber er war nicht weniger bereit zu ernster Unterhaltung; es gab kein Fach, in welchem er sich nicht mit Leichtigkeit bewegte, er konnte Alles mit großer Beredsamkeit vertheidigen, wußte selbst Scheingründe siegreich in's Feld zu stellen, blieb keiner Frage eine Antwort schuldig, und verstand doch zu rechter Zeit, der Meinung Anderer zu weichen. In seinem Wesen war nichts Jugendliches, er gefiel daher mehr den Alten, als seines Gleichen, mehr den Vätern, als ihren Töchtern. Doch hörte Mariane ihm gern zu, lachte über seinen treffenden Witz, und vermißte ihn, wenn er ausblieb, weil der Vater ihn so lieb hatte. Justine konnte ihn nicht leiden, eben so offen, wie sie den Hauptmann begünstigte, zeigte sie sich als Börners Widersacherin. „Das weiß ich nicht," sagte sie zu Marianen, „was der Vater an dem hat. — Meine Augen sind die schlechtesten im ganzen Hause, den Wolf im Schafspelz werden sie doch gewahr. Und ich merke noch was, das Andere nicht merken. Ich bin ihm auch ein Dorn im Auge, mir zur Kränkung trägt er allemal die ganze Straße an den Füßen mit herauf, und beschmutzt mir den gebürsteten Teppich."

„Glaube das nicht, Justine,“ sagte Mariane, „Börner scheint viel auf Zierlichkeit zu halten.«

»Das ist wahr,« erwiederte die Alte. „Weiß er doch nicht, wie er die langen Glieder tragen soll, seine Kleider stehen ihm an, als gehörten sie jemand Anderem, sein Jabot und seine Manschetten sind vergelbt und zerknittert, daß es mir in den Fingern zuckt, sie unter die Platte zu nehmen. — Der Hauptmann ist ein ganz anderer Mann. Ich habe mich immer gefreut, wenn er so freundlich mit mir war, als hätte er mir Großes zu danken. Er glaubt vielleicht nicht, wie die alte Justine sein Glück wünscht. Du darfst nicht roth werden, Marianchen, was ich weiß, weiß ich lange, und Niemand soll es erfahren.“

„Ach, Justine,“ seufzte das Mädchen, „es geht den Sachsen traurig im Lager. Ich zittre, daß sie gefangen werden, und zittre noch mehr, wenn sie durchschlagen. Wer weiß, ob wir Pistor wieder sehen.“

Diese Besorgnisse wurden endlich entschieden, die Liebenden sahen sich wieder, sahen sich fast täglich, da Mariane viel bei Frau von Pistor, Leo öfter als sonst in Ellingers Hause war. Gleiche Kränkung drückte beide Männer, Pistor trug indessen sein Schicksal ruhiger, er arbeitete viel, indem er unter fremdem Namen über historische und kriegswissenschaftliche Gegenstände schrieb — eine neue Thätigkeit, die seinen Geist von der Gegenwart abzog, da hingegen Ellingers Geschäfte fortwährend mit seinem Verdruß zusammenhingen. Je mehr indessen Leo die Stunden in Marianens Familienkreise als wirksamen Trost empfand, je größeres Bedürfniß wurde es ihm, seine Liebe von ihrem Vater gebilligt zu sehen. Sobald er also den ersten günstigen Erfolg seiner Thätigkeit erntete, beschloß er mit Ellinger zu sprechen. Marianen erschreckte und überraschte drr Gedanke,

sie war nicht ganz ohne Furcht vor dem entscheidenden Schritt; seit sie Leo wieder hatte, seit er etwas ruhiger geworden war, schien ihr ihre Lage glücklich genug, um nichts daran verrücken zu wollen, und eben jetzt, da des Vaters Stimmung täglich finsterer wurde, da er oft um geringere Anlässe hart seyn konnte, fehlte ihr der Muth, das Vertrauen zu seiner Güte. Leo's offner männlicher Sinn kannte keine solche Bedenklichkeit, allein er sah ihre Angst, wollte ihr die peinliche Erwartung ersparen, und ging deshalb an einem Sommerabend, als Mariane auf einem nahen Weinberge war, zu dem alten Elinger.

Justine hatte den Hauptmann kommen sehen, sie war gewohnt, daß er zum Abendessen blieb, und trat ihm verwundert in den Weg, als er nach einer halben Stunde, rasch mit glühendem Gesicht, an ihrer Thüre vorüber ging. Pistor bedachte sich einen Augenblick, dann ergriff er schnell ihre Hand und sagte: „Liebe Justine, Sie haben Marianen erzogen, Sie sind ihre Mutter gewesen, und wissen lange, wie ich sie liebe. Eben habe ich ihren Vater um ihre Hand gebeten, bin aber so abgewiesen worden, daß mir keine Hoffnung bleibt, daß ich dieß liebe Haus nicht mehr betreten kann. Sagen Sie das Marianen, liebe Justine, sie weiß nichts von meinem Vorhaben, sie wird jetzt mit meiner Mutter den schönen Abend genießen. Sagen Sie es ihr vorsichtig, ersetzen Sie ihr heute die Mutter. Ich werde ewig derselbe seyn, auch ohne Aussicht auf Glück!“

»Dem Alten will ich zuerst die Wahrheit sagen,“ unterbrach ihn Justine heftig, „jetzt gleich, sonst drückt es mir das Herz ab. Es ist kein Auskommen mehr mit ihm, Roß und Mann fürchten sich vor seinem grimmigen Gesichte, nur ich nicht; ich will ihn fragen, warum er des Kindes Glück stört. Er thut mir jetzt alle

ge gebranntes Herzeleid an, ich denke dann, rede Du, ...tte Du, Du hast Deine Sorgen und bist am schlimm... n dran. Wenn er aber die Kinder angreift, bricht er ...ir das Herz, und da muß ich ihm in's Gewissen ...den."

„Thun Sie das nicht, liebe Justine," sagte der ...hauptmann, „es ist vergebens, und Sie werden sich ...ine üble Stunde bereiten."

„Ei was! ich fürchte mich nicht," erwiederte sie. „Was wahr ist, muß ich sagen, und wenn ich vor Kai...er und König stünde, und wüßte, daß es mein Letztes wäre, es muß Alles vom Herzen herunter. Wenn ein Stäubchen in's Auge kommt, da thränt es, und thränt, bis das Stäubchen weg ist, und wenn ich ein Unrecht sehe, hat meine Zunge nicht Ruhe, bis sie es ausgeredet hat. — Helfen wird es freilich nichts — nein — das weiß ich. Er ist ein König Pharao, der sein Herz verstockte. Das darf mich aber nicht irren, ich thue was ich nicht lassen kann."

Der Hauptmann drückte Justinen stumm die Hand, wehrte ihre Begleitung ab, und ging. Männlicher Stolz hatte bisher seine Standhaftigkeit erhalten, aber als ihm an der Treppe entgegen kamen, Luischen sich an ihn hing, und ihn nicht loslassen wollte, Lottens Aehnlichkeit mit Marianen ihn lebhafter als je ansprach, da fühlte er seine Augen naß werden, küßte Beide wie ein scheidender Bruder, und ging ohne Lebenslust und Hoffnung durch das Menschengewühl in sein einsames Haus zurück.

Justine sah ihm nach, und ordnete in Gedanken den unendlichen Reichthum von Worten, deren keines verloren gehen sollte. Dann schritt sie glühend auf Elingers Zimmer los. Er saß mit finsterm Gesicht am Tische, den Kopf in die Hand gestützt, und warf einen

Blick auf die Eintretende, der jeden Andern entmuthigt hätte. Justinen störte er nicht, allein eine Unordnung im Zimmer, eine unverzeihliche Nachlässigkeit des windigen Bedienten brachte sie doch aus ihrer Bahn. Mechanisch fing sie an, die herumliegenden Sachen wegzuräumen, bis sie sich auf einmal aus einer gebückten Stellung aufrichtete, und mit bewegter Stimme sagte: „Sie sitzen da, als wäre nichts geschehen, und haben doch das letzte Bischen Glück und Ruhe eben aus dem Hause gejagt. Was soll denn die arme Mariane für einen Mann freyen, wenn der nicht genug ist? Was ist denn an dem Hauptmann zu tadeln?“

„Woher wissen Sie, was in meinem Zimmer verhandelt wird?“ fragte Ellinger scharf.

„Ei, auf rechtlichem Wege gewiß,“ antwortete Justine. „Der Herr Hauptmann selbst hat es mir gesagt, er weiß, wie mein Herz an den Kindern hängt, wie ich lange schon zu Gott bitte, er möge dieß Liebesband segnen. Grüßen Sie Marianen, Sie sind wie ihre Mutter! sagte er. O! er hat Recht, an meinem Herzen soll sie sich ausweinen. Was lange vergessen und verschmerzt ist, wird auf einmal lebendig, ich fühle meine Jugend wieder, mit allem Kummer, den keine Seele getheilt hat. Da waren auch Dornen, die Menschen gepflanzt hatten, in ihrem Dunkel, und sie zerrissen mein Herz. Aber der Herr zählt die Thränen der Vergessenen, Verlassenen, die vielen, die ungesehen fließen. Was soll denn Marianchen für einen bessern Mann freyen? Soll sie auch einsam bleiben in der Welt, weil es die Menschen besser verstehen, als der liebe Gott? Was kann denn eine Christenseele an dem Hauptmann aussetzen?“

„Der Hauptmann ist ohne Tadel,“ sagte Ellinger, „aber meine Grundsätze verbieten seine Verbindung mit Marianen. Ich begreife wohl, daß Sie des Mädchens

Parthei halten, und gegen mich ungerecht seyn müssen, ich muß mich sogar darüber freuen, denn es beweiset Ihre Liebe zu meiner Tochter. Auch werde ich keinen Versuch machen, Ihr Urtheil zu berichtigen, nur überzeugen Sie sich, daß hier nichts zu ändern ist."

„Mag das seyn," sagte sie, „ich will mein Herz ausschütten. Grundsätze! das ist ein vornehmer Ausdruck, ich nenne es Eigensinn. Eigensinn heißt es, wenn eine arme Frau auf ihrem Sinn besteht; es ist doch dasselbe Ding, das die Männer Grundsatz tituliren. Solche Grundsätze haben sie Alle, Einer wie der Andere, die Weiber müssen sich schmiegen, opfern und entsagen, ihrem Willen unterthan seyn, ihre Neigungen bezwingen. Je wilder das Mannsgesicht drein sieht, je freundlicher sollen sie lachen, je härter er droht, je leiser sollen sie schmeicheln und bitten. Wenn das unser Loos ist, so laßt uns wenigstens der Liebe folgen, die das Schwere eicht macht, hindert keine glückliche Ehe, denn was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen."

„Schöpfen Sie Athem, Justine," sagte Ellinger spöttisch, „ich unterbreche Sie nicht. Sie wissen, daß ich an Ihren Ton gewöhnt bin."

„Es hilft nichts," fuhr sie fort, „Höflichkeit ist gut, Wahrheit besser. Sie werden immer mürrischer und härter. Was mich selbst angeht, darüber will ich nicht klagen. Ich fühle es zwar, wenn meine Landsleute unbarmherzig geschmäht werden, man hat doch auch ein Herz für's Vaterland. Es kränkt mich auch, daß mein unschuldiger Hang zur Ordnung und Reinlichkeit bespöttelt wird, und ich sehe die stille Wuth genau, wenn ich wische oder räume, fegen und waschen lasse. Mochten Sie mit mir umgehen, wie Sie wollten, so lange Sie nur die liebe Jugend der Kinder ungetrübt ließen, ertrug ich es gern. Nun hat Ihr harter Sinn mein letz-

tes Glück angegriffen. Wenn Mariane sang, daß es durch's ganze Haus erscholl, oder mit den Kleinen lachte und sprang, als wäre sie selbst ein Kind, da konnte ich alle bösen Gesichter vergessen. Das ist nun aus! Singen und Tanzen wird ihr vergehen."

„Sind Sie fertig?" fragte Ellinger aufstehend, „meine Geduld ist zu Ende. Es thut mir leid, aber ich werde niemals in Pistors Verbindung mit Marianen willigen. Die Gründe soll sie von mir selbst hören."

Justine war nach den letzten Worten von dem einzigen Feinde ihrer Beredsamkeit überwältigt worden, Thränen erstickten ihre Stimme, sie weinte noch heftiger, als die schwache Hoffnung verschwand, mit welcher sie den Sturm auf Ellingers Herz begann. „Alles werden Sie mir nicht abschlagen wollen," sagte sie schluchzend, „ich habe durch meine Muttersorgen doch auch Theil an Ihren Kindern. Sie sollen Marianen heute nichts sagen, und nicht grilliger aussehen als gewöhnlich, ich will erst mit ihr reden; ich bin auch jung gewesen, und weiß, wie es ihr um's Herz ist."

Ellinger gewährte das gern, denn die Thränen der Alten waren ihm noch unangenehmer als ihr Geschwätz. Als Justine die Thüre öffnete, stand Börner dicht vor ihr, sie glaubte, er sähe mit Schadenfreude in ihre verweinten Augen, und habe wohl Alles listig mit angehört. Deßhalb konnte sie eine höhnische Anspielung nicht unterdrücken, indem sie ihn einzutreten nöthigte. Börner schien sie nicht zu verstehen, seine kalt lächelnde Miene blieb dieselbe, seine Beflissenheit, den Hausherrn zu unterhalten, war noch größer als sonst. Auch gelang dieß der unermüdeten Geduld, mit welcher er den Gegenstand des Gesprächs wechselte, und einsylbige Antworten durch eigene Lebhaftigkeit ersetzte, die Wolken

auf Ellingers Stirn wurden leichter, und der neue Verdruß wich in den Hintergrund.

Der Mond war schon aufgegangen, über den stillen Fluthen der Elbe schwamm sein freundliches Silber, und ein luftiger Schleier legte sich um die blauen Berge am Horizont, da Mariane mit einer Schaar junger Mädchen nach der Stadt zurückkehrte. Sie war fröhlich, im Nachgenuß des schönen Tages, ja es dünkte ihr, als könne ihr Brust kaum so viel Hohes und Herrliches fassen, wie ihr heute in Gottes Natur zu Theil geworden war. Den Vater, die Kinder und Börner fand sie schon bei Tische, setzte sich und erzählte, nahm keinen Theil an dem Mahle, sorgte aber mit liebenswürdiger Wirthlichkeit um so mehr für die Andern. Sie ward es nicht gewahr, daß ihr Vater bei ihren Scherzen, bei ihrer Freude, stiller und düsterer wurde, und wenn sie auch zuweilen einem durchdringenden sonderbaren Blicke von Börner begegnete, der heute kein Auge von ihr wandte, dachte sie sich doch nichts dabei. Nun verließ sie der Gast, sie sagte dem Vater gute Nacht, an jede ihrer Hände hing sich eine Schwester, und so ging der fröhliche Lauf nach Justinens Zimmer. „Mariane," sagte Lottchen, „der Hauptmann war da, will er verreisen? Er nahm Abschied von uns, und — Du wirst es nicht glauben — es kam mir vor, als ob er weinte."

„Wunderliches Kind," erwiederte Mariane, „das werde ich Dir freilich nicht glauben. Solch' ein Mann weint nicht, wie ich und Du. Ich denke, er würde selbst den Abschied von Ellingers Lottchen standhaft ertragen."

„Es ist kein Mensch vor Thränen sicher," sagte Justine leise, „darüber darf man nicht spaßen."

„Ach, da hast Du Recht, liebe Justine!" antwortete Mariane, „ein einziger ernstlicher Gedanke an solche

Möglichkeit möchte mich wohl lange vor allem Muthwillen bewahren. Sollte ich jemals Thränen in Leo's Augen sehen, sie würden mich mehr erschüttern, als aller Jammer schwächerer Menschen. Seine Kraft ist so schön, sie hat sich in großer Kränkung bewährt; die Thränen eines solchen Mannes müßten schwere Bedeutung haben."

Justine war ungewöhnlich still, sie brachte die Kinder zur Ruhe, und trat dann zögernd wieder in's Zimmer, voll Angst vor dem nächsten Augenblick. Mariane sah so glücklich, so lieblich aus, unter dem Schleier ihrer reichen aufgelösten Haare, die ihre Hand ordnete, blickte ihr Auge wahrhaft selig in den hellen Mond, und wandte sich jetzt freundlich nickend nach der alten Freundin. „Ich bin heute recht von Herzen froh gewesen," sagte sie, „ich muß Dir davon erzählen. Hundertmal dachte ich an Dich, und wünschte, Du wärest einmal draußen in Gottes Welt, Du entbehrst mehr, als Du denkst. Wenn meine Hoffnungen wahr werden, da sollst Du einmal in Ruhe unter schattigen Bäumen sitzen, ganz nach Deiner Neigung, in solcher Luft, wie sie Dir wohl thut, zwei Schritte von einem Gartenstübchen, wo Du gleich dem kleinsten Zuge entwischen, und das kleinste Sonnenblickchen genießen kannst. Nicht wahr, Herzens-Justine, darauf darf ich mich freuen?"

„Ach Kind, Du brichst mir das Herz," sagte die Alte, „wir werden solches Glück nicht erleben."

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 8tes Stück.

Die Entscheidung bei Hochkirch.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege von Friederike Lohmann.

(Fortsetzung.)

„Warum denn nicht?“ fragte das Mädchen, „Du bist noch rüstig, Du hast Dich nur im Hause eingesponnen wie ein Seidenwürmchen. Die liebe Mutter Pistor war heute mitten unter uns jungen Mädchen, alle meine Freundinnen drängten sich um die herrliche Frau und beneideten mich, weil sie am traulichsten mit mir umging. Wie es dunkelte, faßte sie meinen Arm, sie hatte sich den ganzen Tag uns hingegeben, unsere Lust getheilt, es mochte ihr nun nach Sammlung verlangen — sie führte mich an ihr Lieblingsplätzchen, unter einen großen Nußbaum, der gleich einem Familienvater die Arme über niederes Gesträuch und Gras und Blumen ausbreitete. Da saßen wir lange, die weite Aussicht vor uns, Hand in Hand, stumm und glücklich. Es war Alles voll abendlicher Ruhe. Der Bogen von Gold, der in Westen die Wolken umspann, ward kleiner und

kleiner, ein sanftes Dämmerlicht deckte die Ferne zu. Blauer Wald schloß sich dunkel an hellgrünes Korn, am Rande des Busches trieb die bunte Heerde, auf dem Elbstrom zitterte der letzte Sonnenstrahl. Ich könnte das Strömen und Fluthen stundenlang ansehen, ohne es müde zu werden, es bringt mir dunkle feierliche Gedanken, und führt sie mit sich fort, ehe ich sie recht erkenne. Heute neigte sich die Sonne in das kühle Bett, als wäre es ein wohlthätiges Leben, das nun Rast fände, und das Rauschen der Wogen klang mir wie ein Wiegenlied für die ganze müde Erde. Der lieben Mutter mochte es auch so seyn, denn als sie endlich die Stille mit Worten unterbrach, sah ich wohl, daß sie den Abend ihres Lebens mit dem feierlichen Bilde vor uns verglich. Das Leben vergeht so schnell, sagte sie; ehe wir es wähnen, haben wir die Aussicht hinter uns, der wir lange entgegen gingen, und der Mond geht da auf, wo noch vor Kurzem Alles im Sonnenlichte schwamm. Aber je tiefer der Abend sinkt, je heller wird es in der Seele! Wie die Sinne stumpf werden für Manches, was die Jugend reizt, öffnet sich ein neuer Sinn den tausend Wundern der Natur; was im Rasen blüht, was im Staube sich freut, in Lüften schwebt, im Lande des Haines rauscht, das redet lauter von Gottes Gegenwart, je näher wir dem Ziele sind!“ —

„Sie sprach dann von unseren Hoffnungen, von Leo's Glück, und wie sie einen Traum habe, den sie mir vertrauen möchte. Ihr kleines Gut bei Meißen, an waldigem Berge gelegen, der Wohnplatz ihrer Kindheit, würde mehr Ertrag geben, wenn wir es selbst bewohnten, Leo würde die Kränkung seiner Ehre in ländlicher Einsamkeit besser verschmerzen, als hier, wo jeder Blick ihn daran mahnte, wenn auch nur durch mitfühlende

Theilnahme. Sie fragte mich: ob ich die Stadt verlassen könne, ob ich eine kleine Wirthschaft auf dem Lande führen wolle, bis der Krieg vorüber wäre, und Pistor seine neue Laufbahn antreten könnte. Du denkst schon, was ich antwortete. Wo Er ist, und wo es ihr wohlgefällt, da bin ich glücklich. — So saßen wir denn und träumten süß! Sie schilderte mir Alles, die Wohnung, den Garten, den Berg, die Aussicht, auch das kleine Stübchen mit Einem Fenster, wo im Sommer meine Justine als Gast leben soll, von mir bedient und gepflegt. — Aber Du weinst ja, und recht ernstlich. Mein Gott, was ist Dir denn widerfahren?"

„Denke ich denn nur an mich?" rief Justine. „Dir, Du armes Kind, ist ein Leid geschehen, und jetzt mußt Du es von mir erfahren." Sie stand auf, schloß das erschrockene Mädchen in die Arme, und erzählte ihr Alles, oft von Thränen, oft von heftigen Klagen gegen den harten Vater unterbrochen. Mariane war ganz stumm, kein Wort ging über ihre Lippen, sie lag bewegungslos an Justinens Brust, die sie beschwor, sich auszuweinen, auszusprechen; Worte und Thränen wären gleich dem Regen beim Gewitter, und nichts in der Welt so ängstlich, als solches Schweigen. Aber Mariane hatte noch keinen klaren Gedanken, Justinens Heftigkeit that ihr nicht wohl, sie bat nur mit leiser Stimme: „Laß mich ganz ruhig, Du gute treue Seele, wenn Du meine Mutter wärest, Du könntest jetzt nichts weiter für mich thun. Und geh' zu Bette! sey so gut, ich bleibe noch hier, wenn ich Dich nicht störe."

Justine legte sich nieder, schlafen mochte sie nicht, sie lauschte durch den Vorhang, und sah Marianen noch nach Mitternacht am Fenster sitzen, den Kopf in die Hände gestützt, sie räusperte sich, hustete und mochte

mancherlei Geräusch, immer in der Erwartung, das arme Mädchen sollte Trost im Gespräch finden. Endlich war sie doch eingeschlummert, und nichts unterbrach die Ruhe der Nacht, als das einförmige Picken der Wanduhr. Es schlug Eins, der Mond war untergegangen, die Finsterniß schreckte Marianen aus ihren Gedanken auf. „Wie war Dein Licht so schön,“ sagte sie zu sich selbst, „nun ist es todt! Süßes Glück der Hoffnung, Jugendmuth und Frohsinn, wollt ihr schon jetzt mich verlassen?“ — Leise auf den Zehen schleichend ging sie in das Nebenzimmer, blickte wehmüthig auf die schlafenden Schwestern, und suchte ihr Lager, zum erstenmal ohne Erwartung des Schlummers.

Am andern Morgen war Marianens erster Gedanke eine Erklärung mit ihrem Vater. Die Pflicht, sich seinem Willen zu fügen, war ihr in den Kämpfen dieser Nacht klar geworden, vorher aber wollte sie versuchen, ob Bitten und Thränen vielleicht sein Herz rühren könnten. Ueber die Furcht, mit welcher sie ihm seit langer Zeit nahete, erhob sie heute der Schmerz und das Gefühl, sie handle für die heiligste Angelegenheit ihres Lebens. Blaß und zitternd trat sie zu ihm in's Zimmer, sie hatte bedachtsam überlegt, was sie sagen wollte, doch der erste Blick in sein Gesicht änderte Alles. Mitleidig, ja zärtlich, wie sie es sich nie erinnerte, sah er sie an, und sie lag in seinen ausgebreiteten Armen, und weinte heiße Thränen, die die überlegten Worte aus ihrem Gedächtnisse wegwuschen. „Es ist mir leid, mein armes Kind, es ist mir herzlich leid,“ sagte er, „aber es kann nicht seyn! Ueberzeuge Dich, daß die Liebe die wahrste ist, die zu Deinem Besten selbst einen kurzen Schmerz für Dich wählt.“

„Vater! lieber Vater!“ sagte Mariane, „es ist das Glück meiner Jugend, die Hoffnung meines ganzen Lebens, was ich verlieren soll. Hören Sie meine Bitten! Verschließen Sie mir Ihr Herz nicht! Um meiner Mutter willen flehe ich Sie an; wenn sie noch bei uns wäre, würde sie für mich sprechen. Es ist nicht möglich, daß Sie Leo's Verdienste verkennen, er ist der beste Mann, den je ein Mädchen wählte, ich liebe ihn, seit ich mich selbst begreifen lernte, und werde ihn immer lieben. Vater! ich möchte Viel sagen, und bin so arm an Worten, aber Angst und Thränen sprechen doch auch!“

„Mariane,“ erwiederte Ellinger mit verdüstertem Gesicht, „Worte und Thränen können mir wohl schmerzlich wehe thun, aber hier nichts ändern. Daß ich im fünfzigsten Jahre anders über die Liebe denke als Du, begreift sich leicht, weniger wirst Du mir glauben, daß meine Ansicht die rechte ist. Leidenschaft ist vergänglich, ob sie sich gleich Unsterblichkeit zutraut, ein langer Lebensweg mit offenen Augen zeigt uns tausend Beispiele davon. Hast Du Dich Jahre lang mit Hoffnungen genährt, so hätte ein offenes Geständniß gegen Deinen Vater Dich vor der gefährlichen Täuschung bewahren können. Dem Mädchen vergebe ich die Heimlichkeit, dem Manne nicht, der das Mädchen zu gewinnen sucht, ehe er weiß, ob sie ihm angehören darf. Diesen einzigen Fehler gegen mich ausgenommen, achte ich Pistor hoch, es ist nicht seine Persönlichkeit, sondern sein Stand, seine Verhältnisse, was Eure Verbindung trennt. Ein Adeliger, ein Offizier bekömmt keine meiner Töchter, das ist mein Grundsatz. Eben jetzt spricht das Schicksal unserer braven Armee laut für mich. Die Ehre, dieß schimmernde Trugbild, das Einzige, was so viel Elend überstrahlen muß, hindert diese Krieger, für ihren König

gegen den gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen; während der niedrige Soldat sich den Fesseln entreißt, und die Reihen der Preußen verläßt, wo er kann, muß der adelige Offizier müßig zusehen, wie sein Vaterland blutet. Und wenn er sich waffnen darf, dann sollte er lieber kein Weib zurücklassen, das ihm nachjammert, oder meine Tochter soll doch dieß zitternde unglückliche Geschöpf nicht seyn. Die Schlacht bei Prag hat eben jetzt tausend trostlose Wittwen gemacht. — Zudem ist Pistor arm, sein kleines Vermögen kann heute oder morgen der Krieg verschlingen, Nahrungssorgen aber tödten Liebe und Frieden. Sagst Du mir, daß er arbeitet und gewinnt, so entgegne ich Dir, wie eben Schriftstellerei mir ein so unsicheres Fahrzeug scheint, um Weib und Kind einzuschiffen, als das stolzere Kriegsschiff.“

„Du hast nun meine Gründe gehört, die war ich Dir schuldig, mein Wille ist ganz fest, und ich wünsche von nun an über diese Sache zu schweigen. Wenn ich todt bin, bist Du frei, es läuft gegen meine Ansichten, die Freiheit meiner Kinder durch Gelübde zu binden. — Mein Tod also gibt Dir das Recht, die Verbindung anzuknüpfen, die jetzt gelöst ist.“

Diese Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf Marianen, sie gelobte Gehorsam und Ergebung, sie fragte jammernd, womit sie solche Härte verdiene, und schwur, der väterliche Wille solle ihr heilig seyn, so lange sie lebe. Das Alles sagte sie so heftig und überspannt, wie sie niemals gesprochen hatte, selbst der Vater fühlte sich von ihrem Schmerz erschüttert. Nachdem Beide etwas ruhiger geworden waren, kam noch ein schweres Räthsel zu Sprache. Wenn Pistor Ellingers Haus mied, und die Ehre ihm gebot, Marianen nicht aufzusuchen, sollte sie sich auf immer von seiner Mutter verbannen,

die alte Frau nicht mehr sehen, ihr die Besuche entziehen, die seit so vielen Jahren eine liebe Gewohnheit geworden waren? Ellinger wagte nicht, diese Frage nach seinem Wunsche zu entscheiden, und Mariane mochte nicht versprechen, was ihr zu halten unmöglich schien. War doch schon jetzt der einzige Trost, der jetzt in ihrer Seele dämmerte, das Widersehen der Mutter, die gemeinschaftliche Klage! Daß eine letzte Hoffnung auf fortdauerndes Bündniß mit dem Geliebten sich in ihre Sehnsucht mischte, gestand sie sich selbst nicht, und eben so wenig die Schwierigkeit, zwischen Pflicht und Liebe getheilt, auf ebener Bahn zu wandeln.

Das Schicksal ersparte ihr indessen die harte Probe. Auch Frau von Pistor hatte mit ihrem Sohne eine traurige Nacht gewacht, und mit ihm gelitten, was sie auf Erden nicht mehr zu leiden fürchtete. Sie sah sein Glück zerstört, sie wußte, er werde den Verlust ertragen, aber niemals Ersatz finden. Wie ihr Lebensweg voll Sorgen gewesen war, hatte sie auch oft erfahren, daß eine höhere Hand, gleichsam aus den Wolken reichend, das Unmögliche wirklich gemacht, das Aufgegebene zu Stande gebracht hatte; sie bewahrte deßhalb noch eine stille Hoffnung, doch die lag tief in ihrer Brust und gründete sich nur auf Zeit und Glauben. Für diesen Augenblick schien ihr Nichts rathsamer, als Ergebung und Unterwerfung unter den väterlichen Willen, und, um dieß der armen Mariane zu erleichtern, Trennung der Liebenden. Sie schlug ihrem Sohne deßhalb vor, das Gut bei Meißen zu beziehen, er willigte ein, ohne Ahnung, mit welchen ganz anderen Erwartungen sie an jenem Abend mit Marianen an diesen Aufenthalt gedacht hatte. Es wurde Alles überlegt, Alles geordnet, ein schwerer Tag ging langsam hin. Aber Pistors blieben doch beneidenswerth

gegen Ellinger und Marianen, sie waren einig, trauerten mit einander, nahmen und gaben Trost, Jedes bekämpfte sich selbst, um dem Andern nicht weher zu thun. Leo war nicht bloß ein unerschrockener Soldat, er besaß auch die Tapferkeit der Seele, die den Mann ziert, seine Mutter dagegen wandelte im kindlichen Glauben durch Sturm und Sonnenschein, und beide, ihrem Geschlechte eigenthümliche Tugenden dienten jetzt vereinigt, ihnen über die rauheste Strecke des Lebensweges zu helfen. Als Mariane nach zwei Tagen der Sehnsucht in später Abenddämmerung einen Besuch wagte, und Frau von Pistor im Garten allein fand, wirkte schon die Nähe der alten Frau und ihre beruhigende Stimme wohlthätig auf sie. Diesem armen gedrückten Herzen glaubte die Mutter ihren heimlichen Hoffnungsschatz zeigen zu müssen, damit es einen Stern hätte, sich zu laben. „Traue auf Gott, mein Kind,“ sagte sie, „was geschehen soll, kann kein sterblicher Wille stören. Thue jetzt, was Du mußt, ihm überlass' die Zukunft. Ach, ich habe in diesen Tagen viel um Euch Kinder gelitten. Wie aber mein Mutterherz liebt, so liebt doch auch Dein Vater, wenn er uns gleich schmerzlich kränkt. Daran laß uns denken! Bleibe ein gutes Kind! Bewahre Dein reines Gemüth vor Bitterkeit, laß Deine Liebe zu einem guten Manne der Engel seyn, der Deine Pflicht erleichtert.“

Einige Wochen waren noch zur Ordnung ihrer Angelegenheiten nöthig, dann verließen Pistors die Stadt, eben als die Schlacht bei Collin geschlagen war. Ellinger mit ihrem Entschluß sehr zufrieden, sah Marianen ihre Traurigkeit väterlich nach, und hoffte eben so fest auf die Wirkungen der Zeit, wie die Matrone. Auch schien seine Erfahrung fast Recht zu behalten, denn ehe die Weinlese heran kam, hatte sich Marianens Jugend=

muth über den drückenden Gram erhoben, sie konnte wieder lächeln, scherzen, mit den Kindern fröhlich seyn, ihr Gesicht hatte seine frische Farbe wieder, ihr Gang seine rasche Lebendigkeit. Aber sie hatte deßhalb nicht vergessen; das harte Wort des Vaters war nur in den Hintergrund gerückt, von der Hoffnung Strahlen verdrängt. Briefe an Frau von Pistor, denen sie Alles vertraute, was sie dachte und that, Antworten von ihr, die ihr die Häuslichkeit ihrer Lieben bis zur Anschauung mittheilten, machten ihr Glück.

Der Herbst wich dem Winter, dieser brachte trotz des Krieges viel gesellige Freuden, und so sehr der Vater sonst solchen Zerstreuungen abhold war, so sehr sie in dieser Zeit gegen sein Gefühl streiten mochten, jetzt forderte er Marianen selbst auf, Einladungen anzunehmen, machte ihr Geschenke zum Ballstaat, und war unzufrieden, wenn sie wenig Interesse an Putz und Tanz nahm. Justine dachte anders. Als sie Marianen zum ersten Balle kleiden half, sprach sie laut gegen die listige Verführung. „Laß Dich nicht blenden, Mariandchen,“ sagte sie, „halte fest an der Treue, denke an Deinen Liebsten. Das wäre mir ein Tausch! Ei, seht doch, wenn mir Einer aus klarem Eigensinn einen braven Mann verweigert, und will es mit einem rothen Schlender bezahlen, mag er auch noch so schön mit todten Blumen und Flor und Tand angeputzt seyn. Der Herr Börner ist auch von der Parthei, höre ich. Der wird um Dich herumschwänzeln, wie eine glatte Katze, gib Acht, ich sage es Dir. Seit der Hauptmann abgewiesen wurde, trägt er sein gebücktes Haupt viel höher, der garstige Horcher! Ich weiß, was er will, aber wenn Du das thust, wende ich mich im Grabe um.“

„Was will er denn?“ fragte Lottchen, „wohl gar

Marianen? Das habe ich lange dacht. — Die mag ihn nicht, und ich möchte ihn auch nicht."

„Schweig, Jungfer Vorlaut," schalt Justine. „Von solchen Sachen muß ein Mädchen wie Du noch gar nichts wissen. Zu unserer Zeit schlugen wir die Augen nieder, wenn nur das Wort Heirath genannt wurde. Die Welt wird immer schlimmer."

Mariane sagte nichts, aber sie vergaß Justinens Bemerkung eben so wenig. Sie konnte es nicht läugnen, daß Börner sich an sie drängte, ihr auffallenden Vorzug bewies, sie mit Blicken und Schmeicheleien, mit Gefälligkeiten aller Art verfolgte. Sonst war sie zu unbefangen, jetzt oft zu traurig gewesen, um viel darauf zu achten; zuweilen fand sie sich wohl von seiner Aufmerksamkeit belästigt, doch das hielt sie sich nicht zu Gute, schrieb es auf ihre Verstimmung, und zwang sich zu doppelter Freundlichkeit. Justinens Warnung erschreckte sie, sie dachte nach, und fand Ursache, ihr Recht zu geben. Seit ihrem Unglück begegnete sie oft einem seltsamen freudigen Blitz in Börners Augen, besonders wenn Pistors Name zufällig genannt wurde, oder irgend eine Wendung des Gesprächs ihr Herz traf, und das Blut verrätherisch in ihre Wange trieb. Schadenfreude, oder Haß gegen Pistor malte sich in diesem Blicke. Einmal hatte er sogar über das Mißgeschick der Truppen gespöttelt, und das höhnende Witzwort: „sächsisches Piquet" gebraucht. Sie konnte das nicht ruhig hören, und erhob zitterd ihre Stimme, ihm zu sagen, wie dieß Erliegen der Armee keine Schande bringe, sondern ihr langer Widerstand in solcher Bedrängniß noch von späten Zeiten geehrt werden würde. Ein Verweis von ihrem Vater, sobald sie allein waren, strafte ihre Dreistigkeit. — „Du hattest nicht Unrecht," sagte er, „aber es ziemt sich

nicht für ein junges Mädchen, es ziemte sich am wenigsten für Dich, die Waffen im politischen Kampfe zu tragen. Du weißt, wie lieb mir Börner ist, ein unbesonnenes Wort darf ihm bei uns keine Unhöflichkeit zuziehen." — Alles das fiel Marianen jetzt auf's Herz. Sie wunderte sich über ihre Blindheit, da selbst Lottchen schärfer gesehen hatte, und von diesem Augenblicke ward ihr der gleichgültige, oft belustigende Gesellschafter fast unerträglich.

Das Schicksal, das jetzt mit zermalmenden Schritten über ganz Europa ging, warf indessen einen sehr unerwarteten Sonnenblick auf den schleichenden gebückten Börner. Ein entfernter Vetter starb, und hinterließ ihm bedeutendes Gut, er ward auf einmal ein reicher Mann, vor dem sich Viele neigten, dessen Verstand und Witz heller schimmerten, dessen sonst als natürlich geachtete Schmiegsamkeit nur liebenswürdige Humanität, anspruchslose Bescheidenheit war. Wirklich überhob er sich auch des neuen Vorzuges nicht, ja er nahm ein noch demüthigeres Wesen an, nur Marianen trat er immer näher, und wenn sich gleich Ellinger der Veränderung durchaus nicht bewußt war, schien doch Börners Stellung gegen die Familie unwillkührlich etwas anders zu werden, seit das Glück ihn so sehr begünstigt hatte. Mariane glaubte eine schwarze Wolke über ihr Haupt herziehen zu sehen, aber der Gehorsam, mit welchem sie ihrem Glück entsagt hatte, dünkte ihr hier ein Frevel gegen sich selbst, und sie beschloß, fest und treu zu bleiben, möge es auch die härtesten Opfer kosten.

Ellinger sah die wachsende Annäherung Börners mit ganz andern Gefühlen. Ihm konnte kein Schwiegersohn willkommener seyn, nur des jungen Mannes Armuth hatte bis hierher solchen Gedanken entgegen ge-

standen. Als daher Börner eines Abends, nachdem er den Nachmittag mit Ellinger gearbeitet hatte, ein augenblickliches Gehör forderte, und im Tone heißer Leidenschaft, der ihm eigentlich fremd schien, um Marianens Besitz bat, umarmte ihn der Vater sehr gerührt, und erklärte, es werde sein Alter beglücken, wenn Mariane in das gewünschte Bündniß willigte. Er hielt es indessen für Pflicht, seinem jungen Freunde Marianens Herzens-Angelegenheiten zu entdecken, und die Ungewißheit, wie weit sie sich über jene Hoffnungen beruhigt habe. — Börners Gesicht überflog bei der Erzählung derselbe wunderliche Ausdruck, mit welchem er einst Justinen an Ellingers Thüre entgegentrat, und ihr zu dem Argwohne Anlaß gab, er habe ihre Unterredung mit ihrem Herrn gehört.

„Suchen Sie nur das Mädchen zu gewinnen,“ sagte Ellinger. „Sie haben dazu meine volle Einwilligung, ich betrachte Sie gern als meinen Sohn. Sollte sie noch an der ersten Liebe hängen, so wollen wir ihr Zeit lassen, ohne deßhalb unsern Wunsch aufzugeben. Daß sie mich erfreuen wird, daß sie wieder einen Lichtstrahl auf mein verdunkeltes Leben werfen kann, will ich ihr an's Herz legen. Zwingen kann ich sie nicht, jede Art des Zwanges, in welchem Gewande sie erschiene, wäre gegen mein Gefühl.“

Die Thüre eines Nebenzimmers war während dieser Unterredung offen gewesen, hierher hatte sich Lottchen mit Gellerts Fabeln geflüchtet, während Justine, durch einen Besuch ihres Gevatters zerstreut, sie am Nähpulte nicht vermißte. Mitten in der anziehenden Lectüre hörte Lottchen Börners feurige Erklärung, sie schlug das Buch zu, vergaß die kranke Frau sammt dem Schneider, der eben zu ihrer Belustigung die Heilung

vollzog, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Wie sie Alles vernommen hatte, und Börnern gehen hörte, schlich auch sie hinaus, suchte Marianen überall, und trat endlich zu Justinen in's Zimmer. Da saß der Gevatter Neumann, und erzählte so lebhaft und anschaulich, daß Justinens Hände im Schooße ruheten, ihr Auge weitgeöffnet an seinem Munde hing, und des Mädchens Eintritt sie wie aus einer andern Welt zurück rief. Ein unwilliger Blick empfing Lottchen, die hastig fragte: „Wo ist denn Mariane?"

„Ausgegangen;" war die Antwort. „Und wo warst denn Du?"

Der Gevatter, der sich ungern unterbrechen ließ, überhob Lottchen der Antwort, indem er fortfuhr, die Verheerung von Küstrin zu schildern, wozu er sich der grellsten Farben bediente, besonders entwarf er das Bild der fürchterlichen Kosaken, mit aller Uebertreibung einer rohen erhitzten Einbildungskraft. Dann ging er zur Stärkung seiner Zuhörerin auf den Ruhm des Königs Friedrich über, und die Begeisterung, die dieser Held damals so vielen Gemüthern einflößte, machte sein unbedeutendes Gesicht lebendig und beseelt. „Das ist kein Wunder, wertheste Gevatterin," rief er aus, „daß solch' ein König solche Soldaten hat. Wie Sie mich hier sehen — ich bin ein friedlicher Mann, aber wenn ich recht an ihn denke, ich glaube, ich könnte selbst mit d'rein schlagen. Ueberlegen Sie nur die Schlacht bei Leuthen! Dreimal so schwach war er wie der Feind, bei ihm Mangel, bei jenem Ueberfluß, seine Leute hatte der Marsch erschöpft, die Andern hatten Ruhe genossen. Das konnte Alles nichts ausrichten gegen sein Genie und seinen Blick. Angegriffen — und gesiegt. — Und die Sterbenden, als sie am Boden lagen, riefen ihren Brü-

dern noch zu: „Fechtet wie brave Preußen, an uns ist nichts gelegen, wir sterben für den König!“

Justine trocknete die Augen. „War denn mein General Ziethen auch dabei?“ fragte sie. „Du lieber Gott, hätte ich das denken sollen, als ich ihn auf dem Arme trug. Aber ich sagte oft: Junker Joachim — sagte ich. —“

„Er ist überall dabei, wo der König ist,“ unterbrach sie Neumann, „dieses Mal hat er die Feinde bis Böhmen gejagt, 2000 Gefangene und 3000 Wagen erbeutet. Es sind überhaupt nach meiner Berechnung“ — —

„Junker Joachim, sagte ich,“ fiel ihm Justine wieder in's Wort, „wird einmal ein Offizier. Denn erstens —“

„Mit Vergunst, wertheste Gevatterin,“ sagte Neumann, „ich muß nun fort. Es hat sieben Uhr geschlagen. Noch ein Prischen, und eine schöne gute Nacht!“ — Er ging, Lottchen saß still im Winkel.

„Wo warst Du denn?“ fragte Justine noch einmal, „wer auf Dich achten soll, dem muß der Himmel Falkenaugen bescheeren.“

„Ich war in der grünen Stube,“ antwortete Lottchen kleinmüthig, „ich las ein Bischen, und dabei habe etwas erfahren, das Marianen angeht.“

„Nun das gefällt mir nicht übel!“ rief Justine, „lesen statt zu arbeiten, und kundschaften statt zu lesen! Nun so laß doch hören, ich bin begierig.“

„Es ist etwas, wovon ein Mädchen wie ich, nicht reden darf,“ antwortete Lottchen schnippisch, „ich denke aber, weil Mariane es wissen muß, und weil ich es doch einmal gehört habe, kann das heute nicht gelten. — Börner will Marianen heirathen, der Vater hat Ja ge-

sagt, und wird die arme Mariane bitten, daß sie sein Alter erfreuen soll. Was kann sie da thun, Justine? Börner ist häßlich, aber wenn der Vater das sagte, müßte ich ihn wahrhaftig nehmen. Er sieht jetzt so elend und kummervoll aus.“

„Das darf nicht geschehen!“ sagte Justine, „so lange noch Athem in mir ist.“ In großer Bewegung verließ sie das Zimmer, und stand blitzschnell in der Wohnstube vor Ellinger, erhitzt und zornig wie ein Vogel mit sträubenden Federn. „Herr Rath!“ rief sie aus, „wenn Sie das thun, schüttle ich den Staub von meinen Füßen, und nehme den Wanderstab! Das ist ein Rabenvater, der sein Kind zur Ehe zwingt. Lottchen hat gehört, wie Sie dem Börner Ihr Wort gegeben haben, aber dagegen rede ich, bis meine Zunge lahm wird. Es soll am jüngsten Tage nicht heißen, ich hätte Sie geschont, nein, gewiß nicht, ich will Ihrer seligen Frau erzählen können, wie ich meine Pflicht erfüllt habe. Börner ist ein Heuchler, ein Schmeichler, ein Spötter; glatt wie eine Schlange, falsch wie ein Fuchs, beschmutzt anderer Menschen Leumund mit seinem Witz, und Ihre Teppiche mit seinen Stiefeln, ehrt das Alter nicht, kann Niemanden gerade ansehen!“ —

„Zwingen Sie Ihre Tochter, den schlechten Mann zu heirathen, so morden Sie Leib und Seele des armen Kindes, und mich bringen Sie mit Jammer unter die Erde. Die ganze Welt ist ein Trauerhaus. Alle böse Geister sind los, und rücken auf uns an, kein Mensch ist seines Lebens sicher. Von Sengen und Brennen, Plündern und Todschießen, Betteln und Flüchten, hört man am Tage, und träumt man Nachts; wie man sich sonst vor dem bösen Feinde fürchtete, denkt man jetzt an den wüthenden Kosaken, und den gräulichen Kroaten;

in solcher Zeit sollte jeglicher Christ barmherzig seyn gegen den andern, sintemal er nicht weiß, wenn sein Stündlein kommt — geschweige ein Vater gegen sein Blut.“

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Es wandelt an dem Knotenstabe
Ein blasser Pilger langsam her,
Wie auf dem Weg zu seinem Grabe;
Er athmet tief, er athmet schwer.

Er sucht, mit halb erloschnen Blicken,
Das Erste, ohne Rast und Ruh:
Den Müden gastlich zu erquicken,
Ruft ihm das Zweite freundlich zu.

Vertrauen will er gern dem Worte,
Wenn es geheimnißvoll auch klingt,
Und hoffend sucht er an der Pforte,
Aus welcher jene Stimme dringt.

Bald, von dem Ganzen sanft umfangen,
Fühlt er des Lebens neuen Muth,
Und frischer glänzen ihm die Wangen,
Nur er in seinen Armen ruht.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München

1831. 4ter Band, 9tes Stück.

Die Entscheidung bei Hochkirch.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege, von Friederike Lohmann.

(Fortsetzung.)

Während Justine mit unzähligen Thränen und steigender Heftigkeit die letzten Worte sprach, war Mariane eingetreten; sie stand erstaunt, bald ihren Vater, bald die Alte anblickend, und Ellinger fühlte die Nothwendigkeit, ihr den Auftritt zu erklären. Sie erschrack, und äußerte zum erstenmale in ihrem Leben entschlossenen Widerspruch, zwar durch kindliche Bitten um Vergebung gemildert, aber doch überraschend genug bei ihrem sanften, furchtsamen Sinn. Justine hob ihr Haupt in die Höhe; der Vater sprach unbewegt weiter. „Er wolle und werde sie niemals zwingen, nicht einmal überreden," sagte er, „und damit sey Justinens unbesonnene Rede beantwortet. Das dürfe er nicht verhehlen, daß diese Heirath sein Alter beglücken könne. Sein Haar würde weiß, der Druck der Zeiten und manche heimliche Sorge, die Niemand kenne, mache ihn vor den Jahren alt;

ein kräftiger Stab für die Pflanzen um ihn her, wäre längst sein Gebet gewesen, da er ahne, wie Stamm und Krone des väterlichen Baums bald genug in den Staub sinken könne. Mariane sey arm, ihre Geschwister arm, der Kinder Stütze zu werden, lege Gott jetzt in ihre Hand. Sie möge nicht rasch entscheiden, er fordere nur ihr Versprechen, sich einige Zeit zu prüfen, Börnern nicht abzuweisen, denn er liebe sie so sehr, daß er ihre früheren Gefühle achten wolle. — Justine wird Dir sagen, was sie von Börnern denkt," fuhr er fort, „es wäre vergebens, das Gegentheil zu erwarten — höre also auch Deines Vaters Meinung. Er ist ein unbescholtener redlicher Mann, ein heller Kopf, ein zuverlässiger Freund, frei von Schwärmerei, einfach und gediegen. So kenne ich ihn, und glaube nicht zu irren. Er ist im Besitz meines höchsten Vertrauens, Ihr wißt, ich werfe das nicht weg. Uebrigens bitte ich Dich, sprich Dich nicht aus, bis Du ganz entschieden bist, am wenigsten gegen mich. Meine Seele liegt unter einer Last von Sorgen, die ich allein trage, und ich möchte Dir nicht gern mehr als einmal sagen: daß Du mich zum Theil davon befreien kannst."

Die Thüre öffnete sich, ein Geschäft nahm den Vater in Anspruch, die Kinder kamen herein und verlangten nach Justinen, Mariane fand sich allein gelassen, die größte Wohlthat, die sie jetzt wünschte. Sie war wie vernichtet, ihr Muth gebrochen, ihre Ruhe gemordet. Mußte sie den Bitten des alternden Vaters widerstehen, wie sollte sie Frieden haben; und mußte sie nachgeben, wie sollte sie die nachkommenden Tage und Jahre ertragen, die schwarz und freudenlos vor ihrem Blicke aufstiegen?

Es ist nichts unbegreiflicher, als das feste Beharren, mit welchem selbst stolze Männer zuweilen ein Bündniß zu erringen suchen, das sie weder ehren noch beglücken kann. Börners dringende Werbungen, die unzarte Sicherheit, durch des Vaters Beifall erzeugt, die Eifersucht, die Marianens Schritte verfolgen, ihren Briefwechsel mit Frau von Pistor ausspähete, ihre Mienen, ihr Erröthen bewachte und anklagte, verbitterten dem armen Mädchen die kurze Sommerfreude. Sie wich ihm aus, wenn es möglich war, gelang es ihm aber, sie allein zu finden, so folterten sie Bitten und versteckte Drohungen, deren Sinn sie nicht begriff, die wie schwarze Gespenster ihre Tage und Nächte verdunkelten. „Sie möge sich hüten," sagte er oft mit einem eisig kalten Lächeln, er habe ihre Ruhe, ihr Glück in seiner Gewalt, und sey zu Allem fähig, wenn sie ihn verwerfe." Forderte sie, von solcher Qual ermüdet und gereizt, ihn zur Erklärung auf, so hüllte er sich in Räthsel, deren wahrscheinlichste Lösung zu furchtbar war, um ihnen weiter nachzuforschen. Dann blieb Marianen nur der einzige Trost, wie das kalt prosaische Wesen des Mannes, und der höhnische Blick, mit welchem er sie ansah, der Raserei des Selbstmordes widersprach. Ihrem Vater konnte sie dieses Leiden nicht klagen, er würde ihr nicht geglaubt haben; in seiner Gegenwart war Börner ernst, bescheiden, demüthig wünschend, aber doch leidenschaftslos, wie ein vernünftiger Mann; die ängstigende, aufregende Rolle spielte er nur gegen sie, und sie schämte sich, zu gestehen, was sie in schwarzen Stunden fürchtete. Oeffentliche Noth gesellte sich zu diesen geheimen Leiden. Die Reichstruppen hatten den Sonnenstein belagert und eingenommen; General Daun näherte sich Dresden, das schwach besetzt war, um so kräftigere Maßregeln glaubte

der preußische Commandant nehmen zu müssen. Er erklärte: er werde die Vorstädte abbrennen, und ließ unter allgemeinen Wehklagen die Häuser mit brennbaren Stoffen füllen. Alles kam in Bewegung, der Hof, der Magistrat, die Einwohner baten um Schonung, man glaubte das Schloß und die königliche Familie gefährdet. Da der Commandant unbeweglich blieb, ergingen nun die Bitten an den österreichischen Feldherrn, aber Anfangs vergebens. Tage des Schreckens schlichen langsam vorüber, bis Daun endlich seinen Anschlag auf Dresden aufgab, die brennbaren Sachen wieder aus den Häusern genommen wurden, und die Ruhe in die bedrohte Stadt zurückkehrte.

Um diese Zeit war Mariane mit einer Freundin auf eben dem Weinberge, wo sie ihren letzten sorglosen Abend genossen hatte. Die Trauben fingen an zu reifen, der Herbsttag war ohne Wolken, mancherlei ländliche Geschäfte hatten den Tag erheitert. Die Mädchen sammelten das Obst ein, füllten die Körbe, und sandten sie zur Stadt, suchten die besten Trauben aus, und das letzte Gemüse von den Beeten. Als die Sonne unterging, gab es für Marianen nichts mehr zu thun, ihre Gespielin mahnte sie an, das Plätzchen am Berge zu besuchen, das ihr ja so lieb sey, und versprach bald nachzukommen. Mariane ging. Ach, es war noch ganz so still und schien hier, wie ehedem, ihre Seele aber war umschleiert. Das Rauschen des Wassers zu ihren Füßen schien heute eine Trauermusik, und begleitete harmonisch die Gedanken der Wehmuth, in die sie sich tiefer und tiefer einwiegte. Da kam ein Schritt durch's Gebüsch am Berge, sie blickte auf: Pistor stand vor ihr. Ein Freudenschrei empfing ihn; er setzte sich zu ihr unter die breiten Aeste des Nußbaumes, es war ihr, als

sey es ein schöner Traum. Jetzt erst fühlte sie, wie Mittheilung und Vertrauen das Herz erleichtert, wie die Gegenwart, die Stimme, der Blick, so viel mehr gilt, als ein geschriebenes Wort. — Eine halbe Stunde an seiner Seite, in seinem Schutze, und sie dünkte sich wieder die frohe glückliche Mariane, obgleich Thränen ihr Auge benetzten, sie faßte wieder Muth und Hoffnung, und gelangte zu einer Sicherheit des Gefühls, die sie lange entbehrt hatte. — Indessen verschwanden die blitzenden Strahlen auf den Wellen, die Freundin kam, an den Heimweg zu mahnen, umarmte Marianen herzlich, und sah fast so glücklich aus, als sie selbst. „Du hast gewußt, daß er kommt!“ flisterte Mariane. „Freilich!“ antwortete Jene, „ich wußte es, aber die Mama nicht.“

Wie schön war der Weg in der abendlichen Kühle, da er nun neben ihr ging, und jedes Wort eine vertraute Beziehung, einen geheimen Sinn hatte. Nur zu bald erreichten sie die Stadt, es war dunkel geworden, die beiden Andern schieden an ihrer Wohnung, Leo nahm Marianens Arm, sie gingen mit unaussprechlichem Behagen durch die dämmrigen Straßen hin. Plötzlich erschien ein Begleiter an ihrer Seite, der mehrere Schritte dicht neben Marianen blieb, sie dreist ansah, laut und höhnisch mit ihrem Namen grüßte, und dann schneller voran schritt. Mariane hatte Börner erkannt, ein Theil ihres Glücks war vor seiner Stimmer entflohen, sie nahm eilig von ihrem Freunde Abschied, und mochte kaum der Hoffnung Raum geben, ihn noch einmal bei ihrer Gespielin zu finden.

Als sie in's Wohnzimmer trat, brannte schon Licht, der Vater war nicht zu Hause, Börner saß bei einem Buche, und erwartete ihn. Er stand auf, kam ihr entgegen, und redete sie mit Vorwürfen an, die, von allem

Schein erkünstelter Feinheit entkleidet, ein empörend niedriges Gemüth aufdeckten. Mariane staunte, ihr Muth wuchs, und auf die trotzige Frage: ob sie ihm gleich ihr Wort geben wolle, oder nicht? — glaubte sie das peinliche Verhältniß mit Einem Schlage lösen zu können. Es war kein Zweifel mehr in ihr, über Recht und Unrecht dieses Schrittes, denn wie er jetzt, mit dem hämisch-boshaften Gesichte vor ihr stand, erkannte sie, es sey unmöglich, mit solchem Manne den heiligen Bund zu schließen, wenn sie auch nie geliebt hätte. Sie sprach also ihr Nein ernst und fest aus, und bat ihn nur, sich zu erinnern, wie sie ihn niemals täuschen gewollt, sondern auf seinen eigenen Wunsch diesen schwankenden Zustand gebildet habe, der ihrer offenen Seele zuwider sey.

„Ich werde also dem Herrn von Pistor aufgeopfert!“ sagte Börner kalt. „Mögen Sie den Stolz nicht bereuen, mit welchem Sie meine standhafte Liebe von sich weisen. Sie wissen nicht, wie sehr Ihr Schicksal in meiner Gewalt steht; wüßten Sie es, Sie würden mich nicht auf's Aeußerste treiben. Ich besitze ein Zauberwort, das volle Rache in meine Hände gibt. Diese Warnung ist nur für Sie, sollten Sie sie Jemand mittheilen, so würden Sie mich zwingen zu thun, was eine unselige innere Stimme von mir verlangt. Wollen Sie mich aber von der Versuchung retten, so verzeihen Sie, was mich Eifersucht sprechen ließ, und geben Sie mir die früheren Hoffnungen zurück.“

„Denken Sie nicht so klein von mir,“ antwortete Mariane, „daß ich aus grundloser Furcht einen überlegten Entschluß ändern könnte. Ihre Drohungen verstehe ich nicht, sie lassen mich ruhig, sie befestigen nur meinen Willen. Thun Sie, was Sie mögen. Gott hat mich

in so glückliche Umgebungen gestellt, mit so tugendhaften Menschen verbunden, daß ich von keiner Seite etwas fürchten kann. Schweigen will ich aber, ich verspreche es Ihnen, es würde mir leid thun, wenn ein unbesonnenes Wort Sie um die Achtung meines Vaters brächte.«

Ellingers Eintritt machte dem Gespräche ein Ende, Mariane konnte sich entfernen. Zum ersten Male vergaß Börner jetzt seine geschmeidige Unterwürfigkeit, er klagte mit Heftigkeit über Marianens Entscheidung, und verlangte, Ellinger möge die väterlichen Rechte für ihn geltend machen. Der alte Mann wies ihn erst in seine Schranken zurück, äußerte zwar Kränkung und Schmerz über die verlorne Hoffnung, wiederholte aber: er könne die Tochter nicht zwingen, ja er würde aufhören, den Mann zu achten, dem eine erzwungene Ehe noch wünschenswerth scheine. Hierauf trennten sie sich mit stillem Verdruß. Doch dieser Saame des Unmuths war gar bald aus dem offenen Gemüthe des Einen verschwunden, während er in der Brust des Anderen Wurzel faßte, und eine giftige Pflanze trieb.

Mariane schlief die ganze Nacht nicht. Immer tönten Börners Worte vor ihren Ohren. Was konnte er meinen? Ueber sie selbst vermochte er kein Unheil zu bringen, nur durch die, die sie liebte, konnte er ihr Herz verwunden. Ihre Einbildungskraft rang mit furchtbaren Bildern. Sie erinnerte sich, wie ihr Vater jenes Mal von Sorgen sprach, deren Last ihn allein drücke, wie er sagte: Börner hat mein gutes Vertrauen. — Namenlose Angst faßte sie, sie strebte vergebens, sich durch den Gedanken zu stärken: es könnte kein Unrecht an dem Vater zu finden seyn, seine Seele, sein Wandel könne keine Flecken haben. Zuweilen ergriff sie die Reue, daß

sie nicht Alles gewagt hatte, den Sinn des Räthsels zu lösen, Zweifel quälten sie: ob sie sich dem Vater entdecken solle, vor dessen erstem Wiedersehen ihr ohnedem bangte. Endlich fand sie Ruhe, indem sie Gott um Schutz gegen wahres und eingebildetes Schrecken anrief, und mit dem Grau des Morgens hatte der Schlaf ihre Augen zugedrückt. Beim Frühstück war Ellinger kalt und finster, er ging aus, ohne einen freundlichen Abschied von ihr. — Um Mittag kamen zwei preußische Offiziere, ein Civilbeamter und vier Mann Soldaten. Sie fragten nach dem **Rath; auf Justinens höfliche Auskunft verlangten sie die Oeffnung seines Zimmers, und machten Miene, sich der Schlüssel, der Papiere zu bemächtigen. Die Töchter waren ohne Fassung, Justine zeigte nicht die mindeste Furcht, und schickte sich an, das Eigenthum ihres Herrn zu vertheidigen. Wirklich gewann ihre kecke Sprache wenigstens einige Augenblicke, und mitten in dieser Verwirrung trat der nichts ahnende Hausherr über die Schwelle. Mariane flog weinend in seine Arme, er war blaß, doch männlich und gefaßt. Auf Befehl des Königs und des Commandanten wurden seine Schriften in Beschlag genommen, er mußte die Schränke öffnen, die Herren durchsuchten Alles, gaben aber keine Antwort auf seine Fragen; so stand er stumm, die Arme über einander geschlagen, und verfolgte in furchtbarer Spannung die Bewegungen der Suchenden.

„In diesem Schranke befindet sich ein geheimes Fach,“ sagte Einer der Männer, „wollen Sie es öffnen, Herr **Rath?“

„Wenn es so wäre,“ antwortete Ellinger, „so beantwortet die Bestimmung des Behältnisses Ihre Frage. Meine Geheimnisse können mir nur durch Gewalt entrissen werden.“

„Im Namen des Königs also!“ rief der älteste Offizier dem Beamten zu, öffnen Sie das Fach, es verwahrt die fraglichen Schriften.“ Ellinger sah die verborgene Feder weichen, die Scheidewand aufrollen, die Papiere in den Händen des Offizianten, Marianen schien es, als ob die Gestalt ihres Vaters in diesem Augenblicke von krampfhaftem Zittern ergriffen würde, seine Hand faßte die Lehne eines Stuhls, sein Gesicht zuckte, aber er ermannte sich sogleich. Justine stand von fern, und begriff nicht, wie ihr Herr das Alles so geduldig ansehen konnte, sie wollte mehr als einmal sprechen, ein gebietender Blick von Ellinger schloß ihren Mund.

Jetzt war das Geschäft geendet. Der älteste Offizier wandte sich zu dem Rath, und sagte: „Sie sind ein Gefangener, Herr Ellinger. Der Commandant will indessen, daß Sie, bis zur Entscheidung des Königs, in Ihrem Hause bewacht werden. Wir wünschen, Ihre Papiere möchten die Schuld vermindern, deren man Sie anklagt.“

„Das werden sie nicht,“ erwiederte Ellinger. „Aber ich bin stolz auf das, was Sie meine Schuld nennen. Für meinen Landesherrn, für meine Königin, ist es geschehen.“

„Der König von Preußen ist jetzt Ihr Landesherr,“ sagte Jener hart. „Was Sie ihm entzogen haben, ist in den Händen seiner Feinde gegen ihn genutzt worden, und hat wichtige Folgen herbeigeführt; zufällig trifft diese Kunde mit Ihrer Anklage zusammen, und erschwert Ihr Schicksal.“

„Ich will nicht stärker scheinen als ich bin,“ sagte Ellinger, „mein Schicksal bekümmert mich, weil ich Vater bin. Es ist indessen Gottes Schickung, denn ich handelte nach meiner Ueberzeugung. Jetzt erschüttert mich

etwas Anderes noch mehr. Wer ist mein Ankläger? Ich hoffe, ich darf auf diese Frage von einer freisinnigen Verwaltung Antwort hoffen."

„Calculator Börner heißt der Mann," erwiederte der Major. Ellinger bedeckte das Gesicht mit den Händen, Mariane umfaßte ihn, sie fühlte, wie er zitterte, sie fühlte mit ihm. Die Offiziere verließen das Haus, aber die Wachen, die zurückblieben, erinnerten jeden Augenblick an den schrecklichen Schicksalswechsel und die ungewisse Zukunft. — —

Man untersuchte nun die Schriften, deren Daseyn nur Ellinger und Börner kannten, und fand klare Beweise, daß Ellinger Mittel gewußt hatte, einen großen Theil seiner Einnahmen dem Könige von Polen und der Königin zu erhalten, die sich damals fast aller Quellen ihres Reichthums beraubt sahen. Unglücklicherweise ward Friedrich zugleich durch aufgefangene Briefe belehrt, diese Schätze wären in den Händen seiner Feinde Waffen gegen sein Interesse geworden. Die Beamten des besetzten Landes waren allerdings für ihn in Pflicht genommen, Ellingers Vergehen fand also vor seinem Richterstuhl keine Entschuldigung, obgleich er that, was ihm Pflicht war, und sich aus reiner Liebe für sein Fürstenhaus der Gefahr preis gegeben hatte. Nach einigen Tagen banger Erwartung brachte der abgesandte Courier den Befehl: den **Rath Ellinger nach Spandau in strengen Gewahrsam zu bringen. Die Ausführung schien jedoch für den Moment unmöglich, denn seit jenem Morgen lag der Rath an den Folgen heftiger Gemüthsbewegung krank.

Die armen Kinder verließen das Bett ihres Va-

ters keinen Augenblick, sie konnten nichts weiter thun, als durch verdoppelte Zärtlichkeit seine Lage erleichtern, und sie hofften in ihrer Unschuld, man werde sie nicht von ihm trennen. Justine sah sich auf einmal zu ungewohnter Einsamkeit verurtheilt, denn ihr heftiger Kummer, den sie durch ungestümmes Reden äußerte, bewog Marianen, sie von dem Kranken entfernt zu halten. Nur die kleine Louise war zuweilen bei ihr, und von dem Kinde erfuhr Mariane mit Verwunderung, daß Justine zwei Abende nach einander ausgegangen sey. Sie habe, erzählte Luischen, ein hübsches Kleid angezogen, und einen kurzen grünen Pelz umgehangen, auch ihren Kopf dreifach verwahrt und sehr geklagt: wie sie nicht gedacht hätte, noch einmal mit ihren Füßen in das Getümmel zu gehen, und sich die rauhe Herbstluft anwehen zu lassen. Marianen befremdete das, und am Morgen, nachdem sie die Nacht bei dem Vater durchwacht hatte, suchte sie Justinen auf. „Wie geht es denn," fragte die Alte bekümmert, „soll ich sein Angesicht gar nicht sehen? ich will stumm seyn wie ein Fisch, mit Gottes Hülfe."

„Es geht sehr gut," antwortete Mariane, „wenn wir uns nur darüber freuen könnten. Aber wenn er gesund ist, wird er von uns gerissen, und wir sollen nicht mit ihm. Du siehst auch blaß aus und recht eingefallen. Um Gottes willen mache mir nicht auch Angst. Du bist ausgegangen, Abends, in der Herbstluft, ist das auch recht? Versprich mir heilig, es nicht wieder zu thun. Wo warst Du auch?"

„Bei dem Gevatter," sagte Justine. „Denkst Du, es wäre ohne Ursache geschehen? Es war mir selbst, als sollte ich in den Tod gehen, mir schwindelte auf der Straße, und ich befahl dem Herrn meine Seele. Aber

ich kam doch glücklich an, und habe nur einen Schnupfen davon getragen."

„Du darfst nicht wieder fort," rief Mariane, „es wäre Unrecht von Dir, wenn Du noch mehr Angst auf mich häuftest. Ach Justine, was wird aus uns werden? Wenn in der Nacht Alles still ist, und ich mir den Vater im feuchten Kerker denke, kränklich und ohne seine Kinder! — da ergreift mich Todesangst, und ich mache mir bittere Vorwürfe, weil das Unglück durch mich gekommen ist. Ja ich denke oft in der Verzweiflung: ich hätte Börnern nicht abweisen sollen."

„Gott bewahre und behüte Dich," sagte Justine mit der alten Lebendigkeit. „Das wäre wie in dem Lande, wovon ich gehört habe, wo die Mädchen einem abscheulichen Ungeheuer aufgeopfert werden. Ich weiß nicht, wo es gleich war, aber wahr ist es. Ihr kennt ihn nun den Bösewicht. Wenn mich der Herr erhält, will ich ihm schon einmal in die Ohren donnern, so lange liegt es mir auf der Brust, wie ein Mühlenstein. Aber jetzt gibt es Anderes zu thun." —

Nach Mittag, als Ellinger schlief, schlich Lottchen auf den Zehen herein, ihre Augen waren naß, und glänzten wie verklärt. „Ich habe Dir Viel zu sagen," hub sie an — „das Beste zuerst. Ich schlug die Bibel auf, weil ich gar zu betrübt war, Justine that das oft. Was meinst Du, was da vor meinen Augen stand, wie mit feurigen Buchstaben: Raguel sprach: Ich zweifle nicht, daß Gott meine heißen Thränen und mein Gebet erhört hat. Ist das nicht schön, Mariane? Wir wollen auch nicht zweifeln."

Mariane umarmte sie, und wiederholte die Worte. Sie fand einen Trost darin, den der Ruhige nicht ahnet. „Dann ist auch der Hauptmann hier gewesen,"

fuhr Lottchen fort, „und hat nach dem Vater gefragt, er geht nicht aus Dresden, bis er weiß, wie Alles ist. — Und — denke nur, Justine ist schon wieder ausgegangen, angezogen wie zu einer Schlittenfahrt, und mit solchen Umständen, als käme sie zeitlebens nicht wieder, und diesen Zettel an Dich hat sie da gelassen."

Mariane entzifferte die Schrift, und las: „Mein Herzenskind, ich muß doch wieder fortgehen, und werde wohl ein Paar Tage und ein Paar Nächte weg seyn, was gar nicht anders angeht. Ich glaubte, ich wäre eben so sicher vor einem Gange die Treppen hinunter, als mein alter Nußbaumschrank, den vier Männer nicht hinabschleppen wollten. Nun der steht ruhig und ich wandele. Des Herrn Wille geschehe! Habe keine Angst um mich, ich bin warm angezogen, und in alle Wege verwahrt. Und frage nicht nach mir. Wenn ich etwa nicht wiederkäme, ist dafür gesorgt, daß Du mein Weniges erben sollst, aber es hat keine Noth. Sieh der Rosine ein Bischen auf die Finger, die wird froh seyn, daß ich fort bin, sieh auch Abends nach dem Lichte, die Dirnen schlafen und lassen's brennen. Lottchen könnte morgen in der guten Stube abwischen, weil es eben Freitag ist, und sie soll auch die Schlüssel verwahren, wo mein Eingemachtes steht; Ihr Kinder lacht zwar darüber, aber ich sage: Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe. Nun lebe wohl, Marianchen, und bitte Gott, daß er meinen Gang segnet."

Der Vater war erwacht, er rief die Mädchen, Mariane glaubte eine ungewöhnliche Rührung in seinen Zügen zu lesen, ohne Zweifel hatte er Lottchens Worte gehört. Er verlangte Jemanden von der Wache zu sprechen, weil er um den Besuch eines Freundes und einige andere Vergünstigungen bitten wollte. Die Kin-

der mußten sich entfernen. Gegen Abend sahen sie einen alten Rechtsgelehrten kommen, mit dem der Vater zwei Stunden allein blieb, dann wurde Mariane wieder gerufen. Sie ahnete, was er für ein Geschäft abgethan hatte, der Gedanke an die Trennung fiel ihr drückend auf's Herz, da sie ihn außer dem Bette, angezogen und ziemlich kräftig fand: sie fiel weinend um seinen Hals. — Da ging die Thüre nach leisem Pochen auf, und Pistor trat herein. Mariane erschrak, ihre Arme sanken nieder, sie zitterte und wagte nicht, den Vater anzusehen. Aber welch' ein Gefühl schmerzlicher Freude bewegte ihre Brust, als er Pistor freundlich entgegen ging, ihm beide Hände reichte, und ihn mit einer Bewegung anredete, die sie niemals an ihm gekannt hatte. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, und daß ich Ihr Auge wie sonst finde," sagte er. „Sie wissen mein Unglück. Ich bereue nichts; indem ich die Folgen trage, untersage ich mir alles Grübeln über Geschehenes, ja ich würde schwerlich anders handeln, könnte ich die vergangene Zeit zurückkaufen. Nur daß ich einen Heuchler vertraute, mehr noch — ihn liebte wie meinen Sohn, daß er meinen grauen Kopf überlistete, vergebe ich mir nicht."

„Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts," antwortete Leo, „die Redlichkeit hat kein Senkblei, das in die Tiefe solcher Arglist reicht."

„Meine Kräfte kehren wieder," fuhr Ellinger fort, „man bestimmt den Tag, wo ich reisen soll, meine Kinder sind ohne Schutz. — Habe ich Sie einst beleidigt, junger Mann, so nehmen Sie die einzige Genugthuung, die ich geben kann. Ich will Ihnen meine Kinder vertrauen, meine Vatersorgen will ich auf Ihr Haupt legen, und ruhig meinem Schicksal entgegen gehen. Füh

ren Sie Marianen treu durch's Leben, und wachen Sie über ihre Schwestern. Das Unglück hat über meine Grundsätze gesiegt, die bitterste Erfahrung meines Lebens hat mich belehrt, wie sehr ich irrte, da ich meinen Wünschen nachgab. Ich hoffe, noch ehe ich Euch verlassen muß, Zeuge Eurer Verbindung zu seyn. Dann bringen Sie Marianen und die Kleinen zu Ihrer ehrwürdigen Mutter. Das Uebrige wird der Herr lenken."

„Ich will Ihr Geschenk verdienen!" sagte Pistor, und eine Thräne benetzte sein männliches Gesicht, indem er Ellinger umarmte. Dann nahete er sich Marianen, und von tausend namenlosen Gefühlen bewegt, sank sie an seine Brust, und die segnende Hand des Vaters lag auf ihrer Stirn. Einige Minuten gab sie sich dem Genuß der Liebe, des schönen Friedens hin, aber plötzlich durch ein Wort Ellingers über ihre stille Hochzeit-Feier aufgeschreckt, dachte sie wieder an seinen Verlust. „Nein, nein, wir wollen in solchen Tagen kein Fest feiern," rief sie aus. „Ich gehe mit Leo zu seiner Mutter, aber nicht früher als bis mein Vater frei ist, können wir an unser Glück denken. Gott wird meine heißen Thränen und mein Gebet hören, ich zweifle nicht. Es ist eine Vorstellung an den König abgegangen, von vielen Einwohnern Dresdens unterzeichnet, mit den wichtigsten Gründen ausgestattet." —

„Ich weiß das, und weiß seit heute den Erfolg," sagte Ellinger. „Die Bitte war vergebens."

„So bleibe ich Leo's Braut, bis mir Gott den Vater wieder gibt," erwiederte sie fest. „Hat er mir nicht eben jetzt geschenkt, was ich niemals hoffte? wie sollte ich ihm nicht ferner vertrauen."

„Amen, mein Kind!" sagte Ellinger. „Thue, was Dein Herz befiehlt. Und wenn Du eine Waise würdest,

bevor wir uns wieder sähen, dann denke, daß Dein freier Vater unsichtbar den Bund Eurer Liebe segnet."

(Schluß folgt.)

Charade.

Lange blieb ich Junggeselle,
Haßte Mädchen, haßte Frau'n;
Doch mir ward mein Haus zur Hölle,
Keinem Diener konnt ich trau'n:
Drum beschloß nach einem Weibchen
Ich mich endlich umzuschau'n. —

„Ja, dacht ich, die Erst' und Zweite
„Ist es wahrlich, Freund! für Dich;
„Einsamkeit bringt im Geleite
„Manche Plage sicherlich."
Darum nach den beiden Ersten
Sehnte ich nun herzlich mich. —

Einen Freund, den längst umwunden
Ehebande, fragt ich nun,
Ob er wirklich Glück gefunden?
Ob es gut, gleich ihm zu thun?
Um nach des Lebens Müh und Stürmen
Einst im Frieden auszuruh'n. —

Seinen Rath gab mir der Gute.
„Wähle, sprach er, mit Verstand,
„Und mit frischem, frohem Muthe! —
„Nennt man gleich das Eheband
„Mit den letzten Zwei bisweilen,
„Mancher doch sein Glück drin fand." —

Rasch entschlossen, nun zu wählen,
Lenkt zu Julchen ich den Blick;
Sie recht bald mir zu vermählen,
Hielt mich wahrlich nichts zurück.
Sie sprach: Ja! und bald das Ganze
Kündet Euch mein nahes Glück.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 10tes Stück.

Gerechtigkeit.

Ballade.

Der König hatte Schätze gehäuft in seinem Schrein,
Da schien ihm schlecht sein Garten, und sein Pallast zu
klein,
Und Künstler ließ er rufen aus jedem Theil der Welt,
Die sollen Plän' ihm machen, wie er sie neu bestellt. —
Sie kamen und entwarfen den Plan so hehr und groß,
Da Ländern glich der Garten, und einer Stadt das
Schloß;
Drob freute sich der König, und gab Befehl zum Bau,
Und abgemessen wurde der Platz dazu genau. —
Man kaufte viele Morgen von Feld und Wiesen ein,
Selbst viele Häuser mußten durch Gold erworben seyn,
Weil sie der Plan umfaßte, — der König zahlte viel,
Drum mit den Eigenthümern war's auch ein leichtes
Spiel. —
Ein einz'ges kleines Hüttchen, das im Bereiche lag,
Das Weib, das es besitzet, für Gold nicht geben mag,
Und was man ihr geboten für's räucherige Ding,
Sie blieb bei ihrer Weigrung und hielt den Preis zu
ring. —
Dieß meldet man dem König, der selber geht zur Frau,
(Wo selber sieht ein König, da sieht er auch genau)
„Warum willst du nicht geben die schlechte Hütte mir?
„Du siehst, sie ist mir nöthig zu meines Schloßes Zier.

„Ich laß dir ja bezahlen, so viel du forderst, gern,
„Bau dir ein schönes Häuschen von diesem Orte fern,
„Den Ueberrest, den brauche für manches Ungemach,
„Das dich noch treffen könnte, denn du bist alt und schwach.“
„„Herr! eben weil ich alt bin und schwach, so kann's nicht seyn,
„„Drum häng' ich auch am Alten, behalte das, was mein,
„„Gemalte Wände wären für mich ja kein Genuß,
„„Gewohnt bin ich nun einmal an diesen alten Ruß;
„„Ich wurde hier geboren, und hab' gelebt hier still,
„„Darum ich in der Hütte auch ruhig sterben will,
„„Und müßt ich sie verlassen, es wäre mit mir aus,
„„Ich weiß — mein Herr und König, — er treibt mich nicht hinaus!““
„Da soll mich Gott behüten! — sprach drauf der König mild, —
„Ein Jeder mag dort bleiben, wo er sich glücklich fühlt,
„Das Eigenthum muß heilig und unverletzlich seyn,
„Ein König kann's wohl geben — doch nehmen — Gott allein.“
Und weiter ging der König, und ließ Befehl ergeh'n:
Man möge weiter bauen, die Hütte bleibe steh'n,
Und Alles wird verschönert, und Alles ward erneut,
Nur mitten stand die Hütte in alter Aermlichkeit.
Sein Schlafgemach ließ aber der König also bau'n,
Daß er konnte gerade auf die Hütte schau'n. — —
Man sagt, er habe öfters mit heit'rem, frohen Muth
Dieß garst'ge Haus betrachtet, und dann recht süß geruht.
Und als des Herrn Milde dem Volke ward bekannt,
Da pries den guten König ein Jeder in dem Land,
Man zeigte jedem Fremden dieß Haus, — und von der Zeit
Erhielt es auch den Namen vom Volk: — „Gerechtigkeit.“

Die Entscheidung bei Hochkirch.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege von Friederike Lohmann.

(Schluß.)

Der König von Preußen stand im Lager bei Hochkirch, den Oesterreichern gegenüber, in einer gefahrvollen Stellung, wie es sein Feldherrnblick wohl erkannte, da ihm der Feind bei Besetzung der Berge zuvorgekommen war, von deren Besitz die Haltbarkeit des Lagers abhing. Er wollte sich indessen erst zu einer bestimmten Zeit zurückziehen, indem er auf die bekannte Behutsamkeit seines Gegners baute, und hatte den 15. October zum Abzuge festgesetzt. Am 13ten Morgens ritten etwa zehn Offiziere aus der Umgebung des Lagers dahin zurückkehrend durch den Frühnebel. Zwei waren weit voran, der Eine im schlichten Oberrocke, einen kleinen schlechten Hut auf dem Kopfe — der Andere im Husarenpelz. Ihre Unterhaltung war belebt und heiter, sie scherzten über die ungewohnte Nähe des feindlichen Lagers, selbst über die Gefahr dieser kühnen Annäherung. — Jetzt — ganz nahe an der Zeltstadt, am Rande eines Grabens hinreitend, hörten sie sich von einer gellenden Stimme angerufen: „Mit Permission, meine lieben Herrn, Sie könnten mir wohl gütigst zu ein Paar Worten mit dem Herrn General Ziethen verhelfen. Ich muß ihn sprechen, und wenn er nicht da ist, muß ich zum Könige selbst gehen, ja wahrhaftig. Sehen Sie, ich bin eben nicht furchtsam, aber man will sich doch nicht so geradezu unter das gottlose Kriegsvolk wagen.“

Die Stimme gehörte einer kleinen alten Frau, die

mitten im trocknen Graben, unter drei breitästigen Bäumen saß. Sie war vom Kopfe bis zum Fuß in Pelz gehüllt, nur eine krumme Nase und funkelnde schwarze Augen sahen aus den Hüllen hervor. Der Nebel wob noch außerdem seinen geheimnißvollen Schleier über die Gestalt.

„Mit Ew. Majestät Erlaubniß,“ sagte der Husar, „will ich zurückbleiben und hören, was die Person begehrt.“

„Frage Er sie nur,“ erwiederte der König, „Er hört ja, daß es mich angeht. Aber ich will mit der Fee Fanferlüsche nichts weiter zu schaffen haben. Frage Er sie.“

Der Husar gehorchte; die Alte raffte sich mit wunderbarer Schnelligkeit auf, klimmte den Graben hinan, und stand dicht vor den Reitern. „Sie werden sich wundern, gnädiger Herr,“ sagte sie, ihre Kleidung sträuchelnd und säubernd, „daß ein Frauenzimmer von meiner Art hier sitzt, als ob es eine Zigeunerin wäre. Ja, Du lieber Gott, Noth bricht Eisen! Der furchtsame Hase von Fuhrmann, den mein Gevatter so rühmte, riß aus, wie er ein Paar Flinten von fern blitzen sah; her mußte ich, also machte ich das Stückchen mit meinen alten Füßen.“

„Nun, was soll's! was soll's! nur kurz gesagt!“ rief der König. „Wir haben nicht Zeit, Ihre Aventuren anzuhören.“

„Ei Du lieber Herrgott, das klingt ja ganz gefährlich,“ sagte unsere Freundin Justine, die beide Männer nach ihren Kleidern würdigte. „Wenn's der gnädige Herr hier mit angehört, wird's für anderer Leute Ohren auch nicht zu viel seyn. Ich sehe vielleicht jetzt schlecht

aus, nun ja, ich gehe auf ungewohnten Wegen, aber es ist Mancher mehr, als man eben denkt."

„Womit kann ich dienen?" fragte der Husarenoffizier, in großer Verlegenheit, weil ein Wink des Königs ihm gebot, sein Incognito zu ehren. „Ich bin der General Ziethen selbst."

„Ach, mein Schöpfer! ist das möglich! ist das wahr!" rief die Alte aus. „O Junker Joachim, o werthester Herr General, ich möchte weinen vor Freude und Rührung! Ich hätte Dieselben nicht gekannt, nein, gewiß nicht. Sie sind doch auch ein Bischen alt geworden in der langen Zeit, und die alte Justine Wiedemann, nicht wahr, die ist vertrocknet wie ein Nußkern vom vorigen Jahre. Ja, ja, es ist die alte Justine, Junker Joachim, die Dich gewartet hat, die Dich laufen lehrte mit gebücktem Rücken, die in den Pocken bei Dir blieb, obgleich sie sie selbst nicht gehabt hatte, die Dich Nachts umher trug, wenn Du nicht schlafen mochtest, und noch dazu vom Papa dafür gescholten ward. Die ist nun da und will ihren Lohn haben."

„Rede frei," sagte der General, „ich weiß recht gut, was ich Dir schuldig bin. Es freut mich, Dich noch einmal wieder zu sehen. Kann ich etwas thun, Deine alten Tage zu erleichtern? ich will's gern."

„Für mich nichts," antwortete sie, „aber um meinetwillen für einen andern guten Menschen. Ich denke, wer ein Wort reden kann mit den Gewaltigen der Erde, der soll es thun, und wer eine alte Schuld zu bezahlen hat, der soll nicht fragen, an welchen Nebenmenschen er sie abträgt. Ja! so denke ich, und darum bin ich hier. Sie können mit dem Könige umgehen, so zu sagen, wie ich mit Ihnen — nun, der hat jetzt ein großes Unrecht gethan, und das müssen Sie ihm sagen, daß er's wie-

der gut macht. Ich will's ausführlich erzählen, und wenn's dem andern Herrn zu viel wird, weil er mich so durchbohrend ansieht, da dächt' ich, er könnte lieber weiter reiten, aus dem Concepte laß ich mich nicht bringen, mit Gottes Hülfe. Sehen Sie, seit vier Jahren hat mein Fuß die Straße nicht betreten, und jetzt bin ich hier, so weit von dem lieben Dresden, mitten unter Soldaten und Zelten und Kanonen, in der Herbstluft und dem garstigen Nebel, und ganz außer mir über ein erbärmliches Nachtquartier. Das Alles habe ich erlitten, weil ich hoffe, Sie werden dem Könige die Wahrheit sagen, und er wird in sich gehen."

„Das ist ein kurioses Verlangen, mein lieber Ziethen," sagte der König lächelnd. „Es ist zwar nicht das erste Mal, daß Ziethen dem Könige die Wahrheit sagt, aber ich bin nur dubiös, ob der König in sich gehen wird."

„Ei warum denn nicht," eiferte Justine, „da müßte er der alte Friedrich nicht seyn, den alle Unterthanen anstaunen, und alle fremde Menschen, selbst die Feinde. Wenn's ihm nur recht ordentlich vorgestellt wird. Er kann nicht dafür, daß so viel Blut und Thränen fließen, und so viel tausend Menschenkinder auf Schlachtfeldern umkommen, die ihren Eltern sauer geworden sind, und daß Unzählige ohne Obdach umherirren, oder Leute, denen es nicht vor der Wiege gesungen ist, am Wege in Gräbern sitzen und denken, es ist ein schwerer Traum. Nein, dafür kann er nicht. Sie haben ihn ja angefallen mit gesammter Macht, und es ist eine Freude, wie er sich wehrt, und wie ihm Gott hilft. Aber, wo er ein Unheil abwenden kann, da muß er es thun, und das muß man ihm sagen. Er will meinen Herrn, den ** Rath Ellinger in Dresden, auf die Festung schicken,

weil er seiner Landesherrschaft ein Bischen von ihrem rechtmäßigen Einkommen erhalten hat, ist das recht? Soll es den treuen Diener nicht erbarmen, wenn er weiß, daß eine große Königin ihr gewohntes Glück entbehrt? — Wenn der Rath sein Unterthan wäre, würde er da nicht seine Treue loben? — Wird er nicht wünschen, daß die Seinigen ihm anhangen, ohne Furcht vor eigener Gefahr? — Was Du willst, daß Dir die Leute thun, da drücke auch ein Auge zu, wenn's für Deinen Feind geschieht. — Ellinger hat drei liebe Kinder, die weinen und ringen die Hände, und flehen zu Gott, und es ist ein starker eifriger Gott. Hier steht der König unter dem offenen Himmel, und hat kein Dach über sich, als ein Leinwandfähnchen; drüben sind die Feinde mit ihren Todesgeschoßen, die können alle Augenblicke losbrechen, und Niemand kann sagen wer unterliegen wird. Er ist ein großer König, aber weiß er, wie es morgen um ihn steht, wenn die Sonne heraufkommt? In solcher Lage muß der Mensch die Wagschaale seiner Verschuldungen nicht um ein einziges Härlein überfüllen, denn das Härlein kann sie zu Boden ziehen."

Mit unglaublicher Schnelligkeit war diese Rede von Justinens Lippen geströmt, jetzt hielt sie erschöpft inne, denn sie fühlte doch, wie die Reise, und die schlechte Nacht ihre Kraft verminderte. In diesem Augenblicke langten die zurückgebliebenen Generale auf dem Platze an, man nannte den König, Justine hörte staunend, wer der einfach gekleidete Mann war, vor welchem sie so offen gesprochen hatte. Doch es kam keine Furcht in ihre Seele, sie empfand nur die Liebe für ihren angestammten König, seinen Ruhm, seine Größe, und daß sie ihn nun sah, nahe und ungestört, da es ihr in Dresden nie gelang, etwas mehr als seinen kleinen Hut, oder den Umriß sei-

ner Gestalt zu erblicken. Sie faltete die Hände, und trat dicht vor des Monarchen Pferd. „Das ist also mein König!“ sagte sie sehr gerührt, „der große, tapfre, herrliche Friedrich! Ja ich bin auch eine Preußin! Und wenn ich ein Mann wäre, möcht' ich's gar nicht besser haben, als meine braven Landsleute, die für ihn fechten und sterben.“

„Mit dem Ellinger kann es nicht anders werden, als ich befohlen habe,“ sagte Friedrich. „Ich muß ein Exempel statuiren. Der Mann hat ja gewußt, daß ich jetzt sein Herr bin, und daß ich nicht mit mir spaßen lasse. Die Feinde sind weit weniger scrupulös, sie haben die armen Magistratspersonen von Cottbus als Geißeln fortgeschleppt, und sie obenein gemißhandelt. Wir müssen ihnen zeigen, daß wir Repressalien nehmen können.“

„Mit Ew. Majestät Verlaub,“ antwortete Justine unerschrocken, „die Rache will sich Gott selbst vorbehalten, und — das einzige Wort muß ich noch von mir geben, wenn es auch das letzte wäre, das über meine Zunge geht, — die Russen sind in Königsberg, und haben Alles in Besitz genommen, da kann leicht ein guter Preuße für Ew. Majestät thun, wie mein armer alter Herr für —“

„Er wird wohl für die Sicherheit der Frau sorgen, mein lieber Ziethen,“ sagte der König, „da sie ihm so attachirt ist. Sie hat Bravour genug für eine Weibsperson, mag aber doch machen, daß sie wieder in ihre Heimath kommt. Nun: en avant, meine Herren!“ —

„Das war also umsonst,“ — rief Justine, als die Reiter blitzschnell aus ihren Augen verschwanden, und nur der General noch neben ihr hielt. „Nun, ich habe das Meinige gethan, und der Herr General werden

wohl die alte Justine nicht hier im Graben sitzen lassen. Ich bin müde bis zum Sterben, ich fühle es nun erst, da ich meinem Herzen Luft gemacht habe. Wenn ich lebendig wieder nach Dresden kommen soll, muß ich bis morgen ausruhen. Ach Gott, wenn das die Kinder wüßten, und die Leute, und selbst der Herr, wie würden die über mich lamentiren.“

„Du sollst in Hochkirch ein gutes Quartier haben,“ sagte der General, „und morgen früh will ich für Deine Reise sorgen. Bleibe nur hier, bis ich Dir Jemand schicke, denn ich muß dem Könige folgen.“ —

Die Nacht senkte sich über das Lager, eine merkwürdige, schicksalschwere Nacht, die den hohen Geist des Königs noch der Nachwelt im hellsten Lichte zeigt, und seinem Ruhme, dem sie Verderben drohte, neuen Glanz gab. Nie war Friedrich größer, als im Unglück, das Unglück nahete ihm jetzt auf den Flügeln der Dunkelheit *). Die Oesterreicher verließen ihr Lager, ihn zu überfallen, ihre Zelte blieben stehen, ihre Wachtfeuer brannten fort, die Arbeiter an den Verschanzungen waren thätiger als jemals, sangen, und riefen einander zu, um die preußischen Vorposten zu täuschen. Einige Husaren entdeckten dem unerachtet Bewegungen des Feindes, es wurde im Zelte des Königs, wo Seidlitz und Ziethen sich befanden, darüber gerathschlagt, und obgleich Friedrich durchaus keinen Angriff vermuthete, gab er doch Befehl, daß einige Brigaden aufstehen, einige Regimenter Kavallerie ihre Pferde satteln mußten. Gegen Morgen aber, da Alles ruhig geblieben war, wurde der Befehl zurückgenommen, und der Soldat überließ sich dem Schlafe.

*) Archenholz Geschichte des siebenjährigen Kriegs.

Es schlug in Hoffirch 5 Uhr, war aber noch finstere Nacht, als plötzlich der Feind vor dem Lager stand. Haufen von Soldaten meldeten sich als Ueberläufer, ihre Zahl wuchs, bis sie Feldwachen und Vorposten überwältigen konnten, und nun drang die österreichische Armee von allen Seiten in's Lager ein. Die Schlafenden wurden erst durch den Schall ihrer eigenen Kanonen geweckt, die Finsterniß machte ihre Verwirrung noch schrecklicher. Selbst der anbrechende Tag schien sie nicht zu enden, denn ein dicker Nebel bedeckte die Kämpfenden. Aber die Kriegszucht des überfallenen Heeres wirkte hier Wunder, weil der Geist, der es schuf und führte, im Augenblicke der Gefahr die Schaaren beseelte. An seinen Platz flog der betäubte, halb schlafende Soldat; mit dem Gewehr, das er zuerst erfaßte, warf er sich den Feinden entgegen, die aus der Erde zu wachsen schienen, und schlug sie an mehreren Orten zurück, bis die Uebermacht neue Vortheile errang. Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, hier fochten die Preußen den blutigsten Kampf; der König selbst führte frische Truppen in's furchtbarste Feuer, sein Pferd sank unter ihm, zwei Pagen fielen an seiner Seite, und nur durch die Tapferkeit der Husaren entging er der Gefangenschaft. Nach fünfstündigem Kampfe zog sich die überfallene Armee in bewundernswürdiger Ordnung zurück, und der erschöpfte Feind wagte nicht, ihren Marsch zu stö en, den weder Kanonen noch Munition mehr beschützten. —

Eine halbe Meile vom Wahlplatze lagerten sich die Truppen, sie hatten den größten Theil ihrer Bagage verloren, keinen Schutz gegen die rauhe Jahreszeit, als ihre karge Bekleidung. Die meisten Generale waren verwundet, auch der König hatte eine leichte Verletzung. Er saß an einem hochlodernden Feuer, umgeben von sei-

nen Kampfgenossen, unter denen er mit verhehltem Schmerz Manchen vermißte. Aber er bemühte sich, den harten Unfall zu vergessen, sein Gesicht zeigte muthige Heiterkeit, und er erwiederte den Morgengruß des Generals Golz mit den Worten: „Mein lieber Golz, man hat uns nicht gut geweckt, aber wir werden den Herren ihre Unhöflichkeit schon verweisen.“ — Während die Wundärzte seine Wunde besorgten, gab er Befehle, dictirte Ordres, und musterte die Artillerie, wie sie sich in geringer Entfernung sammelte. „Wo habt Ihr Eure Kanonen?“ fragte er die nächsten Leute. Sie stellten sich kerzengerade, und Einer sagte mürrisch: „Der Teufel hat sie in der Nacht geholt.“ — „Seyd ruhig, Kinder,“ sagte Friedrich, „wir wollen sie ihm am Tage wieder abnehmen.“ — Und ein lautes Vivat tönte durch die Luft, wiederholte sich wie ein Echo in den Bergen, und rief in manche zagende Brust neue Kraft und Hoffnung zurück.

„Die Fee Fanferlüsche im Graben hat doch Recht behalten, mein lieber Ziethen,“ sagte der König nach einer Pause, „wir sind heute in einer andern Situation, als gestern. Ihre Worte könnten jetzt für Orakelsprüche passiren. Wo ist sie denn hingekommen?“

„Es ist nichts mehr von ihr übrig,“ antwortete der General gerührt, „sie war diese Nacht in Hochkirch, und die Bewohner des Hauses, das jetzt in Asche liegt, vergaßen die hülflose Fremde, als sie sich retteten. Das Leben der alten Frau ist nichts wie Aufopferung gewesen, und ihr Tod, bei meiner Soldatenehre, ein Heldentod im Dienste der Menschheit.“

„Es thut mir leid,“ sagte der König, „nun, sie soll wenigstens nicht umsonst gestorben seyn. Ich will über ihrem Grabe Pardon für den Ellinger sprechen. Anders

können wir ihren Muth nicht ehren. Erinnere Er mich an die Geschichte, wenn wir wieder Ruhe haben, mein lieber Ziethen. Ist Er nun mit mir zufrieden?"

„Ich danke Ew. Majestät für Ihre Gnade," sagte der General, „aber ich wünschte doch, die ehrliche Justine könnte sie selbst erfahren."

„Sehe Er nicht rückwärts, das taugt nicht für uns," erwiederte der König. „Dort liegt Viel, was mein Herz bekümmert, ich muß es verschmerzen. Denke Er, daß ich Keith verloren habe. — Das Glück hat mir gestern den Rücken gekehrt. Ein andermal wollen wir unsere Sache besser machen." — —

Es war ein heller Wintertag zu Anfange des December; die Sonne spiegelte sich in dem glatten festgefrorenen Elbstrome, und leuchtete mit so warmen Strahlen in die Fenster eines hochgelegenen Landhauses, als wollte sie, durch ihre Freundlichkeit, die Kürze des Besuchs vergüten. In einem kleinen Saale zu ebner Erde war Frau von Pistor geschäftig, eine festliche Tafel anzuordnen, während Lottchen und Luise noch an den grünen Kränzen flochten, die der Gärtnerbursche zum Schmuck der weißen Wände benutzte. Ein lustiges Feuer knackte in dem großen Ofen, und schuf, im Bunde mit der Sonne, eine angenehme Wärme, vor welcher die Eisblumen des Fensters verblühten, und die künstlichen Rosen auf der Tafel natürlich erschienen. Ellinger sah in die Ferne hinaus, und während das Landschaftsbild im winterlichen Kleide sein Auge ergötzte, erging sich sein Geist in den Zeiten, die vorüber waren, und ruhete mit behaglicher Rührung auf der Freude der Gegenwart aus. Oben in Marianens kleiner Stube standen Pistor und

die Braut Hand in Hand am Fenster. Sie war schon im Hochzeitstaate, in einem weißen Moorkleide, mit hohem Besatz von Blumen und Blonden, schönen Blondenmanschetten und reichem Blondenputz um die Brust, die eine lange Schnur Perlen und ein großes goldenes Kreuz zierte. Ihre Frisur stieg heute einige Zoll höher auf, als an minder festlichen Tagen, und trug den grünen Myrthenkranz, das Sinnbild der Liebe und Unschuld.

„Wie der Winter schön seyn kann, Leo," sagte Mariane, „wenn er so freundlich aussieht wie heute. Sieh', wie die weißen Eisdiamanten an jedem Zweige hangen, und wie die goldbeglänzten krausen Bäume sich gegen den blauen Himmel hervorheben. O mein Freund, welch' ein liebes, trauliches Plätzchen seiner Welt hat uns Gott gegeben, um die Stürme auszudauern, die rings umher das Land erschüttern. Er schütze es nur gegen Gewalt! ach, er gebe doch überall Frieden, und heile alle Wunden, die der Krieg schlägt!" —

„Du bist nicht froh wie ich, Mariane," sagte Pistor, „indem Du Fröhliches aussprichst, schwimmt Dein Auge in Thränen, und Deine Bewegung gehört nur halb der Freude an."

„Halte mich nicht für undankbar, geliebter Freund," erwiederte Mariane, „glaube nicht, daß ich unser Glück weniger fühle als Du. Mein Vater ist frei, und Du bist mein! Wohin ich sehe, begegne ich den Blicken der Menschen, die mir auf der Welt die liebsten sind, ich bleibe bei ihnen, darf für sie sorgen, und mich ihrer sorgenden Liebe trösten, es kann Niemand glücklicher seyn, als Deine Mariane. Aber, Leo! mir fehlt heute die alte Justine so schmerzlich. Kannst Du Dir es nicht denken? Es war ihre süßeste Hoffnung, unsern Hoch-

zeitstag zu erleben; nun ist sie nicht mehr, ach! und keine kindliche Hand hat ihr Auge geschlossen, kein Beistand hat ihren letzten Kampf erleichtert."

„Entferne diese Gedanken, liebe Mariane," bat Pistor. „Ich möchte heute Dein liebes Auge ohne Wolken sehen."

„Nein, laß mich immer an sie denken, sie hat es wohl um mich verdient," sagte Mariane. „Wir sollen auch in den Stunden der Freude der Vorangegangenen nicht ganz vergessen, ja es wäre strafbare Weichlichkeit, wenn ich ihr Bild, das mich umschwebt, gewaltsam wegdrängen wollte. Sie hat uns den Vater erhalten; der Offizier, der ihm seine Befreiung ankündigte, sprach selbst mit Rührung von ihrer Treue, und der Vater, den ich niemals so weich sah, hat um sie geweint."

Lottchen sprang zur Thüre herein. „Es kommt ein Wagen den Berg herauf," sagte sie, „das ist der Pastor; der Vater läßt Leo bitten, ihn zu empfangen." Pistor ging. — „Mama, Pistor zieht sich an, fuhr Lottchen fort, „nun will ich mich auch putzen. Ach Mariane, wie allerliebst Du aussiehst! die Ohrringe à la Pompadour stehen Dir herrlich, ich möchte auch ein Paar. Aber ich lasse mich mehr pudern, das ist hübscher, Rosine wird es schon machen. Sonst mußte sie mich freilich immer nach Justinens altmodischem Geschmack frisiren. Ich war oft recht ärgerlich darüber, und wenn ich mich dann beständig im Spiegel sah, bloß aus Verdruß, und weil ich dachte, es sollte einmal besser aussehen, da dachtet Ihr noch, ich wäre eitel. Ach lieber Gott, wie herzlich gern wollte ich heute solchen Kopf mit mir herum tragen, wenn die alte gute Justine noch da wäre!"

Ganz leise öffnete sich die Thüre, und an der jubelnden Luise Hand trat Justine in's Zimmer. — Die Mädchen waren außer sich, sie jauchzten und weinten, erdrückten die Alte fast mit ihren Liebkosungen, hatten unzählige Fragen und dankten immer auf's Neue Gott für diese Stunde, Justinen aber machte, zum ersten Mal in ihrem Leben, die Freude stumm. „Hat Dich denn der Vater gesehen? und Pistor?" fragte Lottchen. „Ach

welche herrliche Ueberraschung zu Marianens Hochzeit!"

„Zu Marianens Hochzeit!" sagte Justine, „ja wohl, nun sehe ich wahrhaftig erst den grünen Kranz und das festliche Kleid, und Pistor ist der Bräutigam, kein anderer Mensch, das weiß ich. Kinder, es ist kein Unglück so groß, es ist zu etwas gut, aber mir gibt die Freude vollends den Rest. Ich will mich ein Bischen setzen, sonst kann ich kein Wort reden. Nein, Niemand hat mich gesehen, blos das Kind, das Luischen, ich bin durch eine Hinterthüre in den Garten gekommen mit einem recht höflichen Burschen, denn ich sahe nicht aus wie Jemand, der zur ordentlichen Hausthüre eingeht. Seht mich nur an, Ordnung und Sauberkeit habe ich am schwersten vermißt, bei aller meiner Noth, ich weiß nicht mehr, wie eine Bürste aussieht, und fremder Menschen Geräthschaften, die ich nicht gern angreife, habe ich mit gar schönem Danke gebrauchen müssen. Kinder, das begreif' ich nicht, wie die Leute zum Vergnügen reisen können. Herr des Himmels, in was für Stuben hab' ich aushalten müssen! wo der Fußboden wie eine Dreschtenne aussah, und der Staub in hellen Säulen wirbelte, und Tauben und Hühner das Bürgerrecht hatten! So lange meine Augen offen stehen, will ich an Hochkirch denken. — Aber ich vergesse das Wichtigste. Wie ich nach Dresden kam — ach mein Himmel — das arme Dresden — sie haben ja indessen den Leuten in den Vorstädten die Häuser über dem Kopfe weggebrannt — ja, wie ich ankam — es war mein Erstes, zum Gevatter zu gehen, und ihm ein Bischen die Wahrheit zu sagen wegen des Hasen von Fuhrmann, den er mir gedungen hat. Nun da erfuhr ich denn, unser Vater wäre frei gesprochen, und Ihr alle wäret hinausgezogen, auf Pistors Gut bei Meißen."

„Und Du weißt nicht, daß Deine Bitten den Vater befreit haben?" sagte Mariane. „Der General Ziethen hat uns in einigen eigenhändigen Zeilen gemeldet, wie Du für den Vater bei'm Könige gesprochen hast, und dann schrieb er weiter — weil Deine Treue Dich nach Hochkirch in den Tod geführt hätte, wollte der König sie ehren, und uns Gnade schenken."

„Gott segne den König!" rief Justine. „O ich will niemals wieder über die Beschwerden der Reise und

über die abscheuliche Angstmacht bei dem Ueberfall klagen, nein gewiß nicht. Der Gedanke, wie ich alter, schwacher Wurm Euch den Vater befreit habe, der soll mir noch in meiner Todesstunde wohl thun. Seht Ihr nun, Kinder, wie gut es ist, wenn man sich mit der Zunge behelfen kann, und wenn man sich von ein Paar durchdringenden Augen nicht irren läßt. — Ausgestanden habe ich freilich Viel, ich kann nun sagen: ich habe eine Bataille mitgemacht, und hätte mich nicht ein guter Mensch nach Bautzen gerettet, aus dem brennenden Hause, und unter dem gräulichen Kanonendonner, es wäre kein Stäubchen mehr von mir vorhanden. Da habe ich denn krank gelegen, viele Wochen lang, und als ich wieder zu mir kam, ging Alles bunt in meinem Kopfe herum. Erstlich, wie ich ein Fremdling in der Welt, auf die Gasse trat, und der wüste Menschenlärm mich schwindlich machte, und wie der Gevatter mich in den Wagen packte, und wie ich die Frauenkirche zum letzten Male ansah. Wie ich dann ein garstiges Nachtlager überstand, und früh in einem Graben saß — ja seht mich nur groß an — im dicken Nebel saß ich mit meiner guten Pelzkontusche und dem grünen Mantel hier, den man in seiner Jammergestalt nicht mehr erkennt, unter drei Bäumen im trocknen Graben! aber das war mein Glück, denn da kam der König mit meinem General. — Von der Bataille will ich gar nicht sprechen, wer so was nicht erlebt hat, mag unserm Herr Gott danken." —

— „Wir wollen die Braut holen," sagte Frau von Pistor, die jetzt in ihrer bescheidenen Matronentracht eintrat, von Leo begleitet. — „Leo! Mutter! ich habe meine Justine wieder!" rief ihnen Mariane entgegen, „aber ich muß sie erst putzen, damit sie mich mit zum Altar führen kann. — Wie wird sich der Vater freuen!"

„Tausendmal willkommen bei uns, liebe getreue Freundin," sagte Frau von Pistor, indem sie Justinen umarmte. „Sie bringen das schönste Brautgeschenk. Lassen Sie sich dann von den Händen Ihres dankbaren Pfleglings ein wenig schmücken, so unnöthig es auch seyn mag. Denn wenn Ihre aufopfernde Treue nicht das wahre hochzeitliche Kleid wäre, so hätte ich die Schrift niemals verstanden."

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München

1831. 4ter Band, 11tes Stück.

Karl Wilhelm von Heideck,

genannt: Heidegger,

k. bayer. Kämmerer und Oberst im General-Quartiermeisterstabe.

Dieser ausgezeichnete Offizier stammt vom freien Schweizerboden. Die Stamburg steht unferne des Luzernersees. Ihre Erbauung und die ersten Ahnen des Geschlechts reichen höher hinauf als die geschriebenen Zeitbücher und der alte Volkesmund spricht: Die Gleichen, die Falkenstein, die Zimbern und die Heideck gehörten zum edelsten deutschen Blute. Der schweizerische Tacitus sagte vom Stamme der Habsburger: „Guntram ein reicher Graf im Elsaß, wohlbegütert bei Windisch im Aargau und, wie manche glaubten, aus dem hohen Adel der Elsaßerherzoge, war durch Otto des Großen Ungnade so tief gefallen, daß Ungerechtigkeit an armen Bauern, an Rittern und Landjunkern ihm nicht zu klein war — und in folgenden Zeiten stieg Guntrams Geschlecht so hoch, daß es den Nationen an der Donau und am Po, am Indus und am Tajo befahl. Es hatte

keine großen Männer, aber viele glückliche Zufälle. Die uns blendende Größe wird dem Menschen wie im Spiele zugeworfen, aber die weniger geachtete Weisheit nur ihren eifrigsten Freunden gegeben." — Unter denen, die Lanzelin, Guntrams Sohn, gekränkt und die lieber Haus und Hof ließen, als der ungerechten Gewalt gehorchten, war ein Heideck, widerspenstiger gegen Unrecht als die andern ältesten Dienstmannen Habsburgs, die heute noch übrig sind, die Müllinen, die Beroldingen, die Wessenberg und Hallwyl. — Unter dem ersten Hohenstaufen Conrad, war Fridolin Heidecker Abt in Reichenau. Adelgot von Heideck aber unter dem Barbarossa ein hochberühmter Bischof von Chur. In dieses großen Kaisers letzten Tagen erschienen die Heideck als Mitstifter des Klosters Kappel. Ein Zweig der Heideck erfuhr die Grausamkeit der Königin Agnes in der Blutrache ihres Vaters Albrecht. Lange vor dem großen Zwischenreich siedelt ein andrer Zweig schon um Eichstädt und in der Oberpfalz. Von Carl dem IV. an, der so sehr gewünscht, aus der Oberpfalz ein zweites Böhmen und aus Nürnberg ein zweites Prag zu machen, bis in die Hussitenzeiten und bis der spanische Ferdinand zur Krone Böhmens wider Wilhelm von Bayern erwählt ward, zeigen sich die Reichsfreiherrn von Heideck zu Heideck auf dem Nordgau, vielgenannt in den Kriegen der Fürsten und Städte, berühmt in der Fehde der Zollern, Nürnberger Burggrafen, wider diese Stadt, die sie schirmen sollten, erlaucht durch wiederholte Vermählungen mit Herzoginnen von Teck, mit Gräfinnen von Leuchtenberg, von Henneberg, von Schwarzenberg und Limburg.

Karl Wilhelm von Heydeck wurde am 6. Dezember 1788 zu Saar-Alben in Lothringen gebo-

ren. Sein Vater war dort im französischen Schweizerdienst in Garnison. Er vertauschte diese später gegen herzoglich zweibrückische Militairdienste und war in Kusel angestellt. Aber in der französischen Schreckenszeit wurde Kusel wüste und ein Raub der Flammen. Die Familie Heideck kehrte deßhalb nach Zürich zurück, wo sie seit ein paar Jahrhunderten eingebürgert war. Dort empfing der junge Heideck die erste wissenschaftliche Bildung. Dort entwickelte er die ersten Blüthen seines herrlichen Kunsttalents. Professor Mayer interessirte sich für ihn und Unterricht im Thierzeichnen erhielt er, sehr ominös, von Conrad Geßner. Nach geschehener Revolution, in dem grausen Schlachtenjahr 1799 verließ er Zürich und kam zurück nach Zweibrücken; der Herzog Max Joseph war nach Carl Theodors Hintritte Kurfürst geworden. Er blickte mit Liebe nach so vielen überrheinischen Talenten und Herzen. In Luneville ward Friede. Der junge Heidegger kam in das Kadettenkorps nach München, mit reichen und gründlichen Vorkenntnissen und mit der Fähigkeit zu schnellerem Aufsteigen.

Liebe für die Kunst, Liebe für die Waffen, waren der jungen Seele einzige Leidenschaften gewesen, das Architektur- und das Landschaftsfach seiner alten Neigung und seinem neuen Berufe recht innig verwandt, Quaglio und Käser seine Lehrer. Schon damals erregte er Ueberraschung und Bewunderung in Kennern und Liebhabern.

Vor dem Kriegesausbruch 1805 wurde er Lieutenant der Artillerie. Die Rüstungen zum Preußenkriege machten seine Anstellung auf der Veste Rothenberg gleich im folgenden Jahre wichtig. 1806—1807 machte er den preußisch-russischen Feldzug mit und die schlesische Fehde.

1809 kam er in den Generalstab des Marschalls Lefevre, Herzogs von Danzig, und mit diesem in die Schlachten von Abensberg, Eckmühl und Regensburg und (nachdem er mit seltener Verwegenheit den Innübergang bei Wasserburg gefördert), zum zweimaligen Zug ins Tyrol. An der wichtigen Uferwache von Linz empfing er das Kreuz der Ehrenlegion.

Im Generalstab des Herzogs von Danzig hatte er sich an den eigentlichen Verstandessubstituten desselben gehalten, an den muthigen, umsichtigen und edlen Grafen Erlon-Drouet. Dieser erhielt nach Tyrols Unterwerfung die Bestimmung in die pyrenäische Halbinsel. Heideck fühlte Waffenlust und Kunsttrieb und Ungeduld neuer und wichtiger Erfahrungen gegen sich, um diesen fernen von jedermann geflohenen, gefahr- und mühevollen Kampf aufzusuchen. — Nachdem er den höchst lehrreichen (eben weil fruchtlosen) Partheigänger-Krieg gegen Mina in Navarra mitgemacht hatte, zog er unter Massena bis an Wellingtons Linien vor Torresvedras, sah den englischen Feldherrn durch die bittere Feindschaft und Eifersucht der französischen, einen unverhältnißmäßigen Kriegsruhm erwerben, machte den entsetzlichen Rückzug mit, die fruchtlosen Versuche zum Entsatz Almeida's und die Schlacht von Fuentes d'Onor, darauf alle die endlosen Gefechte mit Hill in Estremadura und folgte Wellingtons Retraite nach der Schlacht bei Salamanka.

Bei der Armee des Centrums, stets an bedeutender Stelle und im engsten Vertrauen der Befehlshaber, durchzog Heidegger in wichtigen Sendungen, mehrmals mit starker Escorte, den ganzen üppig schönen, aber damals in wilder Glut bewegten Süden Spaniens. — Wie in Rom, wie in Constantinopel, war zuletzt der

Hauptkampf nur mehr um „die Stadt par excellence.“ Heidegger kam auch vor diese Stadt, vor Cadiz zum Marschall Soult. Diese Missionen gaben Heidegger eben so wichtige Kenntniß der Lagen und der Charaktere, als die vielseitigste Localorientirung.

Ahnend, sein König und Herr bedürfe jeden Talentes und jeder Kraft, in der letzten, scharfen Prüfung des Umschwunges von Napoleons Glücksrad auf den Eisfeldern Rußlands, begehrte Heideck seine Entlassung. In Valladolid gab ihm König Joseph seinen Orden und bot durch seinen Generaladjutanten dem Hauptmann von Heideck eine Oberstenstelle im spanischen Heer. Soult und Erlon begehrten für ihn den Offiziersgrad der Ehrenlegion. — Als Heideck nach Paris kam, nahm der Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre, Anstand, ihn weiter zu lassen. Doch es gelang ihm, mit einem Passe des bayerischen Gesandten, sich dem unwürdigen Zwange zu entziehen. In der verhängnißvollen Zeit der Waffenruhe nach den Schlachten von Lützen und Bautzen, kam Heideck nach München zurück. Seit dem Beginne seiner Laufbahn immer mit den Franzosen fechtend, stritt er zum erstenmale wider sie am blutigen Tage von Hanau unter Wrede, dessen Adjutant er späterhin wurde und sehr lange blieb. Beim Ueberschreiten der Gränze des stolzen Frankreich nahm er am Weihnachtstage durch kühne Ueberrumplung die erste französische Veste Blamont, mit ansehnlichen Vorräthen. Nach dem siegreichen Einzug in Paris wurde Heidegger Major. Er hatte das Glück, den Kronprinzen Ludwig von Bayern nach England zu begleiten und den Marschall Fürsten Wrede zu den Verhandlungen des Wiener Congresses. Im Herbst 1816 wurde er als Commissair zu der meh-

rere Jahre dauernden Gränzberichtigung nach Salzburg abgeordnet.

Dies unruhvolle Jahrzehend hindurch (1805—1815) dem Schulunterricht früh entzogen und an die trefflichste Lehrerin, die Natur, gewiesen, bildete sich der Götterfunke von Heideggers Kunstgenius auf den durch die Stürme der Zeit riesenhoch steigenden und fallenden Wegen des Lebens. — Er entwickelte sich inmitten der erhabensten, rührendsten und furchtbarsten Geschicke, inmitten neuer Großthaten auf altklassischem Boden, unter den verschiedensten Eigenthümlichkeiten der Völker, des Lebens gewaltigen Ernst oftmals unerwartet mit Scherz und Muthwillen gemischt und gewürzt. — Das Stadium der Pferde, des Gebrauchs der verschiedensten Waffengattungen und des einer jeden zusagenden Terrains, fand jeden Augenblick die erwünschte Gelegenheit. Die Heimath der Idylle, Salzburg, bildete ihm liebend den einfachen, anmuthigen und gediegenen Styl in der Landschaft. Seit 1816 trieb Heideck, geleitet von dem Freunde seiner Jugend, vom Galleriedirector Mannlich, die Oelmalerei und wie bald erreichte er auch darin überraschende Meisterschaft, wie längst im Gouache, im Tusch und Aquarell. Ueberall ist eine warme, durchaus harmonische Färbung, ein geschmackvoller Vortrag, ein treffliches Helldunkel und eben so viel Fleiß als Geist in der Ausführung. Seine Transparents zur Jubelfeier des geliebten Königs Max Joseph zeigten schon früh „aus der Klaue den Löwen" grandioser historischer Composition. Seine radirten Blätter und was er zu lithographiren versuchte, so wie sein Fresko am Wagen des Helios in der Glyptothek erproben, daß er Alles zur Vollendung bringen könne, wozu ihn Lust und Laune treiben, sey es nun wildschroffes Gebirg und

überreiche Fernsichten über prächtige Buchten und Küsten, oder freundliche Ebenen mit der sinnreichsten Staffage und romantisch-düstre Sees- oder Wald-Einsamkeit, Kriegsscenen und Gefechte, meist solche, denen er selber beigewohnt, Landschaften aus verschiedenen Tags- und Jahreszeiten, Thierstücke, Genre- und Conversationsstücke, Gegenden, in welchen irgend eine große Schöpfung der alten Baukunst gebieterisch vorherrscht, wie die berühmte Brücke Cuenkas oder der Bogen Trajans, bei welchem französische Reiter eine spanische Guerilla verfolgen, eine andere Guerilla, eben aus dem Hof einer Schenke zum Angriff ausziehend und ein vertrauter Mönch, durch ein Seitenpförtlein abtretend ꝛc. — Mycene's Löwenthor, inner dessen öden Räumen Hirten ruhen, deren Ziegen auf den majestätischen Trümmern uralter fabelhafter Größe weiden, — die an Ort und Stelle treu aufgenommene, nachmals von dem berühmten Schlachtenmaler Wilhelm von Kobell im Großen ausgeführten Treffen von Eckmühl, von Hanau ꝛc., Gefechte zwischen den Griechen und Türken, — ein Türkenhaufen ein griechisches Dorf plündernd und Weiber und Töchter entführend, — Hellenen, einen Aufwurf gegen die Türken vertheidigend, eine Mutter und Braut über der Leiche des gefallenen Sohnes und Geliebten jammernd, — ein moderner Homeride, den Tod des Bozzaris und andere Kampfesschicksale, im Abendschein am Meeresstrand, besingend, Argos und Mycene in der Ferne, Nauplia im Vorgrund ꝛc. Von Kleinigkeiten wurden als wahre Meisterwerke, vorzüglich in Bezug auf das Helldunkel bewundert: ein im Stalle schlafender Postillon und ein alter, das Geschirr zusammenrichtender Pferdeknecht neben einem Schimmel ꝛc.

Kein Wunder, daß die Kunst, den mit verschwende-

rischer Liebe ausgestatteten Günstling, mit der Sehnsucht erfüllte, ihren Mutterboden, die alte Hellas, retten zu helfen aus dem türkischen Gräuel der Zerstörung. Im Todesjahre Königs Max (1825) trat auch Heideck in Gesellschaft eines kunstbegabten Waffengenossen, des Oberlieutenants Schilcher, der nachmals auch auf jener Erde den letzten Odem verhauchte, die Reise nach Griechenland an. In Triest ereilte sie die Kunde vom plötzlichen sanften Hintritte des guten Fürsten. Sie kehrten heim. Heideck wurde Mitglied der vom Könige Ludwig beim Antritte seines schweren Herrscheramtes niedergesetzten Armeecommission. — 1826 ging die gewünschte Kreuzfahrt vor sich. Mit Heidegger zogen Hauptmann Hügler, die Lieutnants Schilcher, Schnitzlein, Schönhammer, der Arzt Schreiner und (der durch Krankheit in Korfu zurückgehaltene) Baron Asch. Bei Coron kamen sie mitten durch die große Türkenflotte. Auf Napolis Rhede ereilte sie die berühmte Fregatte Hellas, von ihnen lange für ein Feindes Schiff erachtet. Heideck ging an den Sitz der Regierung nach Aegina. Wahrhaftig nicht ermuthigend, ja alle vorgefaßten dichterischen Ansichten zerschmetternd, war der Anblick der innern Zerwürfniß, der unversöhnlichen Parteizwiste, des Mißtrauens gegen alle fremden Freunde und Helfer. — Das kömmt übrigens in jeder gewaltsamen Umwälzung als ein unausbleibliches Krankheitssymptom vor und ist (wie in Nordamerika) oft noch dem Jubelschrei über das völlige Gelingen der Befreiung gleichzeitig. Der Oberste Fabvier stand in der Akropolis, sein war die Bildung eines tactischen Corps. Auch er erlag fast unter Ränken, Schwierigkeiten, Haß und Gefahr. Lord Byron war aus ewiger Unruhe bereits zur Ruhe eingegangen. — Heideck erwarb ein unvergängliches Ver-

dienst um die Menschheit wie um Griechenland, mit der edelsten Selbstverläugnung die Reglung und Vertheilung der, bei mancher beklagenswerthen Gleichgültigkeit, ja bis zur Grausamkeit ausartenden Gehässigkeit des christlichen Europa, dennoch reichlich zuströmenden Beiträge der Griechenfreunde übernehmend. Gegen die, den Griechen sonst sehr abholde österreichische Seemacht, durch seine Verhältnisse freundlicher gestellt, erwirkte er unerwartet viel zur Auswechslung der Gefangenen und Loskaufung der, zu der schrecklichsten Sklaverei verdammten Hellenen, durch den ritterlichen Dandolo und durch den geist- und gemüthvollen Prokesch. Die Admirale Miaulis und Sachturi wußten ihm deß den bewegtesten Dank. — Nach Fabviers Abgang ging Heidecks Sorgfalt auf das Wichtigste: auf allmähliges inneres Erholen und Erstarken des seit vierthalb Jahrhunderten niedergetretenen Landes, auf organische und disciplinaire Fortbildung einer regulären Truppe, auf die Forts von Poros und auf die Verwaltung des Golfs von Argos, auf Erbauung und Herstellung der nöthigsten Bollwerke, Kasernen und Hospitäler, auf die Ausrüstung des Arsenals, auf eine Central-Militairbildungsschule und eine Kleidungs- oder Uniformirungs-Commission, wobei ihm seine wackern bayrischen Waffenbrüder unermüdet zur Seite standen.

Heideggers Gesundheit (schon während des dreijährigen Aufenthaltes in der pyrenäischen Halbinsel angegriffen) verzehrte sich in diesem Marterthum für eine edle, damals noch beinahe in einem Drittheil Europas gehaßte ignorirte oder angegähnte Sache. — Was nach dem Falle Constantinopels für die griechischen Flüchtlinge Florenz gewesen, das wurde für diesen Befreiungskampf München durch edle Mitstreiter, durch reiche

Beiträge, durch die Bildung der verwaisten griechischen Jugend, durch die eindringenden Klänge seiner Königsharfe.

Capo d'Istrias, preiswerthen Namens, zollte Heideggers segensreicher Thätigkeit, Lob und Vertrauen. Kaiser Nikolaus ehrte ihn durch den Annenorden. Griechenland ernannte Heideck zu seinem General. — Seine Kraft war geschwunden, die in dem ewigen Rom bestandene Todeskrankheit erwies es. Dort fand ihn sein König Ludwig und nahm ihn mit sich zu ehrenvoller Wirksamkeit in die Heimath, zur aufrichtigen Freude Aller, die sein reichbegabtes Talent zu würdigen vermögen und deren Herz wie das Seinige schlägt.

(Taschenb. f. 1832 von Hormayr.)

Die Wildjagd in Nord-Amerika.

Die verschiedenen Arten, das Wild zu jagen, sind in den Vereinigten Staaten nur allzu gut bekannt, und werden fast mit allzu glücklichem Erfolg betrieben. Unter der unglaublichen Zahl von schönen Thieren, die in den dortigen Wäldern und Steppen hausen, wird allmählig eine so große Verwüstung angerichtet, daß sie in wenigen Jahrhunderten dort so selten seyn werden, als es jetzt Bären und Wölfe in unsern civilisirten Ländern sind.

Drei Arten, zu jagen, sind in Amerika üblich, die in den verschiedenen Staaten und Distrikten etwas von einander abweichen. Die erste wird die stille Jagd genannt, und ist die am meisten verwüstende; die zweite ist die Feuerjagd, und nächst jener die zerstörendste; die

dritte, die man mehr als Unterhaltung betrachten kann, heißt die Treibjagd.

Die stille Jagd wird von den meisten Gränzbewohnern als eine Art Handwerk betrieben; sie erfordert große Thätigkeit, um mit Erfolg zu lohnen, viele Erfahrung im Gebrauch des Gewehrs, und die genaueste Kenntniß des Waldes, nebst einer vollkommenen Bekanntschaft mit den Gewohnheiten des Wildes, nicht allein zu den verschiedenen Jahreszeiten, sondern auch zu jeder Stunde des Tags, da der Jäger das Lager, das es vorzugsweise wählt, und in dem es zu jeder besondern Zeit am leichtesten aufgespürt werden kann, genau kennen muß.

Die Kleidung des wahren Jägers, so wird der stille Jäger meist genannt, besteht in einem Jagdhemd von Leder und einem Paar Beinkleidern von demselben Stoff. Seine Füße sind mit guten Mokassinen versehen; um den Leib trägt er einen Gürtel; seine schwere Flinte hängt über seiner kräftigen Schulter; an der einen Seite hat er seine Kugeltasche, welche von dem Horn eines alten Büffels überragt wird, das, einst der Schrecken der Heerde, jetzt ein Pfund des besten Pulvers faßt; in dem Riemen, an dem es hängt, steckt zugleich sein Waidmesser; hinten ragt ein Tomahawk hervor, dessen Griff durch den Gürtel geschoben ist. Sein Jagdschritt ist so scharf, daß nur Wenige, außer seines Gleichen, ihm folgen können. Bald bleibt er stehen, untersucht das Zündkraut auf der Pfanne, oder das Leder über der Batterie, bald blickt er nach dem Himmel, um die Richtung zu erspähen, die er einschlagen muß, um am leichtesten dem Wilde beizukommen. Der Himmel ist klar, der rothe Strahl der Morgensonne blitzt durch die untern Zweige der hohen Bäume, an der Spitze jedes

Blattes glänzt ein Thautropfen. Das smaragdene Grün des Laubes hat sich bereits in die glühenderen Tinten des nordamerikanischen Herbstes verwandelt. Ein leichter Reif hängt an den Gehägen der kleinen Kornfelder. Im Vorwärtsschreiten haftet sein Blick auf dem abgefallenen Laub, um daran mit geübtem Auge die Fährte von den Läuften eines Bocks zu erspähen. Bald bückt er sich nach dem Boden, wo irgend etwas seine Aufmerksamkeit angezogen hat, bald ändert er seine Richtung, verdoppelt die Schritte, und hat in Kurzem einen fernen Hügel erreicht. Nun schleicht er vorsichtig weiter, hält an jedem Baum, und guckt vorwärts, als sey ihm das Wild bereits schußgerecht. Immer weiter geht es, aber mit immer größerer Vorsicht. Schon hat er den Abhang des Hügels erreicht, den die Sonne mit dem ganzen Schimmer ihres erstarkten Lichtes anstrahlt nun nimmt er seine Flinte von der Schulter, schiebt die lederne Decke des Schlosses auf die Seite, und benetzt die Schärfe des Steins mit der Zunge. Nun steht er unbeweglich wie eine Bildsäule, vielleicht um zu sehen, ob er in der gehörigen Schußweite ist, und hebt langsam die Flinte an den Backen; der Schuß fällt, und er eilt schnell nach dem Thier, welches in seinem Lager in einem Dickicht von Weinreben, Sunnah- und Pechtannengesträuch, in seinem Schweiße liegt. Nun hängt der Jäger den Bock an einem Baum auf, streift ihm die Haut ab, schneidet die Keulen aus, und überläßt den Rest des Wildprets den Wölfen und Geiern. Die Flinte wird jetzt auf's Neue geladen, die abgeschnittenen Keulen in die Haut eingeschlagen, mit einem Riemen auf den Rücken gebunden, und der Jäger wandert fort, um neues Wild zu suchen, da er wohl weiß, daß er in der

Nachbarschaft des eben geschossenen, kein anderes zum Schusse bringen wird.

Bei warmer Witterung spürt der Jäger das Bett des Bocks auf der Schattenseite der Hügel auf; im Frühjahr sucht er ihn am Rande entfernter Seen im Röhricht, wo das Thier bis an den Kopf sich im Wasser niedergethan hat, um seinen Körper gegen die schmerzhaften Stiche der Muskitos zu schützen, im Winter in tiefliegenden sumpfigen Wäldern, wo es Moos und Baumflechten im Ueberfluß gibt, welche zu dieser Jahreszeit die Aesung des Thiers ausmachen, und womit die Bäume einige Fuß hoch von der Erde bedeckt sind. Zu gewissen Zeiten merkt sich der Jäger genau jene Stellen, wo das Thier durch Reiben an niedern Strauchstämmen den Bast des neuen Gehörnes fegt, und wo es auch häufig mit seinen Vorderläufen die Erde aufscharrt. Zu einer andern Zeit besucht er jene Plätze, wo viele Datteln und Buchnüsse wachsen, denn unter diesen Bäumen hat das Wild dann gewöhnlich seinen Stand, da diese Früchte sein Lieblingsgeäse ausmachen. Im Anfange des Frühlings ahmt der Jäger das Blöcken der Geiße nach, und wird auf diese Art sehr oft der Mutter und des Kalbes habhaft. Zuweilen befestigt er auch, nach Art einiger indianischer Stämme, den Kopf eines Thiers an einem Stock, und indem er ihn vor sich hinhaltend durch das hohe Gras kriecht, lockt er das Thier bis auf Schußweite heran. Auf diese Art wird die sogenannte stille Jagd ausgeübt, auf welcher Tausende von Thieren jährlich erlegt werden, meist nur um der Decke willen; denn selbst die besten Stücke des Wildprets bleiben unbeachtet liegen, wenn nicht etwa der Hunger oder vielleicht die Aussicht des Verkaufs auf einem nahegelegenen Markt den Jäger bestimmen, sie nach Hause zu tragen.

Die Feuerjagd, oder wie sie in einigen Gegenden des Landes genannt wird, das Waldlicht (Forestlight), wird bei Nacht gehalten. Der Jäger bedarf hiezu einer Menge von Fichtenknorren, welche mit Harz gefüllt sind, und einer alten eisernen Pfanne. Er begibt sich, mit noch einem Gehülfen, zu Pferde und mit Schießgewehr versehen, auf den Platz, wo er zu jagen gedenkt; hier wird das Fichtenholz in der Pfanne angezündet, und einer der Jäger geht damit jener Richtung zu, die für die vortheilhafteste gehalten wird. Die Flamme beleuchtet nur die nähern Gegenstände, die entferntern bleiben in ein tiefes Dunkel gehüllt. Der andere Jäger mit der Flinte folgt dem erstern unmittelbar, und bald sieht er zwei schwache Lichtpunkte vor sich, welche der Widerschein der Flamme aus den Lichtern (Augen) eines Hirsches oder Wolfes sind, welcher unbeweglich steht. Der Jäger nähert sich ihm nun oft sehr, daß er die Umrisse der Gestalt unterscheiden kann, und erlegt es durch einen Schuß. Er zerwirkt es hierauf auf die oben beschriebene Weise und setzt seine Jagd bis zu Tagesanbruch fort, wo er denn, je nachdem der Wildstand reichlich ist oder nicht, von fünf bis zu zehn Thieren in einer Nacht erlegt.

Das Verfahren bei der Treibjagd ist das nämliche wie in Europa; die Hunde suchen die Fährte des Wildes, und die Treiber treiben es nach den Ständen, auf denen die Jäger vertheilt sind. Das Wild verläßt in der größten Flucht seine Fährte nicht, selbst wenn auf derselben öfter nach ihm geschossen wurde; diese Fährten werden von kundigen Leuten zu Pferde in den Wäldern aufgesucht, und dann eine Reihe von Ständen bestimmt, welche die Fährte bestreichen, die das Wild verfolgt. Hat man durch Vorsuchen gefunden, wo das Wild im

Wald hinein und hinausgezogen ist, sind seine Wechsel und Stände gefunden, und ist es bestätigt, so werden die Freunde von dem zur Jagd angesetzten Tag benachrichtigt. Die Treiber jagen mit Hülfe der Hunde das Wild auf, und wissen ihm meist jene Richtung zu geben, wo es seinem Feind in den Schuß kömmt; sollte es indeß einen andern Weg einschlagen, so werfen sich die Jäger auf die Pferde, und jagen durch die Wälder, um es abzuschneiden, wobei sie nach dem Ton der Hörner und dem Gebell der Hunde sich richten, und so glückt es ihnen meistens, das Wild zu erlegen. Diese Jagd ist sehr angenehm, und meist sehr ergiebig. Das Wild, von dem bei diesen Jagden die Rede war, ist der virginische Hirsch, Cervus Virginianus.

Erinnerungen aus der Vorzeit.

Die Bratwürste. — Den 20. Dezember 1592 ist Hans Strommer, Stadtrichter zu Nürnberg, gestorben. Im Kriege gegen die Markgräfler diente er mit mehrern Reisigen. Bald hernach kam er bei dem Rath wegen mancher freventlicher Rede in Verdacht, der Stadt nicht mehr treu und ergeben zu seyn. Man ließ ihn fangen und in einen Thurm lebenslänglich sperren. Während dieser Gefangenschaft bedingte er sich besonders, alle seine Mahlzeiten mit ein paar Bratwürsten zu versehen. Das Stadtbuch meldet: Strommer sey 38 Jahre lang in dem Thurm gehalten gewesen, da er starb; und verzehrt habe er diese Zeit über 28000 Bratwürste, ohne welche ihm das Gefängniß unleidentlich gewesen wäre.

Das dreiköpfige Probestück. — Als im April 1601 der Scharfrichter in Regensburg starb, warben drei Henker aus der Nachbarschaft um diesen Dienst. Darauf zeigte man ihnen an, daß bereits drei zum Tode Verurtheilte im Gefängniß lägen, an diesen sollten sie ihr Meisterstück, jedweder an einem, versuchen. Welcher unter ihnen am Besten das Schwert schwinge, sey angestellt. Der erste hat dem einen Verurtheilten einen Ring mit Röthel um den bloßen Hals gestrichen, und bei der Enthauptung diesen Ring genau durchhauen. Der Andere hat seinem armen Sünder zwei Faden um den Hals gelegt, und den Hieb meisterhaft dazwischen durchgeschlagen, sogar keinen Faden verletzt. Nun ist es an dem dritten Henker, einem riesenartigen Kerl gewesen; da hat das Volk gemeint, er könne unmöglich mehr gewinnen. Der brüllte vom Hochgericht: Wie, muß denn ich es zu meinem Besten mit diesem dritten Sünder machen? Als nun jedermann zugelaufen und sehen wollte, wie er ihm thun werde, ob er auch einen Kreis oder Ring um den Hals mache und die zwei andern Henker zunächst dem armen Sünder stehend, gar sehr Acht geben wollten und ungeschickt und fürwitzig die Köpfe hinhielten, haute der Henker in Eile zu, und mit einem Hieb dem Sünder und den zwei Henkern die Köpfe ab, und also hat er sein Meisterstück am Besten bewiesen, daß er Scharfrichter wurde.

Hundesrechte. — Im Jahre 1360 verordnete der Rath von Nürnberg: Wer eines andern Hund muthwillig oder absichtlich todt schlägt, der soll denselben beim Schwanz aufheben und ihn dann so hoch hangen, das das Maul des erschlagenen Hundes die Erde berühre. Alsdann muß der Todtschläger nach und nach so viel guten Weitzen über den hangenden Hund schütten, bis der Hund sammt dem Schwanz bedeckt und verschüttet sey. Dieser Weitzen gehörte dann dem Eigenthümer des erschlagenen Hundes.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 12tes Stück.

Der Spion oder Jakob mit dem Schimmel.

Les grands se servent de leurs forces pour se rendre maitres des petits, et les petits se servent de la foiblesse des grands pour s'en rendre maitres. F...e.

In den Gefilden des Abens-Flusses auf einer Anhöhe und am Saume eines Föhrengehölzes, stand am 19. April 1809 das Fußvolk der bayer'schen Division Wrede in langer Schlachtenlinie aufgestellt; weiter rückwärts hielt, ebenfalls en ordre de bataille, die Cavallerie-Brigade derselben Division.

Auf einer andern Anhöhe, den Bayern gegenüber, waren mehrere östreichische Batterien aufgefahren.

Der Himmel stand in Flammen, furchtbar krachte der Donner, und in Strömen stürzte der Platzregen hernieder, doch den Elementen trotzend beschossen die österreichischen Geschütze fortwährend die feindlichen Linien, und die Batterien hatten, den ganzen Tag hindurch, die schwerste aller Soldatenproben auszuhalten, nämlich un-

thätig, mit Gewehr bei'm Fuße, dem Kernschusse der Kanonen des Gegners zu stehen, und die östreichischen Stückschützen sind bekanntlich keine Stümper.

Viele Brave fanden schon hier ihren Tod, Andere wurden verstümmelt und verwundet, oft nicht einmal durch Stückkugeln, sondern durch Baumäste und stürzende Stämme. Allein es galt, um jeden Preis die Position zu behaupten, und Mauern gleich standen die wackern Bayern. Wrede selbst ritt, sein Pfeifchen dampfend, von einem Bataillon zum andern, mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit sich dem heftigsten Feuer aussetzend, und durch sein hehres Beispiel den Muth Aller befeuernd.

In diesen Stunden nun ritt ebenfalls ein Mann in der schlichten dunkelblauen Uniform der bayer'schen Unterärzte, den Hut tief in die Augen gedrückt, auf einem kleinen Schimmel hinter der Hauptstellung der Bayern hin und wieder, immer solche Punkte suchend, von welchen man das Ganze bequem überschauen konnte, jedoch stets mit großer Gewandtheit den umher springenden Adjutanten, Galopins und Ordonnanzen ausweichend.

Lange blieb der Blaue unbeachtet, als sich aber die Zahl der Verwundeten häufte, wurde er verschiedentlich beschickt, und wundärztlicher Beistand von ihm gefordert. Da aber der Mann auf dem Schimmelchen immer sein altes Treiben fortsetzte, und an nichts weniger als an die Erfüllung seiner Berufspflichten zu denken schien, beorderte Oberst Floret*), Commandeur des zweiten Chevauxlegers-Regiment (König), endlich einen Wachtmeister nebst einem andern Reiter, auf den saumseligen

*) Er wurde nach der Schlacht bei Wagram; bei der Verfolgung der Oestreicher, am 9. Juli, in der Früh bei Staatz erschossen.

Doctor loszusprengen, und ihn, wenn es nothwendig, mit Gewalt zum Regimente zu bringen.

Die Commandirenden vollzogen schnell und pünktlich die erhaltenen Befehle, und nach wenigen Minuten schon hielt der Mann auf dem kleinen Schimmel vor der Fronte des Chevauxlegers=Regiments; es entdeckte sich bald, daß der Blaue gar kein bayer'scher Feldarzt, sondern ein Fremder war.

„Ein Spion, ein Spion, der muß baumeln," schrieen Alle, und der Oberst befahl, den Verdächtigen zu einem Generale zu bringen.

Die Escorte, welche den vermeintlichen Spion geleitete, stieß vorerst auf den Generalmajor Franz Grafen von Minuzzi, einen späten, würdigen Enkel des berühmten Minuzzi, den Feldherrn des unglücklichen deutschen Kaisers, Karl Albrecht von Bayern, jenes Minuzzi nämlich, der im östreichischen Erbfolgekriege am 31. Juli 1741 durch einen in der Kriegsgeschichte beinahe unerhörten Handstreich Passau genommen hatte, und sofort ohne Schwertstreich als Sieger in Linz eingezogen war.

Wenige Augenblicke, bevor der verkappte Feldarzt dem Generalmajor von Minuzzi vorgestellt wurde, hatte eine östreichische Stückkugel den Oberlieutenant von Glück, Minuzzi's Adjutanten, in der Mitte auseinandergerissen.

Graf Franz *) war ein dicker, breitschultriger Mann, dessen rundes, volles, in Feuersgluth strahlendes Gesicht Lebenslust und Behaglichkeit unverkennbar darstellte, allein es schlug unter der breiten Brust dieses scheinbar etwas epikuräischen Kolosses ein gefühlvolles Herz, und

*) General Minuzzi ist seitdem bereits hinübergegangen in ein besseres Leben.

der Tod des sanften, redlichen Glück hatte den Feldherrn dermaßen angegriffen, daß er kaum Meister seiner Empfindungen blieb.

Mit kurzen Worten befahl der Generalmajor dem Oberlieutenant Pölz *) vom sechsten leichten Infanterie-Bataillon Laroche, den er so eben für den gefallenen Glück zu seinem Adjudanten ernannt hatte, die Verhältnisse des überlieferten, verdächtigen Gefangenen zu untersuchen.

Der Arrestant erklärte sich von Wort zu Wort also: „Ich heiße Jacques Poigon, und bin geboren zu Paris. Mein Vater ist einer der berühmtesten Aerzte der Hauptstadt meines Vaterlandes, und auch ich studirte Medicin. Um mich in meinen Studien zu vervollkommnen, wurde ich von meinem Vater, einem wohlhabenden Manne, vorerst nach der Berliner Charité, dann in's Julius-Hospital nach Würzburg, endlich nach Wien gesendet. Als sich der politische Horizont anfing, zu trüben, verlangte ich von der damals noch zu Wien anwesenden französischen Gesandtschaft Päße nach meiner Vaterstadt, welche ich auch erhielt; allein — eine plötzliche Krankheit, die mich befiel, hinderte meine Abreise nach Paris, und als ich mich, wieder genesen, auf den Weg machte, waren bereits nach allen Richtungen hin die Straßen mit Truppenzügen bedeckt. Vor wenigen Tagen gerieth ich unter das vom General Kienmayer befehligte zweite Reserve-Corps der östreichischen Armee; ich wurde dem General selbst vorgestellt, und da er aus meinem passeport ersah, ich sey Arzt, sprach er lachend: „Eh bien, mon

*) Pölz verlor als Hauptmann in der Schlacht bei Polotzk ein Bein, wurde amputirt, und starb wenige Tage nachher.

cher! Sie kommen mir eben recht, ich habe Mangel an Aerzten, und Sie werden sich daher gefälligst herbeilassen, vorerst als Chirurgien in unsern Feldhospitälern zu fungiren; ich bemerke überdies, daß Sie der deutschen nicht minder mächtig sind als Ihrer Muttersprache — tant mieux! solche Leute können wir gebrauchen."

„Die Verfügungen des östreichischen Generals," also setzte der Gefangene seine Rechtfertigung fort, „sagten meinem Geschmacke wenig zu, mais — wir Franzosen pflegen zu sagen: il faut faire bonne mine à mauvais jeu, und deßhalb fügte ich mich scheinbar. Gestern aber fiel unsern streifenden Husaren ein bayer'scher Offiziers-Bagagewagen in die Hände, und die Soldaten vertrödelten die Uniformen der feindlichen Herren um ein Spottgeld; da ich hörte, daß dieser dunkelblaue Rock die Dienstkleidung eines bayer'schen Feldarztes sey, brachte ich den Capot an mich. Schnell war mein Plan gefaßt, ich kleidete mich spät Abends in die Uniform, setzte mich auf dieses kleine, aber ungemein rasche Beutepferd, welches ich ebenfalls einem Husaren abgekauft, und sprengte, von der Dunkelheit begünstigt, der Gegend zu, in welcher, wie ich wußte, die bayer'schen Vorposten standen. Die Flucht gelang, und diesem Rock habe ich es zu verdanken, daß ich bis jetzt nicht angehalten wurde; doch in Mitte einer Colonne marschirend, gerieth ich heute mit in diese ganz abscheuliche Kanonade, und als ich eben bemüht war, einen sichern Ausweg zu erspähen, sah ich mich plötzlich arretirt."

Jacques Poinçon hatte geendet und präsentirte nun schweigend, aber in sehr verbindlicher Weise, dem bayerischen General die französischen Pässe. Minuzzi warf einen aufmerksamen Blick in die Papiere, und dann noch

einen aufmerksameren und längeren auf den Gefangenen selbst.

Es war dieser Poinçon ein schlanker, sehr wohlgebildeter Jüngling. Zwar sah er blaß, allein die Züge der feinen Physiognomie vereinten sich in ein einnehmendes Ganze; kastanienbraune Locken ringelten sich bildlich um die hohe, offene Stirne der Franzosen, und nur sein dunkles, großes Auge rollte wild und scheu, und mochte, wie es schien, nicht gerne eines Andern Blick aushalten.

Nach einer Pause ließ sich Graf Minuzzi also vernehmen: „Ihre Päße sind in Ordnung; es war eine jugendliche Unbesonnenheit, daß Sie sich einer Uniform bedienten, welche zu tragen Sie nicht berechtiget sind, doch es spricht Ihre Offenheit für Sie, und ich finde an Ihnen, junger Mann! wenig Verdächtiges. Aber freilich der kritische Moment der Zeit gebietet Vorsicht; Sie sollen zu unserer Nachhut gebracht, dort anständig behandelt, aber streng bewacht werden. Ich werde den Vorfall dem General-Lieutenant melden und sehen, was sich für Sie thun läßt — bis dahin fassen Sie sich in Geduld."

Auf einen Wink des Generals nahmen der Wachtmeister und der Reiter vom Chevauxlegers-Regimente (König) den Gefangenen wieder in ihre Mitte, und ritten mit ihm von dannen, um den Arrestanten nach dem Orte seiner Bestimmung zu geleiten.

Der Weg führte durch das Thal, über welchem sich die Stückkugeln der Kämpfenden unaufhörlich kreuzten. Die beiden Chevauxlegers waren Zeugen von der gelinden Behandlung gewesen, welche General Minuzzi dem vermeintlichen Spion hatte angedeihen lassen, und verwendeten auf den Gefangenen nun mindere Aufmerksam-

keit als ehevor. Ein Reiter ritt voraus, dann folgte Jacques Poinçon und in einiger Entfernung folgte der andere Krieger. Allein plötzlich wendete der Arrestant sein Thier, und jagte in voller Carriere dem Hügel zu, von welchem hernieder die östreichischen Geschütze donnerten. Die beiden erschrockenen Chevauxlegers jagten dem Fliehenden nach, allein der kleine Schimmel hatte flinkere Beine als die bayer'schen Cavalleriepferde. Nach wenigen Minuten war Monsieur Jacques hinter den feindlichen Batterien verschwunden, und die Chevauxlegers mußten umwenden, wenn sie sich nicht unnützer Weise der Gefangenschaft übergeben wollten. Das Ereigniß fand in der Mittagsstunde Statt.

An demselben 19. April gegen Abend nahte sich Vandamme mit dem würtembergischen Corps Neustadt, um sich mit den Bayern zu vereinigen. Während dieses Marsches sprengte auf einem flüchtigen Rappen ein französischer Offizier, gefolgt von einer Ordonnanz, im Galoppe daher, und übergab Vandamme ein Schreiben, welches ungefähr also lautete:

Mein lieber Freund!

„Der Ueberbringer ist der Lieutenant Colonel und Aide de camp Monsieur Brülot, seit wenigen Tagen im Gefolge des Kaisers angestellt. Sie werden Herrn Brülots Anordnungen dieselbe Folge leisten, als ob es jene des Kaisers selber wären.

„Le prince de Neufchatel, majorgénéral'
Signé: Alexandre."

„Nun, mein Herr!" fragte Vandamme, „und was befiehlt mein hoher Gebieter, der Kaiser?"

„Sie sollen," erwiederte Monsieur Brülot, „nicht nach Neustadt ziehen, sich überhaupt nicht mit den bayer'schen Völkern vereinigen."

Vandamme machte große Augen, er betrachtete das Schreiben des Majorgenerals mit scharfer Aufmerksamkeit, dann sprach er: „Wie ist mir denn — diese sind doch unverkennbar die mir wohlbekannten Schriftzüge des Fürsten von Neufchatel, dieses ist in der That sein Siegel — allein wie ist es möglich, wie kann man mir solche Ordre ertheilen? — Unsere Armee bedarf recht sehr der Unterstützung meines Corps, die Oestreicher sind uns an Streitkräften bei Weitem überlegen, und wenn ich nicht bald meine Vereinigung zu Stande bringe, riskire ich ja offenbar abgeschnitten, aufgerieben, gefangen zu werden?" —

„Mein General," antwortete Monsieur Brülot, ganz kurz angebunden, „Sie kennen nun des Kaisers Willen, Sie kennen auch seinen Zorn — wenn Sie nicht Ordre pariren wollen, komme die Verantwortlichkeit über Ihr Haupt; mich berührt es weiter nicht, ich habe keine Minute Zeit zu verlieren, da dringende Depeschen heute noch an den Herzog von Auerstädt zu überliefern sind. Je vous salue!" Hier lüftete der Aide de camp seinen Hut und sprengte, wie er gekommen, ventre à terre, von dannen. In der That, der Mann ritt schnell, schnell wie die Todten reiten!

Sogleich versammelte Vandamme seine vornehmsten Offiziere zum Kriegsrathe; Alle waren der Meinung, es müsse hier ein Irrthum seltsamer Art obwalten, man dürfe sich aber durchaus nicht irre machen lassen, man müsse nach Neustadt den Marsch fortsetzen.

Kaiser Napoleon, schon am 12. April Abends durch den Telegraphen vom Uebergange der östreichischen Ar-

mee über den Inn benachrichtiget, war sogleich von Paris abgereis't, am 16. Morgens drei Uhr zu Ludwigsburg, am Abend in Dillingen, am 17. in Donauwörth eingetroffen — dieses wußte man. Wenn das Schreiben vom Fürsten Neufchatel anders ächt war, so blieb wahrscheinlich, der Kaiser weile nicht fern, allein erst jetzt fiel auf, daß jenes Schreiben ohne Datum war, und man bedauerte nun zu spät, den Herrn Aide de camp in kein strengeres Examen, und ihn so leichten Kaufes entlassen zu haben, doch riethen die Offiziere ihrem General en Chef, auf jeden Fall sogleich einen Adjutanten an den Kaiser zu senden, und um nähere Verhaltungsbefehle zu bitten.

Vandamme gab mit folgenden Worten den Ausschlag: „Ich wage viel, meine Ehre, meinen Kopf sogar; doch es sey — en avant nach Neustadt.“

Ein Offizier wurde sogleich beordert, den Kaiser aufzusuchen.

Der Herzog von Auerstädt hatte sich bereits an mehrmals erwähntem 19. April, nachdem er ein Regiment als Besatzung zu Regensburg zurückgelassen, in drei Colonnen gegen Abensberg in Bewegung gesetzt, und am Abende desselben Tages seinen rechten Flügel mit der bayer'schen Armee vereinigt.

Gegen Mitternacht wurde dem Herzoge ein Bote des Kaisers gemeldet, und zum Biwachtfeuer, bei welchem der Feldherr saß, trat derselbe Monsieur Brûlot, dessen Bekanntschaft wir ehevor gemacht haben.

Unser Lieutenant-Colonel überreichte dem Herzoge ein versiegeltes Schreiben vom Generalmajor desselben

Inhaltes, wie jenes, welches er dem General Vandamme vor einigen Stunden eingehändigt hatte.

Der Auerstädter hatte gelesen und fragte: „Schnell, mein Herr, was haben Sie mir zu sagen? — was soll geschehen?

„Mein Herzog! Sie müssen in dieser Stunde noch die Bayern verlassen; brechen Sie auf, kehren Sie nach Regensburg zurück.“

„Wann und wo verließen Sie den Fürsten von Neufchatel?“

Der vorgebliche Aide de camp stockte ein klein wenig, doch der Auerstädter, ein hagerer, schwarzgelber Mann von cholerischem Temperamente, blieb seiner nicht länger mächtig, wüthend schrie er: „Elender! welche Befehle wagst Du zu erfinden? Meine Bewegung von Regensburg hierher war die glücklichste, die klügste, welche ich je unternommen; kaum hatte ich meine vorige Position verlassen, so begann die östreichische Hauptarmee, heute Morgen sechs Uhr, von Rohr aus gegen Regensburg ihre Angriffsbewegungen in der falschen Ueberzeugung, mich noch dort zu finden. Der Feind war getäuscht und seine unüberlegte Diversion bringt uns unberechenbare Vortheile. Mich nach Regensburg wenden — hieße nicht mehr, als die Flanke der Bayern preisgeben, und uns Alle dem gewissesten Verderben überliefern. Darum — es kann nicht anders seyn — Du bist ein Niederträchtiger, ein traître — denn solche unsinnige Ordren kann das höchste aller Feldherrntalente, ein Napoleon, nicht geben; doch triumphire nicht zu früh. Du wirst Deinen Lohn finden — Soldaten! ergreift den Schurken!“

Mit unterschlagenen Armen, ruhig und kalt, hatte Monsieur Brûlot den Herzog angehört; das Gesicht, die

ganze Haltung des Lieutenant-Colonel verriethen nicht die mindeste Bewegung, und nicht ohne Würde sprach er nun: „Besinnen Sie sich, Herzog! Handschrift und Siegel des Fürsten von Neufchatel können Ihnen heute nicht zum ersten Mal unter die Augen gekommen seyn; — prüfen Sie näher — bedenken Sie, ich habe zwar erst seit wenigen Tagen die Ehre, der Suite des Kaisers einverleibt zu seyn, allein eine Beleidigung meiner Person wird und muß strenge gerügt werden, weil sonst ja die festen Stützen zusammen stürzen würden, welche das großartige Gebäude dieses Dienstes halten. Handeln Sie nun nach Gutdünken, allein Morgen werde ich Sie zur Rechenschaft führen — vor dem Kaiser."

Der Auerstädter war etwas verblüfft; er betrachtete des Generalmajors Schreiben, welches er noch in den Händen hielt, von allen Seiten, dann erwiederte er, doch mit ungleich weniger Heftigkeit als zuvor: „Hm, hat man doch Beispiele, daß Siegel nachgestochen, Handschriften, täuschend ähnlich, nachgeahmt worden sind; indessen, mein Herr! ich nehme den Vorschlag an; morgigen Tages soll der Kaiser richten zwischen Ihnen und mir."

Die ruhige Fassung des Aide de camp hatte dem Feldherrn imponirt, und er begnügte sich nun noch damit, den ihm verdächtigen Galopin Napoleons, der besondern Aufsicht des alten, vertrauten Capitäns Gamelle, zu übergeben.

Als am 20. April bei Tagesanbruch die Trompeten schmetterten und die Trommeln wirbelten, welche das Corps des Herzogs von Auerstädt unter die Waffen riefen, fand man den alten Gamelle todt in seiner Baracke liegen; ein kräftiger Dolchstoß hatte den Lebens-

faden des verdienten Offiziers zerschnitten; Monsieur Brûlot war entflohen.

Am frühen Morgen des 20. April erhob sich plötzlich in den langen Reihen der bayerisch-französischen Armee ein lautes Jubelgeschrei, welches auf ein außerordentliches Ereigniß deutete.

Napoleon war in Begleitung seiner ausgezeichnetsten Feldherrn im Lager angekommen.

Der Kaiser bestieg sogleich eine Anhöhe vor Abensberg, von welcher aus er die feindlichen Stellungen bequem überschauen konnte. Hier wurden die Landkarten vor dem größten Feldherrn seiner Zeit an der Erde ausgebreitet und hier war es auch, wohin Napoleon alle vornehme Führer der einzelnen Corps beschieden hatte.

Der Herzog von Auerstädt und Vandamme erzählten von dem Aide de camp Monsieur Brûlot und den seltsamen Ordren, welche er überbracht; der bayer'sche General Minuzzi erwähnte des Mannes mit dem Schimmel und seiner Flucht. Napoleon versicherte, keinen Monsieur Brûlot je abgesendet zu haben, und der Fürst von Neufchatel erklärte die mit seinem Namen unterzeichneten Ordonnanzen für untergeschoben. Der Kaiser wurde aufmerksam; der Auerstädter und Vandamme mußten das Aeussere des angeblichen Aide de camp, Minuzzi jenes des Jacques Poinçon genau beschreiben, und nun unterlag es fürder durchaus nicht mehr dem geringsten Zweifel, daß Brûlot und der Mann mit dem Schimmel eine und dieselbe Person gewesen.

Nach einer langen Pause sprach Napoleon: „Meine Herren! wir haben es mit einem nicht minder kühnen als verschlagenen Patron, in der Person des Schimmel-

mannes, zu thun, und mir ahnet, er wird sich, großes Unheil zu stiften, unter allerlei Gestalten noch öfters in unsere Reihen schleichen, darum, meine Herren! empfehle ich Wachsamkeit und Vorsicht; wer mir diesen Monsieur Brûlot, den ich beinahe zu kennen glaube, lebendig oder todt liefert, hat auf besondere Erkenntlichkeit von meiner Seite zu zählen; übrigens behalten Sie die Sache für sich, es frommt dem gemeinen Krieger nicht, von derlei zu wissen."

Der Kaiser hatte gut sprechen, das Gerücht von einem gefährlichen Spion, welcher der hohen Generalität derbe Nasen gedreht, hatte sich längst in den meisten Compagnien und Geschwadern des Heeres verbreitet, und die Soldaten nannten in ihrer, alles eigenthümlich maskirenden Sprache jenen Geheimnißvollen: den Jakob mit dem Schimmel," und wenn während des Feldzuges einmal etwas nicht so ganz ging, wie es gehen sollte, pflegten die Leute zu sagen: „Hier hat wieder Jakob mit dem Schimmel seine Hand im Spiele!" — Jeder, der den Feldzug des Jahres 1809 mitgemacht, wird solche Redensart öfters vernommen haben, ohne vielleicht deren Bedeutung genau zu kennen.

Bald nachher befahl Napoleon die Erstürmung des ungemein wichtigen, von den Feinden nur schwach besetzten Punktes Rohr. Der Herzog von Montebello wandte sich auf der großen Straße dahin, Vandamme mit den Würtembergern gegen Bruchhof, der Kronprinz von Bayern gegen Offenstetten, als Reserve folgte Deroy. Wrede traf Anstalten, seinen Uebergang über die Abens zu erzwingen.

Allerwärts rollten Kanonendonner; die denkwürdige und verhängnißvolle Schlacht bei Abensberg hatte begonnen.

(Schluß folgt.)

Sanct Ludgerus.

Legende.

Zum heiligen Ludgero schickt Carolus, der Kaiser, der Kämmerlinge Einen, den Bischof herzurufen; — doch der erscheinet nicht.

Und mit demselben Auftrag schickt drauf er einen zweiten, und mit den Räthen harrt er im Saale auf den Bischof; doch der erscheinet nicht.

Und kraus zieht nun der Kaiser vom Aerger seine Stirn, und einen dritten Diener schickt er mit strenger Drohung zum säumenden Ludgerus, doch der erscheinet nicht.

Und all' die hohen Herren, die um den Kaiser standen, sie schüttelten die Köpfe, und meinten, himmelschreiend sey solcher Ungehorsam; und legten ihn zum Hohne, zur Schmach des Kaisers aus.

Und endlich kam der Bischof in seinem Amtsornate, und neigte vor dem Kaiser das weiße Haupt in Demuth; doch dieser, mit vom Zorne geröthetem Gesichte, frug ihn, warum er seinem Befehle nicht gehorcht?

Demüthig aber ließ sich der Bischof so vernehmen: „Herr Kaiser, die Befehle von Euch, sie sind mir heilig, doch noch was heil'gers kenn' ich: Befehle des Allmächt'gen, vor welchen wir uns Beide im Staube beugen müssen. Mit meinen Priestern hatt' ich die täglich anbefohl'nen Gebete fromm verrichtet. Als Ihr mich rufen ließet, — dieß Göttliche vollenden mußt' ich, bevor ich konnte dem Weltlichen mich leihen; — drum wollet mir vergeben, und denken, daß Ihr selber, als Ihr das Amt des Hirten auf meine Schultern legtet, mir dringend anbefahlet, mit allem

Ernst die Dienste des Herrn zu überwachen, und als er so gesprochen, küßt er mit frommer Innbrunst das Kreuz, das er am Busen an güldner Kette trug.

Und aus der Hand des Bischofs nahm dann das Kreuz der Kaiser — und küßt es auch, und sprach dann: „Dem Herrn die Ehr' vor Allem!"

J. P. Castelli.

Anekdoten.

Posten des Vertrauens sind den edlen, warmen Seelen die verwandtesten und die lohnendsten. Adjutant, Vertrauter, Begleiter wahrhaft geschichtlicher Heerführer gewesen zu seyn, diese Erinnerung geht vielen der reinsten Naturen über Alles. — Katharina's von Rußland glücklichster Feldherr Romanzow-Sadunaiskoi unterhielt sich einst mit einem Herrn vom Hofe über die, dem schnell erzwungenen Frieden von Kutschuk-Koinardgi und der Einschließung des Großveziers in Schumla vorangegangenen Begebenheiten, unter dem Bildnisse des erst vor Kurzem im vier und achtzigsten Lebensjahre, nach zwanzigjährigem Elend in Sibirien verstorbenen Marschalls Münich, des Siegers von Cholim und Nawutschane. Das Hofmännlein zeigte Lust, des greisen Helden zu spotten. Es meinte, zum Kanäle graben sey er gut genug, und seine Kriegszucht wilder als die der rohesten Asiaten gewesen. Romanzow warf einen strengen Blick auf ihn: Junger Mensch! das war ein gewaltiger Herr, der war zu hoch für Euch und Eures gleichen. Als ich noch sein Adjutant war, fühlte ich mich weit größer und glücklicher als jetzt, da ich selbst Armeen kommandire.

Unter der großen Kaiserinn Theresia ging die Nationalbildung Oestreichs unstreitig vorwärts. Wo nicht der Glaube, wo nicht ihr Haus, wo nicht Anstand und Sitte gefährdet waren, wo es heilsamen Verbesserungen galt, duldete Theresia freieren Ideentausch, ja sie löschte mehrmals

durch höchst naive, stets eigenhändige Kabinetsbeschlüsse das zischende Strohfeuer der Censur-Anateme — Sonnenfels, der sich vom Nikolsbürgerjuden und Gemeinen im Regimente Deutschmeister bis zum Präsidenten und Ordensritter schwang, ließ sich, als die Censur ihm wieder einmal ganze Seiten eines werthvollen Aufsatzes gestrichen hatte, bei der am gewöhnlichen Abendtische sitzenden Kaiserinn dringend melden. — Nach wenigen Minuten stürzte sie, rasch, wie sie noch im Alter war, heraus, mit den fünf Fingern Haube und Haare aus dem Gesichte streichend, hastig die Karten drehend: „Was ist's, sprach sie in ihrer Weise, sich auszudrücken, sekkiren sie ihn schon wieder? was wollen sie ihm denn? Hat er etwas gegen uns geschrieben? Das ist ihm vom Herzen verziehen. Ein rechter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden. Ich weiß aber schon, wie er's meint. — Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr? Oder gegen die guten Sitten? Das glaube ich nicht; er ist ja kein Saumagen. Aber wenn er etwas gegen die Minister geschrieben hat, ja, mein lieber Sonnenfels! da muß er sich selbst heraushauen, da kann ich ihm nicht helfen. Ich habe ihn oft genug gewarnt; — und damit eilte die unvergleichliche Fürstin an ihren Spieltisch zurück.

Doppelfrüchte.

Im Jahre 1540 war ein äußerst heißer und trockner Sommer, so, daß alle Früchte der Felder schon um Margareth in den Stadeln waren. Auch die Weinlese mußte schon um Emerani vollendet seyn. Die Donau war so klein, daß kein Mensch Aehnliches gedenken konnte. Die Fruchtbarkeit schien in diesem Jahre einem ganz andern Himmelsstriche anzugehören. Auf den Markt zu Regensburg brachten einige Bauern ganze Körbe mit zum zweiten Mal in dem Jahre gewachsener Kirschen und Amarellen. Die Rosen blühten wieder während des ganzen Herbstes und selbst erst nach Aller Heiligen waren die Hecken an den Feldern mit neuen Rosen geschmückt, in welchen Tagen auch noch wieder gereifte Erdbeeren, Schwarzbeeren und derlei zu Markt gebracht wurden. Die Eicheln geriethen in solcher Fülle, daß man's nie in der Art wußte.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 13tes Stück.

Der Spion oder Jakob mit dem Schimmel.

(Schluß.)

Napoleon hatte die Schlacht gewonnen; Tausende waren am 20. April hinübergegangen in's Land, aus welchem keiner wiederkehrt; der Eintritt der Nacht machte dem Gemetzel ein Ende: die Oestreicher flohen nach allen Seiten.

General Wrede hatte an dem heißen Tage bei Abensberg, schon früh bey'm Anfange der Schlacht, sich an die Spitze seiner zweiten Brigade (Beckers) gesetzt, und durch einen heftigen Angriff den General Bianchi gezwungen, die Stellung bei Biburg zu verlassen, und sich nach den Höhen bei Kirchdorf zurückzuziehen, wo ihn der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Reuß aufnahm. Reuß hatte hier eine bedeutende Macht aufgestellt, daher Wredes wilde und wiederholte Angriffe fruchtlos blieben, weil er seinem, ihm bei Weitem überlegenen Gegner nur die oben erwähnte zweite Brigade und etwas Reiterei entgegen führen konnte, denn die erste Brigade unter Mi-

nuzzi war dem Zuge der Würtemberger unter Vandamme gegen Siegenburg gefolgt, und vermochte sich nicht früher, als spät am Abende, troß allen Sendungen Wrede's, erst wieder mit der zweiten Brigade auf der nach Pfeffenhausen führenden Landstraße zu vereinigen.

Die bayer'sche Division Wrede hatte nun seit zwei Tagen fortwährend im Feuer des Feindes gestanden, hatte die erschöpfendsten Evolutionen ausgeführt, und nicht einmal Zeit und Gelegenheit gefunden, das Geringste zu genießen, als aber nun endlich nach Erreichung der Pfeffenhauser Landstraße Halt gemacht wurde, hatte die Ermattung dieser Krieger ihren höchsten Grad erreicht. Auf der Stelle, wo sie gerade standen, sanken die Leute unwillkührlich um, sich einem todtähnlichen Schlafe überlassend. Am meisten gelitten hatte in jener Division das sechste leichte Infanterie-Bataillon Laroche, denn als das einzige Jäger-Corps bei dieser Heeresabtheilung war das Bataillon auf den Vorposten selbst zur Nachtzeit mit dem Feinde stets handgemein gewesen, und heute am heißen Schlachttage waren die Larocher mehrere Male in's heftigste Kartätschenfeuer gerathen.

Bevor wir aber weiter erzählen, erachten wir es für zweckdienlich, in Kürze des eigenthümlichen Verhältnisses zu erwähnen, in welchem Laroche's grüne, wilde Schaar zu seinem Feldherrn Wrede stand.

Das sechste leichte Infanterie-Bataillon bestand beinahe durchgehends aus Schwaben, größtentheils Allgäuern, lauter jungen, kräftigen, muthigen Burschen, und es galt in gewisser Art für eine Auszeichnung, in diesem Bataillon als Offizier zu dienen, denn der General achtete seine schwäbischen Sechser, wie er scherzweise diese Feldzüge nannte, um kein Haar geringer, als der Schiller'sche Wallenstein seine Pappenheimer. Galt es einen Sturm, wo es darauf ankam, den dritten Mann aufzu-

geben, war ein bedenklicher Rückzug zu decken und dergleichen, dann setzte sich der Feldherr stets an die Spitze seiner Sechser, denn auf diese konnte er zählen, wie auf sich selbst. Aber freilich waren diese Sechser außer Dienst etwas lustige und oft nicht die besten Brüder; sie trieben es zuweilen flott und burschikos, und die Schlesier und Polen wissen heutigen Tages noch zu erzählen von dem bayer'schen Caxis *) und seiner grünen Schaar; man mußte eben den lebensfrohen, wilden Jägersmännern schon ein bischen durch die Finger schauen.

An jenem oben bereits erwähnten späten Abend des 20. April hatten die schwäbischen Sechser nur kaum ein halbes Stündchen nach langer, blutiger Arbeit geruht da wurden sie schon wieder durch die Allarmhörner ihrer Hornisten geweckt: alle sprangen sogleich, wie es wachsamen Jägersleuten ziemt, vom Boden auf, General-Lieutenant Wrede stand in ihrer Mitte, und redete sie also an: „Hört, meine lieben Sechser! wir haben heute einen großen Sieg errungen, allein noch nicht zu Ende ist unser Tagewerk; der Nachtrab der fliehenden Oestreicher hält Pfeffenhausen besetzt, und Euch soll die Ehre werden, unter meiner unmittelbaren Führung den Ort noch in dieser Nacht zu nehmen.“ Die wackern Schützen jauchzten dem geliebten Feldherrn ein schallendes Lebehoch zu, und wenige Minuten später stand das sechste leichte Bataillon bereits auf den Feldern rechts von der nach Pfeffenhausen führenden Landstraße in geschlossener Frontlinie aufgestellt.

---

*) Der tapfere Caxis war früher Chef des sechsten leichten Bataillons gewesen, und ihm hatte dasselbe eigentlich seinen vortheilhaften Ruf zu danken. Bei'm Beginnen des Feldzuges vom Jahre 1809 wurde Caxis zum Oberst des 7ten Linieninfanterie-Regiments ernannt, und im Gefechte bei Neumarkt an der Rott gefährlich verwundet; er starb wenige Tage nachher.

„Vorwärts, Marsch!“ commandirte Oberstlieutenant von Laroche *) und Major Peter Palm **) — ein Ehrenmann, brav wie sein Degen und von den Offizieren nur „le bourru bienfaisant“ genannt — polterte vernehmlich genug: „das sage ich Euch, Bursche! haltet Euch brav und macht dem Bataillon Ehre, sonst soll Euch das schwarze Donnerwetter in Eure schwäbischen Knochen fahren.“

Im regelmäßigen Frontmarsche und mit klingendem Spiele, wie auf dem Exerzierplatze, hatte sich das sechste leichte Infanterie-Bataillon einem Gehölze genaht, aber nun gieng es piff, paff — denn im Walde lagen östreichische Büchsenschützen.

Laroche commandirte eine Bataillocharge, und nachdem diese vollzogen, fällten die Sechser das Bajonnet, und laut jubelnd stürzten sie in den Wald, den sie nur indépendant ***), wie man es in der Soldatensprache nennt, durchstreiften.

Die östreichischen Schützen flohen; wer sich verhielt, wurde niedergestoßen. Der in Rede stehende Wald hatte

---

*) Er starb in Rußland im Jahre 1812 auf dem Felde der Ehre.

**) Er lebt heutigen Tages noch als pensionirter Oberst in der Rheinschanze bei Mannheim Wenn ihm zufällig dieser Aufsatz zu Gesichte kommen sollte, würde er wahrscheinlich zu seinem alten Kammerdiener sprechen: „Schmidt! horch einmal, was sie hier für dummen Schnack geschrieben haben; meinen Kopf wollte ich wetten, das hat der — — gemacht; das schwarze Donnerwetter soll ihm in die Knochen fahren, hat schon als Offizier das verfluchte Schreiben nicht lassen können, schade um den Menschen, daß er ein Schreiber geworden.

***) Zerstreut, in aufgelös'ter Ordnung.

geringe Tiefe, die Offiziere des sechsten Bataillons eilten durchzukommen, um jenseits im Freien schnell wieder die Leute zu einer geschlossenen Linie zu vereinigen. Wer gedient hat, weiß, daß ein solches Unternehmen, zumal in nächtlichen Affairen, eben nicht unter die leichten gehört, allein hier wurde die Ausführung des angeregten Unternehmens selbst durch einen seltsamen Umstand erschwert. Am Ausgange jenes kleinen Gehölzes nämlich hielt auf einem kleinen Schimmel ein Offizier in französischer Stabsuniform, und dieser gab in des Kaisers Namen den einzelnen bayerischen Jägertruppen, so wie sie sich auf der Ebene zeigten, die widersprechendsten Befehle, sich rechts, links und rückwärts zu ziehen, dahin und dorthin zu feuern — und bald war die Verwirrung allgemein; lange blieben alle Bemühungen vergebens, die irre geleiteten Leute schoßen auf sich selber und auf ihre Führer, und ohne zu wissen, was sie thaten; doch plötzlich schrie ein Sergeant der Sechser: „der Kerl dort ist kein französischer Offizier, es ist beim Teufel Jakob mit dem Schimmel selber, schießt den Hund von der Schindmähre.“ — Die dem wackern Unteroffiziere zunächst stehenden Schützen legten an, und alsbald sank der Geheimnißvolle, unverkennbar schwer getroffen, doch griff er mit den Händen in die Mähnen des Thieres, gab ihm beide Sporen, und flog über die Ebene dahin nach der Stellung der Oestreicher zu; der Mond, welcher inzwischen aus schwarzen Wolkenmassen hervorgetreten, beleuchtete die Scene.

Schnell ordnete sich nun das sechste Bataillon, und unter dem Wirbeln zahlloser Trommeln und dem Schmettern der Hörner — denn um großes Geräusch hervorzubringen, waren die Tambours und Hautboisten der ganzen ersten Brigade mitgenommen worden — führte Wrede das Schlachthäuflein im Sturmschritte gegen

Pfeffenhausen. Die Oesterreicher waren eben mit Herstellung der Brücke über die große Laber beschäftigt, doch, von panischem Schrecken ergriffen, hielten sie nicht Stand und suchten in wilder, ordnungsloser Flucht, die Landshuter Straße. Eine Menge Munitions- und Bagagewagen, mehrere hundert Gefangene, und unter den Offizieren auch der vom Erzherzoge Ludwig an General Bianchi abgeschickte Major Graf Chatek fielen in die Gewalt des Siegers. Wrede ließ die fliehenden Oesterreicher durch starke Reiterabtheilungen verfolgen, und vereinigte sofort seine gesammte Division in und um Pfeffenhausen.

Die Wegnahme dieses Punktes gehört unter die kühnsten Waffenthaten des nunmehrigen Feldmarschall Wrede, welche weder in dessen (in den „Zeitgenossen“ enthaltenen) Biographie, noch in irgend einer Geschichte des Feldzuges 1809 hinlänglich gewürdigt worden ist. Nach der verlornen Schlacht bei Abensberg stand in jener verhängnißvollen Nacht nicht nur das ganze Reservekorps des General Kienmayr, welches bis jetzt keinen Schuß gethan hatte und ausgeruht war, in Pfeffenhausen, sondern hier hatten sich auch Hillers Corps und mehrere Abtheilungen des zersprengten östreichischen Heeres gesammelt, und sich in eine Streitkraft von mehr als zwanzigtausend Mann vereinigt. Diese in einer festen Stellung aufmarschirte, gewaltige Masse griff nun Wrede ohne Geschütz, mit einem einzelnen, sehr geschwächten und ermüdeten Bataillon und einigen wenigen Reitern an, und schlug sie in die Flucht; hätten die Oestreicher nicht die Köpfe verloren, und die wahre Stärke ihres Feindes gekannt, so wäre es für sie ein leichtes Spiel geworden, das ganze sechste leichte Infanterie-Bataillon aufzurollen, und den General Lieutenant selbst zu fangen; denn seine Division stand beinahe drei Stunden rückwärts, und es war somit unverkennbar eine moralische Ue-

verlegenheit gewesen, deren sich Wrede bewußt war, und die hier einen wichtigen Sieg verschafft hatte.

Ueberläufer und Gefangene erzählten am andern Tage, daß, kurze Zeit bevor die Bayern den eigentlichen Sturm auf Pfeffenhausen unternommen, ein schwer verwundeter Mann in französischer Uniform auf einem kleinen Schimmel in das östreichische Lager gesprengt gekommen, hier aber sogleich, seiner Sinne vollends beraubt, vom Pferde gefallen sey. Die östreichischen Generale hätten sich sogleich mit großer Theilnahme um jenen Räthselhaften gesammelt und die Aerzte Alles, jedoch vergebens, angewendet, den Verwundeten zu klarem Bewußtseyn zu bringen.

Hätte Jakob mit dem Schimmel sprechen können, die Ergebnisse jener Nacht dürften sich weniger glänzend für die bayer'schen Waffen gestaltet haben.

Das französische Heer unter Napoleon hausete bereits auf der aus jener Zeit berühmt gewordenen Insel Lobau, als dem Kaiser am 19. Mai gegen Abend gemeldet wurde, es sey auf dem linken Ufer der Donau ein östreichischer Stabsoffizier als Parlamentär des Erzherzogs Karl mit einem Trompeter eingetroffen, und verlange, dem Kaiser vorgestellt zu werden. Der Offizier nenne sich Marquis von ***l**, und trage die Uniform eines Majors des Linien-Infanterie-Regiments B****g**r**.

Der Mann des Jahrhunderts befahl, den Marquis zu ihm zu führen, und nach einer halben Stunde ungefähr trat in das Vorgemach des hölzernen, kaiserlichen Pallastes auf der Insel Lobau ein blasser, schöner, junger Mann, in der reinlichen, weißen Offizier Stabs-Uniform des östreichischen Heeres, mit einer schwarzen Bin-

de um die Augen, geleitet von zwei französischen Adjudanten, ein.

Das kaiserliche Vorgemach war voll gepfropft von Offizieren aller Corps und Waffengattungen, welche Befehle erwarteten; als nun dem östreichischen Parlamentär die Hülle vom Antlitze genommen wurde, fuhren mehrere der Anwesenden wie entsetzt zurück.

Der alte Dragoner-Rittmeister, Graf von B.....*) welcher gerade als bayr'scher Courier aus dem Tyrol eingetroffen war, ein etwas bizarrer Mann, schrie laut auf: „Heilige Mutter von Altötting, mich soll ja auch der Teufel lothweis holen, wenn das nicht der Jakob mit dem Schimmel ist.

Mehrere Offiziere von dem Corps des Herzogs von Auerstädt und des Generals von Vandamme steckten die Köpfe zusammen und flisterten sich zu: „Connaissez-vous l'homme-ci? C'est l'espion fameux Mr. Brûlot." — Während dessen hatten sich die Flügelthüren geöffnet, welche in das Kabinet des Kaisers führten, und der östreichische Parlamentär wurde eingeführt.

Die Herren im kaiserlichen Vorgemache auf Lobau fanden hinlängliche Muße, sich ihre Bedenken mitzutheilen, denn die geheime Audienz, welche der Kaiser dem

---

*) Derselbe, welcher, als er bei Abensberg zum Einhauen commandirt wurde, seine Escadron in folgender höchst originellen Weise harnaguirte: »Höret, Ihr L . . . . l Ihr! einhauen sollen wir; wenn man hobelt, gibt's Späne, das ist etwas Altes, darum nur nicht lange verhalten; schön sind wir nicht, Schade ist es nicht um uns; attaquirt! Vorwärts! — Marsch — Marsch! u. s. w.« Wer erinnert sich hier nicht unwillkührlich jenes brittischen Feldherrn, der in Spanien vor der Schlacht seine Soldaten fragte: Ihr speist alle Tage Beafsteaks, und werdet Euch doch nicht von jenen Schwächlingen dort drüben schlagen lassen, die lediglich nur mit dem Apfelsinensafte ihr elendes Daseyn fristen?«

Parlamentär unter vier Augen gewährte, dauerte länger als drei Glockenstunden.

Endlich öffnete sich die Thüre wieder, und Napoleon trat hervor; ihm folgte der räthselhafte östreichische Major. Lannes schlich sich zum Kaiser heran, und flisterte ihm, etwas kühn, in's Ohr: „Um Gott, Sire! seyn Sie auf ihrer Hut, mehrere Offiziere haben in dem Parlamentär den berüchtigten, großen Spion Brûlot erkannt."

Napoleon trat einen Schritt zurück, und mit jenem furchtbaren Ausdruck in seinem Gesichte, der eherne Schaaren erbeben machte, erwiederte er sarkastisch lächelnd und halblaut, C'est bon, mon ami! taisez-vous, s'il vous plait!" — Dann nahete der Kaiser dem östreichischen Major, sagte ihm mit seiner unwiderstehlichen Freundlichkeit einige verbindliche Worte, und klopfte ihm traulich auf die Schulter. Der Parlamentär war entlassen, und kehrte auf der Donau linkes Ufer zurück.

In der Zwischenzeit, welche zwischen der zweitägigen Schlacht von Eßling-Aspern und dem heißen Tage von Wagram lag, stellte sich öfters noch jener Marquis als Parlamentär des Erzherzogs im kaiserlichen Hauptquartier auf Lobau ein, und hatte stets lange Unterredungen mit Napoleon, von deren näheren Inhalte übrigens eben so wenig verlautete, als von mehreren andern geheimen Unterredungen, welche der Kaiser häufig mit räthselhaften Sujets pflog.

Man wollte den Marquis, den Mr. Brûlot, oder Jakob mit dem Schimmel, öfters in französischer Uniform haben auf der Insel umher schleichen sehen, der commandirende en Chef der Gensd'armerie ließ es dem Kaiser melden, doch dieser erwiederte lachend und in der ihm zuweilen eigenthümlichen, mystischen Weise: „C'est bon; est-ce-que la tête lui brule déjà!" — und der

Gensd'armerie-General wagte es nicht, den geheimnißvollen Unbekannten fahen zu lassen.

Unterdessen war die Schlacht von Wagram geschlagen, und nach dem Treffen bei Znaym der Waffenstillstand unterzeichnet worden. Der Kaiser hatte persönliche Unterredungen mit den vornehmsten östreichischen Feldherren gehabt, und plötzlich erhielt der commandirende en Chef der Gensd'armerie geheime aber geschärfte Befehle, allerwärts nach dem ehemaligen östreichischen Parlamentär zu spähen, und sich im Betretungsfalle seiner Person zu versichern.

Der Major Marquis von . . . . l . . vom Regimente B . . . . g . . r . . war auch aus dem östreichischen Lager spurlos verschwunden und auch Erzherzog Karl soll einen hohen Preis auf seine Habhaftwerdung gesetzt haben.

Vornehme Offiziere und Diplomaten vertrauten sich, Jakob mit dem Schimmel habe beiden Partheien gedient, von Beiden große Summen erhalten, mit denen er sich glücklich aus dem Staube gemacht, nachdem er Jene lange genug mit nicht geringer Schlauheit bei der Nase umhergeführt.

Im Jahre 1809, in welchem die Bayern so recht eigentlich für den eignen Hof, Haus und Heerd gestritten hatten, war mancher hochherzige Jüngling freiwillig in die Reihen der vaterländischen Streiter getreten.

Unter diesen Freiwilligen nun befand sich auch Friedrich M — d — l, ein hoffnungsvoller Jüngling, welcher früherhin den Großhandel gründlich erlernt hatte.

Friedrich hatte Dienst im sechsten leichten Infanterie-Bataillon Laroche genommen, weil in diesem Corps einer seiner Oheime als Hauptmann angestellt war.

Es schwang sich der junge M — d — l bis zur Würde eines wirklichen Schützenkorporals, verhielt sich bei allen Gelegenheiten wacker und brav, allein nach geschlossenem Frieden suchte und erhielt er seine Entlassung.

Jener Friedrich nun widmete sich seinem früheren Geschäfte, dem Großhandel, wieder, und da er ein ausgezeichnet guter Kopf, ein solider und fleißiger Jüngling war, fand er Anstellung in den besten und größten Wechselhäusern. Begierig, die Welt zu sehen, arbeitete Herr M — d — l in dieser Sphäre nacheinander in Berlin, Hamburg, Amsterdam, und endlich sogar im Rothschild'schen Comptoir zu London.

Zum denkenden Mann herangereift, erwachte in unserm Friedrich eine unbesiegbare Lust, auch die neue Welt kennen zu lernen, und im Frühjahr 1824 schiffte er nach Nordamerika; er schrieb von Philadelphia aus seinem Oheim, dem nunmehrigen Oberstlieutenant F — zu A — ff —, und dessen Freundschaft setzt uns in Stand, aus Friedrichs Briefe das folgende, unsern geneigten Lesern vielleicht nicht uninteressante Fragment mittheilen zu können.

„— — — Unsere Fahrt ging glücklich und schnell, nach wenigen Wochen begrüßten wir die nordamerikanische Küste. Ein glücklicher Zufall wollte, daß ich sogleich, nachdem ich mich ausgeschifft hatte, eine bequeme Reise-Gelegenheit nach Philadelphia fand, wohin ohnehin vorerst mein Augenmerk gerichtet blieb."

„Ich war von Herrn Rothschild an eines der ersten nordamerikanischen Häuser, welches zu Philadelphia seinen Hauptsitz hat, an N. S. u. Comp. adressirt."

„Nachdem ich in Philadelphia angekommen, mich etwas von den Beschwerden der Reise erholt hatte, kleidete ich mich an, um Herrn Larmier, dem gegenwärtigen

Chef jenes bezeichneten Hauses, meine Empfehlungsbriefe zu übergeben."

„Den Pallast des Herrn Larmier zu bewohnen, dürfte sich kein Kaiser schämen, und die innern Einrichtungen entsprechen vollkommen der großartigen Eleganz der Architektur."

„Ich wurde gemeldet, und nach Verlauf eines halben Stündchens in Herrn Larmiers Kabinet geführt; ein großer, blasser, hagerer Mann trat mir freundlich entgegen, allein denken Sie sich lebhaft meinen Schreck, guter Onkel! als ich in diesem Larmier zur Stelle den Jakob mit dem Schimmel wieder erkannte, der auch Ihnen, vom Feldzuge des Jahres 1809 her, noch in gutem Andenken seyn wird."

„Dem Herrn Larmier entging meine Ueberraschung nicht, und ich verhehlte keineswegs, daß die auffallende Aehnlichkeit seiner Person mit einem merkwürdigen Manne, den ich vor vielen Jahren in Deutschland gesehen, mich für den Augenblick etwas bestürzt gemacht habe. Der Großhändler drang nun so lange in mich, bis er Alles wußte. Lachend rief er aus: „Nun habe ich mit Ihrem saubern Brülot wenigstens das Gefallen an dem Schimmel gemeim, wie sie Sich überzeugen werden, wenn Sie meinen Marstall besuchen wollen; mein Freund, lassen Sie sich durch ein seltsames Naturspiel, wie es wohl zuweilen hienieden vorkömmt, nicht irre führen; schwören Sie kühn zu meiner Fahne, und Sie werden nicht übel dabei fahren.„

„In der That stellte mich Herr L. in seinem Hauptcomptoir zu Philadelphia sogleich mit einem Jahresgehalte an, wie ihn kein wirklicher — — scher Staatsrath bezieht: mir liegt ob, die spanische, englische nnd deutsche Correspondenz zu leiten, und ich habe große Ursache, mit meiner gegenwärtigen Lage zufrieden zu seyn."

„Ich kann mir wohl vorstellen, daß Sie, bester Onkel! nun begierig seyn werden, über Herrn Larmiers Verhältnisse ein Näheres zu hören, und gerne will ich, so weit ich es im Stande bin, Ihre Neugierde zu befriedigen suchen.“

„Herr Larmier kam bereits im Jahre 1810 als ein noch junger, aber schon damals sehr reicher Mann nach Philadelphia. Er heirathete bald darauf die einzige Tochter des Herrn N., damaligen Proprietärs des Hauses N. S. u. Comp., und nach seines Schwiegervaters frühem Tode übernahm Larmier selbst die Leitung der Handelsgeschäfte.“

„Das Haus N. S. u. Comp. war von jeher ein gutes gewesen, allein L. verlieh ihm in kurzer Zeit einen Glanz, der alle übrige überstrahlte, und man nennt nun mit vollem Rechte Herrn Larmier den nordamerikanischen Rothschild. Des Mannes Ansichten und politische Combinationen gelten an der Börse ein Evangelium, und geben den Maaßstab zu den großen Spekulationen beinahe der ganzen nordamerikanischen Handelswelt. L. hat in Boston, Baltimore und in allen bedeutenden, Großhandel treibenden Plätzen Nordamerika's Comptoire; er unterhält wichtige Handelsverbindungen in England und Südamerika, in dem kleinen Paraguay selbst eine Commandite. Uebrigens ist Herr Larmier ein glücklicher Familienvater, ein geistreicher und liebenswürdiger Gesellschafter und der leidenden Menschheit ein großmüthiger Wohlthäter; was der edle Menschenfreund, Lorenz Schätzler, in dieser Beziehung in Augsburg thut, gleicht nur einem Tropfen Wasser, Larmiers edle, gemeinnützige Unternehmungen und patriotische Opfer dagegen einem Meere, denn der letztere besitzt unermeßliche Schätze, von denen er den weisesten Gebrauch macht. Menschenkenntniß ist unverkennbar Larmiers stärkste Seite; er weiß Jeden zu

nehmen, wie er ist; Jedem den rechten Platz anzuweisen; er schaut, im recht eigentlichem Sinne des Wortes, in's Innere der Sterblichen; Mißgunst, Haß und Neid haben keine Macht über diesen seltenen Mann. — Seine Abstammung und das Land seiner Geburt kennt Niemand, und er weiß vorlauten Fragen über diesen Punkt mit großer Feinheit auszuweichen:"

„Mit den auf nordamerikanischem Boden lebenden Napoleoniden und ihrem Anhange steht Larmier in dem besten Vernehmen, er besorgt ihre Geld- und Wechselgeschäfte."

„Herr Larmier leidet häufig an einem Brustübel und sein alter Kammerdiener hat mir gestanden, daß derselbe von einer vor vielen Jahren empfangenen schweren Brustwunde herrühre; ich mußte dabei unwillkührlich an die verhängnißvolle Nacht im April des Jahres 1809 denken, in welcher Nacht wir Peffenhausen mit Sturm nahmen."

Soweit die Notizen des ehemaligen bayer'schen wirklichen Schützenkorporals.

Wir schließen, denn die uns zu Gebote stehenden Quellen versiegen, und wir würden uns schon glücklich schätzen, wenn der verehrliche Leser eingestehen möchte, solche Quellen seyen nicht ganz ohne Umsicht benützt worden.

Die Kriegsgeschichtschreiber erwähnen bei dem Feldzuge des Jahres 1809 verschiedentlich des großen Spions, welcher auf beide Partheien Einfluß geübt, allein nähere Details über Jakob mit dem Schimmel hat bis jetzt Keiner mitgetheilt.

(Zeitspiegel.)

Der französische Müller.

In der Gegend von Liegnitz lag nach dem Frieden von Tilsit ein junger französischer Soldat bei einem der reichsten Mühlenbesitzer im Quartier. Da sein Aufenthalt hier länger als ein Jahr dauerte, so verwendete der junge Mensch seine Zeit vorzüglich auf die Erlernung der deutschen Sprache und des Müllerhandwerks. In jener stand ihm die ausgezeichnet schöne Tochter des Hauses, in diesem der Vater bei. Bei seiner Gelehrigkeit und seinem Eifer brachte er es in beiden sehr weit. Die Zeit erschien endlich, wo das Regiment nach Spanien aufbrechen mußte. „Dich verliere ich sehr ungern, sagte der Müller, als er es erfuhr, du bist ein durchaus braver und rechtschaffener Bursche, kein Anderer wäre jemals mein Schwiegersohn geworden, als du!" Der Soldat horchte hoch auf, und meinte, daß er sich, wenn das Ernst sey, alle Mühe geben würde, seinen Abschied zu erhalten, sobald das Regiment nach Paris käme. Er trennte sich mit schwerem Herzen von dem Hause, wo es ihm so wohl gegangen, und wo er einem großen Glück so nahe gewesen war.

Es vergingen drei Monate, ehe der Müller und seine Tochter etwas von dem Soldaten erfuhren, ob er gleich versprochen hatte, bald zu schreiben. Zu ihrer großen Freude erschien er eines Abends unvermuthet selbst. Mit vieler Mühe hatte er seinen Abschied erhalten und kam jetzt, um in Schlesien zu leben und zu sterben. In kurzer Zeit war er mit Hannchen verbunden, und der Vater übergab ihm die Mühle. Im Jahre 1813 hatte ihn seine Gattin bereits mit drei muntern Kinder beschenkt. Er wurde in der ganzen Gegend ungemein geachtet und geliebt, indem er blos die Tugenden seines alten Vater-

landes beibehalten, und sie mit denen seines neuen Vaterlandes vereinigt hatte. Als sich in diesem Jahre Preußen gegen Frankreich erklärte, war er einer der eifrigsten Patrioten in Schlesien. Da die dortige Gegend nach der Schlacht bei Bautzen der Kriegsschauplatz wurde, so leistete er ihr die ersprießlichsten Dienste durch seine Muttersprache. Keiner zeigte einen so wüthenden Haß gegen seine Nation, als er, und es schmerzte ihn sehr, ihr ehedem angehört zu haben. Mancher Nachzügler und Plünderer fand unter seinen Händen den Tod, und er war allemal der Erste und Muthigste, der seine Nachbarn anführte, wenn sich einzelne Schwärme französischen Raubgesindels dem Dorfe näherten. Ihm allein beinahe dankten die Einwohner die Verschonung ihres Eigenthums in dieser Schreckenszeit.

Räthsel.

Es wurden nie zwei Wesen noch gefunden,
Die sich, wie wir, so feindlich fliehen,
Und doch hat uns das Schicksal streng verbunden.
Stets müssen wir dieselbe Straße ziehen;
Der Mensch, er war uns heimgegeben,
Mit seiner Kraft, mit seinem Streben,
Und wie an ungewissen Scheidewegen
Weiß er manchmal nicht zwisch n uns zu wählen;
Bald sind wir Eumeniden, die ihn quälen,
Bald Genien mit reichem Himmelssegen.
Wir dienen einem fremden Walten,
Und wechseln oft die täuschenden Gestalten.
Leicht magst du unsre Namen finden,
Jedoch das Räthsel, welches sie enthalten,
Wird nimmermehr der schärfste Blick ergründen.
Sie, die den Klang in Memnos Säule wecket,
Hat unser Haus mit ew'ger Nacht bedecket.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 14tes Stück.

Das Haus der Frommen.

Relation eines Officiers, aus dem spanischen Erbfolgekriege.

Es war gar nicht lange nach der Schlacht bei Höchstädt, als mir von dem Prinzen Eugenio ein Congé von einigen Monaten bewilligt wurde, um mich von meinen Strapazen und Wunden zu erholen. Ich gedachte diese Zeit in Neustadt zuzubringen, weil mir die Lage des Städtchens überaus wohl gefiel, und der Weg nach meiner Heimath allzuweit gewesen wäre. Auch hatte ich daselbst keine Verwandten mehr, die einige Zuneigung meinerseits meritirt hätten, indem meine Schwester, wiewohl verheirathet und ein arger Zankteufel für ihren Mann, dennoch ein größerer Sadrach stets gegen mich gewesen, wofür ich sie erst vor einem Jahre auf gut militärisch mit der Fuchtel abgestraft. Der Schwager selber war ein gutes Thier, und gar wohl zufrieden, wenn ihm seine Xantippe nur beim Schnaps belieẞe, den er vor Allem liebte. Ich halte dafür, daß er sich nicht gemukst hätte, wenn mir die Frau Schwester Rattenpulver in die Biersuppe gerührt haben würde. Derohalben dachte ich mir; Basta mit der ganzen Sippschaft, und ich wollte in der Fremde leben, weil mir daheim nicht Ge=

sundheit und nicht Geld geblüht hätte. Wie vergnüglich hätte mir jetzo eine gute und honette Frau gethan! Aber ich bin in allen meinen Liebschaften meiner Tage her unglücklich gewesen. Die eine ist gestorben, die andere hat mich quittirt um eines Andern willen, und die dritte zog sich zurück, da sie merkte, wie ich ein armer Schlucker war, und kaum als Lieutenant meine Equipage aufrecht erhalten mochte. So jung auch dazumal ich war, so hängte ich also jedwege Amour an den Nagel, und gab mich nur mit den Kameraden ab, oder mit meinem braven Philipp, der mein Pferd so lieb hatte, wie sein Leben, und mich, seinen Herrn, noch etwas lieber. Der Philipp war ein alter Soldat, nicht mehr gar adrett in seinen steifen Gliedmassen, aber von bestem Charakter und einer seltsamen Memorie, indem er Alles wieder zu erzählen verstund, was ihm passirt, da er unter dem tapfern Markgrafen Louis von Baden gedient; wobei wir uns in allerlei ergötzliche Conversationen einließen, Tabak rauchten und Bier tranken oder Wein, bis in die späte Nacht, obgleich mäßiglich, weil sich Trunkenheit für einen Soldaten und Offizier nicht schicken mag.

Der Philipp zog also mit mir nach Neustadt, und machte zugleich meinen Feldscheer, indem er mich verband und pflegte, und allenthalben den tüchtigsten Quartiermeister abgab. So hatte er mir zu Neustadt eine Wohnung ausgemacht, wie ich sie nicht zum zweiten Male in meinem Leben jemals gefunden. Das Quartier war in dem Hause am großen Markt, neben der Schmiede, und hieß zu den drei rothen Herzen, und eine Familie von Pietisten wohnte darinnen, bey der ich in Kost und Wohnung lag. Die Familie war curieus zusammengesetzt, und bestand aus einem alten, vom Geschäft zurückgezogenen Kaufmann, der eine gar nicht viel jüngere Frau hatte, und statt der Kinder einen kleinen Neffen

und eine ditto Niece, deren Vater auf der Insel Ceylon in der größten Pauvreté gestorben war, worauf der Onkel die Waisen um Gotteswillen zu sich genommen. Ein grauköpfiger Bedienter besorgte die Wirthschaft dieser Leute; das Haus gehörte aber der Schwester der vorbenannten Kaufmannsfrau, und bey dieser Schwester war es eigentlich, wo ich logirte. Mein Philipp hatte sich bey ihr in sonderbarliche Gnade und Zuvorkommenheit gesetzt, und somit für mich die schönste Stube im Hause acquirirt. Die Meubels waren freilich etwas altväterisch, und hätte meines Bedünkens wohl der kühne Held Jean de Werth daselbst zur Zeit sein Hauptquartier aufschlagen dürfen, aber alles war im Ueberfluß vorhanden und eingerichtet, wie es sich für einen Cavalier schickt. Als ich zum ersten Male hineinkam und wohlgefällig bemerkte, wie gut das Quartier bestellt sey, mit Lehnsesseln, Vorhängen und allerhand galanten Figuren und Spielwerken von Porcellan auf dem Kamin und denen Spiegel-Tischen, bemerkte ich auch zugleich eine exquisite Uhr von bedeutender Größe und Umfang, die mitten in der Stube, gleich als auf einem Postamente aufgestellt war. Weil ich nun von Jugend an, da mein seliger Herr Vater ein überaus kunstreicher Goldschmied und Mechanikus gewesen, an allerlei mechanischen Arbeiten und Studien absonderliche Freude gehabt, so mochte ich mich nicht enthalten, augenblicklich auf diese Standuhr hinzulaufen und dieselbe von allen Seiten zu besehen. Sie war ein curieuses Meisterstück, und zeigte außer den gewöhnlichen Verrichtungen, den Mond- und Sonnenlauf, und einen immerwährenden Kalender, war aber nicht aufgezogen, und stand daher stille. Ich schickte den Philipp hinunter, um von der Hausfrau den Uhrenschlüssel zu begehren, und erhielt denselben ohnverweilt, worauf ich die künstliche Maschine aufzog, aber mit Leidwesen baldigst einse-

hen mußte, daß sie voll von Staub und Unrath stecke, und sehr bald wieder nicht mehr ging. Gleich darauf war ich jedoch wieder ganz content, weil ich mich resolvirte, die Uhr wieder selbst auszuputzen und herzustellen, sintemal ich eine große Praxin in solch artiger Geschicklichkeit besaß. Der Philipp, weil er froh war, wie er sah, daß ich wieder an etwas Freude hatte, lief wie ein Marodeur im ganzen Hause auf und nieder, und verschaffte mir bald alle Instrumente, die ich brauchte. Denn der verstorbene Mann meiner Quartierfrau war ein Uhrmacher gewesen, und sein ganzes Handwerkszeug noch vorhanden. Da machte ich mir's denn commode mit meinem blessirten Fuße, setzte mich schon am andern Morgen nieder, streifte die Hemdärmel auf, und laborirte, wie ein gelernter Uhrmacher. Das waren den Leuten im Hause spanische Dörfer, denn sie waren bisher von ihren Einquartirungen nur ein wüstes Fluchen und Toben und ein abscheuliches Saufen und Spielen gewohnt, aber keine sedate Beschäftigung und keinen Fleiß. Sie wollten Alle sehen, wie einem kaiserlichen Officier das Schurzfell zur Visage stehe, und kamen mir rottenweise, Eines nach dem Andern, auf die Stube gerückt.

Die Ersten natürlich waren die Kinder: hübsche und modeste Geschöpfe von neun bis zehn Jahren, mit schönen Haaren und himmelklaren Augen, die bey dem Mädchen ganz fromm, bey dem Jungen dagegen schon ein bischen verwegener dreinsahen, obschon mit derjenigen Douceur, welche die Pietisten in ihrem ganzen Maintien zu observiren pflegen. Nach denen Kleinen, die ich ergötzte, da ich das Glockenspiel der Uhr in Bewegung setzte, kamen ihr Onkel und ihre Tante, und stellten sich auch hin mit gefalteten Händen und freundlichem Kopfnicken, aber ohne schier ein Wort zu verlieren, denn der Ernst dieser frommen Sectirer ist beinahe nicht in ein

Lächeln zu verwandeln, und sie sind in der Freude so still wie im Schlaf und in der Trauer. Die Hausfrau war die letzte, die sich einstellte, aber auch die, so mir die meiste Attention erwies. Sie war eine alte Frau, obwohlen jünger noch als ihre Schwester, und trug sich in dem Kleide einer Wittib, wenn schon ihr Herr Liebster vor mehreren Jahren gestorben. Doch ist es bey denen Pietisten etwas Ordinäres, daß sie sich in Faltenröcken von schwarzem Boy und weißen eng anliegenden Hauben sehen lassen, weil sie nur den Tod und die Vergänglichkeit und das ewige Leben vor Augen haben wollen. Meinethalben; ich stieß mich nicht daran und conversirte gern mit der Frau, und sie kam erst auf eine halbe Viertelstunde, und dann wieder auf eine ganze, und so fort bis auf eine Stunde, um mir bei der Arbeit zuzusehen. Da seufzte sie auch öfter, und sagte: „Die Uhr war das Letzte, so mein seliger Mann gefertigt hat, und sie sollte schon nach Upsala im Königreich Schweden abgehen, als der Selige heimging. Nachher habe ich sie nicht mehr fortschicken wollen, und als der Geselle wegging, da ich die Profession aufgab, so blieb die Uhr verlassen stehen, und ich freue mich recht, daß sich jetzt eine geschickte Hand ihrer angenommen. Ich replicirte hierauf sehr galant: „Mir ist es ein besonderes Plaisir, werthe Madame, wenn sie meiner Capacität und bischen Kunst Gerechtigkeit wiederfahren läßt;“ und da seufzte sie nochmals, bedankte sich recht schön, und invitirte mich zum Frühstück auf ihre Stube, wo ich die ganze Familie fand, und von Stund an von derselben tractirt wurde, als ob ich zu ihr gehörte. Ich kann nun wohl nicht sagen, daß ich viel Annehmlichkeit dabei genossen hätte, weil die guten Leute doch den Tag über gar zu fromm waren. Es stand ein kleines Positiv in der Wittib Stube, und immer vor dem Essen setzte sich der alte Diener des Kauf-

herrn daran, und spielte einen Psalm oder Choral, und die Andern, Klein und Groß sangen aus vollem Herzen mit, und dann wurde gebetet, sodann excessive frugal gegessen und getrunken, und dann wieder gebetet und gesungen. Nach dem Essen kam gewöhnlich ein langer dürrer Diaconus mit einem desagreablen Gesichte, und schwatzte vom Heiland und den bösen Zeiten, und der Nothwendigkeit, daß sich der Gerechte total abschließe von der verruchten Welt, u. dgl. m. Da ging ich gewöhnlich wieder auf meine Stube, und las in ein paar Büchern, die mir der Philipp aufgetrieben, oder spielte im Garten mit den Kindern. So kam auch oft Frau Christina, die Wittib, zu uns herab, und schaute freundlich zu. Nicht selten aber sagte sie auch wehmüthig: „Sage Er, Herr Lieutenant, ob es nicht ein Unglück ist, daß ich keine Kinder habe? sie würden mich in meinem Alter trösten, da mich mein Seliger verlassen hat. Derselbe hat mir ein gutes Vermögen angeschafft, aber alles dieses fällt, wenn ich heimgehe, in fremde Hände.“ Worauf ich immer auf die Kleinen hinwies und versetzte: „Da sind diejenigen, von denen sie ein Soulagement Ihres Alters zu hoffen hat, Madame. Die Kinder Ihres Bruders sind ja auch keine Fremden.“ Da seufzte sie aber immer, und ging wieder langsam hinein in die Stube.

Wenn ich mir je Kinder gewünscht habe, so sind es die gewesen, die ich dort im Hause fand: der kleine Konrad und die Salome mit ihren blauen Augen. In dem kleinen Konrad steckte etwas Besseres, als ein Pietist; nämlich ein wackerer Soldat. Aber er durfte sich's nicht merken lassen, und wurde somit leider etwas heimlich hypokrit. Salome dagegen war immer die gute Stunde. Den Kindern ist aber während meines Aufenthalts etwas ganz Apartes passirt. Sie liefen an einem schönen Morgen zusammen vom Hause weg, und promenirten

aus der Stadt. Wie es Mittag war, waren die Kleinen noch nicht retour. Der Kaufmann und seine Frau waren desperat, und bildeten sich schon alles Böse ein. Frau Christiana jedoch, die viel männliches Ingenium besaß, und nicht leicht den Kopf verlor, jammerte nicht lange, sondern schickte den Knecht und die Magd aus, um nach den kleinen Deserteurs zu schauen. Mittlerweile kamen sie auch richtig daher: Es war schon drei Uhr des Nachmittags. Konrad bat in seinem und der Schwester Namen um Pardon, und erzählte, daß sie auf das ruinirte Schloß spaziert wären, und lange Zeit von dem Berge herab in die Stadt und in die Gärten vigilirt hätten. Da sey ihnen aber Beiden der Schlaf angekommen, und sie hätten sich unfern von einem Holunderbusch niedergesetzt, die Augen zugemacht, und wären alsobald eingeschlummert. Beiden jedoch hat, — was gewiß sehr extraordinair ist, — ein und dasselbe geträumt: nämlich von einer schönen Musique, die sich plötzlich neben ihnen in den Lüften hat hören lassen, und worauf ein großer Wohlgeruch sich um sie verbreitete. Dann sey die Gestalt eines Mannes mit langen Haaren, in einem Reisemantel, und spitzigem Hute hinter den Trümmern hervorgekommen, und habe sich ihnen approchirt. Weil der Mann von abschreckender Visage war, und einen dunkeln Schimmer um sich verbreitete, fürchteten ihn die Kinder, obschon er mit süßen Worten zu ihnen redete, und die Kinder invitirte, mit ihm in ein Kellerloch zu steigen, so er bezeichnete, und dort viel Geld zu holen, was sie glücklich machen würde. Der Mann habe hierauf bald gelächelt, bald gedroht, und ihnen seine Animadversion zu erkennen gegeben, wenn sie ihm nicht gehorchen würden. Sie hätten es dann verneint, und seyen in ihrer Resistance bestärkt worden, sintemalen sie hinter ihnen einen gar holdseligen Engel erblickt zu haben behaupteten,

der seine Flügel über ihr Haupt ausbreitete, und den häßlichen Mann mit beiden Armen hinwegwinkte, worauf derselbe sich retirirte wie ein Holländer. Dann habe der Engel sich zu den Kindern herunter gebückt, und ihnen liebreich gesagt: „Gehet heim, ihr Kleinen, denn Eure Verwandten ängstigen sich um Euch." Nun seyen sie plötzlich erwacht, hätten sich mit Thränen im Auge das ganze Evenement erzählt, und ebenfalls die Retirade angetreten. — Ich lasse dieses nun dahingestellt, ob gedachte Begegniß ein wirklicher Traum gewesen, oder eine magische Aventure, wie dergleichen nicht selten arrivirt seyn sollen; genug, ich habe die Historie hergesetzt, weil sie eben doch für die Zukunft der Kinder von Gewicht war.

Der Onkel und die Tante waren ganz bestürzt, und der Diaconus, der dazukam, stellte mit seiner näselnden Stimme die Meinung heraus, daß wohl Alles das Werk eines bösen Geistes gewesen, und der Mann mit den langen Haaren das Gespenst eines gewissen Räubers und Vagabunden, der vor geraumer Zeit die Gegend um Neustadt unsicher gemacht, und in jenem Schlosse sein Hauptquartier aufgeschlagen. Alle kamen darin überein, daß der Böse die Kinder tentirt habe, aber der Schutz des Himmels über die Versuchung die Victorie davongetragen. Frau Christiane nahm Anlaß davon, mir noch am selben Abend zu sagen, daß es wahrlich — wie es in der Bibel steht — nicht gut sey, wenn der Mensch allein ist, indem der Schlingen und Gefahren allzuviele auf den einsamen Passagier lauern. Ich gab ihr Recht, und exprimirte mich dabei scherzhafterweise so, daß ich zwar froh sey, daß die Kinder von der Versuchung gerettet worden, — daß ich aber selber nicht wenig Lust trüge, in das Kellerloch auf dem Schlosse zu steigen, und das versprochene Geld zu holen, weil ich dessen bedürfe. Da

erschrack Frau Christiane sehr, daß sie im Gesichte weiß wurde, wie ihre Schürze, und sagte wie eine Mutter zu mir: „Treib Er ja doch keinen Frevel, Herr Lieutenant. Will Er um schnödes Hexengeld seine Seele in die Schanze schlagen? Laß Er das seyn; es wird schon Leute geben, die Ihm helfen, wenn er in der Noth und Bedürfniß ist.“ Da lachte ich und dachte an die Raffel, meine Schwester, die mir nicht einen Heller geben würde, außer etwa auf einen Strick, daran ich mich aufhenkte. Ich versicherte indessen der Wittfrau, daß ich nur plaisantirt hätte, und hinkte fort, um für den kleinen Konrad eine schöne Knallbüchse aus den Fliedern des Gartens zu schneiden. Wie ich aber nach langer Weile in mein Logis kam, so sagte mir Philipp mit wichtiger und freundlicher Confidenz, daß Frau Christiane ihn mit subtilen Fragen inquiriret, ob es mir nicht angenehm seyn möchte, etwa ein Darlehen oder einen Vorschuß an Gelde zu empfangen, weil sie fürchte, daß mir die Gelder vom Regimente ausgeblieben. Diese delicate Attention hat mich sehr gerührt, und ich gab dem Philipp ein absonderliches Compliment an die Hausfrau auf, und den Bescheid, wie ich für die angenehme Proposition danke, deren aber nicht bedürfe.

Somit war auch nicht mehr die Rede vom Gelde, bis einmal Abends die Wittfrau abermals im Garten zu mir sagte, da sie auf Konrad und Salome deutete: „Die Kinder wissen nicht, wie glücklich sie sind. Ihr Vater war ein gewissenloser Verschwender, Gott habe ihn selig, der seine brave Frau in's Grab ärgerte, und den letzten Heller durchbrachte; aber dennoch werden seine Waisen reich. Mein Schwager hat ihnen schon sein Hab und Gut vermacht, und am Ende bekommen sie auch noch das Meinige, weil ich leider selbst keine Kinder habe. Aber des Herrn Wille geschehe.“ Ich replicirte, daß es

doch immer besser sey, den Verwandten seine Habe zu hinterlassen, als einem Spitale. Ich hatte nämlich einen Abscheu vor den Spitälern, wo ich erst kürzlich viel an Wundenschmerz und Mangel erleiden mußte. Da kam ich aber schön an bey der frommen Frau Christiane. — Sie sagte mir, daß Spittel und geistliche Stiftungen fromme Monumente der Wohlthätigkeit seyen, die sich gleich wie Staffeln in den Himmel hinein bauten, um den Stifter bequem hinüber zu lassen. Dabei lamentirte sie noch einmal über ihre Verlassenheit, und rechnete mir vor, daß sie dieses Haus, und einen Eisenhammer im Gebirge und ein vierzig bis fünfzig Morgen Ackerlandes besitze, und daneben ein baar Vermögen von zwölf- bis fünfzehntausend Gulden rheinisch. Ich sagte ihr im Scherz: da sie sich so ungern hergäbe, ihren Bruderkindern ihre Habe zu vermachen, so möchte sie mich zum Erben einsetzen. Ich würde bald ein Invalide seyn, und einer Schenkung gar sehr bedürfen. Die Wittib sah eine Weile ernsthaft vor sich hin, lächelte dann und versetzte: „Das ist ein recht militärischer Spaß. Indessen: kommt Zeit, kommt Rath.“ Noch an demselben Abend fand ich auf meiner Stube eine vortreffliche Latwerge mit Zucker und feinem Gewürz, und dabei köstliches Gebäck und steinalten Rheinwein. Dieses hatte die gute Hausfrau, mir zum Labsal und zum Vergnügen, dem Philipp übergeben, und sich dabei geäußert, sie müße jetzt für mich sorgen, weil sie mich an Kindesstatt adoptire. Eine recht artige Surprise! dachte ich mir, und ließ mir's, sur mon honneur, tapfer schmecken. Den andern Tag jedoch war von Frau Christiane nichts zu hören und zu sehen, und auch die folgenden Tage nicht, und die übrigen Glieder der Familie machten saure Gesichter, wie es vorher noch nie passirt. Der Philipp sagte mir aber, daß Frau Christiane krank sey, weil sie

sich mit ihren Blutsfreunden disputirt habe, wie er aus dem Munde der Magd vernommen. Es war mir sehr frappant, daß die frommen Leute sich also desperat zanken mochten, machte mir aber nicht viel daraus, und ging meines Wegs wie zuvor. Da kam der alte Kaufmann zur Abendzeit, da man die Retraite zu trommeln pflegt, auf meine Stube, und redete mit niedergeschlagenen Augen bald von diesem, bald von jenem, und brachte endlich die schlaue Quästion hervor, wie lange mein Congé noch daure, und ob ich nicht bald zu meinem Regiment retournire. Ich antwortete ihm befremdet, daß ich eben bleiben würde, so lange es mir gefiele, und daß ich erst Reconvalescent sey, auch ihn, den Quästioneur, die ganze Affaire nichts angehe; worauf er sich empfahl, wie ein begossener Pudel.

Ich verhielt diesen Entretien meinem Philipp nicht, und derselbe erwiederte, daß ihn die Frau des Kaufmanns ebenfalls mit solchen Zudringlichkeiten turbirt, und nicht übel zu verstehen gegeben, wie es schon Zeit wäre, daß ich mich mit Gott auf einen Abzug fürsehen möchte. — Auch der alte Markthelfer, ein durchtriebener frommer Lump, hatte in diesem Sinne mit dem Philipp geredet, und uns beiden war das Ding zu rund. Jedennoch hielt ich als ein guter grober Kriegsmann fest an der Devise: Was die Leut' verdrießt, das treib' ich, und wo man mich nicht haben will, da bleib' ich. Ließ mir nichts anfechten, die heuchlerischen Schafspelze ihre Gesichter machen, und mir die Confituren schmecken, die Frau Christiane ungeachtet ihrer Indisposition mir alltäglich mit einem höflichen bon soir zuschickte. Erst nach acht Tagen sah ich sie wieder unten im Hausgang und fragte sie freundlich: „Hat sich Madame wieder vollkommen restaurirt?“ worauf sie einsylbig versetzte: „Ganz und gar; ich danke dem Herrn für die gütige Nachfrage.“ Somit ging sie fort,

und wir begegneten uns drei Tage lang und grüßten uns höflich, aber ich konnte sie nicht zum Stehen bringen, um ihr zu sagen, wie ungalant ihr Schwager und dessen Frau sich gegen mich conduisiret.

(Schluß folgt.)

Anekdoten aus Talleyrands *) Leben.

Die von Ludwig XVIII. gegebene constitutionelle Charte trat mit dem 4. Juni 1814 in Ausübung. Vor der feierlichen Sitzung, in der sie gegeben und angenommen wurde, hatte eine Diskussion im Rathe des Königs statt, bei welcher auch Talleyrand gegenwärtig war. Er hörte aufmerksam auf den Kanzler Dambray, der einen Artikel der Charte nach dem andern vorlas. Alles ging gut, bis zu dem Paragraph der Deputirtenkammer. Nach seiner Ablösung und bevor man zu den der Minister überging, forderte Talleyrand die Erlaubniß,

---

*) Karl Moritz von Talleyrand-Pèrigord, Fürst von Benevent (seit dem Sturze Napoleons nennt er sich Fürst Talleyrand) ward im Jahre 1754 zu Paris geboren. Im Jahre 1797 übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welche Stelle er auch unter Napoleon bekleidete, und welche ihm noch im Jahre 1814 von K. Ludwig XVIII. übertragen wurde. Er war Priester; erst im Jahre 1802 erwirkte Napoleon, als erster Consul, bei Pabst Pius dem VII. ein Breve, das ihn seiner Verpflichtungen entband, und die Ehe mit Mad. Grandt bestättigte. Er ist sehr einsylbig, an treffenden Stachelworten reich, und in seiner Meinung unergründlich. Seine Zeit kennt ihn als ausgezeichneten Diplomaten, er arbeitete bei den Friedensnegotiationen von Lüneville, Amiens, Wien, Posen und Tilsit.

einige Bemerkungen vorzulegen. — „Zu welchem Zweck?“ rief der König mit einer Lebhaftigkeit, welche die Eigenliebe des Verfassers verrieth. — Sire! antwortete Talleyrand, ich sehe kein bestimmtes Gehalt für die Mitglieder der wählbaren Kammer ausgesetzt — „Sie erhalten keines,“ rief Ludwig XVIII. und ihre Amtsverrichtungen werden deßhalb nur um so ehrenvoller seyn.“ — Ich verstehe, ich verstehe. Aber auf diese Weise werden sie viel theurer zu stehen kommen, als wenn sie besoldet wären.

Nie ist Talleyrand über eine Antwort verlegen gewesen. In allen gefährlichen Lagen, in welchen er sich befunden, hat er sich immer glücklich aus der Schlinge gezogen. Zu Anfang 1814 wurde Napoleon unterrichtet, daß man vermuthe, Talleyrand zettle ein Komplott gegen ihn an. Er ließ ihn rufen und sagte sehr strenge zu ihm: „Ich weiß, was Sie treiben. Ich weiß, daß Sie sich einbilden, im Fall eines mich betreffenden Unglücks, an der Spitze eines Regentschaftsrathes sich zu befinden. Nehmen Sie sich in Acht. Man gewinnt nichts, gegen meine Macht zu ringen. Ich erkläre Ihnen, daß, wenn ich gefährlich krank würde, Sie noch vor mir sterben müßten.“ — Es war in seinem Blicke etwas furchtbar drohendes. Talleyrand, statt dem Kaiser zu Füßen zu fallen, wie jeder Andere, von einer solchen Rede überrascht, gethan haben würde, statt um Gnade zu bitten, und sein Vergehen zu beichten, nahm einen dankbaren, theilnehmenden Blick an, und entgegnete auf der Stelle: „Sire, ich bedurfte einer solchen Andeutung nicht, um vom Himmel die Verlängerung der Tage Eurer Maj. zu erflehen.“

Talleyrand tadelte 1808 ohne Rückhalt den spanischen Krieg. Diese Opposition gegen den Willen eines Herrschers, der verlangte, daß Alles sich vor ihm beuge, kostete ihm seine Stelle als Großkammerherr, welche Napoleon auf Montesquieu-Fezensal übertrug. Diese Verungnadung überraschte ihn keineswegs, und er sagte ganz ruhig: „Was wird das ganze Resultat dieser großen Angelegenheit seyn? Kein anderes, als daß die Kutscher in Zukunft öfter nach der Vorstadt St. Germain, als nach der Strasse St. Florentin fahren werden." — Seine Besorgnisse hinsichtlich des spanischen Krieges gingen vollkommen in Erfüllung. Auch 1823 war er derselben Meinung wie 1808. Diese Opposition gegen die Regierung war aber nicht geeignet seine Gunst bei Hofe zu vermehren, und man sprach von nichts Anderm als seiner vollständigen Verungnadung, ja selbst von einem Exil. Dieser Gerüchte ungeachtet ermangelte Talleyrand nie, den Pflichten seines Amtes, als Großkammerherr, zu Folge, an den Empfangstagen bei Hofe zu erscheinen, und dem König seine Aufwartung zu machen. Das erstemal empfieng ihn dieser mit so vieler Zuvorkommenheit und Güte, daß Talleyrand, als gewandter Staatsmann, das drohende Gewitter ahnen konnte. Bald nachher sagte Ludwig der XVIII. zu ihm: „A propos, ich mache Ihnen mein Compliment; Sie gehen aufs Land." — Nein, Sire, ausgenommen wenn Eure Maj. sich nach Fontaineblau begibt, in welchen Fall ich mich um die Gunst bewerben würde, Sie dahin begleiten zu dürfen. — „„Nein, nein, rief der König, das meinte ich nicht. Im Uebrigen — genug davon." — Talleyrand zog sich zurück, und schätzte sich glücklich, den Streich abgewendet zu haben. Am nächsten Sonntag richtete Ludwig der XVIII. dieselbe Frage an ihn, und erhielt dieselbe Antwort. Endlich beim drittenmale fragte

er, wie weit von Paris bis Valencay (dem Landgute Talleyrands) sey. — „Meiner Treu, Sire, entgegnete dieser ungeduldig, ich weiß es nicht genau, aber ich glaube doppelt so viel, als von Paris bis Gent. Nach dieser heftigen Apostrophe dachte Ludwig der XVIII. nicht mehr daran, seinen Großkammerherrn zu plagen, und ließ ihn von nun an ruhig. — Die Bourbonen haben mich verungnadet, sagte er kurze Zeit vor dem Sturze Karl X. Das Beispiel des Directoriums und Napoleons hat Ihnen nicht als Fingerzeig gedient. Sie werden fallen wie die Andern; denn es ist in mir etwas, das Allen denen Unglück bringt, die mich vernachläßigen.

Unter dem Ministerium Villèlle sah er den Grafen Ferrand auf zwei Bedienten gestützt in die Pairskammer treten. Er wendete sich zu seinem Nachbar: „Sehen Sie Ferrand, er ist ein lebhaftes Bild der Regierung. Er glaubt zu gehen, während man ihn trägt.

Man weiß, daß der Graf Girardin sehr stark schielt. Dieser Umstand gab Talleyrand Veranlassung zu folgendem Bon mot. — Der Großkammerherr befand sich in einer Fenstertiefung im Schlosse der Tuilerien, als der General sich ihm mit den Worten näherte: „Nun, lieber Fürst, wie gehen die Angelegenheiten? Er erhielt die Antwort: Wie Sie sehen, Herr General.

Ein Nachkomme der alten Helden der Ligue tadelte in Gegenwart Talleyrands sehr bitter Maubreuils Verfahren, indem derselbe nicht den Auftrag vollstreckte,

Napoleon zu ermorden. Was wollen Sie, entgegnete der Andere, es giebt heut zu Tag keine Religion mehr.

Die neue Londonbrücke.

Dieß Meisterstück der Baukunst ist am 1. Aug. d. J. feyerlich eröffnet worden. Es ist bestimmt, die alte Londonbrücke zu ersetzen, welche von der Themse untergraben ist und abgetragen werden muß. Die neue Brücke hat nur vier Pfeiler. Der geschickte Ingenier John Rennie hat die Arbeiten geleitet, und den Plan des Ganzen entworfen. Die Länge der Brücke mißt 928 engl. Fuß. Dieser herrlichen Brücke Bau von Quadern ist von einer Gesellschaft unternommen worden, und hat 6,072,000 rhein. Gulden gekostet. Man kann sich einen Begriff machen von der Wichtigkeit dieses Verbindungspunktes, wenn man erfährt, daß an einem Sommertage über die alte Londonbrücke nicht weniger als 22560 Fußgänger, 760 Reiter, 3250 Fuhrmannskarren, 1300 Lohnkutschen, und 360 andere Kutschen passirt sind.— Bis 1750 hatte die Hauptstadt des brittischen Reichs, obgleich sie auf beiden Seiten der Themse liegt, dennoch nur eine Brücke über diesen Fluß, und selbst jetzt hat sie, ihrer ungeheuern Ausdehnung und ihrer Bevölkerung von anderthalb Millionen Seelen ungeachtet, deren nur sechs, während Paris mit ungefähr 900,000 Einwohner deren neunzehn über die Seine hat.— Die erste steinerne Brücke über die Themse, war die London Bridge, welche 1209 vom Franzosen Isembert de Xaintes vollendet wurde. —

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 15tes Stück.

Das Haus der Frommen.

(Schluß.)

Gegenüber dem Hause wohnte der Stadtarzt, der mir etliche Male mit Salbenrecepten ausgeholfen, und nach dem ich mich nicht mehr umsah, seitdem meine Blessur zu heilen angefangen, und ich den ganzen Schmierplunder von Salben und Pflastern zum Fenster hinausgeworfen. Aber des Physikus Tochter, ein rothhaariges starkes Weibsbild mit einigen Bataillonen Sommersprossen auf dem Gesichte und den Händen, kümmerte sich um mich und kam immer an's Fenster, wenn ich an dem meinen eine Pfeife rauchte, oder in den Abendstunden auf dem Jagdhorn dudelte. Wenn man an den Nachwehen einer Kugel leidet, ist man nicht sehr zur Liebschaft aufgelegt, und wäre ich's gewesen, hätte ich mich nicht an die Doctorsmamsell addressirt. Ich konnte ihr aber nicht verwehren, an ihrem Fenster zu liegen, und höchstens meine Vorhänge zuziehen, wenn sie mir allzulang mit ihren scharfen Falkenaugen in mein Zimmer herüber scharmützelte. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber Frau Christiane hatte dieses observiret, und sagte mir eines

Tages, da wir uns wieder trafen, und Niemand um die Wege war: „Weiß der Herr wohl, daß er recht unartig gegen das Weibsvolk ist? Des Doctors Apollonia guckt sich fast die Augen heraus nach Ihm, und Er zieht ihr immer die Vorhänge vor der Nase zu. Der Herr ist gewiß ein Weiberfeind.“ Darauf versetzte ich: „Das bin ich nicht, Parole d'honneur, und kein Soldat ist das. Aber ich habe zum Beispiel lieber mit ehrlichen Weibern zu thun, als mit frechen; und dann: wer wird sich in einen halben Krüppel, wie ich bin, verlieben?“ Da drohte mir die Wittfrau schalkhaft mit dem Finger und wollte etwas erwiedern, aber der fuchsaugige Schwager und die steife Frau Schwester kamen just aus dem Andachtsstündlein nach Hause, und der Discours war aus. Gleich am nächsten Morgen klopfte es an meiner Thüre, und ich meine der Tod in höchsteigner Person trete herein. Es war aber nur der lange Diaconus im schwarzen Talar gravitätisch auftretend wie ein Storch. Holla! dachte ich mir, was will der bei mir? und er fing an vom Wetter und von der Traubenblüthe, und kam dann auf die vielen Gewitter, und den Segen des Himmels, und wie der Himmel namentlich die Frommen im Lande beschütze. Damit meinte er die Pietisten, denn der Kerl war auch ein solcher, und hatte viele Leute verrückt gemacht, wie einst der Schuster Jakob Böhme, und war so zu sagen der Pabst dieser Sekte zu Neustadt geworden. Ich ärgerte mich über sein Augenverdrehen, und fragte ihn kurz und barsch, was er von mir wolle. Da verneigte er sich und schaute, wie in Distraction zur Stubendecke, und sprach von Aergernißgeben, so daß ich bald merkte, wie er meine, daß meine Gegenwart ein Scandal für die andächtigen Bewohner des Hauses abgebe. Ich ließ aber den Leisetreter nicht zu Worte zu kommen, und verpappte ihm das Maul mit dergestaltigen Imper=

tinenzen, daß er noch heute an mich denken muß, wenn er nicht bereits an der Gelbsucht verschieden. Was? sagte ich ihm: Er katzenfalscher Fuchs im Chorrock will einem ehrlichen Soldaten bedeuten, daß er nicht in ein frommes Haus passe? Was kümmert mich Euer Gebet und Orgelspiel? ich mache mir nichts daraus, aber ich turbire es auch nicht. Ich bin so gut lutherisch, als Ihr, wenn ich gleich ein kaiserlicher Offizier bin, und den lieben Herrgott nicht so oft mit zudringlichen Demarchen überlaufe, wie Ihr. Ein gerader Fluch ist mir lieber, als Eure krumme Rede, und wenn die Hausfrau etwas gegen mich hat, so soll sie es in's Kukuks Namen hervorbringen, und ich will ihr dann Satisfaktion geben, oder mit Trommel und Bagage abziehen. Aber, wenn mir noch einmal ein hinterlistiger Spion, ein verdrießlicher Hinhorcher auf die Stube kömmt, so lasse ich den Kerl standrechtlich hinauswerfen, wie man einen Passe-Volanten aus dem Register streicht! —

Da der Schwarzrock dieses Kartätschenfeuer gewahr wurde, nahm er stille und confus seinen Abtritt, und ich wollte schon den Philipp als einen Parlamentär an die Hausfrau schicken, als Frau Christiane selbst in meine Stube trat. Sie war sehr verwundert, da sie mich in solcher Hitze antraf; da ich jedoch gleich errieth, daß sie von der Visite des Diaconus nichts wisse, so wollte ich ihr das Desagrement ersparen, schob vorläufig meinem Zorn eine andere Ursache unter, und fragte nach ihrem Wunsch und Begehr. Sie bat mich, nicht ohne einigen Embarras, den Fourierschützen zu dimittiren, und ich schickte den Philipp hinaus, weil ich nichts anders erwartete, als daß sie mir aufkündigen, und somit eine General-Explication herbeiführen würde. Nun setzte sie sich in einen Lehnstuhl mir gegenüber, und begann, wie immer, mit an den Boden gehefteten Augen und zaudern-

der Manier: „Zuvörderst muß ich den Herrn bitten, daß Er nicht schlecht von mir denken möge, und Ihm bemerken, daß wir alle mit unsern Herzen und Sinnen in Gottes Hand stehen, weß Alters wir auch seyen. Der Herr Lieutenant wohnt nun schon seit einiger Zeit in meinem geringen Hause, und hat sich die Estime von vllen Leuten, die da aus- und eingehen, erworben.“ Prosit die Mahlzeit, dachte ich bey mir selbst, indem ich mich an die Flegel von Schwager und Prediger erinerte. Die Wittib fuhr aber fort: „Ich namentlich habe in des Herrn Lieutenants Ankunft mehr zu sehen geglaubt, als nur einen Zufall und die Fügung des Ungefährs. Wie ich Ihn so vor der Uhr sitzen sah, die mein Seliger gefert:gt, dachte ich in meinem Sinn, wie es vielleicht möglich werden dürfte, einen so rechtschaffenen Mann, der mit vieler Tugend auch viele Geschicklichkeit verbindet, in meinem Hause festzuhalten. Kurz gesprochen: nach langer Ueberlegung und Berathung mit meinem Gott und Schöpfer komme ich, den Herrn zu fragen, ob es Ihm so gar unpassend scheinen möge, einer Frau, die freilich um dreißig Jahre älter ist als Er, vor dem Altare als Ehegemahl die Hand zu geben? Der Herr ist stark blessirt, und wird vielleicht nur mit großer Mühe die Strapazen des Kriegslebens ferner aushalten; der Herr ist aber auch ohne Vermögen, und es wäre mir schmerzlich, wenn der Herr, den ich so hoch estimire, einstens von einer schmalen Pension leben müßte, die kaum zu den nothwendigsten hinreicht. Gott hat die Arbeit meines Mannes gesegnet, und mein Fleiß diesen Segen erhalten. Wenn ich sterbe, bleibt den Herrn all mein Gut, und ich will für diesen irdischen Mammon nichts, als ein wenig Freundschaft und Pflege in meiner letzten Krankheit, weil ich leider von meinen Verwandten nichts erwarten darf, als eine kalte Bedauerniß, und ein gleichgültiges Gebeth an meinem Sterbebette, vielleicht sogar

ihr Fluch, da ich mich entschlossen fühle, die Gemeinde der Auserwählten nach manchen traurigen Erfahrungen zu verlassen.“ Die gute alte Frau schwieg jetzt stille, und drehte sich, weil ihr die Schamröthe bis in die grauen Haare emporstieg, schier gänzlich von mir ab, mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte. Ich war sehr bestürzt, denn ich war auf ein solches Denoument nicht präparirt. Nun wurde mir freilich klar, warum die werthe Familie mir so zugesetzt, denn unstreitig hatte Frau Christiana ihre Absichten den Blutsfreunden vorgetragen, und sich trotz ihrer Einreden nicht irre machen lassen. Doch war mir eben so klar, daß ich die gute, alte Wittib nicht heirathen konnte, sintemalen ich lieber als Hagestolz bey einem Stücke Schwarzbrod gesessen, als verheirathet mit einem alten Weibe, das ich nur um's Geld genommen, bey einer Feldmarschallstafel. — Aber es wurde mir difficil, die redliche und wohlwollende Frau alsobald durch einen Refus zu afficiren, daher war ich froh, als sie mir selbst eine Bedenkzeit von einigen Tagen offerirte, und ich acceptirte diese also, worauf sich die Wittib mit einer züchtigen Verneigung empfahl.

Meine Meditationes waren nicht lang, ich resolvirte mich, noch ehe der Tag verlaufen, zu thun, was ich nie vor dem Feinde gethan habe, wenn nicht der Comandeur selbst Fersengeld zu geben bedacht wor: nämlich zu retiriren, und zwar aufs schleunigste. Mein Philipp war ganz consternirt, wie ich ihm befahl, das Lager abzubrechen. und mit der Bagage nach dem ersten besten Quartier auszuziehen, was wir auch bei eintretender Nacht effectuirten. Ich vermochte es nicht, der braven Freiwerberin dürr und trocken zu declariren, daß ich sie nicht möchte, und dersertirte ihr lieber, nachdem ich noch dem Kaufmann einen sackgroben Brief geschrieben, weil der Bengel mir nun unverholen den Antrag machen ließ, daß er mir tausend Gulden schenken wolle, so ich von

der projectirten Heirath mit seiner Frau Schwägerin abstünde. Ich hieß ihn einen schmutzigen Grobian hin und her, der selber auf den Tod seiner Schägerin lauere, um sie zu beerben, sagte ihm auf robuste Manier, daß weder seine Insinuation noch sein Geld mich bewegen würden, das Feld zu räumen, daß aber wohl die Ehre solches geböte. Dictum factum siegelte ich den Wisch zu und paschte ab. — Da ich im neuen Quartier saß, in einer dunklen Kammer eines unbequemen Wirthshauses, da fiel mir wieder lebhaft ein, daß ich es viel commoder hätte haben können, wenn ich mich in Christianens Willen gegeben, und daß ich vielleicht in kurzer Zeit der alleinige Besitzer eines considerablen Vermögens geworden wäre, aber ich hätte mir auch im Augenblick wieder Ohrfeigen geben mögen, weil ich so habsüchtig an den Tod des guten alten Weibes gedacht hatte. So setzte ich mich hin, und wickelte den Wermuth in Honig ein, und sagte ihr, daß sie an ihres Bruders Kinder denken möchte, zugleich aber die übrige Verwandtenrotte zum Haus hinaus werfen solle. Darauf war zwei Tage lang Ruhe, indem ich nichts von Frau Christiana hörte. Am dritten jedoch kamen plötzlich Konrad und Salome zu mir in Visite, und brachten tausend Grüße von der Tante Christiane, und einen schönen Latwergenkopf voll Schleckereien, und einige Flaschen voll des besten Rheinweins. Die Tante ließe bedauern, sagten die Kinder, daß es mir nicht mehr im Hause gefallen hätte, und schickte ihres Bruders Kinder, sich bey mir zu bedanken, ich wüßte schon wofür. Sie wolle thun, wie ich gerathen. Da erkannte ich, wie doch die Tugend schnell in dem Herzen der wackern Frau die Victoire davon getragen, und gratulirte den Kindern, ohne daß sie wußten warum, und herzte sie, und observirte hiebey ganz im Stillen, daß Salome eine gar hübsche

Person würde, die ich wohl lieber geheirathet hätte, als ihre Tante, wenn sie nur schon tausend Wochen alt gewesen wäre.

So blieb ich noch drei Wochen zu Neustadt, und wollte da ich plötzlich wieder zum Regiment berufen wurde, und mein Fuß wieder heil war, ganz stille abziehen, aber mein Philipp mußte seine Zunge spazieren geschickt haben, denn am Morgen der Abreise, da schon die Pferde gesattelt standen, kam mit einem Male die Magd der Frau Christiane, und bat mich, meine Route nicht eher anzutreten, als bis ich ihre Frau noch ein Mal besucht. Obschon es ungalant gewesen wäre, dieses zu refusiren, so ging ich doch mit schwerem Herzen hin, nnd fand die Frau im Garten, mit den Kindern, aber ruhig und gefaßt und sanft, wie das erste Mal, so ich sie gesehen. Die Conversation war steif und reservirt bis zum Augenblick, da ich mich beurlaubte. Als ich ihr die Hand bot und sagte: „Gott erhalte Sie, Madame, recht gesund und in Floribus," antwortete sie, mit Thränen in den Augen, und verschämt, wie eine Jungfrau: „Es hat nicht seyn sollen, daß ich den Herrn hier behielt, und so ziehe Er denn hin in Frieden. Ich will für Ihn beten, daß Er nicht zu frühzeitig heimgehe. Wenn Er aber einmal wieder hierher kommt, und mein Grab findet, so sey Er diesen Kindern, meinen Erben, ein treuer Rathgeber, und denke Er an mich, als an eine Person, die es mit Ihm wohlgemeint hat. Nehme der Herr auch noch dieses kleine Geschenk;" — sie drückte mir einen schweren Beutel in die Hand. — „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß mein listiger Schwager Ihm tausend Gulden geboten damit Er nur aus meinem Hause ziehe, und daß Er dieselben wie ein Galanthomme ausgeschlagen; nehme Er die gleiche Summe jetzt von mir an. Sie ist redlich von mir erworben, und wird Ihm Segen bringen." — Ich

defentirte mich so gut ich konnte, aber sie ließ nicht ab, und meine Casse war so ziemlich leer. Daher schob ich endlich das Geld ein, nnd ging weinend von dannen, wie von einer Mutter, so daß mir die Zähren im Schnurrbart hingen, und ich mich vor den Gassenbuben schämte. Das Gold der Wittib habe ich jedoch gut verwendet' und nicht damit gespielt, noch geschlemmt. Auch ist mir keine Dublone davon entwendet worden.

Nun ging es wieder in den Krieg. Bei Malplaquet avancirte ich zum Hauptmann, und nach der Defaite von Albemarle, wo uns Villars tüchtig geklopft, wurde ich Major. Meine erste Function als solcher war, eine Spießruthen-Execution zu kommandiren. Das Regiment lag in einigen brabantischen oder flanderschen Dörfern und wurde zu der Execution concentrirt. Ein Deserteur, der mit Sack und Pack hatte hinüber wollen, sollte abgestraft werden. Nun supplicirten mich Einige, dem Kerl die Spießruthen zu schenken, weil solche Begnadigung ein Recht des neu installirten Oberstwachtmeisters ist, und wieder Andere drangen in mich, um des Beispiels willen ja nicht Gnade für Recht ergehen zu lassen. Nun aber war der Friede schon vor der Thüre, und ich habe nie solche Executionen leiden können; dennoch wollte ich den Delinquenten vorerst sehen, und ließ ihn vor mich bringen, da schon die Reihen gestellt waren, und die Ruthen ausgetheilt. Ein blutjunger todtblasser Kerl war's, der mir zu Füßen fiel, und wimmerte, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen, wobei er meinen Namen nannte, und declarirte, daß er derjenige Konrad sey, bei dessen Tante ich in Neustadt einquartirt gewesen. Mir gingen die Augen über, da ich mich von der Insteße seines Vorgebens überzeugt hatte, und ich fragte ihn, wie er es von dem frommen Hause bis zum armen Sünder gebracht.

Nun erzählte er mir, daß ihn der Teufel geblendet, wie so viele schon; daß sein Onkel ihn und die Schwester wegen Zwistigkeit der Familie mit der Frau Christiane, aus dem Testamente gestrichen, daß die Letztere jedoch ihnen all ihr Erbe versprochen und sie im Hause behalten, aber ihm, dem Konrad, allzuspärliches Taschengeld prästiret, ob er schon bereits in einer Tuchhandlung als Lehrling gestanden. Da sey er von einem Diener der Handlung verführt worden, habe den Principal etwas Geld detourniret, und daher aus Furcht und Angst flüchtig gehen müßen. Nun sey ihm indessen jenes gespenstige Evenement auf dem ruinirten Schlosse wieder in den Sinn gekommen, und er habe mit besagtem Diener zur Nachtzeit in dem Kellerloche nachgespürt, wohin dazumal das teuflische Schemen gewesen. Sie hätten richtig daselbst unter Schutt und Plunder einen ledernen Sack mit einem kleinen Tresor von alten Rosenobles gefunden, und es sey dießmal kein Engel vorhanden gewesen, der sie abgehalten, das Sünden- und Raubgeld zu theilen. Sie seyen damit auf und davon gegangen, aber schon einige Tagreisen weit von Neustadt habe der schurkische Diener seinen unerfahrnen Compagnon um alles bestohlen, und denselben gezwungen, unter den Reichstruppen als gemeiner Soldat sich zu enrolliren. Hier sey es ihm lange übel und schlecht gegangen, bis er Gelegenheit gefunden, zu einem kaiserlichen Regiment zu entwischen. Erst seit Kurzem habe er dabei gestanden, als er schon wegen eines Dienstfehlers von seinem Unterofficier geprügelt worden, und er sich dann resolviret, zu den Franzosen überzulaufen. Um seiner Jugend willen hätte das Kriegsgericht ihn mit der Todesstrafe verschont, aber statt dessen die schärfsten Spießruthen angeordnet. Würde ich ihn jedoch davon begnadigen, so wolle er stracks ein ordentlicher Kerl werden, und sich nicht mehr vom Teufel ver-

blenden lassen. Nun konnte ich den Neffen der guten Frau Christiane unmöglich strafen lassen, wie er es verdient hätte; ich schenkte ihm die Spießruthen, und ließ ihn dafür eine Weile in Prison stecken. Während dessen war in Rastadt Friede gemacht worden, und die Kriegsfurie begab sich zur Ruhe. Mein Regiment marschirte dem Süden zu, und ich liberirte auf dem Marsch mit den armen Konrad, und nahm ihn an die Stelle meines wackern Philipp, der bei Oudenarde das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht hatte, zu meinem Fourierschützen auf, um ihn auf diese Weise nach der Heimath zu bringen, weil ich ihm zum Abschied zu verhelfen gedachte. Der arme Schelm wußte nicht das Mindeste, was zu Hause passiret, und ich ignorirte es natürlich nicht weniger. So kamen wir in Neustadt an, an einem Sonntag, beim Untergang der Sonne, und begaben uns spornreichs nach dem Hause der Tante. Ach! was mußten wir da sehen! Die Magd, die uns aufmachte, war in Trauer, und die schöne Demoiselle, in der ich die kleine Salome kaum wieder erkannte, befand sich auch im grau und schwarzen Putz. Die gute Tante war vor einem halben Jahre heimgegangen, wie die Frommen das Sterben nennen, und hatte noch auf ihrem Todbette für den entlaufenen Konrad gebetet, und ihn der Schwester zur christlichen Liebe recommandirt, wenn er wiederkehren sollte. Da war es freilich ganz natürlich, daß der verlorne Sohn von der Schwester mit vieler Tendresse empfangen wurde, und daß dankbar weinende Erben auf dem Leichenstein der gottseligen Christiane saßen, während das Grab des auch bereits verstorbenen Onkels und seiner Frau von deren lachenden Erben gemieden und vergessen wurde. Dem Konrad wurde ein hübsches Etablissement ausgemacht, und weil ich selbst zu spät gekommen war, um die scharmante Salome zu freien, so tanzte ich doch in Kurzem bei ihrer Hochzeit

mit einem reichen Gerbersohne die Polonaise. Ein fröhlich aussehender Prediger traute das Paar, und der gelbe Diaconus mit der ganzen Pietisten-Gemeinde sah mit ohnmächtigem Neide, wie in das Haus der Duckmäuserei ein actives kräftiges Leben eintrat, und ein Friede, der länger dauert, als der von Rastadt.

Der Tod des Matrosen am Bord eines englischen Schiffes.

Wird ein Matrose gefährlich krank, so verdoppelt der Schiffsarzt seine Sorgfalt. Der Sterbende wird zuvörderst nach Sickbay, wie man das Schiffskrankenhaus nennt, gebracht; hier vertauscht er seine gewöhnliche Hängematte mit den Cotts, einer Art bequemerer Hängematte, welche sich hinter einem Vorhange oder einer spanischen Wand befindet. Die Kranken werden hier jeden Morgen von dem Capitain besucht, und diejenigen, deren Zustand eine kräftigere, als die gewöhnliche Krankenkost erheischt, erhalten Wein, Fleisch und alle von dem Arzte verordneten Gerichte von der Offizierstafel. Es ist Sitte, daß derjenige, welcher vorschneidet, sich, nachdem die Tischgenossen bedient sind, zum Arzte wendet, mit der Frage: „Doctor, was soll ich Euern Kranken senden?" Wird diese Frag vergessen, so würde der Proviantmeister (steward), wenn er gleichfalls darauf vergäß, einen Verweis erhalten. Eine solche Theilnahme kann nicht anders als wohlthätig auf das Gemüth der Kranken wirken; und Schiffs-Capitäne werden sehr wohl daran thun, diese wenigstens ein Mal des Tages zu besuchen, und ihnen die Theilnahme zu beweisen, welche der, der sein Leben dem Vaterlande weiht, so sehr verdient; ein tröstendes

Wort, im ernsten Augenblicke des Todes gesprochen, überzeugt nicht nur den Sterbenden, sondern auch die ganze Mannschaft an Bord, daß man ihre Dienste zu würdigen weiß. Ich hörte einst den Capitän eines Kriegsschiffes einen armen Trufel, der am Verscheiden war, fragen, ob er keinen Wunsch mehr habe. „Ich hoffe," sagte der Sterbende, „Ihr ward zufrieden mit mir." — „Gewiß, mein Junge," erwiederte der Capitän, „ich bin es, und auch England ist es." — „Das war es nur, was ich hören wollte," sagte der sterbende Mann. Diese wenigen Worte gingen von Mund zu Mund, und machten den lebhaftesten Eindruck auf seine Untergebenen.

Wenn ein Matrose sich sterbend fühlt, so läßt er gewöhnlich den Capitän, wenn dieser bei seinen Leuten beliebt ist, durch den Arzt zu sich bitten; selten geschieht dies, um ihn mit einem Auftrage zu belästigen, sondern meist nur, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Kein Offizier würde diese Bitte abschlagen; doch gibt es viele Matrosen, die selbst in dem ernsten Augenblicke, wo alle Scheidewände des Lebens fallen, aus gewohnter Ehrfurcht ein solches Verlangen nicht blicken zu lassen wagen.

Gleich nach dem Tode des Kranken begibt sich der Arzt nach dem Oberlof auf die Hinterschanze, um dem wachthabenden Offizier zu melden, daß ein Mann der Equipage verschieden ist, wovon der Capitän, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es auch sey, sogleich benachrichtigt werden muß. Nach einigen Stunden wird der Verstorbene, in Gegenwart des Segelmeisters und des Constabels, von seinen Kameraden in seine Hängematte eingenäht, und dann der Körper, an dessen Füßen zwei Kanonenkugeln befestigt werden, in einen durchbrochen geflochtenen, an frisch getheerten Seilen hängenden Korb gelegt. Der Leichnam, dem man einen Theil seiner Wäsche und Kleider läßt, gleicht so hergerichtet ziem-

lich einer egyptischen Mumie. Oft wird nun der Todte auf dem zweiten Verdecke, zwischen dem Haupt- und Besammast, ausgesetzt; gewöhnlicher aber bringt man ihn nach dem Hintertheile in die Lucke, und breitet die Admirals-Flagge mit den Georgen- und Andreaskreuzen darüber.

Den folgenden Morgen, gewöhnlich um eilf Uhr, läutet die Halbenstundenglocke zum Begräbniß; Alle, die der Feierlichkeit beiwohnen wollen, versammeln sich auf der Gallerie des falschen Verdeckes um den Hauptmast, während die Offiziere das Vordertheil der Hinterschanze einnehmen. Auf einigen Schiffen sind die Offiziere sowohl als die sämmtliche Mannschaft verbunden, der Feierlichkeit beizuwohnen. Nur außerordentliche Fälle, ansteckende Krankheiten z. B., wo die Bestattung ohnehin unmittelbar nach dem Tode blos von einigen Männern vollzogen wird, entbinden von diesem Beweise der Achtung gegen einen verstorbenenen Kameraden.

Während auf den Ruf der Todtenglocke die Mannschaft sich versammelt, wird der Korb mit der Leiche von Matrosen aufgehoben und in die Mitte der Gallerie des Schiffsraums gestellt; die gewöhnlichen Stützen der Sorgleinen des Bogspriets werden weggenommen, und in die Schanzverkleidung eine Oeffnung gemacht, groß genug, um den Korb durchzulassen. Der Körper bleibt mit der Flagge bedeckt, und die Füße ragen über den Plattbord hinaus; ein Kabeltau wird noch an den Korb befestigt, worauf die Träger sich zu beiden Seiten aufstellen. Wenn Alles bereitet ist, tritt der Schiffsprediger oder in in Ermanglung desselben der Capitän, oder ein von diesem hiezu bestimmter Offizier, auf die Gallerie der Hinterschanze, um die schönen Gebräuche der anglikanischen Kirche zu verrichten, die auch auf den rohesten Seemann Eindruck mschen. Jetzt schweigt die Todtenglocke, und

Alle hören in feierlicher Stille mit entblöstem Haupte das Gebet verlesen, welches so anfängt:

„Da es Gott dem Allmächtigen in seiner unendlichen Barmherzigkeit gefallen hat, unsern hingeschiedenen, vielgeliebten Bruder zu sich zu rufen, so übergeben wir seine Hülle dem Meere, auf daß sie dort verwese, wie es das Schicksal des Sterbenden ist, mit der Hoffnung seines Wiedererwachens zum ewigen Leben, wenn einst das Meer seine Todten zurückgibt.“ Bei'm Anfange dieses Gebetes hebt einer der Träger die Flagge von dem Leichnam, während die Andern bei den Worten: „wir übergeben seine Hülle dem Meere,“ den Korb aus der Lukke in die Fluthen hinabstürzen. Der Körper, dessen untere Theil mit Kanonenkugeln beschwert ist, trennt sich jetzt schnell von dem Korbe, und — „in einem Augenblicke sinkt er, dem Regentropfen gleich, vom dumpfen Wogenklange überrauscht, in die Tiefe hinab, ohne Grab, Grabgeläute, uneingesargt, spurlos.

Unter allen Leichenbegängnissen, die ich zur See erlebte, macht keines einen schmerzlichern Eindruck auf mich als jenes, dem ich am Bord des Leander an den Küsten von Nordamerika beiwohnte. Wir hatten auf diesem Schiffe einen jungen Seekadeten von so zarter schwächlicher Leibesbeschaffenheit, daß man ihm auf den ersten Blick ansah, das Seeleben sey nicht sein Beruf. Seine Eltern jedoch, oder auch er selbst, waren anderer Meinung, und da er seinen Dienst mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit versah, die über seine Kräfte gingen, so fing er bald an zu kränkeln. Dieser junge Mensch war der Liebling der ganzen Schiffsmannschaft, und die Matrosen sahen ihm nur lächelnd zu wie einem Kinde. Die Offiziere begünstigten ihn auf jede Weise, steckten ihm manchen leckern Bissen zu, und seine Kameraden hatten ihm aus lauter Freundschaft den Zunamen Dolly

(Püppchen) gegeben. Ich weiß nicht mehr, von welcher Krankheit er befallen wurde, aber er nahm zusehends ab, und erlosch endlich wie ein Licht, dem Sturmwinde ausgesetzt. Er starb am Morgen, und des Abends schon wurde sein Seesarg zubereitet. Ich erinnere mich noch, daß ich während des Tages zu Dolly trat, und ihm die Hand auf das Herz legte; ich war erstaunt, ihn noch ganz warm zu finden, so daß ich fest glaubte, den Schlag seines Herzens zu fühlen. Dies war, wie man leicht denken kann, nur Täuschung; aber ich hatte meinen kleinen Kameraden, der mit mir fast von gleichem Alter war, so lieb, daß es mir eine kindische Freude machte, zu sehen, daß mein Freund, obgleich schon seit mehreren Stunden todt, doch nicht die eisige Kälte und das Zurückschreckende einer Leiche hatte. Die Erinnerung an diesen Vorfall hat mich lange begleitet, und wurde lebhaft erneuert, als ich einst hörte, wie die Spanier den Glauben hegen, daß die Kinder nach ihrem Tode als Engel geradezu in den Himmel fahren, während andere Seelen noch im Fegfeuer schmachten müßen. Die besondern Umstände bei'm Leichenbegängnisse meines armen Dolly und der Aberglaube, den die Matrosen bei dieser Gelegenheit laut werden ließen, trugen viel dazu bei, mir jene Scene unvergeßlich zu machen. Irgend ein Vorfall verhinderte, daß die Bestattung noch vor Sonnuntergang vorgenommen werden konnte; der Abend war außerordentlich düster, und es erhob sich ein Wind, der es nöthig machte, die Raa- und Bramsegel einzuziehen. Wir sahen einer stürmischen Nacht entgegen.

Da Licht nöthig war, um bey der Feyerlichkeit zu sehen, so wurden mehrere Laternen und Signale auf der Hinterschanze und der Schiffsleiter befestigt. Offiziere und Mannschaft waren auf den beiden Schanzen und dem Decke versammelt; das große Segel bis zum Raa

hinauf beleuchtet, schwoll auf unter dem immer heftigern Winde, und ließ uns fürchten, daß wir genöthigt seyn würden, die Feyerlichkeit zu unterbrechen, um beizulegen. Die untere Batterie stand schon ganz im Wasser, so daß die Kanonen oft bis an die Halsbänder in's Meer getaucht wurden, so zwar, daß der Korb, in dem der Leichnam lag, schon einige Mal von den schäumenden Wogenspitzen berührt wurde, die vorüberzischten. Der Regen fiel auf die entblößten Häupter der Schiffsmannschaft und auf das Gebetbuch des Priesters, und der Wind heulte über uns in den nassen Tauwänden in Tönen, die zu unserm traurigen Geschäfte stimmten.

Das Schiff, heftig hin und her geworfen, krachte vom Schnabel bis zum Spiegel, und vor dem Getöse des Meeres, des Tauwerks und des Windes konnte man kein Wort von dem Gebete verstehen. Die Matrosen schlossen indeß aus einem Winke des Capitäns, daß der Augenblick da sey, den Körper über Bord zu werfen; allein kaum war dies geschehen, als ein so starker Windstoß daherfuhr, daß man den Fall der Leiche nicht hörte; was die Mannschaft zu der Aeßerung veranlaßte, unser junger Freund habe das Wasser nicht berührt, sondern sey auf den Flügeln des Sturmes gerade in das Paradies getragen worden.

Anekdote.

Der englische Arzt Dr. Abernethy erhielt von einer zungenfertigen Dame Besuch, die ihn um Rath fragte. Sie überflügelte den Doktor so mit einem Heuschreckenschwarme von Redensarten, daß er durchaus nicht zu Worte kommen konnte. Der bedrängte Doktor fand kein anderes Mittel, als ihr zu sagen: „Madam, zeigen Sie mir ihre Zunge.“ Die Dame gehorcht, und dann sagte er, ziehen Sie dieselbe nicht mehr zurück, bis ich gesprochen habe.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 16tes Stück.

Die Schleichhändler.

Wer da?
Bauern, arme Leute aus
Frankreich.

Shakspeare, Heinrich VIII.

Ein leiser Nordostwind säuselte durch die Tannen, die Brightons Höhen bekränzen. Im Innern beugten sich auf den ungeheuern Haidestrecken der Grafschaft Sussex in wellenförmiger Bewegung die blüthenreichen Halme, sie wogten wie die vergoldeten Fluthen des See's bey den ersten Strahlen der Sonne. Auf der Seite des Meers, am Fuße des von einzelnen Gebüschen beschatteten Kalkfelsens lag die herrliche Stadt Brighton, mit ihren abhängigen Straßen, auf die herab schöne Balcons schauen, so künstlich, daß man versucht wird, sie für maurische Kreuzgänge des Alhambra zu halten. Mitten auf einem Rasenplatze steht der gothische, pyramidenförmige Kirchthurm, der seine schönen Umrisse in den Azur des Oceans tauchte. Der eiserne, mitten in den Fluthen liegende Hafendamm, der von ungeheuern, in den Felsen eingemauerten Ketten gehalten wird, schien sich auf den durchsichtigen Gewässern des Kanals zu wiegen. Spa-

ziergänge dehnten sich an den Küsten hin aus; Tilbury's rollten im Galopp darauf hin; zwischen eleganten Herren und Damen in Amazonentracht hindurch stolzirten zu Pferde Offiziere in prächtigen Uniformen, während auf dem großen Platze die Militärmusik, umringt von einem Haufen Neugieriger, National=Lieder spielte, wie God save the king und Rule Britannia. Was aber in den feierlichen Anblick des gewaltigen Meeres, des einfarbigen Himmels, und der durch Balconreihen verschlungenen Häuser Abwechselung brachte, das waren die spitzigen Glockenthürme, die vergoldeten Thurmspitzen, und die chinesischen Pyramiden, die sich, mit den Dächern des prächtigen Palästes der Könige von England wetteifernd, in die Lüfte erheben. Am Ufer hin wogten eine Menge Kähne, eine kleine Flotte von Yachten mit ihren bizarren Segeln, Penischen, welche die Ruderschläge der Matrosen durch die Fluthen jagten, Yoles mit fliegenden Wimpeln und farbigen Flaggen. Das ferne Geräusch dieser muntern und belebten Stadt, vereint mit den regelmäßigen Brüllen der Wogen auf einer Sandbank, mischte sich auf dem Gipfel des Hügels mit dem Rauschen der Föhren, und das Getöse der beiden Elemente klang wie der Accord zweier gewaltiger Stimmen, der als Echo in einer melancholischen Seele wiederhallt.

Am Fuße der Tannen stand ein Mann, unbeweglich die Augen starr auf die hohe See gerichtet. Seine Stellung verrieth gespannte Aufmerksamkeit, die aber keineswegs durch das Schauspiel aufgeregt zu seyn schien, das wir so eben zu schildern versucht haben. Seine Jacke und sein gewichster Hut verriethen einen Seemann. Mit einem Fernglas, wie man sich deren gewöhnlich auf der See bedient, und die mit der Aufschrift night and dey versehen sind, betrachtete er den Horizont von einem Punkt bis zum andern. Sobald ein Schiff erschien, ver-

folgten seine durchbohrenden Blicke den Lauf und das Takelwerk desselben mehrere Minuten lang, dann murmelte er mit leiser Stimme: „Viereckige Segel und drei Maste; — nach seiner Kajüte zu schließen, ist es ein Schiff der ostindischen Kompagnie; — und das andere, das den Wind im Rücken hat, mit seinen untern Leesegeln, die das Wasser berühren, wie der Schwanz des Haifisches, das ist es auch nicht. — Heh! John!“ (und von der Tanne herab, unter deren Schatten er stand, antwortete die Stimme eines Kindes, daß auf dem höchsten Aste saß, diesem Ruf mit der Unterwürfigkeit, wie sie ein Schiffsjunge dem Rufe seines Capitäns schuldig ist;) „was siehst du in der Richtung der großen Pagode unter dem Gewölke im Südwest? Sind es die Flügel einer Möve, oder ist es die Flagge eines Kreuzers?“ — Und ohne die Antwort abzuwarten, betrachtete der Seemann mit immer steigender Aufmerksamkeit den weißen Punkt, den kein anderes menschliches Auge in solcher Ferne hätte entdecken können, als das eines Schleichhändlers oder eines Corsaren. — „Hem! das ist es, die Klüver so spitz, wie der Schnabel eines Wolkenvogels, und die Nase im Winde, wie ein Blasebalg während einer Windstille, das muß es seyn.“ — „Marsch John, vorwärts, wenn der Meerwolf von der Seite jagt, so kommt es von Hafen zu Hafen, und morgen schon ist die Schiffsladung unter den Felsen von Dieppe, trotz aller Kreuzer des Königs und der französischen Douanen, oder ein englischer Schleichhändler ist ein Stümper.“ Anstatt den Fußsteig zu verfolgen, der nach der Stadt hinführte, ließ ihn der Seemann rechts liegen, und ging an den letzten Häusern der Vorstadt vorüber, an der zerstörten Capelle und ihrem Kirchhof, der mit trockenen Gräsern bewachsen ist, und aus dessen Mitte sichhier und da graue Steine erheben, als Zeichen der Gräber, Marmorkreuze, Monumente mit

geflochtenen Kränzen. Nur mit Mühe konnte das Kind dem Gefährten durch das Haidekraut folgen; aber sey es, daß die unwillkührliche Furcht vor diesem einsamen Todesaufenthalte seine Schritte beflügelte, sey es irgend ein anderer Beweggrund, er hielt sich immer so nahe wie möglich an dem voranschreitenden Seemann. Nicht weit von der Küste, und ungefähr zwei Meilen von der Stadt in einer tiefen Bucht, wo sich die letzten Wogen des steigenden Meeres brachen, pfiff der Schleichhändler auf einem Pfeifchen, und in demselben Augenblick tauchten ein Dutzend Köpfe aus den Dünen, traten aber nur mit großer Vorsicht aus ihren Höhlen, wie, wenn in den Gefilden des Arkansas und des Missouri der Rehbock seine Schnauze über die Kräuter streckt, wenn der indische Jäger, zwischen den Fingern blasend, das Seufzen eines Rehkalbes nachahmt, das seine Mutter ruft.

Der Ort, den die Schleichhändler als Zuflucht gegen Verfolgungen gewählt hatten, war, wie wir schon erwähnt haben, eine Bucht, und zugleich so seicht, daß selbst die kleinsten Schaluppen nicht einlaufen konnten; während der Ebbe ließ das zurückfließende Wasser ein Bett voll feinen Sandes zurück, der die Küste bedeckt, von der Mündung des Adour an zu Shoneham bis in die Gegend von Douvres. Ihre Hütte bestand aus Spieren und Bootshacken, und aus mit betheerter Leinwand überdeckten Rudern, und die in den Sand eingescharrten Schleichhandelwaaren wurden nur herausgeholt, um eingeschifft zu werden. Anfangs hatte man beschlossen, die Nacht zu erwarten, um der Kriegs-Yacht besser zu entgehen, die zwischen Dieppe und Brighton kreuzte, aber den Beobachtungen des Capitäns zufolge hatte sie ihre Richtung nordwärts genommen, und mußte sich ganz außer dem Gesichtskreis befinden.

Die Fluth steigt in dem engen Kanal, der Frankreich von Großbritannien trennt, mit reißender Schnelle. Jede Woge, die am Strande zerfloß, näherte sich mehr und mehr der Schaluppe der Schleichhändler. Anfangs bespülten Schaumwellen, dann ganze Wogen den Kiel, nach und nach erhoben sie sich rings um die schmalen Flanken der Barke, und von ihrem Drängen zitterten die Maste. Als sie durch die Fluthen gehoben war, drehte sie sich wirbelnd um den Anker herum, der sie noch am Ufer festhielt. Alle stiegen an Bord, die Spieren und Bootshacken nahmen wieder ihren Platz auf dem Verdecke ein. Mehr und mehr beugte sich nun die Schaluppe auf dem Ocean, dann richtete sie die Spitze ihrer Maste mit Anmuth wieder empor, und endlich der vereinten Kraft zweier Segel gehorchend, zog sie ihre Furche in schwebender Bewegung mit einem Gemurmel, das im Ohr des Seemannes so lieblich wiederhallt, und welches das unaussprechliche Wohlbefinden erzeugt, die innere Freude, in der der Reiz des Seelebens besteht.

Die Neugierigen auf dem Hafendamm von Brighton hätten nur mit Mühe die durch die zwei ganz aufgeblähten Segel beschleunigte Fahrt bemerken können. Schnell verschwanden sie mit ihrer theerigten Farbe, wie ein schwim= Balken, als Trümmer eines Schiffbruchs. Im rechten Winkel segelte nordwärts, um den Schleichhändlern den Wind abzuschneiden, eine mit Kanonen versehene Yacht. Auch sie hatte den Wind im Rücken, und die beiden Klüvers waren durch ein Brensocksegel maskirt; das Briggsegel, das von der Seite gesehen wurde, schweifte in einem weiten Bogen, und das leichte Schiff schwebte majestätisch über die stürmischen Wellen des Kanals dahin, mit der Schnelle und Ungeduld eines Kreuzers, der seine Beute sucht. Schwer war es, genau den Punkt zu bestimmen, wo die beiden Fahrzeuge sich begegnen mußten,

denn das unruhige Manöver der Schaluppe, die immer mehr südwärts segelte, verrieth hinlänglich, daß die, welche sich auf derselben befanden, gern das Zusammentreffen zu vermeiden suchten. Aber wie ein Schatten folgte die Yacht ihrem Lauf, und jeder neue Druck am Steuerruder der Schaluppe ward nachgeahmt vom Piloten des Kreuzers. Es war dies der entscheidende Augenblick. Am Bord der Schleichhändler herrschte tiefe Stille, denn der Hauptmann hatte die unerwartete Gegenwart eines Feindes erkannt, den er noch so weit glaubte; aber fest gestützt auf sein Ruder, folgte er allen Manövers der Yacht, wie ein geschickter Reiter mit seinen Schenkeln die geringste Bewegung des Renners fühlt, den er bändigt. Plötzlich wandte sich der Kreuzer auf die Seite; die Focksegel, die dem Winde entgegen gerichtet waren, weheten hin und her, und schleuderten die Kolben in's Vordertheil des Schiffes; das viereckige Segel ward an den Mast herangezogen, und zur Hälfte aufgehißt, um das Manöver zu erleichtern; der Hauptmann sprang auf die Wandtaue, um das Innere der verdächtigen Ladung besser unterscheiden zu können, und nahm sein Sprachrohr. — „Heh da! auf der Barke, wer seyd ihr?“ — „Fischer von Dieppe,“ erwiederte der Steuermann, indem er den normannischen Accent nachahmte, „wir sind Fischer von Dieppe.“ — „Wie heißt die Barke?“ — „Eclipse,“ erwiederte die vorige Stimme. — „Feuer! schmettert die Schmuggler zusammen!“ schrie der Capitän der Yacht, auf's Verdeck springend, „es sind Betrüger, die Eclipse lief gestern in den Hafen von Calais ein; zielt nach den Segeln, schießt die Maste ab.“ Schnell wurde dem Befehl gehorcht, aber die unerschrockenen Matrosen der Schaluppe hatten ihr Schiff herumgedreht, und boten den Kanonen der Yacht nur ihren schmalen Theil. Eine Kugel riß das Ruder aus den Händen eines Matrosen, zer-

schnitt ein Wandtau des Hauptmastes, und über den Häuptern der Wogen hinwegsausend, wie ein fliegender Fisch, stürzte sie 100 Schritt vom Bogspriet in's Wasser. Nun begann eine wüthende Jagd. Der Schmuggler zog alle seine Segel auf, setzte seine sechs Ruder in Thätigkeit, und flog mit reißender Schnelle über den Ocean, wie eine Londner Yacht, die der Strom unter der City-Brücke dahinführt. Die Yacht ihrer Seits, von ihrem ungeheuern Briggsegel getrieben, und alle ihre leichten Segel um den Hauptmast vor den Wind gebracht, folgte ihrer Beute auf dem Fuße. Aber nach und nach erschlaffte der Wind, die Sonne verschwand hinter dem dicken Nebel der Insel Whigt, und färbte hier und da die hohen Spitzwellen des Kanals. Die schweren Ruder des Kreuzers fielen mit einem dumpfen Geräusch in die niedergeschlagenen Wellen, und die Fahrt des Schiffes ging langsam vorwärts, während die kühnen Schleichhändler immer lavirten, voll Eifer und ermuthigt durch die Stimme ihres Führers und den Anblick des Feindes, dessen Lauf allmählig langsamer zu werden begann. Schaum sprühte unter dem Kiel, wie die Funken unter dem Huf eines galoppirenden Rosses, und die kleinen Segel des bewaffneten Schiffes, die höher waren, als die der Schaluppe, spürten allein noch den erlöschenden Hauch des Abendwindes, der sie im Vorüberwehen aufschwellte; dann fielen sie schlaff und faltenreich auf die Taue herab.

Es war dieß die Stunde, wo sich der Kohlendampf über die englischen Städte erhebt, und da in schwebender Bewegung bleibt, bis das Morgenroth des neuen Tages, oder ein frischer Wind den Dampf nach Westen jagt, oder in der Luft zerstreuet. Es war die Ruhe des Abends, wo das Tackelwerk knarrt, und die Kanonen rollen auf dem Zwischenverdeck. Vom höchsten Knopf der Bramstange herab bis in den untersten Boden des Kiels schreit und

knarrt Alles am Bord der großen Schiffe. Doch die Schleichhändler verfolgten ihren Vortheil, und der unkluge Kreuzer jagte immer nach, wenn auch nur von Weitem, auf gut Glück, kaum geleitet durch das Feuer, das vom äußersten Ende des Pear von Brighton herglänzte. Ein leichter Wind runzelte die Oberfläche des Meeres, und schwellte die noch immer aufgehißten Segel der Yacht wieder an. Die Schaluppe begann nun, langsamer zu laufen; aber eine Kanonenkugel zerschmetterte dießmal den Hauptmast, und das zerfetzte Segel lag über dem Verdeck, wie ein Leichentuch.

„Jetzt bringt die Leithunde," schrie der Führer des Schmuggler-Schiffs, indem er vor seiner Barke her sondirte, „es ist Zeit; wie findet ihr den Grund der Bai?" — Da stieß die verfolgende Yacht mit einer solchen Gewalt auf einen Felsen, daß die Spitze des Mastes zitterte wie eine Ankerkette, die der Strom anspannt und erschüttert. Hierauf ertönte ein gewaltiges Geschrei von der Schaluppe der Schleichhändler, die siegreich aus dem Labyrinth der Klippen schlüpften, in das sie den Kreuzer verlockt hatten, um ihn zu vernichten, und sie verschwanden auf dem hohen Meer.

Bei Anbruch des Tages bot diese herrliche Yacht, mit ihren bronzenen Kanonen, ihren roth gemalten Stückpforten, ihrem wie ein mit Mosaik getäfelter Fußboden glänzenden Verdeck nichts dar, als den traurigen Anblick eines verunglückten Schiffes. Der Mast, den man hatte abhauen müssen, um das Fahrzeug wieder flott zu machen, lag umgestürzt da, die Segel und das Tauwerk lagen in blinder Unordnung auf dem Verdeck, die Schaluppen waren ausgesetzt, um das an die Küste zu bringen, was aus dieser schrecklichen Catastrophe gerettet war. Auch diese Trümmer drohten noch die wüthenden Fluthen in den Abgrund zu reißen, denn die Yacht war

an den spitzen Felsen gescheitert, um die die Gewässer des Adour sich bei seiner Mündung in wirbelnder Bewegung drehen. Der Capitän steckte eine Flagge auf, um den Fischern ein Zeichen zu geben, ihm zu Hülfe zu kommen, und in einer Ferne von 10 Milles konnte er noch die beiden schwarzen Segel der Schleichhändler erblicken, die an Frankreichs Küste landeten.

Aus dem Leben des Doktors Abernethy.

Genie und Talent sind wie Dampfwagen nur für ihre eigenen Bahnen gemacht. Wenn sie sich auf der breitgetretenen Heerstraße vor andern Menschen zeigen, werden sie nicht selten durch ihre wunderliche Bewegung und Unbehülflichkeit zu allgemeinem Gelächter? Oft geht es ihnen wie dem guten Thales, daß sie, den Blick nach den Sternen gerichtet, daher wandeln, und plötzlich aus dem heiligen Schauen in eine irdische Lache fallen; wo- denn eine ehrbare Bürgersmagd hinzutritt, die Arme in die Seiten stemmt, und sie tüchtig auslacht. Der Geist dieser sogenannten excentrischen Menschen spielt in einer so wunderlichen Harmonie, daß der Körper, der jeder Musik unwillkührlich folgt, gleichfalls in sonderbaren Sprüngen dazu den Takt schlägt. Es kann aber ein Mann, den Du mit dem Kopfe aus dem Fenster her- ausnicken und winken siehst, und für etwas übergeschnappt hältst, gerade recht im Takt seyn mit allen seinen Sin- nen von einer Musik, die hinter ihm aufgeführt wird, und von der Du nichts vernimmst.

Als einer dieser grillenhaften Sonderlinge war der jüngst verstorbene berühmte Arzt John Abernethy in ganz London bekannt. Seine unzugängliche und mürri-

sche Gemüthsart, die er mit vielen genialen Aerzten gemein hatte, gab oft zu den lächerlichsten Auftritten Anlaß, war aber mehr die Folge seines Widerwillens gegen weitläufiges Geschwätz und überflüssige Nebensachen, was wieder mehr aus seinem Scharfblicke, aus der Klarheit seines Urtheils und dem Gefühle der Unabhängigkeit hervorging, als eines unfreundlichen und gefühllosen Herzens. Er verschmähte es durchaus, Ruf und Zutrauen durch jene kleinen Kunstgriffe zu erwerben, zu denen bisweilen selbst geschickte Aerzte greifen. Man las bei dem Besuche seiner Patienten gleichsam auf seinem Gesichte: „Hier bin ich, und will Euch meinen Rath geben, wenn Ihr ihn bedürft, aber Ihr müßt ihn nehmen, wie Ihr ihn findet; ist er Euch nicht recht, auch gut; thut, was Ihr wollt; haltet Euer Maul, und laßt mich ungeschoren.“ In einer solchen Stimmung fand ihn eines Tags eine Lady, die wohl wußte, welches unüberwindliche Vorurtheil er gegen das Erbübel der Töchter Evens hatte, und sich daher in ihren Antworten auf seine lakonischen Fragen so kurz als möglich faßte. Die Besprechung zwischen Arzt und Patientin fand in drei Besuchen auf folgende Weise Statt. Erster Besuch: Die Dame tritt herein, und hält dem Doktor ihre Finger hin. — Abernethy: „Geschnitten?“ — Dame: „Gebissen.“ — A.: „Hund?“ — D.: „Papagey.“ — A.: „Geht nach Hause, und legt einen Umschlag darüber.“ — Zweiter Besuch: Der Finger wird wieder hingehalten. — A.: „Besser?“ — D.: „Schlechter.“ — A.: „Geht nach Hause, und fahrt mit den Umschlägen fort.“ — Dritter Besuch: Der Finger wird abermals hingehalten. A.: „Besser?“ — D.: „Gut.“ — A.: „Sie sind doch das empfindlichste Weib, das mir noch vorgekommen. Gott befohlen. Adieu.“

Ein andere Dame hatte sich den Arm verbrüht, und kam zur gewöhnlichen Stunde drei Tage hinter einander,

wobei dieselbe lakonische Unterredung Statt fand. Erster Tag: Die Patientin zeigt ihm ihren Arm, und sagt: „Verbrannt!“ — A.: „Ich sehe es.“ — Er verschreibt ihr hierauf Umschläge, und sie entfernt sich. — Zweiter Tag: Die Patientin kommt, und zeigt ihren Arm. „Besser.“ — A.: „Ich sehe es.“ — Dritter Tag: Der Arm wird abermals gezeigt. „Ganz gut.“ A.: „Das kann mir jeder Narr sagen. Was kommen Sie denn also noch einmal? Adieu.“ —

Der verlebte Herzog von York ließ eines Tages den gelehrten Murrkopf rufen, um ihn zu Rathe zu ziehen. Der Doktor stand vor dem Herzoge, indem er beide Hände in der Rocktasche hatte, und dazu leise vor sich hinpfiff. Der Herzog, darüber ärgerlich, sagte: „Ich glaube, Sie wissen, wer ich bin?“ — „Gut, glauben Sie, daß ich es weiß. Was dann?“ war die rauhe Antwort des widerhaarigen Doktors, der dann seinem kurzen Rath noch folgende Worte beifügte: „Machen Sie es wie der Herzog von Wellington in seinem Feldzuge; schneiden Sie der Citadelle die Zufuhr ab, und der Feind wird Sie verlassen.“

Am ungehaltensten brach der rauhe Doktor los, wenn er auf Krankheitsfälle stieß, die aus Ueberladung und Unmäßigkeit entsprungen waren. Ein Landedelmann kam eines Tags mit einem solchen Uebel behaftet zu ihm, und fragte ihn um Rath. „Ihr garstiges Thier,“ schrie der erboste Doktor statt aller Antwort; „erst stopft Ihr Euch den Wanst voll, und dann soll ich ihn ausleeren!“ Eine junge Lady wurde eines Morgens von ihrer Mama zu Abernethy gebracht; sie spüre so große Beschwerden im Athemholen nach jeder Arbeit, und vorzüglich nach dem Essen, sagte die besorgte Mutter. Da der Doktor merkte, daß sie sehr eng geschnürt war, so ergriff er, ohne ein Wort zu sagen, eine Scheere, und schnitt die

Schnürbrust von unten bis oben auf; dann hieß er sie zehn Minuten spazieren gehen. Nachdem dies geschehen war, fragte er sie, wie sie sich fühle? „Etwas besser," war die Antwort. Die obige Vorschrift wurde wiederholt. und da die Lady nach dem Spaziergange sich völlig wohl befand, so sagte er: „So geht es. Nehmen Sie Ihre Tochter, und lassen Sie ihr keinen solchen Brustharnisch mehr tragen." Ein anderer Arzt würde in ähnlichen Fällen dem Patienten zu Gefallen auch dem Apotheker etwas zu verdienen gegeben haben. Nicht so Abernethy; er ging der Ursache geradenwegs zu Leibe und entfernte sie, ohne sich um den Verdruß der Kranken zu kümmern. Ein anderes Mädchen wurde an einem Sommermorgen zu ihm gebracht, und man klagte, sie habe eine Spinne verschluckt. Abernethy fing schnell eine Stubenfliege, und ließ sie der Kranken in den Mund nehmen, indem er sagte: wenn sie die Mücke einige Augenblicke darnach ausspucken werde, so werde wohl auch die Spinne hinterher kommen.

War jedoch bei einer Krankheit wirklich Gefahr, so ließ es Abernethy auch nicht an der nöthigen Aufmerksamkeit fehlen. Bloß überflüssige Fragen und die lange Leier von eingebildeten Symptomen waren ihm zuwider. Gegen die armen Leute in den Spitälern war er voll Güte und Aufmerksamkeit, und Alle, die ihn kannten, geben seinem menschenfreundlichen und guten Herzen einstimmig das schönste Zeugniß, so rauh und widerhaarig auch sein Aeußeres schien. Ein berühmter Wundarzt sagte ihm einmal, er habe ausgerechnet, daß seine (des Doktors) Wunderlichkeit gegen die Patienten ihm jährlich zweitausend Pfund eintrage. Abernethy kehrte ihm ohne ein Wort zu sagen voll Verachtung den Rücken zu. Indeß hatte der excentrische Mann aller seiner Wunderlichkeiten ungeachtet eine ausgedehnte Praxis, und weit und breit

erholte man sich bey ihm Raths. Als einen Beweis seiner Gutmüthigkeit erzählt man folgende Geschichte: Eine Wittwe aus einer entfernten Landstadt war mit ihrer Tochter, die an einem langwierigen chronischen Uebel litt, nach London gekommen, um bei dem Doktor Hülfe zu suchen. Die Kur dauerte viele Wochen lang, und jeder Besuch des Arztes wurde regelmäßig mit einem Souverain d'or bezahlt. Die gute Frau schien ihrer beschränkten Mittel ungeachtet keine Kosten zu scheuen, um die Genesung ihrer Tochter zu erlangen. Als diese, endlich geheilt, die Rückreise wieder antreten konnte, übergab ihr der Doktor noch eine Büchse, worin er ihr, wie er sagte, zur Nachkur Einiges mitgeben wolle. Wie erstaunte aber die Genesene, als sie zu Hause die Büchse öffnete, und alle Goldstücke wieder fand, die der Doktor erhalten hatte. Auf diese zarte Weise vermied er es, die Frau in Verlegenheit zu setzen, indem er sich zugleich dem Danke entzog, den er nicht wohl leiden mochte.

Abernethy war keiner jener Zuckerwasserärzte, die dem Kranken mit wichtigem Gesichte den Puls fühlen, und dazu heimlich über seine Leichtgläubigkeit in die Faust lachen; ein hochbegabter Mann, der jedes Ding bei seinem Namen nannte, und auf Kosten des Gefühls oder der Höflichkeit nie einer Unwahrheit sich schuldig machte. Die Welt nannte ihn dafür roh und ungeschliffen. „Seyn und Nichtseyn?“ — so oft diese Frage an ihn gerichtet wurde, war seine Antwort unumwunden, und wer Seelenstärke genug besaß, den harten Spruch aus seinem Munde anzunehmen, fühlte sich befreit von tausend Zweifeln, Hoffnungen und Befürchtungen, die das Erbtheil des Fleisches sind. Indeß fühlte doch Abernethy selbst, daß er bisweilen etwas zu weit ging. „Ich bin zu heftig,“ pflegte er wohl im vertrauten Kreise seiner Freunde zu sagen; „ich hätte nie Arzt werden sollen.“ So sehr die

schüchternen Weiber vor dem auffahrenden Wesen des Doktors zitterten, und selbst ein entschlossener Mann betroffen dastand, wenn zuweilen der Doktor ihn mit dem entscheidenden Tone: „Geht, ich bin kein Doktor!" anbrummte, so gab es doch auch Gelegenheiten, wo Abernethy seinen Mann fand. Ein lustiger Fuchsjäger aus der Nachbarschaft von Doncaster, der lange Zeit dem Denkspruche: „lustig gelebt und selig gestorben" gefolgt war, fühlte sich auf einmal nicht recht behaglich mehr in seiner Haut; es fehlte ihm, er wußte selbst nicht, wo. Der Landapotheker hatte ihm schon weidlich mit seinen Pillen und Elixiren zugesetzt, und der arme Mann entschloß sich endlich, den weit berühmten Doktor John Abernethy aufzusuchen. Man warnte ihn zwar, sich in Acht zu nehmen, denn er würde da einen alten gehetzten Fuchs treffen, vor dem er wohl den Hut abziehen würde. Allein der handfeste Waidmann meinte, es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er ihm nicht das Neujahr abgewänne. So machte er sich also getrost zu dem Doktor auf den Weg, und trug ihm sein Anliegen vor. Abernethy, der gleich sah, wo es dem Manne fehlte, fuhr ihn mürrisch an: „Sir, je eher Sie gehen, desto besser. Sie sind auf dem Narrenwege; ich bin kein Doktor." Der Fuchsjäger, sehr erstaunt, sagte: „So bin ich vielleicht irre gegangen, und ich bitte daher um Vergebung, wenn ich Sie gestört habe. Aber fragen möchte ich doch, Sir, heißen Sie Abernethy?" — „Ja," erwiederte der Doktor, „Abernethy heiße ich, aber ich bin kein Doktor." — „Abernethy und kein Doktor!" rief der Fuchsjäger — „doch man sagte mir, Sie treiben gern einen Scherz; obgleich ein Scherz bei einem Manne, der 200 Meilen weit hergekommen ist, mir nicht am rechten Orte scheint." — „Scherz oder nicht Scherz," war des Doktors Antwort. „Sie werden finden, daß ich kein Doktor bin, und je eher sie meine Schwelle verlassen, desto besser." — bei diesen Worten zog er die Klingel, um seinen Bedienten zu rufen. „Hören Sie mich, Doktor Abernethy," hub hier der Fuchsjäger an, indem er seine Börse aus der Tasche zog: „ich bin kein solcher Narr, um mein Geld zum Fenster hinauszuwerfen; aber krank bin ich, und will gerne zahlen, viel oder wenig, wie Sie es verlangen. Daß Sie ein Arzt sind, und noch dazu ein sehr geschickter, ist bekannt im ganzen Königreiche, und im Vertrauen auf Ihre Talente bin ich 200 Meilen wei-

hergekommen, um Ihren Rath zu hören. Daher nur keinen von Ihren Sprüngen gegen einen Reisenden! Mich Raths zu erholen, bin ich gekommen, und Rath will ich haben." Somit lief der verzweifelte Fuchsjäger auf die Thüre zu, sperrte ab, und schob den Schlüssel ruhig in die Thasche. „Rath wollt Ihr, unverschämter Mensch!" schrie hier der Doktor; „Nichts von mir! Ich sage Euch noch einmal, daß ich kein Doktor bin!" — Der Fuchsjäger ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er stellte sich in eine Boxerauslage, und indem er dabey auf dem Doktor anrückte, schrie er ergrimmt: „Nun, so mir Gott helfe; ich will aus Euch einen Doktor machen, und wenn Ihr mir nicht ohne die geringsten Umstände den Puls fühlt, so will ich Euern fühlen, und Euch mit einigen Mitteln aus meiner Praxis bedienen. Ein Brechmittel sollt Ihr haben ohne die geringste Latwerge, das Euch vier Wochen lang krank machen soll." Der Doktor retirirte sich, und sagte erschrocken: „Was habt Ihr vor? Wollt Ihr mich schlagen?" — „Das will ich," sagte der Fuchsjäger, noch immer in seiner bedrohlichen Stellung; „ich bin so kalt als eine Gurke, und nichts soll mich irre machen; Gefahr fürchte ich keine; über einen Kirchthurm spränge ich, wenn mir ein Wild zu Gesicht kommt; deßhalb noch einmal sage ich Euch, fühlt meinen Puls, oder —" Der Doktor legte sogleich die Hand auf die Faust vor seiner Nase, und sagte bei Seite mit dem lispelnden Tone eines Schauspielers auf der Bühne: »Und einen verflucht starken Puls hat der Teufelskerl," — dann lauter: „Nun, gesetzt ich hätte Euch den Puls nicht gefühlt, was dann?« — »Was dann?« antwortete der Fuchsjäger mit einem Blicke, der so deutlich sprach, wie sein Faustgelenk; »über den Haufen würde ich Euch gerannt haben, schneller als einen Fuchs, und geduckt solltet Ihr Euch haben, wie ein Hase, bevor Ihr noch bei einem Eurer Collegen Hülfe suchen konntet.« — «Den Teufel würdet Ihr gewollt haben," brummte der Doktor; „aber ein Tollkopf seyd Ihr; so viel ist richtig. Doch ich will Euch Eure Grobheit zu gute halten; Ihr seyd ein aufrichtiger Mensch, und so sollt auch ihr mich finden. So hört denn meine Meinung. Euer Puls sagt mir, daß Ihr ein weit größeres Vieh seyd, als das Pferd, das Ihr reitet. In der That, der Vergleich mit Euerm Pferde fällt nicht zu Euern Gunsten aus. Euer Pferd fühlt die Sporen und gehorcht; die Peitsche ist bey ihm nicht ver-

gebens angewandt, und es frißt und säuft und schläft vernünftiger als sein Herr. Dagegen Ihr, ein Mensch mit einer Seele oder vielmehr mit einem Dinge begabt, das für Euch das Geschäft eines vernünftigen Wesens verrichtet, seyd die lautere Unmäßigkeit — Ihr trinkt unmäßig, eßt unmäßig, jagt unmäßig, raucht unmäßig —" — »Bravo, Doktor, oder vielmehr mein Freund!« rief hier der Fuchsjäger entzückt dazwischen. »Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen! Aber sagt mir nur, daß ich zwar über die Schnur gehauen, aber noch nicht auf dem letzten Loch pfeife, daß ich wieder sattelfest werden, und das lustige Hallo auf der Haide hören werde, und ich will Alles thun; ich will Euch loben und preisen.« — „Nun laßt Geschehen geschehen seyn," sagte der Doktor lächelnd; „es bleibt unter uns, und nun nehmt meinen Rath. Zuerst kauft mein Buch und laßt die Natur Euern Arzt seyn, und wenn Euch etwas fehlt, so schlagt Seite — — — auf, und Ihr könnt Euch selbst kuriren." — „Euer Buch soll ich kaufen!" rief der Fuchsjäger; „ja, das will ich, und ich will es für wohlfeil halten, und kostet es auch so viel, als Rees Cyklopädie. Ich will es mit einer Andacht lesen wie die Bibel." — „Thut so und macht Euch auf den Weg," bemerkte der Doktor; „ich habe schon zu viel Zeit mit Euch verloren." — „Ich bin draußen, wie ein Schuß," erwiederte der Fuchsjäger, „und die erste Gesundheit, die ich daheim in lustiger Waidmannsgesellschaft ausbringen will, soll: „„Es lebe der Doktor Abernethy"" seyn." — „Adieu, Fuchsjäger," fügte der Doktor bei; „denkt daran, daß Euer Pferd Euer Vorbild ist; trinkt nur, wenn Euch dürstet; eßt, wenn Ihr hungrig seyd, und geht zur Ruhe, wenn die Natur es verlangt." — Die beiden Sonderlinge schüttelten sich die Hände; der Doktor, überzeugt, den wildesten Tollkopf von Altengland gesehen zu haben; der Fuchsjäger, daß unter zwanzigtausend Menschen kein so sonderbares Geschöpf zu finden sey, als der Doktor Abernethy.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 17tes Stück.

Schicksale einer Malayen-Familie.

Kein auffallenderes, kein merkwürdigeres Werk in der großen Bibliothek der »Denkwürdigkeiten,« als das, welches wir in diesem Artikel in Rede zu stellen haben, und dessen Authentizität sich auf keine Weise bezweifeln läßt. Es verbreitet über einen der unbekanntesten Zweige der großen asiatischen Familie ein unvermuthetes Licht. Es ist ein häusliches Gemälde, höchst einfach, in einer beinahe unbekannten Sprache. Es ist ein Tagebuch, geschrieben ohne alle Anmassung und Ziererei von einem jener Söhne des Orients, die, unsern Begriffen zufolge, in Rede und Schrift Alles übertreiben, und die alltäglichsten Gegenstände mit wunderbaren Dichtungen durchweben. Man bemerkt, wie viele Paradoxen und Sonderbarkeiten sich in dem kleinen Werke vereinigen, dessen Uebersetzung von Marsden besorgt worden. *)

*) Denkwürdigkeiten einer malayischen Familie, geschrieben von einem Mitgliede derselben, und nach dem Original übersetzt von W. Marsden, Mitglied der königlichen Gesellschaft. London. Gedruckt auf Kosten der Gesellschaft für morgenländische Uebersetzungen 1830.

Hunnings, Vorsteher der Niederlassung von Laye, auf der Südwestküste Sumatra's, zehn Stunden von Benkulen, hörte 1788 von diesem Werke sprechen, welches einige Jahre früher geschrieben worden. Der Umstand schien ihm sonderbar. Er verschaffte sich die Handschrift, ließ sie abschreiben und schickte sie 1791 nach England, wo sie unbeachtet blieb, bis endlich im vorigen Jahre ihre Uebersetzung erschien.

Die Darstellung ist dramatisch in ihrer Einfachheit. Kein Europäer hätte seinen Farben den Anstrich der Wahrheit geben können, der in diesem Werke vorherrschend ist. Wir wollen unsern Lesern davon einen Ueberblick gewähren.

Der Malaye Muda, Haupt der in der Rede stehenden Familie, war ein Nakhoda (persischer Name, der eine Kaste bezeichnet, und so viel als Schiffs-Ausrüster oder Eigenthümer zu bedeuten hat). Durch die Verfolgung der Bugis, einer kriegerischen Race, aus Borneo vertrieben, ließ er sich in Lamporg, einem Distrikt Sumatra's, in Mitte einer kurz vorher begrüudeten Malayen-Kolonie nieder. Er lebte dort hochgeehrt, und gab seinem Sohne eine vortreffliche Erziehung, d. h. er ließ ihn eine Menge Gebete auswendig lernen, und lehrte ihn sodann schreiben. Bald nachher ließ er den Jüngling reisen, um ihn noch mehr auszubilden. Er erhielt ein Reisfeld zu seinem Unterhalt, ging von Piabong nach Bantam, trieb Handel mit Pfeffer, und vermehrte durch glückliche Spekulationen sein väterliches Erbe. Der alte Kaufmann ertheilte seinem Sohne, kurz vor seinem Ende, folgende kaufmännische Lehren, die zwar nicht lang, aber nichts desto weniger beachtungswerth sind:

„Setze nie Dein Kapital auf's Spiel. Ist Dein früherer Gewinn unzugänglich zu einem neuen Unter-

nehmen, so lasse Holz schlagen im Walde, verkaufe es; und bilde Dir daraus ein neues Kapital. Fange Fische im Meere, biete sie feil, und mache Dir ein neues Kapital. Aber hüte Dich, je Schulden zu machen. Sie sind für ein Kapital, was der Tod für das Leben ist."

Des Kaufmanns ältester Sohn (Verfasser dieser Denkwürdigkeiten) befolgte buchstäblich den väterlichen Rath. Er heirathete die Tochter eines andern Nakhoda von Samangka, auf Sumatra, setzte seinen Handel fort, nahm eine zweite Frau zu Bantam, kaufte drei Sclavinnen, hatte dreizehn Kinder von diesen fünf Frauen, und lebte glücklich, allgemein geachtet, von seinen Landsleuten als ein Muster der Tugend und Sittlichkeit gepriesen.

Eine kriegerische That, deren Held und Urheber Nakhoda Muda war, zog ihm die allgemeine Bewunderung zu.

Im Innern von Sumatra und Borneo lebt jenseits dem Gebirg und im Innern desselben ein wilder Volksstamm, Abung genannt, dessen Barbarei allen Glauben übersteigt. Der Jüngling, welcher sich um ein junges Mädchen bewirbt, muß, bevor er mit demselben sich vermählen kann, ein ganzes Jahr lang die Welt durchstreifen, und so viele Menschen tödten, als er durch die Stärke seines Arms und mit seinem Kris *) vernichten kann. Nach dieser Vorbereitung kehrt er in seine heimathlichen Berge zurück, geschmückt mit den Schädeln der Erschlagenen, die er aneinander gereihet über seinen Schultern trägt.

---

*) Der Kris ist ein gewundener Dolch, der beinahe immer vergiftet wird, und der die Wunde, welche er macht, zerreißt, so daß sie unheilbar ist, selbst wenn die Klinge nicht in Gift getaucht wäre.

Oft wurden die Bewohner von Samangka, wo der Nakhoda wohnte, von ganzen Banden dieser Mörder aus Beruf überfallen, alle mit einer Lanze, einem Degen und einem Kris bewaffnet, und ohne Barmherzigkeit alle Personen erwürgend, deren sie habhaft werden konnten. Sie schnitten ihnen sodann die Köpfe ab, reinigten dieselben, und nahmen sie mit sich, um sie ihren Geliebten darzubieten.

Der malerische Verfasser beschreibt folgendermassen die triumphirende Rückkehr dieser Barbaren in ihre Heimath.

„Während die jungen Verlobten ausziehen, um Schädel zu gewinnen, bereiten ihre Landsleute die ihnen zukommendeu Siegeszeichen. Man stellt Kokusnüsse am Wege auf. Diese Kokusnüsse sind mit Milch angefüllt. Man bestimmt sie nicht den Tapfern, sondern denen, die ohne erbeutete Schädel zurückkehren. Die Abungen, wie die Malayen, trinken nie Milch, essen nie Butter. Sie lassen diese Nahrung den Hunden, und die am Wege aufgestellten Kokusnüsse sind eine Sprache, welche sagen will: Ihr seyd nicht mehr werth als Hunde; macht Euch also gefaßt, als solche behandelt zu werden.

„Die glücklichen, mit den Schädeln ihrer Feinde beladenen Abentheurer schreiten an den Kokusnüssen vorüber, ihrem Dorfe zu. Die jungen Mädchen kommen ihnen mit lautem Freudengeschrei entgegen, und bezeugen ihnen den Wunsch, Gattinnen der Sieger zu werden. Die andern, welche man als Feige betrachtet, verbergen sich im Gebirg, und sehen ihren Geburtsort nie wieder.

„Der Verlobte legt Gold in den schönsten seiner eroberten Schädel, und bietet ihn den Verwandten seiner Braut dar. Die Vermählungs-Feierlichkeit wird sodann geschlossen. Beide Gatten trinken abwechselnd

Palmbranntwein aus dem Schädel, der damit angefüllt worden. Ohne diese Förmlichkeit, die als ein religiöser Ritus betrachtet wird, ist die Heirath null und nichtig. Eine solche Frau genießt niemals die ihr sonst gebührende Achtung

Die Bewohner von Samangka hatten sehr von den Streifereien dieser seltsamen Barbaren zu leiden, und waren auf dem Punkte, gänzlich auszuwandern. Man durfte es kaum wagen, die Stadt zu verlassen, und sich in die nächsten Felder und Waldungen zu begeben, wollte man sich nicht der Gefahr aussetzen, unversehens überfallen und ermordet zu werden, um nach seinem Tode bei der Verheirathung der Abungen zu figuriren.

Unter solchen Umständen entschloß sich Nakhoda Muda, diese Menschenjäger auszurotten. Er verständigte sich mit dem Agenten des Sultans von Bantam, Kiria Mingan, und mit vier Malayen-Vorstehern, um die Wilden zu vertreiben. Sein Vorhaben gelang vollkommen. Die Schädelhelden wurden größtentheils erschlagen. Nur wenige von ihnen flüchteten sich in das entgegengesetzte Ende der Insel. Muda erhielt zur Belohnung seiner Tapferkeit das Recht, alle Handelsstreitigkeiten in seinem Distrikt zu schlichten; ein Recht, daß ihm von dem Sultan von Bantam verliehen wurde.

Samangka wurde nun eine blühende Stadt, deren Reichthum sich von Tag zu Tag vermehrte. Muda, der angesehendste Einwohner derselben, trug nicht wenig zu diesem Resultate bei, und vermehrte zu gleicher Zeit sein eigenes Vermögen. Er erhob eine Abgabe von den Praws oder Booten, die sich von Samangka nach Bantam, oder von den letztern zum erstern, begaben. Malayen, Jawanesen und Lamporgen achteten ihn gleichermaßen. Der Verfasser spricht mit gerechtem Stolz von dem Kredit, den er sich durch seine allgemein anerkannte Rechtschaffenheit erworben.

Die kleinen Inseln Südasiens haben, obgleich die Grundsätze des Liberalismus und des Realismus bis zu ihnen noch nicht gelangt sind, dennoch bereits sehr blutige Revolutionen gehabt. Nakhoda Muda sah sich in eine dieser politischen Intriguen verwickelt, die denen in Europa auf ein Haar ähnlich sind, der er aber mit vieler Geschicklichkeit zu entgehen wußte.

Des Sultans von Bantam Autorität wurde durch eine Insurrektion erschüttert. Sein Agent zu Samangka, Kiria Mingan, neigte sich den Rebellen zu. Schon wollten sich die meisten Pangeranen, oder Adeliche des Distrikts, mit ihm vereinigen, als Madu die Pläne der Verschwörer vereitelte. Er stellte ihnen vor, daß die Holländer, allmächtig zu Batavia, den Insurgenten nicht erlauben würden, ihren Zweck zu erreichen, und daß folglich ihr Unternehmen nur einen unglücklichen Ausgang gewinnen könne. Diese Einreden fruchteten, und die Pangeranen blieben untheilnehmend. Muda ließ nun den holländischen Statthalter, Mynheer Sambirik (so nennt er ihn), von dem Vorgang unterrichten. Ein Truppenkorps, aus Enropäern und Bugis bestehend, wurde unverzüglich nach Samangka geschickt, aus welchem der Verräther Kiria Mingan in aller Eil entfloh, wodurch die Ruhe wieder hergestellt wurde.

Nach diesem Ereigniß gab der holländische Statthalter Muda den Auftrag, die Pangeranen und die Proatinen (Dorfvorsteher) zu sammeln. Unter dem Vorsitz des Holländers befragte sie Muda, ob sie fest entschlossen seyen, dem Sultan getreu zu bleiben?

„Die Vorsteher“, sagt Nakhoda Muda, „waren so zahlreich, daß sie nicht alle Platz finden konnten in dem Saale. Sie entgegneten wie aus einem Munde, daß sie immer treu und ergeben bleiben würden.“

— In dem Falle, fragte der Holländer, warum, wenn Kiria Mingan's treulose Absichten Euch bekannt waren, habt Ihr ihn in Euern Dörfern aufgenommen?

Die Antwort der Pangeranen ist eben so charakteristisch als treffend.

»Der Sultan und die holländischen Compagnien gebieten uns, in nichts uns zu mischen, sondern in Ruhe unsere Pfeffer-Pflanzungen zu bestellen. Sie lassen uns hier, wie schwache Frauen, ohne alle Widerstandsmittel, ohne Hoffnung auf Beistand und Hilfe. Was konnten wir thun?"

Eine große Lehre ist in diesen Worten enthalten. Nur freie Völker sind auch treu. Völker, die ihre Rechte vertheidigen, kämpfen auch für ihre Thronen.

Der Sultan von Batam und der Statthalter Sambirik waren sehr zufrieden mit Muda's Benehmen. Sie überhäuften ihn mit Lobeserhebungen, und er stand am Hofe zu Bantam in hoher Gunst. Bald nachher traf ihn jedoch ein Unfall. Sein Praw (flaches Schiff), mit Pfeffer beladen, litt Schiffbruch an der Küste von Jawa. Die Ladung, deren Werth sehr beträchtlich war, ging gänzlich verloren. Kaum war er im Stande, auf einem leichten Sampan (Boote) dem Sturm zu entrinnen. Er gelangte mit demselben nach Bantam, wo er sich sogleich zu Mynherr Sambrik begab. Seine Unterhaltung mit dem phlegmatischen Holländer ist wirklich komisch. Nachdem er ihm sein Unglück mitgetheilt, legte dieser langsam die Pfeife nieder, und sagte mit dem ruhigsten Gesichte von der Welt:

„Der Nakhoda hat einen Unglückstag gehabt, aber Niemand konnte das verhindern."

Der Sultan empfing den armen Schiffbrüchigen mit größerer Theilnahme als der Europäer. Muda erhielt von ihm ein kleines Fahrzeug zum Geschenk. Er

erbot sich zugleich, ihm eine beträchtliche Summe zu leihen, damit er ununterbrochen seinen Handel fortsetzen könne. Aber seines sterbenden Vater Rath war ihm noch gegenwärtig, und er weigerte sich, das ihm dargebotene Geld anzunehmen, indem er zu dem Minister des Sultans sagte:

„Stürbe ich, könnte man die Summe plötzlich von meinen Kindern zurückverlangen, was ein Gegenstand der Unruhe und des Kummers seyn würde.“

— Gutes und Böses, entgegnete der Minister, kommen allein von Gott. Ehrlicher Mann, vertraue auf ihn.

Muda begann nun auf's neue darauf hinzuarbeiten, sein verlornes Vermögen wieder zu erwerben. Der Seereisen müde, überließ er die Geschäftsführung endlich seinen Söhnen, und bauete ein prächtiges Haus, daß ihm 10,000 starke Piaster (25,000 rhein. Gulden) kostete. Man brauchte zwei Jahre zu dessen Erbauung. Dieser Theil der Beschreibung enthält mehrere interessante Andeutungen, über den Zustand der Künste und der Gewerbsthätigkeit bei den Orientalen.

Muda's und seiner Familie Wohlstand erreichte nun den höchsten Punkt. Er wurde vom Sultan zum Kei Damang Perwasidana ernannt. Die Bedeutung dieses Titels ist uns unbekannt, doch scheint er sehr ehrenvoll, beurtheilt man ihn nach der Länge, dem Glanz und Prunk der Zeremonien, welche bei dieser Gelegenheit statt fanden. Mynheer Sambirik schickte ihm eine Doppelflinte, ein Paar Pistolen und ein Faß Pulver. Das Glück des geadelten Kaufmanns sollte jedoch nicht von langer Dauer sein.

Eine geheime Eifersucht hat immer zwischen den Angehörigen der europäischen Nationen geherrscht, die in diesen entfernten Regionen Handel treiben. Holländer

und Briten unter andern versäumen gewiß nie eine Gelegenheit, sich gegenseitig zu schaden. Der arme Muda wurde ein Opfer dieser Rivalität. Er nahm 1757 einige, von den Franzosen aus Benkulen vertriebene Engländer gastfreundschaftlich auf. Mynheer Poer, Nachfolger Sambiriks, wurde durch einen gewissen Si-Talib, einen persönlichen Feind des Nakhoda, davon unterrichtet. Man machte ihm ein Verbrechen aus seinem Begehen, verurtheilte ihn, 200 Piaster zu zahlen, und schickte eine Truppe holländischer Soldaten nach Samangka, welche die Einwohner, besonders die Familie Muda's, auf alle erdenkliche Weise bedrückten.

Hier beginnt der tragische Theil der Beschreibung. Jener Si-Talib, welcher auf die Bühne tritt, ist ein meisterhaft skizzirter Jago. Von einer Halbkaste, das heißt, von der Verbindung zweier Personen von ungleichen Kasten, abstammend, hatte er sich bei Hofe durch seine Niederträchtigkeit eingeschmeichelt. Des Kai Damang allmählich gewonnener Einfluß war ihm ein Gräuel. Er beschloß, ihn zu stürzen, griff sehr schlau den holländischen Statthalter auf der verletzbarsten Seite an, und schilderte ihm Muda als einen geheimen aber eifrigen Freund der Briten, folglich als einen Feind Hollands. Mynheer Poer ließ sich durch solche Vorstellungen täuschen. Der Kapitän Forrest, durch seine See-Entdeckungen bekannt, war zu gleicher Zeit zu Samangka angekommen. Man erblickte darin, einen im Voraus berechneten Plan, die Kolonie unter englischen Schutz zu stellen.

Auf des Statthalters Befehl begab sich ein holländisches Schiff nach Samangka. Der Kei Damang erhielt von dem Anführer desselben eine Einladung, sich mit seinen Söhnen an Bord zu begeben, um daselbst zu speisen. Während der Mahlzeit lud man sie ein, sich

ihrer Kris zu entledigen, welche die holländischen Soldaten fürchteten. Kaum hatten sie ihre Waffen bei Seite gelegt, so wurden sie überfallen.

„Ihr seyd meine Gefangenen!“ schrie der Kapitän. „Hier ist des Statthalters Befehl. Man wird Euch vor ihn führen.“

— Ihr habt Euch vergebliche Mühe gemacht, entgegnete Muda. Eine offene Anklage wäre ehrlicher gewesen, als heimlicher Verrath. Ich würde mich freiwillig dem Statthalter gestellt haben. Eure Feigheit verdient nur meine Verachtung.

Man unterrichtete ihn, wessen er angeklagt sey, und überhäufte ihn mit Beschimpfungen, die er mit Ruhe und Würde ertrug. Seine vier Söhne, vor Zorn und Unwillen bebend, erwarteten, mit ihm in Sklaverei geschleppt und verurtheilt zu werden, Taue für die Holländer, ihre Unterdrücker, zu drehen. Die bei den Malayen so furchtbare Rachsucht kochte in ihrer Brust. Man konfiszirte alle ihre Güter, und raubte ihnen überdem ihre Freiheit. Ihre Freunde schickten ihnen Kris, in einem mit gekochtem Reis angefüllten Korbe. Acht Holländer befanden sich mit ihnen an Bord. Mitten in der Nacht stürzten sie sich auf dieselben und ermordeten sie. Sodann eilten sie ans Land, überfielen die Wache im Hause des Kei Damang, und brachten sie um, mit Ausnahme von fünf Soldaten, welche entsprangen. „Durch Gottes Barmherzigkeit und mit seinem Segen, sagt Muda, wurden wir auf solche Weise gerächt.“

Es fehlt dieser Nachtscene an Erhabenheit nicht. Alle malayischen Kaufleute begaben sich nun zum Kei Damang, und erklärten ihm, daß sie entschlossen seyen, mit ihm auszuwandern. Vor seiner Entfernung von Samangka schrieb Muda einen Brief an den Statthalter, der ein wahres Muster von Mäßigung ist. Ehre,

Rechtschaffenheit, Menschenwürde, ruhige und edle Verzichtleistung, das sind die Hauptzüge der Epistel des Malayen an den Europäer. Wir theilen sie in wörtlicher Uebertragung mit.

„Kei Damang Perwasidana des Distrikts von Samangka an Se. Ehren den Statthalter und an Se. Hoheit den Sultan: Gruß.

„Ich und alle hier angesidelten Malayen, wir verlassen diesen Ort. Unser Bewegegrund ist die Unmöglichkeit, länger die Behandlung der Holländer gegen uns zu erdulden. Geben ihre Vorgesetzten solche Befehle? Ich kann es nicht sagen. Ein Hund wird nicht unwürdiger behandelt. Mein Haus geplündert, meine Kinder in Fesseln, mein Vermögen gestohlen, meine Freiheit geraubt: das sind meine Klagen. Ich bin nichts schuldig, weder dem Sultan, noch dem Statthalter; nicht das kleinste Geldstück. So lange ich in diesem Distrikt gewohnt, habe ich weder Betrug noch Gewalt mir zu Schuld kommen lassen. Sie haben mich genöthigt, meine Freiheit mit der Spitze meines Kris zu erkaufen. Ich benachrichtige sie mit Demuth, daß weder der Sultan, noch der Statthalter, je mein Gesicht wieder sehen werden. Meine Pflichten gegen sie sind vernichtet. Vor einiger Zeit hat der Statthalter Sambirik mich mit einem Geschenk beehrt, das ich nicht behalten kann. Ich schicke es zurück, und lege zu des Sultans Füßen den Titel nieder, den er mir verliehen. Wir reisen ab zu Fuß, ohne Vermögen, ohne Hilfe, ohne zu wissen, wohin wir gehen werden. Gott wird über seine Kinder wachen."

Man würde einen solchen Brief im Plutarch bewundern.

Die Britten von Croce nahmen die Auswanderer auf, 400 an der Zahl, sowohl Männer als Frauen und Kinder. Glücklicher Weise konnte der Kapitän Forrest,

der sich eben damals auf Croce befand, Muda's Unschuld bezeugen. Aber seine Familie war zu Grunde gerichtet. Er grämte sich und starb bald nachher. Schon vor seinem Ende zerstreuten sich seine Kinder. „Sie entflohen," sagte er, „wie die Vögel des Waldes nach einem Gewittersturm sich hier und da hinflüchten, wo die Bäume ihnen einen Zufluchtsort und Nahrungsmittel darbieten. Gott möge sie beschützen. Von ihm geht alles Gute und alles Böse aus."

So beendet sich diese einfache Geschichte. Das Gemälde von dem Sterbelager des Verfassers und seinen letzten Stunden ist sehr rührend.

Ueberhaupt spielen die Europäer keine schöne Rolle in diesen Denkwürdigkeiten. Sie erscheinen in denselben ungerecht, geizig, begierig, selbstsüchtig. Die Malayen, mit ihrem glühenden Zorn und ihrem Stolz, sind natürlicher, dramatischer, intressanter in ihrem wilden Adel als jene Kaufleute mit den Bleiseelen, mit den raubgierigen Händen, die jene in Knechtschaft schlagen und sie einer systematischen, unvermeidlichen Plünderung unterziehen.

Experienzen über die wirkliche Gestalt des Erdballs.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts haben die ausgezeichnetsten Geometer Europa's, vorzüglich in Frankreich und England, eine Menge Experienzen angestellt, um durch die Schwingung die Verschiedenheit der Schwerkraft auf verschiedenen Punkten der Erde zu bestimmen. Ihrer anerkannten Geschicklichkeit und der Vortrefflichkeit der von ihnen gebrauchten Instrumente ungeachtet, konnten

sie dennoch zu keiner entscheidenden Lösung dieses Problems gelangen. Die verglichenen Resultate aller Beobachtungen in England und Frankreich waren so wenig übereinstimmend, daß man daraus nichts Befriedigendes entnehmen konnte. Erst die Unternehmungen des Kapitäns Sabine haben über diesen interessanten Gegenstand einiges Licht verbreitet.

Mit dem besten Instrumenten von Seite der königlichen Gesellschaft zu London und von dem Längebureau versehen, so wie mit vier Chronometern, welche die Optiker Parkinson und Frodsham geliehen, begab sich Sabine nach der britischen Kolonie Sierra-Leona, wo er am 22. Februar 1822 ankam und seine Experienzen begann. Er besuchte zuerst die Insel St. Thomas, unmittelbar unterm Aequator, im Meerbusen Guinea. Von dort segelte er nach der Himmelfahrts-Insel, unter $7\frac{1}{2}^{0}$ der Australbreite. Sodann berührte er Bahia, Maranham, die Dreieinigkeits-Inseln, Jamaika und New-York. Von diesem letztern kehrte er direkt nach London zurück, wo er den 20. Februar 1825 ankam.

Die Rechnungsablegung des Kapitän Sabine über seine mannigfachen Experienzen lassen sich nicht leicht zergliedern. Die Einzelnheiten über eine Menge wissenschaftlicher Operationen würden überdem nur einer gewissen Klasse von Lesern verständlich seyn, weshalb wir sie übergehen, und nur bei ihren Resultaten verweilen, die von allgemeinerm Interesse sind.

Das Hauptresultat dieser auf dreizehn verschiedenen Punkten des Erdballs gemachten Experienzen, verglichen mit dem früher von den französischen Geometern auf zehn verschiedenen Punkten Frankreichs, von dem Kapitän Kater auf sieben verschiedenen Punkten Englands erhaltenen Resultate, besteht darin, daß die Elliptizität der Erde ist $\frac{1}{288}$.

Diese Elliptizität ist, wie man sieht, auffallend von der von $\frac{1}{300\ 75}$ verschieden, welche man, den ersten Geometern unserer Zeit zufolge, im Vergleich mit den Andeutungen über die Abflachung der Pole, in Betreff der Ungleichheit des Mondwechsels, entnommen.

Zur Lösung des in Rede stehenden Problems hat man auch Experienzen auf einen Bogen der Mittagslinie, von der möglichst größten Ausdehnung, unternommen. Die Resultate, welche sie gegeben, sind in zu vielfachen Kombinationen übereintreffend, als daß man diese Uebereinstimmung als blos zufällig betrachten könnte.

Gehen wir jetzt zu dem Kapitel „Hydrographie", der Rechnungsablegung Sabine's über, welches eine Menge interessanter Beobachtungen über die Strömmungen der verschiedenen Seestriche des atlantischen Ozeans, sowohl auf der Boreal-, als auf der Australseite, enthält. Das Studium dieser Strömungen ist in der doppelten Hinsicht der Sicherheit und der Beschleunigung in der Schifffahrt von großer Wichtigkeit. Viele Kapitäne, welche sie nicht kennen, werden dadurch sehr verspätet, und sind oft großen Gefahren ausgesetzt, während andere denselben Gefahren geschickt zu entgehen und mit großer Schnelligkeit ihre Bestimmung zu erreichen wissen. Die Reise des Kapitäne Sabine beweiset, welche große Vortheile man einer genauen Kenntniß dieser Strömnngen zu entnehmen im Stande ist.

Auf seiner Reise vom Kap Monte zum Drei-Spizzenkap, wurde er 60 Seemeilen weit von einem Meerstrom fortgerissen, welcher in der Jahreszeit, wo im Meerbusen von Guinea die Südwestwinde herrschen, der Richtung der Küste, um das Vorgebirg Talmas, im östlichen Theile dieses Meerbusens, folgt.

Auch auf der Ueberfahrt von Gabon zur Himmelfahrtsinsel, die 500 Seemeilen von ersterm entfernt

wurde die Reise um 100 Stunden durch eine der vorigen geradezu entgegengesetzte Strömung beschleunigt.

Die Strömungen im Meerbusen von Guinea bieten ein höchst sonderbares Phänomen dar, welches darin besteht, daß sie in entgegengesetzter Richtung parallel dicht neben einander fliessen. Sie berühren sich am Rande, und haben eine Temperatur-Verschiedenheit von 10 bis 12 Grad Fahrenheit. Ein Schiff, das der Küste folgt, wird in seinem Gange täglich um 15 bis 18 Stunden beschleunigt oder verspätet, je nachdem es sich von dem einen oder dem anderm dieser Meerströme fortreissen läßt.

Am Tage nach seiner Abreise von Maranham berührte Sabine eine Strömung, welche er früher vermieden, und deren ausserordentliche Schnelle 33 Stunden Weges in 24 Stunden Zeit betrug.

Am 10. September, um 10 Uhr Morgens, als das Schiff unaufhaltsam von dieser Strömung fortgerissen wurde, verkündete der Matrose auf dem großen Mast eine auffallende Entfärbung des Meers. Man befand sich unter 5° 8′ der Breite, und 50° 28′ westlicher Länge. Die Entferbung rührte von dem Maragnon oder Amazonenstrom her, welche durch die Schnelle und Gewalt seines Laufes bis auf 100 Stunden von seiner Mündung sich bemerkbar machte, ohne daß sein Gewässer mit dem des atlantischen Ozeans sich vermischt. Die Schnelle der dadurch verursachten Strömung im Meere betrug 23 Stunden in 24 Stunden Zeit.

Sabine berechnet, daß er von Sierra-Leona bis Neu-York, auf einer Strecke von ungefähr 3000 Seemeilen, mit Hilfe der Strömungen eine Beschleunigung von wenigstens 500 Stunden erhalten. Dieß Beispiel beweiset, welchen Vortheil ein geschickter Seefahrer von denselben gewinnen kann.

Der durch seine ausgebreiteten geographischen Kenntnisse so berühmte Major Rennell hat seine Beobachtungen über denselben Gegenstand, welche er seit mehrern Jahren gesammelt, denen des Kapitän Sabine beigefügt. Er hat seitdem einen hydrographischen Atlaß herausgegeben, in welchem sie bemerkt sind. Der Nutzen dieser Arbeit für die Schiffahrt ist unschätzbar.

Anekdote.

In einer Provinzialstadt wurde die Stelle des Kämmerers erledigt. Der Bürgermeister bot alles auf, um sie einem seiner Verwandten zu verschaffen, aber seine Bemühungen mißglückten, da ein gemessener Befehl vorhanden war, bei Besetzung aller erledigt werdenden Stellen, bei gleicher Qualification, nur diejenigen anzustellen, welche die Feldzüge in den Jahren 1813 — 1815 mitgemacht hätten.

So wurde denn die Kämmererstelle mit einem jungen Manne besetzt, der die erforderliche Caution leisten konnte, und der deßhalb vorzüglich berücksichtigt werden sollte, weil er sich im Kriege so ausgezeichnet, daß er die Dekoration eines Ordens erhalten hatte.

Der neue Kämmerer war dem Bürgermeister ein Dorn im Auge, und er ließ ihn dieß bei jeder Gelegenheit fühlen.

Einst sagte er zu ihm in einer Gesellschaft auf eine rohe Weise.

Wissen Sie wohl, welch' ein Unterschied zwischen einem Esel und einem Ordensritter ist?

»Eine sonderbare Frage?«

Nun, ich will es Ihnen sagen, der Esel trägt sein Kreuz auf dem Rücken, der Ritter auf der Brust.

Der Kämmerer, ohne sich durch eine wohlverdiente ähnliche Grobheit eine Blöße zu geben, fragte den Bürgermeister mit anscheinender Kälte:

»Aber wissen Sie den Unterschied zwischen einem Esel und einem Bürgermeister?«

Der Befragte schwieg.

»Sie wissen keinen, das merk' ich wohl. — Ich auch nicht.«

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 18tes Stück.

Des Reichen und des Armen Elend.

Eine philosophisch=medicinische Doppel=Anekdote.

Aus dem Tagebuche eines englischen Arztes.

Reich oder arm, der Tod macht Alles gleich. Auf seinen furchtbaren Wink verschwindet aller von Menschen erdachte Unterschied. Die Scheidewand stürzt zusammen, welche Hoch und Niedrig, Schön und Häßlich von einander trennt. —

Ich bin nie stärker von dieser Wahrheit, von diesem Kontrast und dieser Uebereinstimmung betroffen worden, als an einem Tage im Februar 1819. Dieser Tag hat einen wichtigen Platz in meiner Erinnerung. Das Elend auf einem Strohlager, und das Elend, Nektar aus goldenem Pokale schlürfend, haben in einem kurzen Zwischenraum meine Augen betroffen. Hier ein Sterbender, bei dem des Luxus Ueberreiz den Todesschlag beschleunigt, dort ein Armer, der aus Mangel an Nahrung umgekommen. Und diese beiden Wesen, mit denselben Rechten ausgestattet, hauchten an demselben Tage ihren letzten Seufzer aus, um ihrem Schöpfer von einem so sehr verschiedenen Leben, und von gemeinschaftlichen Qualen, Rechenschaft abzustatten.

Die beiden Skizzen, welche ich entwerfen will, haben weder künstliche Knoten-Verschürzung, noch überraschende Auflösung. Ihr ganzer Verdienst steht in ihrer Parallele.

Der alte Quäler des bekannten Herzogs von ***, die Plage der Reichen, die Geisel des Glücklichen, jene Krankheit, die Mark und Bein durchdringt und sie benagt, die Gicht hatte während der ersten Hälfte des Winters von 18$\frac{1}{1}\frac{8}{9}$ das Skellet der angedeuteten Person, die während ihrem Jugendalter ein ziemlich wüstes Leben geführt, ausgetrocknet und ihr Blut verzehrt.

Der Anfälle Heftigkeit und ihre Dauer hatte den ganzen Organismus geschwächt. Des Herzogs Karakter, schon vorher nicht besonders liebenswürdig, war unleidlich geworden. Er quälte alle, welche das Unglück hatten, mit ihm in irgend einer Berührung zu stehen. Als Parteimensch hatte er sich unlängst in eine politische Diskussion gemischt, deren Schauplatz die Pairskammer gewesen, und deren Resultat ihn sehr interessirte.

Diese Unvorsichtigkeit wurde durch eine Verdoppelung seiner Schmerzen bestraft. Man brachte ihn halb todt nach Hause. Der Nordwind, gegen dessen Bisse man ihn unterwegs nicht ganz hatte schützen können, vermehrte sein Uebel, und als der arme Lord seine üppige Wohnung erreichte, konnte er weder sprechen noch sich bewegen.

Bald nachher glaubte er Veranlassung zu haben, sich über seinen gewöhnlichen Arzt zu beschweren. Er verabschiedete denselben, und ich wurde zu ihm gerufen.

Der Herzog war mehrere Jahre lang in Ostindien gewesen, und hatte durch große und glückliche Spekulationen seinen frühern Reichthum, den er von seinen Vorfahren ererbt, sehr bedeutend vermehrt. Er hatte zu glei

cher Zeit im Orient eine Prunkliebe und einen Hochmuth gewonnen, die sich nur mit seinem Egoismus und mit seiner kaltgebieterischen Strenge vergleichen ließen. Er war ein wirkliches Muster von jenem Theile der britischen Aristokratie, den man als einen Typus der unbarmherzigsten Selbstsucht, des schmutzigsten Stolzes, der empörendsten Anmaßlichkeit betrachten kann.

Launisch, aufbrausend, zornig, mürrisch, konzentrirt in seiner Persönlichkeit, unfähig, nicht allein irgend Jemand einen Dienst zu erweisen, sondern selbst die engen Grenzen seines Egoismus zu überschreiten, hatte er es dahin gebracht, von Jedermann, selbst von denen, die ihm gewissermaßen verpflichtet waren, gehaßt und gefürchtet zu werden. Das letzte Beispiel seiner Reizbarkeit war die plötzliche Verabschiedung seines Arztes. Deshalb auch verursachte seine Einladung mir eine Art Entsetzen, dessen ich mich nicht erwehren konnte.

Es war im Februar. Der Nordwind wehete heftig. Es war durchdringend kalt. Tiefer Schnee bedeckte die Erde. Nichts Traurigeres als die Lage des herzoglichen Pallastes, in einer der entferntesten Strassen Londons. Ein dickes Strohbett bedeckte das Strassenpflaster, um das Rasseln der Kutschen zu vermeiden. Längs dem großen Gebäude standen mehrere Bedienten, um die Vorübergehenden einzuladen, keinen Lärm zu machen. Der Thürschlägl war dick mit Tuch umwunden. Alle Klingeln waren abgelöset, und die geölten Thürangeln öffneten sich ohne Geräusch. Mit einem Worte, Alles war dergestalt eingerichtet, daß des Kranken Ruhe durch nichts gestört werden konnte.

Mein Wagen fuhr langsam vor. Die Thüren öffneten sich wie auf einen Zauberschlag, weil die Bedienten Befehl erhalten, an der Thür aufzupassen, um den Besuchern nicht die Zeit zu lassen, zu klopfen. Doppel=

te Teppiche bedeckten Fußboden und Treppen. Von allen Schlaguhren waren die Hämmer abgenommen, und ein treuer Hund, dessen Gebell seinen Herrn hätte beunruhigen können, war in den Hinterhof verbannt. Alle Thüren waren mit Tuch beschlagen. Man hatte von allen die Schlösser abgenommen und sie durch hölzerne Klinken ersetzt, die sich auf Sammet verschlossen.

Krankheit, Tod, Entsetzen, Schmerz! — der Eintritt ist Euch hier untersagt. Die Opulenz verbietet Euch, zu erscheinen. Sie verdoppelt ihre Vorsichtsmaßregeln. Sie bewaffnet sich gegen Euch mit tausend Schilden.

Ein Bedienter in Flanellschuhen fragte nach meinem Namen. Seine Frage war ein Murmeln, das ich durch ein anderes Murmeln beantwortete.

„Die Frau Herzogin wünscht Sie zu sprechen, bevor Sie zu Sr. Herrlichkeit sich begeben!“ sagte er.

— Meldet mich an.

Ich durchschritt eine mit Bildsäulen geschmückte Gallerie und gelangte in ein schönes Zimmer, wo die Herzogin mit ihren beiden 16- bis 18jährigen Töchtern Kaffee trank. Es war 9 Uhr Abends; man war kurz vorher vom Mittagsessen aufgestanden. Ein junger Mann, in rother Uniform, unterhielt sich mit den Damen. Die Herzogin war blaß und leidend.

„Doktor!“ sagte sie nach meinen ersten Höflichkeitsbezeugungen, „ich besorge, daß die Einladung Sr. Herrlichkeit, Ihre Sorgfalt ihm angedeihen zu lassen, vielleicht geeignet seyn könne, Ihnen einen unangenehmen Eindruck zu gewähren. Wir widmen dem Herzog unsere ganze Aufmerksamkeit, demungeachtet beschwert er sich über Vernachlässigung. Nichts gefällt ihm, nichts befriedigt ihn. Seine Mißlaune vermehrt beständig sein Uebel. Sollten Sie glauben, daß der einzige Grund, aus welchem er Ihren Kollegen verabschiedet, kein anderer gewe-

sen, als daß dieser den traurigen Zustand des Kranken der letzten Sitzung des Oberhauses zugeschrieben, welcher der Lord beigewohnt?“ ....

Ich werde meine Schuldigkeit thun, entgegnete ich; und bin ich auch nicht glücklicher als mein Vorgänger, werde ich mich doch bemühen, mir keinen Vorwurf zuzuziehen.

„Seine Herrlichkeit wird ungeduldig!« sagte halblaut ein gepuderter, magerer, schwarzgekleideter Diener, der mir der vertraute Kammerdiener zu seyn schien. »Der Herr Herzog verlangt den Doktor.«

— In's Himmels Namen, sputen Sie sich, rief erschrocken die Herzogin, und besonders sagen Sie nicht ein Wort über den Doktor ***, und über seine Verabschiedung. Vielleicht folge ich Ihnen. Ich beschwöre Sie, ja keine Unvorsichtigkeit zu begehen, es ist um unser Aller Ruhe zu thun.

So verbreitete die Krankheit eines einzigen Menschen Entsetzen über seine ganze Familie. Man fürchtete weniger seinen Tod als seinen Karakter, diese moralische Folter, mit der er alle, die sich ihm naheten, marterte. Sterbend quälte er noch alle, die von ihm abhingen.

Ich verlor mich in diesen Betrachtungen, während ich dem bepuderten Bedienten folgte. Der Ruf, welcher die fast königliche Pracht des Herzogs rühmte, hatte diesmal nichts übertrieben. Eine Treppe von vergoldeter Bronze, von Jaspis und Alabaster, sehr seltene Pflanzen in antiken Urnen, überall Glanz und guter Geschmack, überall Zierlichkeit mit dem Glanze des Luxus vereint. Die zarteste Stickerei bedeckte diese Draperien. Sanft gerundete Ueberhänge, mit Brabanter Spitzen besetzt, verbargen sie zur Hälfte.

Arme Menschheit, wie viel Verschwendung, um deine Schwäche zu verbergen! Wie viele Vorkehrungen um

diesen Lord glauben zu lassen, er sey mehr als ein Mensch! Sein Schmerzenlager war auf allen Seiten von einem dreifachen Atlaswall umschlossen, dessen künstliche Falten ein an der Decke schwebender goldener Adler in seinen Klauen vereinigte. Die Flaschen selbst, in welche die Apothekerkunst ihre Linderungsmittel gefüllt, waren von Krystall. Jeder Lehnstuhl im Schlafzimmer zeichnete sich durch seine künstliche Ausschnützung aus, und die kostbarsten Glasmalereien umschleierten der matten Lampe Schein. Ich habe selbst bei königlichen Prinzen nicht eine üppigere Einrichtung gesehen, durch welche man sich bemühet, der Menschheit ihren gebrechlichen Zustand vergessen zu lassen, und den Zauber der Feerei zu verwirklichen.

Auf diesem Lager, das für einen Engel bereitet zu seyn schien, welch Wesen finden wir? — Mein Stuhl von Ebenholz und Elfenbein berührte die mit Gold durchwirkten Spitzenvorhänge, und ich erblickte endlich den Besitzer dieses ausschweifenden Reichthums. Er war in Eiderdaunen versenkt und mit prächtigen Stoffen bedeckt. Gleich nachher machte er eine Bewegung, und das Leintuch, feiner als Seide, vergönnte mir, ein ausgedörrtes, olivengelbes, von Runzeln durchfurchtes Gesicht, einen kleinen, magern Kopf zu sehen, dessen knochige Vorsprünge spitzig geworden zu seyn schienen, dessen Höhlungen Schmerz und Ungeduld eingegraben hatten. Zwei sprühende, unstätte Augen, die Alles mehr zu durchdringen als zu betrachten schienen, hefteten sich auf mich. Eine Hand, ähnlich der Freund Hains, hielt ein gesticktes Schnupftuch, und wischte den Schweiß ab, mit welchem des Kranken Gesicht übergossen war. Ich war auf dem Punkte zurückzubeben, so sehr erschreckte mich dieser Anblick durch seinen Kontrast mit des Zimmers allgemeiner Ausschmückung.

Der Herzog stieß einen langen Schrei aus. Eine neue gewaltige Zuckung ergriff sein Nervensystem, zermalmte seine Knochen, stieß die Glieder aus seinen Fugen, und verzehrte seine Züge so sehr, daß sie noch furchtbarer, noch zurückstoßender wurden, als vorher. Ohne Ironie, wie ohne Uebertreibung, kann ich sie nur mit denen eines alten Affen vergleichen, den man erwürgte. Der Paroximus und das klägliche Geschrei des Leidenden dauerten mehrere Minuten. Endlich erholte er sich ein wenig, und redete mich an. Seine Stimme war schneidend, hart, beinahe beleidigend. Er sprach stoßweis, schöpfte tiefen Athem zwischen allen zwei Worten, und verzog die Augenbraunen auf eine schreckliche Weise.

„Sie haben ... die Herzogin ... gesehen? ... Sie haben ... mit ihr gesprochen? ... Doktor! ... Sie sind ... unten geblieben ... wenigstens ... wenigstens fünf Minuten ...“

Ich antwortete durch ein bejahendes Zeichen und eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Er fuhr fort:

„Ich glaube ... daß ich ... Sie eingeladen ... zu mir zu kommen ... Doktor ... Die Herzogin ... hatte nichts ...“

— Eure Herrlichkeit wollen mich entschuldigen, wenn ...

Er unterbrach mich mit Heftigkeit, und sagte mit sehr bitterm Ton:

»Ja, ja ... man hat Ihnen erzählt ... die Geschichte ... von Ihrem Vorgänger ... Nicht so? Man hat ... Ihnen eine ganze ... Geschichte erzählt ... Sie muß intressant seyn ... die Geschichte ... welche Ihnen die Herzogin erzählt ... Wollen Sie ... die Güte haben ... sie mir zu wiederholen ... diese Geschichte ...«

— Ich habe nur vernommen, daß mein Kollege aufgehört, Ihnen seine Sorgfalt zu widmen.

»Aufgehört, . . . seine Sorgfalt zu widmen? Haha in der That . . .«

So viel Galle und verächtliches Wesen betrübte mich. Ich bemühte mich, die Unterhaltung einem aufreizenden Gegenstande zuzuwenden.

— Darf ich Eure Herrlichkeit fragen, ob Sie in diesem Augenblick viel leidet?

„Ja, viel, viel, . . . im Unterleib . . . eine große Kälte . . . entsetzlich . . . wie ein Eisstück.“

Ich fühlte den Puls. Das Resultat meiner Beobachtungen, meiner Fragen und seiner Antworten war' daß er in der größten Gefahr schwebte. Ich bemühte mich, ihm das auf indirekte Weise bemerklich zu machen. Aber er schien mich nicht begreifen zu wollen. Ich wußte, daß er einige medizinische Kenntnisse hatte, und hoffte, ihn von seinem verzweifelten Zustande zu unterrichten. Er wendete sich mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit nach meiner Seite.

„Ich hoffe,“ rief er, „Sie bleiben mir mit den abscheulichen Mitteln des Doktor *** vom Halse.“

— Eure Herrlichkeit ist zu unterrichtet, um Ihre Gesundheit, vielleicht Ihr Leben einem solchen Beweggrund aufzuopfern.

»Ich will mich aber einmal nicht vergiften lassen, wie es Ihr abscheulicher Vorgänger Willens war.«

— Was verordnete er Ihnen, wenn ich fragen darf?

»Das Entsetzlichste auf der Welt. Der Knoblauch ist nichts neben diesem Geruch . . . Er wollte mich umbringen . . .«

— Erlauben Sie . . .

»Er wollte mich umbringen, sage ich Ihnen . . . Ich bin genöthigt gewesen, zwei Tage in mit kölnischem

Wasser und Moschus getauchten Flanell gewickelt zuzubringen ... Der Bösewicht!

— Haben Sie die Gnade, Ihrem Bedienten zu befehlen, mir die von meinem Kollegen Ihnen verordneten Arzneien zu zeigen.

Man brachte mir eine Zubereitung von Assa födita und Moschus. Ich überzeugte mich, daß mein Vorgänger über des Herzogs Krankheit ganz dieselbe Idee gehabt, wie ich.

— Eure Herrlichkeit wird über meine Kühnheit erstaunen, sagte ich nach dieser Prüfung. Aber vielleicht ...

»Vielleicht?« rief er mit Heftigkeit, und fuhr krampfhaft in die Höhe.

Vielleicht dürfte ich genöthigt seyn, bei den Vorschriften des Dokter *** zu beharren.

»Ich will verdammt seyn, wenn ich das zugebe ... Unwissende Menschen ... Esel, alle zusammen ...« murmelte er zwischen den Zähnen. »Sie kennen nicht einmal ihren Kodex ...«

— Würde Eure Herrlichkeit sich auch weigern, die Anwendung des Ammoniak-Salzes, oder den Gebrauch des Kamphers zu erlauben? ...

Alles wahre Teufelsmittel.«

— Um zu heilen, sind diese Mittel die einzigen ...

»Ich will nur ein einziges. Mein Neffe hat mir eine Schüssel Wildschweinsbraten geschickt ... etwas Köstliches ... Ich will davon essen ...«

— Ich muß mich diesem Verlangen durchaus widersetzen. Gesalznes Fleisch würde Ihnen im höchsten Grade schädlich seyn.

»Kinder-Mährchen! Ich will ...

— Eure Herrlichkeit befindet sich in einer Lage ... die ... sehr kritisch ist. Ich darf es nicht verbergen.

»Haha, kritisch ... ganz recht ... kritisch... Sie glauben ... Brrr! ... Der Doktor, Ihr ehrenwerther Kollege, hat mir das schon vor acht Tagen gesagt.«

— Ich kann ihm nicht widersprechen, und muß sogar hinzufügen, daß die Gefahr seitdem sich noch vermehrt hat.

„Alle Teufel ... es ist also in allem Ernst... Wollen Sie mir wohl sagen, welche neue Anzeigen Ihnen so schrecklich scheinen?“

— Das drohendste von allen, dies kalte, eisige Gefühl, daß Sie so eben beschrieben. Die Gicht steigt... Die Lebens-Organe sind einem Angriff ausgesetzt. Ich rathe Ihnen ...

„Dummheiten das Alles... Die Kälte ist längst vorüber ... Ich verspüre nichts mehr... Es war weiter nichts, als eine nervose Zuckung ..! wenig oder nichts... Ich fühle mich jetzt wohl, und hätte ich nicht so viel gesprochen... Sie haben mich dazu gezwungen... Sie haben mich durch Ihre Einwendungen gereizt...“

— Gönnen Sie sich ein wenig Ruhe.

»Peter, ein Glas Branntwein!«

Der Kammerdiener zog mich durch einen Blick zu Rathe.

„Ein Glas Branntwein!“ schrie der Kranke mit verstärkter Stimme.

Ich schwieg. Der Diener brachte ein Glas Branntwein. Er stürzte es hinunter mit einem Zuge, und forderte gleich nachher ein zweites.

— In des Himmels Namen thun Sie es nicht.

»Ich will, ich will!“ ...

Ein kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht. Der Mund verzog sich. Die Glieder erstarrten.

„Peter, Peter, verfluchter Schurke!« ...

Mit diesen Worten verschied der stolze Herzog, der Erbe eines feudalen Namens und unermeßlicher Reichthümer, ein Branntweinglas in der Hand, den Fluch auf den Lippen; mißvergnügt mit Allem, und von aller Welt gehaßt.

(Schluß folgt.)

Ueber Gewinnung des Strohes zu den florentinischen Hüten.

Wenn unsere Damen lesen, mit welcher Umständlichkeit das Stroh zu den florentinischen Strohhütflechten gewonnen wird, so werden sie ihre feinen Hüte mit doppeltem Interesse betrachten, und sich nicht mehr wundern, daß sie hoch im Preise stehen. Die Getreideart, welche das Stroh gibt, woraus die sogenannten Florentiner-Hüte verfertigt werden, heißt Grana Marzuolo, Märzkorn. Es gibt drei Varietäten davon, die sämmtlich in der Umgegend von Florenz gebaut und zur Fabrikation gebraucht werden.

Im leichtesten, steinigtsten, ja im magersten Boden, geräth diese Pflanze am Besten, wenn das Stroh zum Flechten der Hüte bestimmt ist. Man wählt dazu immer Felder die hoch liegen, und der Luft recht ausgesetzt sind, also vorzugsweise Felder im hüglichten Lande. Ist der Boden mager, so fährt man zwei Drittheile oder drei Vierttheile mehr Korn aus, als man zur Gewinnung des Getreides selbst aussäet; ist der Boden fett und fest, so nimmt man das Sechsfache. Das Saatkorn wird ausgeworfen, und man muß hie und da Furchen ziehen, damit das Regenwasser abziehen kann; denn das Korn

fällt nur an trockenen Orten, wo die Feuchtigkeit nur vorübergehend ist, daß man es zum Hutflechten brauchen kann. Die beste Zeit zur Saat ist in der Gegend von Florenz zu Ende Dezembers, man kann sie indessen bis zum März hinausschieben. In fruchtbaren Boden säet man nicht tief, d. h. deckt man das Korn nur oberflächlich zu; zwei Finger hoch Erde reichen zum Keimen zu. Sieht man sich aber genöthigt, fetten, nicht gar hochgelegenen Boden zu wählen, so bedeckt man es mehr.

Geerndtet wird dieses Stroh gemeiniglich zu Ende Mai's oder in den ersten Tagen des Juni, und zwar bei trockenem Wetter. Steht es in fettem Boden, muß man es früher erndten, weil es sonst zu stark würde und dadurch an Güte verlöre. Das Stroh muß aus dem Boden gezogen werden; wollte man es schneiden, so liefe man Gefahr, den obern Theil des Halmes über dem Knoten — und diesen allein benützt man zum Flechten — zu verlieren. Die Hauptsache ist, wenn man ein gut genährtes und doch feines Stroh bekommen will, daß man es einheimst, wenn die Aehre sich erst halb entwickelt hat, und das Korn gerade erst anfängt, sich zu bilden. Der Stengel ist dann voll Nahrungssaft, der sich später verliert, so daß der Halm leer und damit brüchig wird. Man macht kleine Garben, die man mit einer Hand umspannen kann, breitet sie an Ort und Stelle selbst in der Sonne aus und läßt sie trocknen, bis das Stroh nicht mehr gähren und dadurch verderben kann, wenn man es nun in die Magazine bringt, wo es liegen bleibt.

Die Hauptzubereitung, worauf es dann verarbeitet werden kann, erhält das Stroh dadurch, daß man es in kleinen Garben an einem trockenen Orte der Sonne und dem Thau aussetzt, wodurch es gebleicht wird. Es ist dieß in 4 bis 5 Tagen geschehen, noch früher, wenn der Thau reichlich fällt. Diese Bleichung kann nur bei

sehr schönem Wetter vorgenommen werden, denn von jeder andern Feuchtigkeit als dem Thau bekommt das Stroh Flecken; man nimmt daher diese Operation im May, Juny oder July vor. Es ist Brauch in Toskana, das Stroh erst dann zu bleichen, wenn man die Stücke, welche unmittelbar zur Hutfabrikation gehören, davon abnehmen will. — Sobald nun das Stroh auf der Bleiche die gewünschte Weiße erlangt hat, reißt man von jedem Halm das Stück zwischen der Aehre und dem Knotten ab, nur dieses wird zu Hüten geflochten. Die so abgesonderten Stücke des Halmes werden jetzt geschwefelt, man macht kleine Bündel, taucht sie in Wasser, läßt sie abtropfen und schüttelt sie in einem Zimmer ringsherum auf; man zündet nun Schwefel mitten im Zimmer an, und verschließt es fest. Dieses Schwefeln hat den Zweck, das Stroh noch weißer zu machen, ihm Consistenz zu geben, und die Insekten zu tödten, die sich etwa darin befinden möchten. Nach dem Schwefeln werden die Halme nach ihrer Dicke ausgelesen und in dreißig bis vierzig Sorten abgetheilt. Nach diesen Sorten richtet sich die Feinheit und damit der Preis der Hüte.

Zu den Flechten wird das Stroh dreifach genommen, und diese Flechten fallen natürlich, nachdem das Stroh mehr oder minder fein ist, schmäler oder breiter aus. Die Schönheit und Feinheit der Hüte hängt somit davon ab, ob die Flechten aus der sie bestehen, mehr oder weniger Windungen macht.

M i s z e l l e n.

Gebäude und Denkmäler aus Japan. Japan besitzt herrliche Tempel und Klöster für beide Geschlechter. Die Palläste sind groß und prachtvoll. Das Dach des königlichen Pallastes ist, statt mit Blei, mit vergoldeten Platten gedeckt. Die Plafonds der Landhäuser des Königs, die eine ungeheuere Höhe haben, sind mit Goldblättern bedeckt und mit Gemälden geziert. Der König des Landes, Jacku genannt, hat in neuerer Zeit einen prachtvollen Pallast bauen lassen. Man verwendete zu seiner Bedachung tausend von den unter dem Namen Tatamis bekannten Geflechte von unschätzbarem Werth. Die äußere Seite dieser Geflechte ist mit Gold und Seide durchwirkt, und mit bewunderungswürdiger Kunst gearbeitet. Jedes derselben hat 8 Vorderarmlängen und vier in der Breite. Das Holzwerk, dessen man sich zu diesem Gebäude bediente, ist von einem köstlichen Baum und mit der größten Sorgfalt zugerichtet. Es ist fast unmöglich, all' die schönen Sachen und Zierrathen zu beschreiben, die dieses Gebäude einschließt. Vor dem Portal sah man einen großen, zu verschiedenen Gattungen von Spielen bestimmten Platz von amphitheatralischer Form, dessen beide Seiten von einander getrennt waren. Große Thürme von 3 und 4 Stockwerken schmückten außerdem noch das Gebäude. Man findet in Japan noch eine große Menge von Gebäuden dem oben beschriebenen ähnlich; da aber diese Insel öfter von Erdbeben zu leiden hat, so ist der größte Theil der Häuser von Holz. Indessen sieht man doch von Zeit zu Zeit Gebäude von behauenen Steinen sich erheben.

Blutegel-Processe. Zu Paris sind gegenwärtig eine Menge Blutegelprozesse anhängig. Bekanntlich machen die französischen Aerzte seit dem therapeutischen System

Broussais einen sehr häufigen Gebrauch von Blutegeln, die man wagenweise aus Ungarn bezog. Dieser seltsame aber sehr einträgliche Handel ist durch den Ausbruch der Cholera in Oesterreich und die deßhalb angeordneten Gränzsperren ungemein erschwert worden, so daß jetzt in Paris das Tausend von dem gewöhnlichen Preise von 25 Franken auf 125 und 150 Franken gestiegen ist. Die Blutegellieferanten können nun ihre Versprechnngen nicht halten, und es sind gegen mehrere derselben Processe eingeleitet worden; so dringt ein Arzt gegen den Blutegelhändler Laurence auf eine Entschädigung von 160,000 Fr., da dieser 1,500,000 Blutegel, die er ihm verkauft, nicht liefern kann; ein anderer fodert von einem andern 83,000 Blutegel u. s. w. Man kann sich die Angst und Noth der armen Leute denken, die solche Legionen von Blutsaugern auftreiben sollen, und dazu keine andern nehmen dürfen — als ungarische.

Brittische Besteuerung. Man liest in einem schottischen Blatte: »Die Größe der brittischen Abgaben kann durch ein Paar vergleichsweise angeführte Thatsachen in das gehörige Licht gestellt werden. Gin and Whisky (Wachholderbranntwein), welcher John Bulls Gemüth erheitert, wirft der Regierung eine Summe ab, welche dem Einkommen der spanischen Monarchie gleichkommt. Die Taxe auf das Bier, das seinen Durst löscht, übersteigt das Einkommen von Bayern; er zahlt vom Thee, den seine Frau trinkt, so viel als Franz I. von sechs Millionen Neapolitanern bezieht; vom Zucker, der ihn versüßt, beinahe so viel als 12 Millionen Amerikaner an Taxen überhaupt zahlen; von dem stinkenden Tabak, der sein Gehirn austrocknet, so viel als 4 Millionen Italiener an Karl Felix bezahlen; für die Seife womit er seine Hände wäscht, genug, um den Pabst mit allen seinen Soldaten, Kardinälen und Priestern zu unterhalten; für das Privilegium, das Tageslicht in seinem Hause

zu haben, genug, um die Kasse des Königs von Hannover zu füllen; und die Taxen endlich, welche man von seinem Durst allein erhebt, je nachdem er ihn durch Branntwein, Rum, Whisky, Bier oder Wein stillt, betragen mehr als 50 Millionen Russen für die Segnung eines väterlichen Despotismus zahlen.

Anekdote.

Siegmund August von Polen bemerkte, daß sich die Juden auf eine auffallende Weise vermehrten, sich auf alle nur mögliche Art den Auflagen zu entziehen verstanden, und dabei nach einer ihnen eigenen durch noch nichts vertilgten Unverschämtheit, in allen ihren Schriften ihre Ueberlegenheit über die Christen geltend machten. Er beschloß daher, da sich ihre Anzahl bereits bis auf 200,000 Seelen oder vielmehr Individuen vermehrt hatte, sie einer Kopfsteuer zu unterwerfen.

Nach vergeblicher Gegenvorstellung von Seiten der Juden, daß diese Maßregel gegen ihr Gesetz sey, weil David, als er das Volk zählen lassen, von der Pest heimgesucht worden sey, wurde eine Zählung der Juden männlichen und weiblichen Geschlechts vorgenommen, und die Liste ergab nur 16,599 Juden. Der König erstaunte über diese kleine Zahl und sagte zu seinem Jugendfreunde, dem Bischof von Krakau, einem aufgeklärten Manne, der sich bemüht hatte, den Religionsfrieden in Polen zu erhalten, und damals dahin zu wirken suchte, den König zu bewegen, die Inquisition und die Hexenprocesse abzuschaffen.

Sagt mir doch Freund, der Ihr nicht glaubt, daß der Teufel sich in unsere Angelegenheiten mischen kann, und nichts von Zauberkünsten haltet, wie geht es zu, daß die Juden, die noch vor wenigen Tagen 200,000 waren, sich in die Erde haben verstecken können, so daß heute, wo es auf die Bezahlung der Kopfsteuer ankommt, nicht mehr vorhanden sind, als 16,599?

»Ew. Majestät wissen ja,« erwiederte der Bischof: »daß die Juden den Teufel nicht nöthig haben, um Hexenmeister zu seyn.«

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 19tes Stück.

Des Reichen und des Armen Elend.

(Schluß.)

Ich begab mich nach Hause, tief betrübt, empört selbst von dem Schauspiel, das sich mir dargeboten. Meine Gattin saß am Kaminfeuer und trocknete sich die Augen. Ich forschte nach der Ursache ihrer Betrübniß, und erfuhr, daß ihre Kammerfrau ihr so eben eine herzzerreissende Scene mitgetheilt. Eine arme Frau, die man von Zeit zu Zeit zu kleinen Dienstleistungen gebraucht, war plötzlich krank geworden. Ihr Mann war ebenfalls krank, und in dieser strengen Jahreszeit gebrach es ihnen an dem Nothwendigsten.

„Geh, lieber Mann,“ sagte Emilie zu mir, „Du bist vollkommen angekleidet; geh, besuche diese Unglücklichen. Sie wohnen freilich weit von hier; aber ich bin gewiß, Du fühlst wie ich, und zögerst nicht.“

Ich unterrichtete mich bei der Zofe genau nach der Wohnung der Frau Hurdle. Sie befand sich im Stadtviertel St. Gilles, diesem Vereinigungspunkte alles Elends von ganz London. Schon in der Straße nöthigte mich der schneidende Frost, zurückzukehren, um Kinn und Ohren durch ein dickes Seidentuch (einen Gomfortaple) zu

sichern. Meine Frau benutzte die Gelegenheit, ihre Börse in die meinige zu leeren.

„Ich brauche Dir nicht anzudeuten,“ sagte sie, „zu welchem Gebrauche ich das bestimme.“

Ich segnete im Grunde der Seele das Geschick, welches ein so liebevolles, so wohlthätiges Herz mit dem meinigen verbunden. Ein Handdruck war meine ganze Antwort. Sodann eilte ich, wie gestärkt, rasch meiner Bestimmung zu. Bald befand ich mich in einem Labyrinth schmaler, düsterer Gäßchen, in denen ein unerträglicher Geruch herrschte, und die von Laster, Armuth und Schmerz bewohnt werden. Niemand in den Straßen. Ein dicker eisiger Nebel ließ kaum das matte Licht der Laternen unterscheiden. Diebstähle sind sehr häufig in diesem Stadttheile, und ich begann bereits, mich zu beruhigen, als der Nachtwächter, die Worte heulend: „Halb Eins, stockfinstere Nacht!“ an mir vorüberschritt. Ich hielt ihn an, mit der Frage:

„Könnt Ihr mir nicht die Wohnung einer Frau Hurdle andeuten?“

Halb betrunken schwankte er um mich herum, und leuchtete mir sodann in's Gesicht. Als seine Beobachtung ihn überzeugt haben mochte, daß er von mir ein Trinkgeld zu erwarten habe, entgegnete er: „Ha, die Hurdle, mein Gentleman, Lumpengesindel, nichts zu brechen; auf Ehre, nicht ein Schilling im Hause.“

— Ich weiß, sie sind sehr arm.

„So arm, mein Gentleman, daß sie manchmal anderer Leute Gut in Anspruch nehmen. Erst gestern habe ich einen dieser Schurken, den ältesten Sohn, Thomas Hurdle, eingesteckt. Marsch mit ihm nach Botany-Bay; die Uebrigen werden ihm schon folgen.“

Diese unerwartete Mittheilung war nicht geeignet, mich besonders zu ermuthigen.

— Es ist jetzt nicht darum zu thun, sagte ich. Zeigt mir nur, wo sie wohnen.

„Gleich auf der Stelle, mein Gentleman. Hier auf dieser Seite. Aber geben Sie Acht auf Ihre Taschen."

Ich folgte ihm. Seine Laterne warf einen matten Lichtstreifen über das ungleiche Steinpflaster einer jener schmutzigen Straßen, welche die Schande aller Hauptstädte sind.

Das Haus, vor welchem er stehen blieb, hatte keine Thür. Ich durchschritt einen düstern, schlüpfrigen Gang, und stieg zwei halb zerfallene Treppen hinan, wonach der Nachtwächter mit Gewalt gegen eine niedrige Thür schlug,

„Holla he, aufgestanden, man fragt nach Euch. Holla, rasch, sputtet Euch. Es ist grimmig kalt, laßt uns nicht warten."

Nach diesen Worten gab er seiner blöckenden Stimme plötzlich einen sehr milden Ton, und murmelte:

„Ich hoffe, mein guter Gentleman, daß Sie mich nicht vergessen werden. Die Zeiten sind schwer und die Nacht ist kalt: ich will auf Ihr Wohlseyn trinken."

Ich gab ihm einige Schillinge, wornach er sich dankend entfernte, indem er mir nochmals empfahl, wohl Acht zu geben auf meine Taschen. Gestehen muß ich, daß ich bei dem dumpfen Geräusch seiner schweren Tritte, die sich immer mehr entfernten, keineswegs ruhig war, und daß ich sogar ein- oder zweimal den Entschluß faßte, ihm zu folgen. Aber die Erinnerung an die Bitte meiner Frau hielt mich zurück. Endlich öffnete sich die Thür; eine weibliche Stimme fragte ziemlich barsch, und mit irländischer Betonung, wer da sey?

— Ein Arzt, entgegnete ich. Habt Ihr nicht einen Kranken hier? Betsy (Elisabeth) Jones, meiner Gattin Kammerfrau, hat mir von Euch gesprochen.

Dieselbe Stimme lud mich nun ein, in's Zimmer zu treten. Man kann sich leicht einen Begriff machen von dem Elend, das hier mich umgab, das ich zuerst nur ahnete, das ich aber bald in seiner ganzen häßlichen Nacktheit erblicken sollte.

„Warten Sie ein wenig," sagte die Stimme: „ich will Licht holen."

Gleich darauf erschien ein matter Schimmer, der mich eine große, magere, bleiche Frau erblicken ließ, eine Flasche in der Hand, auf welcher ein Talglicht befestigt war. Ich hatte kaum Zeit, einen Blick zu werfen auf die häßliche Gestalt, ihre verstörten Augen, ihr zottiges Haar, ihre wie auf einem Gerippe hängenden Lumpen, als ein Windstoß, durch die Oeffnung der Thür und die zerbrochenen Scheiben veranlaßt, das Licht auslöschte. Ein starker Krankengeruch, ein Dunst des Elends und der Unsauberkeit, dampfte mir in dieser Dunkelheit entgegen, die nur durch zwei oder drei glimmende Kohlen ein wenig gemildert wurde.

„Wollen Sie die Güte haben, einige Augenblicke auf Ihrem Platze zu bleiben," sagte die Frau. „Sie würden sonst in Gefahr kommen, die auf der Erde schlafenden Kinder zu zertreten."

Ich blieb unverrückt, wo ich war. Die arme Frau blies aus allen Kräften auf die Kohlen, welche jedoch keine Flamme erzeugen wollten. Endlich fiel das Talglicht auf dieselben und löschte sie aus.

„Verwünscht," rief sie. „Kein Licht mehr, und nicht einen Heller, um ein anderes zu kaufen."

— Nehmt das, sagte ich, und suchte in der Finsterniß ihre Hand, um ihr einen Schilling zu geben.

„Tausend Dank, Eure Ehren. Sally, Sally steh' auf, schnell, spute Dich."

Ich hörte das Stroh sich bewegen, und eine heisere Stimme ächzte in einem Winkel des Gemachs, wie eine Thür, die sich in ihren verrosteten Angeln öffnet:

— Was wollt ihr?

„Steh' auf, schnell, hole ein Licht; da ist ein Schilling."

— Mutter, ihr würdet besser thun, ein Pfund Brod zu kaufen.

»Wenn der Herr Doktor es erlaubt; denn der Schilling gehört ihm."

— Thut damit, was Ihr wollt, rief ich. Er gehört Euch.

Benehmen und Ton der armen Frau hatten mich gerührt. Meine Worte veranlaßten eine Veränderung in ihrer Stimme. Sie schrie viel lauter, und mit freudiger Heftigkeit:

»Sally, Du kannst auch Brod kaufen, der Herr erlaubt es Dir.«

— Brod, Brod, wiederholte das Kind.

Ich sah eine Art Schatten sich erheben, sich auf uns zustürzen, auf die Gefahr hin, uns zu Boden zu werfen, sodann die Thür aufreissen, und mit großer Hast die Treppe hinab eilen. Dies Benehmen bewies mir, welche Wichtigkeit das Mädchen auf den ihm ertheilten Auftrag legte.

„Verzeihen Sie, lieber Herr," sagte nach einer Pause die Mutter, „wenn ich Ihnen keinen Stuhl anbiete; wir haben keinen. Wir sind so arm. Aber wenn sie sich auf einen Kasten am Kamine setzen wollen, will ich Sie dahin führen. Sie können da bequemer warten, bis Sally Licht bringt."

Ich ließ mich führen, setzte mich auf den Kasten, und richtete einige Fragen an die Frau Hurdle, als das

Gewimmer eines kleinen Kindes mich unterbrach. Sie suchte es zu beruhigen.

„Still, still, kleiner Unart, Du wirst Deinen Vater aufwecken. So schweig doch, schweig.“

— Es ist so kalt, so kalt ... Mutter! ächzte das Kind.

Ich warf die Augen gegen das Fenster, aus dessen Nähe diese Stimme zu kommen schien, und wo ich in der That eine kleine Gestalt sich bewegen sah. Das Zimmer war noch kälter als die Straße. Der Wind drang mit aller Gewalt durch die zerbrochenen Fenster, und riß einen Schneewirbel mit sich in das traurige Gemach. Der zur Ruhe gewiesene Kleine schwieg. Aber ich hörte seine Zähne gegen einanderschlagen, und ihn die Hände mit Heftigkeit an seine Glieder reiben.

„Sehen Sie, lieber Herr,“ sagte die Mutter, „seit diesen Morgen haben wir nichs genossen, nicht das Mindeste.“

— Wie viel seyd Ihr hier?

„Ach, lieber Gott, der kleine Junge und sein Vater, das ist Alles. Denn Sally ist nach Brod und Licht gegangen, wie Sie wissen, lieber Herr. Boby bettelte in der Straße, und ist noch nicht gekommen, der arme Boby! Tim ist gestern der Polyzei in die Hände gerathen, und soll nach Botany Bay geschickt werden... Eine ungerechte Sentenz, Gott sey's geklagt. Aber der Vater schläft; man muß ihn nicht aufwecken.»

— Er ist krank?

»Asmekisch, lieber Herr,« entgegnete die Irländerin, welche sich mit dem Asthmatisch (engbrüstig) nicht zurecht finden konnte. »Armer Mann, wie er sich quält! Gott möge sich seiner erbarmen. Er schläft jetzt; eine wahre Wohlthat für ihn. Drum hab ich auch dem Buben befohlen, ruhig zu seyn. Er ist noch klein, der Bube,

mein letztes Kind... Besser für ihn, es wäre nie geboren...«

Wir vernahmen ein Geräusch. Sally erschien mit einem Brod unter'm Arm, und einem Licht in der Hand, das sie gegen den Wind zu sichern sich bemühte. Dies Gemach, dessen zurückstoßenden Anblick ich bereits geahnet, erschien mir nun in seinem ganzen Entsetzen.

Welche Scene! Welche Wohnung! Es war unmöglich, sich aufrecht zu halten in dieser Bodenkammer, die vom Dachstuhl zur Hälfte schräg durchschnitten wurde. Man hatte es versucht, mit stinkenden Lumpen und mit Papier die zerbrochenen Fenster und die Mauerspalten zu verstopfen. Nicht eine Scheibe war unverletzt. Kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl, keine Matratze; der Hauseigenthümer hatte Alles verkaufen lassen, um seine Miethe sich zu bezahlen. Eine handvoll Stroh, die kaum den nackten Boden bedeckte, diente der unglücklichen Familie zum Lager. Der Nordwind, der zugleich durch die zerbrochenen Fenster und durch den Rauchfang sich in die Kammer stürzte, erhob das Stroh in allen Richtungen.

Ich bebte vor Frost und Entsetzen. Kurz vorher hatte ich einen Reichen auf seinem üppigen Lager verscheiden sehen, der aus Stolz die ihm dargebotene Hilfe verweigerte. Jetzt befand ich mich auf dem entgegengesetzten Pole des gesellschaftlichen Daseyns. Ich sah mich von einem Elend umringt, das allen Glauben überstieg, von einem Jammer, der kaum noch etwas Menschliches hatte.

Die Frau, mit der ich gesprochen, war mit schmutzigen Lumpen bedeckt. Sie zitterte am ganzen Körper. Hunger und Schmerz waren deutlich auf ihrem Gesichte zu lesen. Ein halbnacktes Kind hing an ihrer entfleischten Brust. Ihre Tochter Sally, den Kopf auf die Schul-

ter geneigt, schien sich zu schämen, vor mir sich zu zeigen. Sie war eben so schmutzig und häßlich als ihre Mutter. Sie hockte sich in einen Winkel des Zimmers, und verschlang ein Stück Brod, welches ein anderes kleineres, ganz nacktes Geschöpf ihr zu entreißen suchte.

Der Vater dieser armen Familie saß, nahe am Kamin, auf dem Boden, den Rücken gegen die Wand gelehnt. Er schien fest eingeschlafen. Man hörte ihn nicht athmen. Der kleine Knabe, welcher sich kurz vorher über Frost beklagt, umklammerte seinen Hals. Das braune Fuhrmannshemd, welches der Mann trug, zerfiel in Stücken. Statt eines Hutes trug er eine halbzerrissene Papiermütze.

Alle meine Sinne waren empört. Mein Herz blutete vor Mitleid. Entsetzen und Abscheu erfüllten meine Seele.

Die Frau benachrichtigte mich, daß ihr Mann Maurer sey, und daß Arbeitsmangel, so wie seine immer mehr zunehmende Engbrüstigkeit, sie in diesen unglücklichen Zustand gestürzt. Der älteste Sohn, Tim, eines Diebstahls beschuldigt, den er, der Mutter Versicherung zufolge, nicht begangen, befand sich im Kerker, und war auf dem Punkte, depotirt zu werden.

»O elende, elende Menschen, die wir sind!« jammerte die Frau. »Der kleine Bube, der sich an seinen Vater hängt hat die Masern, und sein Bruder, der noch draussen ist, wird sie auch bald haben.«

Bei diesen Worten erstickte sie ihre Seufzer und Thränen, um ihren Mann nicht zu wecken. Ich bemerkte, daß das Kind, von dem wir eben gesprochen, sehr bewegt sey, und fragte, was es habe?

»Was es hat, lieber Herr? Es hat Hunger und Frost. Ach, ich wollte wir wären alle todt.«

In diesem Augenblicke hörten wir Tritte die Treppe herauf. Zugleich vernahmen wir ein klägliches Gewimmer.

»Ach, lieber Gott,« rief die Frau, »es ist Boby. Wir haben ihn ausgeschickt, um Almosen zu heischen, Warum weint er auch?«

Sie stürzte sich zur Thür hinaus, dem Knaben entgegen. Er trat herein, zitternd vor Frost und mit Blut bedeckt. Mit der einen Hand hielt er sein Lumpengewand am Leibe fest, mit der andern bedeckte er seine blutende Wange. Als er mich erblickte, wich er einen Schritt zurück. Nach einer Minute gab er seiner Mutter drei oder vier Kupferstücke, und sagte ihr, daß ein Herr ihm statt eines Almosens einen Schlag mit seinem Stock über das Gesicht versetzt. Blut floß ihm von der Wange. Ich möchte gern den herzzerreissenden Anblick vergessen können, mit welchem die Mutter ihn umarmte, und das herabrieselnde Blut mit ihren Lippen zu stillen sich bemühte, wobei sie rief: „Boby, mein armer Boby, weine nicht.“ Sie zeigte ihm sodann seine Geschwister, die das Brod unter sich getheilt. Er stürzte sich auf sie, entriß seinem jüngsten Bruder ein Stück, und verschlang es.

— Aber, arme Frau, sagte ich, sie lassen Euch nichts.

„O, das thut nichts!“ entgegnete sie, und wischte sich eine dicke Thräne von der Wimper. „Ich kann länger hungern, als sie.“

— Arme Frau, ich bin hieher gekommen als Arzt... Beschäftigen wir uns zuerst mit meiner Pflicht. Ihr seyd also drei Kranke?“

„Wir sind alle krank. Es ist hier ein wahres Spital, ohne Nahrung wie ohne Arznei.“

— Ich will es versuchen, Euch nützlich zu seyn. Beginnen wir mit Eurem Mann.

Dieser Mann war noch nicht erwacht. Das Kind an seinem Halse versuchte es, ihm eine Brodrinde in den Mund zu drängen. Es gab sich dabei viele Mühe. Der Vater blieb unbeweglich.

„Sieh' doch den kleinen Schelm!" rief die Mutter; „bleib ruhig und quäle den Vater nicht."

— Ich muß mit Euerm Mann sprechen, um sein Uebel zu kennen, sagte ich, und trat ihm näher. Sein Kopf sank auf die Brust. Die Frau nahm das Licht, kniete vor ihm nieder, versuchte es, ihn zu erwecken, und rief ihm zu:

„Phelim, wach' auf, der Herr Doktor will mit Dir sprechen."

Aber Phelim antwortete nicht, rührte sich nicht. Das Kind spielte immer mit seines Vaters Kopf. Ein Gedanke fuhr mir durch die Seele. „Gebt das Licht!" sagte ich zu der Frau. Ich leuchtete ihm in's Gesicht: er war todt.

Mehr als eine halbe Stunde mochte verflossen seyn, seit er den letzten Seufzer ausgehaucht. Hände und Gesicht waren eiskalt. Die schwache Helle des Zimmers und die Lage des Todten hatten uns dies Ereigniß nicht bemerken lassen. Es war ein schaudererregender Anblick, diese Leichenblässe, diese starren Augen, diese fallende Kinnlade, und das spielende Kind an seinem Halse, das immerfort den Leichnam seines Vaters umarmte. — Ich ließ den Geldbeutel zurück und entfernte mich.

Vom Gebrauche des Glases bei den Alten.

Aus Gelegenheit eines Fensters im Gewölbe eines Bades zu Pompeji, bemerkt Sir William Gell in seinem Werke Pompejana, daß bei den Römern die Fenster-

gläser nicht immer aus gegossenem Glase bestanden, sondern oft auch aus Krystalltafeln, die auf einer Seite nur leicht polirt waren, damit man nicht von aussen in die Zimmer sehen konnte. Diese in Kreuzesform geschnittene Platten waren in kupferne Rahmen eingekittet. Das erste Glas, das man zu Rom kannte, kam wahrscheinlich aus Egypten, das Krystallglas scheint vor dem Jahr 536 nach Erbauung der Stadt Rom den Alten so gut als unbekannt gewesen zu seyn. Hinsichtlich der Zeit, wo man es bereiten lernte, sind wohl die Gelehrtesten im Irrthum. Ohne davon zu sprechen, daß in den „Wolken des Aristophanes“ die Beschreibung eines Brennglases vorkommt, beweiset schon Dodwells Sammlung von Bruchstücken, daß alle jetzt bekannten Marmorarten und sämmtliche Edelsteine sehr gut in Glas von den Alten nachgeahmt wurden; — sie verfertigten Gläser von allen Größen daraus. Zu Martials Zeit, das heißt 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung, waren gläserne Becher sehr gewöhnlich, mit Ausnahme der Calices alasontes, welche aus Egypten kamen und in allen Farben des Prisma spielten. Sie waren, nach Vosius, noch so selten, daß Kaiser Adrian, als er einige dem Servianus sandte, befahl, man solle nur in außerordentlichen Fällen Gebrauch davon machen. Die bei den Römern so gesuchten myrrhynischen Gefässe kamen, wie es scheint, aus China. Properz schreibt ihre Erfindung den Parthern zu. So viel ist gewiß, daß das Porzelain noch gegen die Mitte des 10ten Jahrhunderts Mirrana die Smyrna hieß. Die Menge von Flaschen und andern Hausrath von Glas, die man in Pompeji gefunden hat, beweist übrigens hinlänglich, daß die Alten die Glasbereitung sehr gut verstanden; allerdings aber nahmen sie zu den Laternen, wie ja auch noch bey uns geschieht, statt Glas, Platten von Horn; dieß nennt Plautus

„Vulkan in einen Kerker von Horn sperren." Man wandte zu diesen Zeiten auch Leinwand an, wie wir jetzt Fenster aus geöltem Papier bereiten. Später wurde das Glas so gemein, daß ganze Säle mit Glasfenstern umgeben wurden. Die Trümmer eines solchen Gemachs sind im Jahre 182 bey Ficulnea im römischen Gebiet ausgegraben worden. Zu Senecas Zeiten bestanden die Bäder aus Mauern vom schönsten Marmor mit Fenstern von unten bis oben, und das Wasser lief in gläsernen Röhren.

Scherzhafte Jagd.

Talleyrand, Fürst von Benevent, war beim Ausbruche der französischen Revolution Bischof von Autun und Abt von Celles und St. Denis. Als Deputirter der Geistlichkeit von Autun bei der General-Ständeversammlung schloß er sich an den dritten Stand an. Er verband mit ausgezeichneten Talenten eine große Leichtigkeit im Arbeiten, und wußte sich bald so hervor zu thun, daß sein Name und sein Beispiel von dem enscheidendsten Einflusse waren. Während der Schreckenszeit hielt er sich in England und in den vereinigten nordamerikanischen Freistaaten auf, kam 1795 nach Paris zurück und wurde 1797 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seitdem hatte er den bedeutendsten Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreichs und Europas. Mit Bonaparte stand er Anfangs nicht im besten Vernehmen, er haßte ihn als einen ahnenlosen Emporkömmling, und machte sich einst einen Spaß mit demselben, der seine hämische Gesinnung verrieth.

Zur Zeit des Konsulats besaß Talleyrand ein Landhaus bei Auteuil an der Seine, in der Nähe des Hölzchens von Boulogne. „Ich will einmal zum Frühstück zu Ihnen kommen,“ sagte Bonaparte zu dem damaligen Bischof von Autun.

„Thun Sie das, General,“ erwiederte dieser; „mein Haus liegt nahe am Hölzchen von Boulogne, und nach dem Frühstücke unterhalten wir uns mit Jagen.“

„Ich kann das Schießen nicht leiden,“ entgegnete der Konsul Bonaparte, aber Hetzjagen mag ich wohl. Haben Sie wilde Schweine im Walde?“

Bonaparte war damals sehr jung, und kannte das Wäldchen von Boulogne wenig oder gar nicht. Der Bischof sah die Gelegenheit gegeben, sich einen Spaß mit dem ersten Würdenträger des Reichs zu machen, und konnte dieser Versuchung nicht wiederstehen; sein Haß gegen den Emporkömmling konnte sich in einem Ridicule Luft machen, das er auf den heimlichen Gegner warf. Er antwortete daher auf die Frage des Konsuls: „Wenige, General; doch Sie sollen findeu, dafür steh' ich.“

Die Sache wurde hierauf verabredet, die Jagd auf folgenden Morgen bestimmt, und Bonaparte versprach Punkt sieben Uhr in Auteuil zu seyn. Talleyrand wollte vor Lachen sterben und sandte sofort auf den Markt, ein großes schwarzes Schwein zu erhandeln, das zwei seiner Leute geradenwegs nach dem Wäldchen von Boulogne schleppen, uud dort im Laufe üben mußten. Bonaparte kam, begleitet von seinen Adjutanten, die sich an dem häufigen Gebrauche von Jagdausdrücken im Munde des Konsuls weidlich erbauten. Das Frühstück war zu Ende, die Gesellschaft brach jubelnd auf, und stürzte mit den von den nächsten Pächtern zusammengebrachten Hunden in den Wald. Man suchte lange —

endlich ward das Schwein losgelassen, und Bonaparte schrie jauchzend auf: „Ich sehe den Keiler!“ Talleyrand, der mit Schrecken gewahr ward, daß das Thier eben nicht eilig war, sandte flugs einen Diener mit einer Hetzpeitsche hinten her, dessen Knalen den Pseudo-Eber endlich zur Flucht brachte. Der Konsul, nur mit seinem Gewehr beschäftiget, merkte nichts davon. Wüthend sprengte er hinter dem vermeintlichen Keiler her, und erreichte ihn nach einer halbstündigen Jagd.

Unterdeß hatten die Adjutanten den Streich durchschaut, den man ihrem General spielte, und einer derselben nahte sich ihm daher und flüsterte ihm heimlich zu: Der angebliche Keiler sey ein ganz gewöhnliches Schwein. Der Konsul schäumte vor Zorn, und jagte im stärksten Galopp nach Auteuil zurück. Ohne Zweifel würde dieser Scherz dem Bischof übel bekommen seyn, hätte sich der Geprellte nicht noch bei Zeiten erinnert, daß Talleyrand mit der ganzen guten Gesellschaft in Paris in enger Verbindung stand, ihm dem Gelächter derselben Preis gegeben haben würde, hätte er die Sache zu ernsthaft genommen. Bei seiner Ankunft in Auteuil lachte er daher und that, als habe ihm der Scherz höchlich gefallen; allein sein Schmerz schlummert nur unter einer leichten Decke. Dieß gab Talleyrand den Muth, noch auf einen zweiten Streich gegen den Konsul zu sinnen. „Aus der Eberjagd ist nichts geworden,“ sagte er daher; „allein es ist noch zu früh, General, nach Paris zurückzukehren. Das Hölzchen von Boulogne strotzt von Kaninchen, und Ludwig der Sechzehnte liebte diese Jagd besonders. Schlösser machen und Kaninchen jagen, waren des armen Mannes Lieblingsvergnügungen; Sie wissen, er war ein großer Jäger.

„Ja, erwiederte Bonaparte“, noch immer in böser Laune; „aber ich bin ein desto schlechterer.“

„Der Ritt muß Ihnen Appetit gemacht haben," begann Talleyrand wieder, „während wir uns erfrischen, will ich meine Flinten holen lassen, die ich von Ludwig dem Sechzehnten geerbt habe."

Das Frühstück dauerte zwei Stunden, während welcher Talleyrand den nachherigen Kaiser mit Schmeicheleien überschüttet, in denen er Meister war. Indeß wurden Bediente nach Paris gesendet, mit dem Auftrage, alle Kaninchen aufzukaufen, die sie finden konnten. Schnell wurden ihrer fünf- bis sechshundert zusammengebracht und in Fiacern nach dem Hölzchen von Boulogne gebracht.

Bonaparte machte sich mit seiner Flinte und seinen Adjutanten auf die Jagd. »Ich bin kein Ludwig der Sechzehnte," sagte er, „und daher überzeugt, daß ich kein einziges Kaninchen schieße." Dennoch erlegte er deren mehrere, und die Adjutanten mußten über den Eifer, mit dem er die unschuldigen Thierchen verfolgte, und dabei immer von Ludwig dem Sechzehnten sprach, innerlich lachen. Das fünfzehnte Kaninchen fiel, und Bonaparte jubelte über sein Glück, bis endlich einer seiner Begleiter, der sich nicht länger halten konnte, ihm in's Ohr raunte: „In der That, General! ich glaube, das sind zahme Kaninchen, der Priester hat uns zum zweiten Mal zum Besten gehabt."

Bonaparte war wüthend, und jagte im Galopp nach Paris zurück. Sechs Monate vergingen, ehe Talleyrand ihn wieder sah; die Furcht vor der Rache des Consuls aber machte, daß weder von den Kaninchen, noch von der Eberjagd in den Cirkeln von St. Germain ein einziges lautes Wort gehört wurde; desto mehr aber spottete man im Geheimen über den Emporkömmling, der zahme Schweine für wilde Eber gehalten hatte.

Miszellen.

Unerwartetes Zusammentreffen. Durch eine jener launigen Fügungen des Zufalls, die oft wie ein humoristisches Lächeln um das ernste Antlitz der Geschichte spielen, begab es sich jüngst, daß der König der Belgier an dem nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde in Antwerpen war, als die holländischen Prinzen sich in der dortigen Citadelle befanden. Um vier Uhr Nachmittags bestiegen der Prinz von Oranien und Prinz Friedrich ein Dampfschiff und fuhren an der Stadt vorbei; begrüßt von dem lauten Hurah der Matrosen des holländischen Geschwaders in der Schelde. In demselben Augenblicke erschien auch König Leopold, der das Nordfort besuchen wollte, mit seinem Gefolge auf dem Quai, und so standen sich auf einmal ganz nahe zwei Menschen gegenüber, die vom Schicksale bestimmt scheinen, im Privat- wie im öffentlichen Leben Nebenbuhler zu seyn, um eine Gemahlin und eine Krone. Das Geschrey der beiden feindlichen Völker, dort der Holländer, hier der Belgier, die ihre Fürsten begrüßten, hallte längs der Schelde wieder, auf deren spiegelglatten Fläche das Dampfschiff majestätisch dahin zog, während die Quais von Menscheu bedeckt waren, und die klare Sonne eines schönen Herbsttags die Scene eines so seltsamen Zusammentreffen beleuchtete.

Freybeuter in Paris. Man rechnet, daß sich zu Paris fünftausend Verbrecher befinden, die von jeder Art des Diebstahls leben. Nimmt man nun im Durchschnitte an, daß sich jeder, der diesem freien Gewerbe angehört, täglich zwei Franken erstiehlt, so würde sich daraus ergeben, daß Paris tagtäglich an diese Freibeuter eine unfreiwillige Abgabe von 1000 Franken entrichtet, was im Jahre 3,600,000 Fr. betragen würde!

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 20tes Stück.

Fürstenliebe und Unterthanen-Treue der Bayern,
oder
die Volksschlacht bei Sendling;
ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahr 1705
von
Georg v. Krämer.

(Manuscript.)

Es giebt im Leben einzelner Menschen, wie ganzer Völker, Stunden, die, über gemeine Berechnung erhaben, für das bedrängte Heiligthum das Opfer des Allerköstlichsten erheischen und ruhmvollen Tod zum höchsten Gewinn der tapfern Seele machen: Dieß sind die großen Lehrstunden der Nachwelt, die Lichtblicke im düstern Bilde der Weltgeschichte, wo die Tugend heller leuchtet, als das Glück.

Zschocke.

I.

Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks; die Besten sind zugegen!

Schiller.

Es war in einer stürmischen November-Nacht des Jahres 1705, als sich ein Mann, mit ängstlicher Vor-

sicht durch die äußersten Gärten und Felder des bayerischen Marktes Pfarrkirchen hinschlich, bergende Gräben und Vertiefungen suchte, öfter stille stand und mit angehaltenem Odem und vorgebeugtem Oberleibe jeden Windstoß und jedes Geräusch zu prüfen schien, ob es nicht Gefahr für ihn enthalte. So seinen Weg mühsam gegen den Rottfluß aufwärts verfolgend, erreichte er endlich eine sichernde Wald-Schlucht und athmete nun freyer. Die Glocken eines nahen Klosters verkündeten Mitternacht. Eine eisige Kälte, die nach und nach eingetreten war, hatte den Sieg über den Sturm der Elemente errungen. Die schwarzgraue, schwere Wolkendecke zog höher empor, sich in größere Massen trennend, und trauernd beschien das Gestirn der Nacht, in einzelnen matten Strahlen mit den Wolken-Schleyern kämpfend, die wilde Gegend, welche der Unbekannte jetzt erreicht hatte. Dieser verfolgte unablässig seinen Weg, und über Steinmassen, verworrenes Gesträuch, und immer dichter werdende Waldung sich empor windend, erreichte er gerade einen baumlosen Felsen-Vorsprung, als der in demselben Momente siegreich aus dem Kampfe hervortretende Mond sein volles Licht über den einsamen Wanderer ausgoß. Es war eine hohe kräftige Gestalt, die sich zeigte ausdrucksvoll, kühn, aber etwas wild der Blick seines dunkeln Auges; in edler Form markirten sich die Züge seines Angesichts. Die strenge Kälte hatte Eiskrusten an die Locken seines Hauptes gelegt, und so die jugendliche Gestalt betrügerisch mit dem Silber des Alters bedeckt. Seine Kleidung schien einen Jäger zu verrathen, mehr noch das breite Waidmesser, das an seiner Hüfte hing, und das sonst tödtende, jetzt harmlos ihm zum Stabe dienende Gewehr. Einen Augenblick überließ er sich der Erholung und lehnte sich schwermuthsvoll an eine Eiche. Der finstere Blick, den er zu den

Gestirnen emporhob, schien sein Schicksal anzuklagen, das ihn zwang, im wilden Mitternachtsgrauen seine Zuflucht zu öden Felsenschluchten zu nehmen. Nach kurzer Ruhe suchte er sich mit Vorsicht und Scharfsinn in der Gegend zu orientieren, lud seine Kugelbüchse, und drang dann durch den dichten Wald weiter vor.

Bald jedoch hielt er inne seinen Weg weiter zu verfolgen, sah zweifelnd umher, und es schien, als hätte der Sturm in seinem Innern, dem er sich mit immer mehr wachsender Leidenschaft hingab, ihn von dem zu erreichenden Ziele abgelenkt. In diesem Momente erhellte sich noch mehr die sich abwärts senkende Gegend und ließ ein altes verfallenes Gemäuer erkennen, dessen aschgraue Steinmassen gespenstartig aus dem tiefen Dunckel des Waldes hervor blickten. Auf mühsamen und lebensgefährlichen Wegen, mit denen der Fremde jedoch nicht unbekannt zu seyn schien, erreichte er endlich die hintere Seite der Ruine, kletterte über eine eingestürzte Mauerwand, verfolgte eine verwitterte, abwärts führende Treppe, und fand sich, ohne sogleich bemerkt zu werden, unter einer ansehnlichen Anzahl in eifriger Berathung begriffener Landleute. Im Hintergrunde des Kellergewölbes der Ruine standen in würdiger Haltung, umgeben von Fackelträgern zehn bis zwölf ältere Männer, die durch die Achtung, welche ihnen die Uebrigen zollten, als Auserwählte der Anwesenden, als Vorsteher größerer Gemeinden bezeichnet waren. — Diese führten abwechselnd das Wort.

»Das sind noch lichte Farben in dem dunkeln Gemälde, Herr Pfleger Jost,« entgegnete ein noch kräftiger Greis aus der Zahl obiger Vorsteher einem andern, der so eben seine Rede geendigt zu haben schien, — „wollte Gott, es wäre später nichts Schlimmeres geschehen, als damals, wo uns unser geliebter Fürst und Herr Maximilian Emanuel nach der unglücklichen Schlacht

von Höchstädt verließ. Aber seit dem unseligen Vertrag, den unsere edle Churfürstin zu Ilbersheim bey Landau, gerade vor einem Jahre, mit dem Kaiser einzugehen gezwungen wurde, kam erst das rechte Elend über uns! O! hätte Sie sich doch nicht von der gleißnerischen Versicherung der kaiserlichen Räthe bethören lassen: unser unglückliches Vaterland würde nach den erlangten und bewilligten Conzessionen vor weitern Verheerungen gesichert seyn. — Ist es Euch denn entfallen, daß in Folge dieses nothgedrungenen Traktats von Ilbersheim die vaterländischen Festungen mit allem in Bayern vorhandenen Kriegs-Vorrath den Oestreichern übergeben und die Rentämter Landshut, Straubing und Burghausen, nebst der Oberpfalz, dem Kaiser eingeräumt werden mußten? Und könntet Ihr vergessen, daß man die Churfürstin sogar zwang, zur Schmach unseres Vaterlands auch unser tapferes Militär abzudanken? Da begann das Elend erst recht und seit dieser Zeit sind wir kein selbstständiges Volk mehr; Bayern ist eine Provinz Oestreichs geworden und über seine Bürger herrscht jetzt jeder kaiserliche Dragoner. Zu unserer letzten und größten Last bezog auch noch ein Theil der von Landau gekommenen Reichs-Armee bei uns die Winterquartiere und hauset nun mit unserem Eigenthum, wie ein wahres Hunnenvolk! Und ist denn die Zersplitterung des Vaterlandes, von dem die beträchlichsten Theile abgerißen, und unsern Verfolgern zur Beute und zum Lohne hingeworfen wurden — nicht ein passendes Ende in der Geschichte unserer Unterdrückung und treten nicht alle früher an uns verübten Gräuel gegen die kürzlich erlittenen weit in den Hintergrund zurück?! Das ganze Land schaudert über die unerhörte Willkühr unserer Besieger; diese täglich wachsende Schmach treibt jedes patriotische Herz dem freudigen Todeskampfe entgegen, und ein Schrei der Verzweif-

lung und der Rache wird in allen bayrischen Orten wiedertönen, wenn wir rufen!" —

„Ja wir dulden solche Tyranney nicht länger" — unterbrach hier mit wilder Leidenschaft ein' anderer der Vorsteher den Redner, — haben je unsere Vorfahren solche Ketten getragen? Ganz Deutschland sieht auf uns, laßt uns darum die angetastete Ehre schnell wieder gewinnen. Der Eid, den wir mit schwerem Herzen und halb verzweifelnd an unserer eignen Kraft unsern Henkern schwuren, war ein Meineid am Vaterlande! — Ging doch der Kaiser im Eidbruch uns selbst voran, als er gegen die Wahlkapitulation die eröffneten Reichs-Lehen für sich behielt, als er trotz des Vertrages von Ilbersheim, der Churfürstin, welcher das Rentamt München auf's Heiligste und Feierlichste zugestanden war, von Venedig nicht mehr nach Bayern zurück zu kehren erlaubte, — als er auch dieses Rentamt durch General Gronsfeld besetzen, München unter Androhung der Einäscherung, zur Uebergabe zwingen, und das bürgerliche Zeughaus leeren ließ, von dessen Waffen-Vorrath die treuen Bürger, wie von ihren letzten Freunden und Beschützern in der Noth mit Thränen in den Augen schieden, — und als er endlich, um das Maas unserer Verzweiflung zu füllen, auch noch die Festungswerke der Hauptstadt dem Boden gleich zu machen befahl!" —

„Recht mein wackerer Freund! — fiel jetzt ein Mann in die Rede, voll kühner Haltung nnd edlen Anstands mit funkelndem Blicke und sichtbar freudiger Aufregung in seinem Innern, indem er aus dem Kreise der Vorsteher trat, die ihn durch besondere Ehrfurcht auszeichneten. — Ja, mein ehrwürdiger Landsmann, wie Ihr sagt, so ist's! Habsburg hat nicht anders als bund- und wortbrüchig an Bayern und seinen ihm treuesten Allirten, Maximilian I. Ferdinand Maria, und namentlich jetzt

an Maximilian Emanuel, unserm gnädigsten Herrn, gehandelt, und es scheint dahin zu streben, diesen durch seinen Feldherren-Geist, sein großmüthiges Herz, seine Liebe zu seinem Volke und seine persönliche Tapferkeit bereits so rühmlich bekannteu Fürsten, auch noch durch sein Unglück merkwürdig zu machen. Denn, statt ihm den wohlverdienteu Lohn für seine ausgezeichneten Verdienste zu reichen, wird ihm nun Oestreichs rachsüchtigste Verfolgung zu Theil! Und wer weiß nicht mehr, daß Max Emanuel schon die ersten Jahre seiner Regierung dem Dienste Habsburg widmete, wofür ihm der einzige Lohn ward, daß man ihn Kaiser Leopolds Schwiegersohn nannte; wer kann vergessen, wie groß sein Antheil war, an des hartbedrängten Wiens Entsatz und seiner Rettung vor den übermüthigen Türken; daß er allen gegen sie fortgesetzten Feldzügen mit seinen, auf eigene Kösten unterhaltenen und stets ergänzten Truppen, beiwohnte; daß er in der Belagerung von Ofen und in der Schlacht bey Gran, bey der Eroberung von Neuhäusel, wie in dem Sieg bey Mohacz mit seinen tapfern Bayern den Verbündeteu in Muth und Entschlossenheit glorreich voranleuchtete; daß der Sturm von Belgrad ihn endlich unsterblich machte in der Geschichte, — daß er mehr als 100mal sein eigenes Leben für Oesterreich in die Schanze schlug, und demselben 30,000 seinen besten Krieger und viele Millionen Gulden opferte!!? Wer, außer Oestreich ist im Stande, solche Dienste zu vergessen? Aber nicht um des Kaisers Staaten allein, um das gesammte Deutschland, um Europa machte sich Max Emanuel hoch verdient! Denn eben so treu und tapfer half er die Rechte der Pfalz gegen Ludwigs XIV. Gebietherstolz und Louvois Grausamkeit schützen und Mainz erobern; übernahm nach Karl von Lothringens Tode den Oberbefehl der sämmtlichen Reichs-Armeen

und trug seinen und seiner Bayern Ruhm durch Carmagnolas Sturm selbst jenseits der Alpen! Daß er endlich, — in seinen glänzensten und schönsten Hoffnungen fortwährend von Oestreich getäuscht, — von dem undankbaren Verbündeten sich trennte und des Königs von Frankreich glänzenden Versprechungen, die den tapfern Fürsten zu gewinnen suchten, Gehör schenkte: Wer vermag darin Unrecht zu finden??"

„Ja gewißlich Herr! der Kaiser würde im umgekehrten Falle wohl selber so gehandelt haben, — ergänzte hier der Pfleger Jost; — und hatte er auch Befugniß, unsern gnädigsten Fürsten zu bekriegen, der durch sein Bündniß mit Frankreich natürlich kein Freund Oestreichs bleiben konnte, und durch den Ueberfall von Ulm die Feindseligkeit zuerst begann, so ist solches Verfahren eines Feindes im eroberten Lande, seit der Barbaren Zeit, doch ohne Beyspiel und muß zur Rache entflammen! — Unerschwinglich sind die Erpressungen, welche die Landes-Administratoren über uns verhängen, und unersättlich ist die persönliche Habsucht der östreichischen über uns gesetzten Beamten, welche die vom Kaiser ihnen stillschweigend gestattete Gelegenheit, sich zu bereichern, nicht eifrig genug benützen können!" —

„Schrecklicheres kann uns nimmermehr geschehen," fiel hier ein Dritter der Vorsteher ein: Ein Flüchtling, lebt unser gnädigster Fürst in fernem Lande, und dient um den Sold fremder Könige; — seine Gemahlin ist verbannt, hundert Meilen von ihm und ihren Kindern; unser theures Vaterland ist zerstückt und theilweise verschleudert; — wir selbst, durch unsere Treue und Biederkeit eines bessern Schicksals werth, sind zertreten und entehrt! — Vergeblich wandten sich unsere Stände an Kaiser Joseph, dessen Länderzeitz die Rache noch weiter treibt, als seines Vaters blosse Feindschaft. Keine Menschlichkeit gegen

ein schuldlos duldendes Volk, keine Gerchtigkeit, keine Erkenntlichkeit für das, was eben dieses so hart von ihm verfolgte Volk für das bedrängte Habsburg gethan, keine Rücksicht wurde ihnen gewährt. Keinen Trost, keine Hülfe brachten die Gesandten uns zurück, wohl aber den Schwur, den Kaiser Joseph in vermessenem Hohne gethan: „so lange nicht abzulassen von der Verfolgung des unglücklichen Fürsten, bis er sich erniedrige, die kaiserlichen Pferde zu putzen!“ Was läßt sich nach solcher Lästerung eines Regenten noch für sein Volk hoffen?!! Die entwaffneten Bürger schleichen mit verbissenem Ingrimm unter dem österreichischen Schwerte hin; zur Gnadensache wird Recht und Menschlichkeit; Aufruhr und Empörung heißt man unsere Vaterlandsliebe — Rebellen die, die ihres Landes unglückliches Schicksal beseufzen, der niedrigste österreichische Kriegsknecht sieht sich als Herr im Lande an; — an des heiligen Gesetzes Stelle tritt grausame Willkühr nnd rohe Gewalt, und wenn noch eines zu fürchten ist, so wird es Oestreich dahin bringen, daß der Sohn dem eignen Vater, die Mutter ihrem Kinde nicht mehr zu trauen wagt! —“

„Und dennoch ist damit das Maaß unseres Elends noch lange nicht gefüllt, — sprach jetzt zu den immer mehr aufgeregten Landleuten — derselbe feurige Redner voll edlen Anstauds, der bereits Max Emanuels Verdienste um das Habsburgische Haus in das hellste Licht gesetzt hatte; — „noch ist die letzte Absicht unserer Tyranen nicht erreicht! Darum höret mich meine Freunde, und greift dann fester zum Schwerte der Vergeltung! Des Churfürsten Gnade und Gruß ist mit Euch! Ich komme aus seinem Hoflager von Brüssel, bin mit Aufträgen an seine treuen Unterthanen beehrt worden, und den österreichischen Spionen glücklich entgangen. Ebenso glücklich erspähte ich in Landshut, die nächstens auszuführenden Gewaltstrei-

che unserer Peiniger. — Alle junge Mannschaft soll nämlich aus den besetzten Aemtern gezogen, und der kaiserlichen Armee einverleibt werden; um jeden Aufstand zu verhindern, will man sich der Prinzen bemächtigen, und sie aus dem Lande führen, durch diese kostbaren Unterpfänder unserer Treue, uns in den Fesseln zu erhalten; — ja man will sogar, — hört und schaudert! — die letzten Sprossen unseres geliebten Regentenstammes nöthigen Falls gänzlich vertilgen!“ — —

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckten diese Worte die Versammlung; auf ein Minuten langes, Wuth und Verzweiflung ausdrückendes Erstarren folgte jetzt ein allgemeiner Schrey der Rache. Im Nu blitzten die bisher in den Kleidern verborgen gehaltenen Waffen in Aller Hände und mit dem einstimmigen Rufe: »Nieder mit den Tyrannen! Laßt uns sogleich die Sturmglocken läuten, lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben! “— stürzte der mord- entflammte Haufe der Stiege zu, vergebens von der weisern Ueberlegung der Vorsteher zurückzuhalten versucht.

Da erscholl vom Ausgange her die Donnerstimme eines Mannes, der den Rasenden mit gezogenem Waidmesser den Weg vertrat: „Zurück Unsinnige,“ nur über meine Leiche geht Euer Weg! was wollt Ihr beginnen!? — Habt Ihr vergessen, daß das Loos von Tausenden Eurer Mitbürger an Eure Tollkühnheit geknüpft wäre? Hat Euer Gedächtniß so schnell des edlen Zwecks sich entschlagen, gemäß dessen Ihr hier für das gemeinsame Beste des Vaterlandes versammelt seyd? Wollt Ihr Eure Kräfte nutzlos, einzeln, zersplittern und, statt unsern Unterdrückern einen weisen, überlegten und übereinstimmenden Befreyungsplan entgegenzusetzen, Euch in die Schwerter der Dragoner stürzen, die in diesem Augenblicke schon ihr Henkeramt begonnen haben, unsere jungen Mitbür-

ger mitten in der Nacht, halb nackt, in dieser furchtbaren Kälte aus den Schlafkammern reißen, auf Wägen schmieden und aus dem Lande führen, um sie zu zwingen, gegen ihr eigenes Vaterland zu kämpfen?! Wollt Ihr, ehe eine Sturmglocke tönt, Euch niederhauen lassen von den auf allen Landstrassen streifenden gedungenen Knechten des Feindes, die die Väter der geflüchteten Jünglinge als Rebellen bezeichnen, und erbarmungslos niedermezeln?!" —

Eine ungemeine Ueberraschung erfaßte die Versammlung bey diesen Worten, die der Unbekannte mit allem Muthe einer unerschütterlichen Seele, den stürmischen Landleuten entgegensetzte. Ergreifend war die Wirkung auf die empörten Gemüther, und schon schien ein besonnener Erfolg dieser Rede zu werden; da trat wuthentbrannt ein junger kräftiger Mann aus dem Kreise der noch Unentschlossenen und rief: „Wie, Freunde! einem Verräther an Fürst und Vaterland wollt Ihr folgen, und Euch schmiegen vor seinem listigen Betruge? Ja! wie er sein Urtheil sich selbst gesprochen, so werde es erfüllt: Ueber seine Leiche zuerst, ein gutes Vorzeichen, gehe unser Weg zur Freiheit; denn der vermessene unberufene Rathgeber ist Meinhard, der Sohn des flüchtigen Pflegerichters von Pfarrkirchen, der uns treulos an Oesterreich verrieth; — und nach dem Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, ist er, so behaupte ich gegen Jedermann, gleich seinem Vater, ein Spion und Verräther!"

„Feiger lügnerischer Schurke," donnerte Meinhard seinem Kläger entgegen, und sein schwertartiges Jagdmesser blitzte im Wiederschein der Fackeln, — „wie?" du wagst es, nocheinmal mir entgegen zu treten? vertheidige dich darum, oder du fällst von meiner Hand!"

Aber ehe noch der junge Landmann sich zur Wehre setzte, und das Staunen der Versammlung in feindselige Richtung gegen den verdächtig gemachten Meinhard überzugehen vermochte, sprang der Abgeordnete des Churfürsten zwischen die zwei Feinde, und mit gebietender Würde sie trennend, sprach er mit Stolz, und hohem Ernste: „Zurück! auseinander! bei eurem Leben gebiete ichs Euch! Erkennt in mir den Freyherrn v. Lier, mit unbedingter Vollmacht versehen von meinem und Eurem Fürsten für die Rettung des Vaterlandes! Nicht mit blu-

tigem Mord beflecke sich unsere geheiligte Versammlung, und unsere Uebermacht gegen einen einzelnen Feind! — — Mir scheint er dieses nicht zu seyn. Es liegt zu viel Edles in den Zügen dieses Fremden, und zu viel weiser Rath in seinem offenen männlichen Benehmen, als daß ich ihn fähig halten könnte, Theilnehmer an dem Verbrechen seines Vaters zu seyn. Laßt uns ihn nicht ungehört verdammen!“ —

Gerührt durch dieses Vertrauen des Freyherrn, auf dessen vermittelnde Bürgschaft der mordentflammte Haufe sogleich ehrfurchtsvoll sich zurück zog, entsank Mainharden die blanke Waffe, und mit Verzweiflung sein Angesicht in beide Hände bergend, rief er aus: »O mein Vater! mein unglückseliger Vater! —“ Dann nach einer Pause qualvollen Seelenkampfes richtete er sich auf, trat mit edlem Anstande unter die Versammelten und sprach tief bewegt: „Edler Freyherr, theure Mitbürger, höret mich! Ja, ich bin der unglückliche Sohn eines verbrecherischen Vaters, eines Verräthers an seinem Fürsten, und seinem Vaterlande! — Wollte Gott, ich könnte tropfenweise mit meinem Herzblut seine Schande auswaschen, — keine Klage sollte meinen Munde entschlüpfen, — aber das Gedächtniß läßt sich nicht betrügen! — — Ich verzeihe euch den beschimpfenden Verdacht; theilt ein Kind doch immer seiner Eltern Ehre, wie seiner Eltern Schmach. Ihr kennt mich nicht! — nur Einer steht unter euch, der rühmliches Zeugniß von mir geben könnte, wenn ein redliches Gefühl sein Herz erfüllte, aber gerade dieser Elende hat mich niedrig verläumdet. So muß ich denn mein eigener Anwalt seyn. Was mein Vater an der heiligen Sache des Vaterlands verbrochen, kann keinen härter drücken unter Euch, als mich; und kein besseres bayerisches Herz schlägt in diesem Kreise, als das Meine! Wer von Euch mag sich rühmen für Bayerns Ehre und seinen Ruhm, wie ich, gefochten und geblutet zu haben? Seit vier Jahren den Fahnen meines Fürsten folgend, kämpfte ich oft an seiner Seite, war in Oberstlieutenant Pechmanns kühner Schaar bei dem Ueberfall und Sturm auf Ulm, und sah die Oesterreicher vor uns fliehen bei Passau. Mit freudiger Seele, wäre auch ich, wie der unsterbliche Arco an der Martinswand in Tyrol, für meinen geliebten Fürsten den schönsten Tod gestorben! — Obgleich auf dem Schellenberg bei Donauwörth verwundet, verließ ich dennoch mei-

nes Vaterlandes Sache nicht; mit blutender Seele sah ich 300 Ortschaften hinter den mordbrennenden kaiserlichen Reitern in Flammen aufgehen, muthig rückten wir diesen Barbaren und den plündernden Tyrolern entgegen; täglich schmolz unsere Anzahl, aber ich wankte nicht in meiner Treue. Auf dem mörderischen Schlachtfelde von Höchstädt von meinem gnädigsten Fürsten zum Offizier ernannt, wurde ich kurz darauf tödtlich verwundet; — noch zeitig schwanden meine Sinne, um Marlborughs Sieg über uns nicht anzusehen, und die Verzweiflung der Geschlagenen, die sich zu Hunderten in die Donau stürzten. — Einem österreichischen höhern Befehlshaber verdankte ich meine Rettung. — Als meine Sinne wiederkehrten fand ich mich in der Hütte eines Köhlers; — ein österreichischer Arzt stand an meinem Lager und verband meine Wunden — ihm zur Seite mein Eretter, der jedoch, nachdem man ihm Hoffnung für mich gab, die Kammer schnell verließ. Nichts destoweniger prägten sich seine Züge tief in mein dankbares Herz und mein Gedächtniß. Der Arzt erklärte mir später, daß, als ich von meinen Wunden erschöpft in der Nähe des Offiziers, wie sterbend, niedergesunken sey, und ausgerufen habe: „O brächte mein Tod Dir Rettung, Du armes, unglückliches Vaterland!" — dieß den edlen Menschenfreund gerührt und er hierauf Befehl gegeben habe, meine Erhaltung zu versuchen, und daß die Mittel dazu, die meinem Wirthe hinterlassen wurden, aus seiner Hand gekommen seyen. Nie aber konnte ich den Arzt bewegen, mir den Namen das großmüthigen Mannes mitzutheilen. — Neun Monate lag ich schwer darnieder. Das schreckliche Schicksal Bayerns, von dessen Leiden selbst in meine Einsamkeit Kunde drang, verzögerte meine Genesung. Endlich kehrten meine Kräfte zurück, meine Jugend besiegte die letzte Spur der Krankheit, und mein Arm fühlte sich wieder stark genug, ein Schwert zu schwingen! Jetzt durfte ich mich nicht länger unserer heiligen Sache entziehen. Auf den Flügeln der Sehnsucht erreichte ich gestern bei einbrechender Nacht Pfarrkirchen, meine Heimath, unser Haus. Oede und verlassen finde ich die Wohnung, offen alle Thüren, geisterartig sehen mich die unverrückten Gegenstände der Einrichtung an, nichts scheint entwendet, nichts berührt; nirgends eine Spur von Leben, einsam das ganze Haus, als hätte die Pest ihre Wohnung darin aufgeschlagen. Das Grauen der Dämmerung vermehrt

meine Angst um den abwesenden Vater, Todtenstille herrscht im Markte, nur hier und da von dem eiligen Trabe zahlreicher Reiter-Patrouillen unterbrochen. Ich trete in den Hof; aus dem Hintergrunde wagt sich endlich eine Gestalt hervor; schon glaube ich meinen Vater zu umarmen, da sinkt mit dem Schreckensrufe:» „Barmherziger Gott, Herr Meinhard! seyd Ihr es,“ unser alter treuer Diener vor mir nieder. Meine Ueberraschung steigert sich immer mehr, und ehe ich mich ermanne, von ihm Aufklärung zu verlangen, umfaßt er meine Kniee, und spricht in unterdrücktem Tone: „Gott sey gelobt; daß Ihr lebet, aber nur die schnellste Flucht vermag Euch der Wuth und der Rache Eurer Mitbürger zu entziehen, deren unvertilgbarer Haß sogar die Reichthümer dieses Hauses trotz der allgemeinen Noth und Armuth verachtet und unberührt läßt! Denn wißt, nur darum ist es der Erde nicht schon gleich gemacht worden, weil des Marktes Einwohner das blutige Schwert unserer Unterdrücker fürchten, in deren Schutz Euer Vater lebt! — Wie den Wanderer ein aus heiterem Himmel unvermuthet treffender Donnerschlag, so schmetterten mich diese Worte nieder; im nächsten Moment fasse ich den alten Mann bei der Kehle und schwöre, ihn zu erdroßeln, wenn er die meineidige Lüge nicht wiederrufe. Aber ruhig und gelassen, eine Thräne in dem greisen Auge zerdrückend, erwiederte er: »Wollte Gott, es wäre anders, und ich könnte Euch, diese Schmach ersparen! Schon seit Monaten unterhandelt Euer Vater, wie man sagt, heimlich mit dem Feinde. Als er darauf die Ortsbewohner durch willkührlich erhöhte Steuern plünderte, und zur Zeit allgemeinen Elendes unsere Tyrannen noch bereichern half, entging er der Rache seiner Mitbürger nur durch die schnellste Flucht. Das treue stille Herz Eures kranken Bruders brach im Kummer über dieses Unglück; es erlag der unverdienten Verachtung. Ich habe ihn vorgestern begraben, — der frischeste Hügel deckt sein Grab!“ — Hier hielt Mainhard einen Augenblick inne, übermannt von tiefem Schmerze, dann fuhr er fort: »Noch war indeß das Verhängniß nicht ermüdet, Euch“, — so vollendete mein ehrlicher, alter Paul, — den schrecklichsten Willkommen in der Heimath zu breiten. — „Noch einen theuren Besitz hatte diese Heimath für Euch, so theuer als des Vaters Leben; — auch den habt Ihr verloren! Faßt Euch darum, geliebter Herr, wie ein Mann, und hört: Eure

Braut, das engelgleiche Mädchen, ist, wie man jetzt allgemein dafür hält, seit wenigen Tagen in der Gewalt eines Offiziers der kaiserlichen Dragoner, der bei dem Pflegrichter von Eggenfelden, ihrem Vater, im Quartier lag, und so schändlich die Gastfreundschaft verletzte, die tugendhafte Marie, die sich seiner rohen Lüste nimmermehr fügen wollte, durch Vermummte entführen zulassen. Die alte Magd des Hauses will den vorher zum Scheine abgereisten Kammerdiener des Rittmeisters am Tage des unbegreiflichen Verschwindens eurer Braut, verkleidet, wieder im Markte bemerkt haben. Solche Gräuel sind zwar nicht selten heut zu Tage. — Mariens alter Vater aber — überlebte diesen harten Schlag des Schicksals nicht; — auch er ruht im Frieden! — Deckte doch auch uns der Hügel und schirmte uns vor solchem Elend, solcher Schmach und Sklaverey!! —“ — So endete mein Paul. Ich aber theile nicht seinen Wunsch. Nur ein Verlangen durchglüht meine Seele, aber mit Flammen der Hölle: das Verlangen zehnfacher Wiedervergeltung all des Jammers, den Oestrreichs Henkersknechte über unser unglückliches Land gebracht. Mich in die Reihe unserer Peiniger zu stellen, mir Einen davon, den Besten auszulesen, die Schande meines Vaters an ihm zu rächen, mit Folterqualen das Leben meines theuren Bruders von ihm zu fordern, das Mädchen meiner Seele durch unaufhörlich neue Martern von ihm rückzuverlangen, und das von Gram gebrochene Daseyn ihres edlen Vaters; — endlich was mehr ist als Alles dieß, das Elend des Vaterlandes bei jedem Dolchstoß ihm in's Ohr zu donnern, — das genügte zwar der Rache eines Rasenden; aber ein höheres würdigeres Ziel der Vergeltung liegt vor uns, ein offener, unermüdeter, unversöhnlicher Kampf gegen unsere Unterdrücker und die Verfolger unseres geliebten Fürsten. An diesem Kampfe den glühendsten Antheil nehmen, ist eine gerechtere Rache! Mein alter Paul entdeckte mir Eure Zusammenkunft zur Berathung in der allgemeinen Noth; ich fand den Weg hieher mit Gottes Hilfe, und flehe Euch nun an, mich wieder einzuführen in die Reihen meiner Mitbürger und mir ihr Vertrauen zu erwecken. Unsere rüstige Jugend hat sich zwar in vielerlei Verstecken den mordenden östrreichischen Reitern entzogen, aber auf den ersten Ruf des Vaterlandes wird sie zu den Waffen eilen. Laßt uns darum nicht länger zögern, der Augenblick ist günstig.

Pfarrkirchen besitzt eine dem Feinde noch unbekannte Rüstkammer; — was aber mehr ist als dieß, es besitzt einen Mann, fähig das Vaterland zu retten. Wer von Euch kennt den edlen Freund der Bedrängten, Georg Sebastian Plinganser nicht? Ich aber kenne näher noch seinen festen, unerschütterlichen Charakter, seinen Muth, seine Klugheit, seine heiße Vaterlandsliebe! Ihn laßt uns zum Anführer wählen. Mir sagt's mein Geist, daß er uns zum Siege führen werde! Darum prüfet meinen Vorschlag: Morgen zur gleichen Stunde, laßt uns in allen den hier vertretenen Gemeinden die Sturmglocke läuten, dann von allen Seiten nach Pfarrkirchen ziehen, uns dort mit dem reichen Waffen-Vorrath versehen, und dann unverweilt aufbrechen, dem Feinde entgegen, zur ersten glorreichen Waffenthat!" —

„So seys, mein glühender Held," — vollendete der Freyherr von Lier. Ich billige diesen Vorschlag und sanktionire ihn im Namen unseres geliebten Fürsten! In offenem Felde, Mann gegen Mann, zeige sich unser alter ruhmgekrönter Muth, nicht im sizilianischen Vesper-Mord. An beiden Ufern des Inns, der Isar und der westlichen Donau, im Rott- und Vilsthale, und in den Thälern der bayrischen Alpen, die ich mit vielfacher Lebensgefahr bereiste, sind Tausende des ersten Winks gegenwärtig, sich kämpfend zu erheben. Nie war der Aufstand eines Volkes gerechter, nie ist er für eine heiligere Sache unternommen worden! Die gezwungenen abgedankten Tapfern des vaterländischen Herres glühen, sich mit unsern Unterdrückern zu messen! Haben wir uns irgend eines Passes an der Donau bemächtigt, und uns nur so lange da gehalten, bis ein französisches Heer uns zu Hilfe eilt, so ist bei der weiten Entfernung der kaiserlichen Armeen, die jetzt in Italien und am Rheine beschäftigt sind, in wenig Wochen unser Vaterland von den rasenden Feinden frey. Darum, meine Brüder! Muth, Ausdauer und Verschwiegenheit, bis der ernste Augenblick der Ausführung naht, bis die erste Sturmglocke tönt. Auch für den Kammer-Sekretär Georg Sebastian Plinganser stimme ich in der Wahl des Hauptes der Landesvertheidiger; er ist unserm gnädigsten Fürsten aufs Rühmlichste bekannt und genießt sein Vertrauen. Jetzt aber vereinige uns näher noch ein gemeinsamer, heiliger Schwur:

„Wir schwören zu Dir Allmächtiger, eher Gut und Blut, Leib und Leben zu lassen, als treulos von dem gerechten Kampfe für das unterdrückte Vaterland abzustehen, und unser höchstes Kleinod, unsere durchlauchtigsten Prinzen in Feindes Hand zu geben, so wahr Du uns einst gnädig seyn mögest im Gerichte!“ Amen.

„Und nun meine Freunde, laßt uns ruhig und vorsichtig auseinander gehen, ehe uns der Morgen überrascht!“ — Nach diesen Worten drückten sich die Versammelten schweigend, aber mit heiterem entschlossenem Muthe die Hände, oder umarmten sich in tiefer Rührung. — Auch Meinharden sagte der Blick manches Biedermannes: „Ich ehre und liebe Dich, trotz dem, was Dein Vater an uns verbrach!“ — Schnell erloschen hierauf die Fackeln und gleich Mitternachts-Gespenstern verlor sich eine Gestalt nach der andern, lautlos auf der obersten Stufe der Treppe, die das zweideutige Licht des blassen Mondes nur schwach beschien.

Ehe Meinhard, einer der Letzten, der den Versammlungs-Ort verließ, die Stufen betrat, wandte er sich noch einmal zurück zu dem Freyherrn, und sprach:

„Edler Herr! Sie sind heute für meine Ehre in die Schranken getreten; — sie war das letzte, was mir übrigblieb von den Gütern dieses Daseyns; gebiethen Sie darum über mein Leben, wenn es in demselben Momente nicht dem Vaterlande gehört!“ —

„Braver, würdiger Mann!“ entgegnete der Freiherr — Meinhard umarmend, — „werden Sie mein Freund und Ihre Schuld ist abgethan! Für heute Nacht aber gönnen Sie mir einen Ruheplatz in dem Hause Ihres Vaters, dort werden mich Oestrreichs Spione am wenigsten suchen!“

Als Beide die oberste Stufe erreicht hatten, waren bereits die Mitglieder der Versammlung nach allen Richtungen hin spurlos verschwunden. Auch den Freyherrn und Meinhard deckte kurz darauf das Dunkel des Waldes.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 21tes Stück.

Fürstenliebe und Unterthanen-Treue der Bayern,
oder
die Volksschlacht bei Sendling;

historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahre 1705

von

Georg v. Krämer.

(Fortsetzung.)

II.

Zäh'm Deine Leidenschaft!
Bleibt sie Dein Sklave nicht, —
So wird sie Dein Tyrann!

Löwen.

Von seiner frühesten Jugend an hatte Meinhard die schwere Hand eines harten Schicksals empfunden. Er entsproß aus einer Verbindung, die sein Vater aus Eigennutz und Gewinnsucht schloß, und darüber ein treues Herz, das ihm mit inniger Liebe ergeben war, in tiefem Gram vergehen ließ. Meinharden ward nicht das Glück zu Theil, einem treuen Vaterherzen zu begegnen, in das

er die kindlichen Gefühle seiner eigenen Brust vertrauungsvoll hätte niederlegen können.

Schon in den ersten Jahren, als ein gleichgültiges Unterpfand einer liebelosen Ehe behandelt, wurde der Knabe späterhin dem Vater um so verhaßter, je mehr er sich bey seinem tiefen Gemüthe an die gekränkte und vom Kummer getäuschten Lebens-Glückes niedergedrückte Mutter anschloß. Als endlich der Gram die letzte Jugendblüthe, den letzten Reitz von dem Gesichte der Dulderinn abgestreift hatte, als die dem undankbaren Gatten eingebrachten Glücksgüter von ihm, durch seinen Hang, Groß zu thun, und durch seine Verschwendung vergeudet waren, und die Gattin ihm nun nichts mehr war, als ein Hinderniß, die verhaßten Bande zu lösen, um sie mit neuen zu vertauschen, wurde mit der herzlosen Begegnung derselben, auch die Behandlung des Sohnes täglich härter und abstoßender, und immer tiefer verwundet, wendete sich endlich des Kindes Herz von dem Vater schmerzlich ab. Die stillen, aber um so tiefer nagenden Leiden der Mutter untergruben bald darauf ihr edles Leben! —

Jubelnde Hochzeitlieder, die kurze Zeit nach ihrem Tode in dem Hause des Richters auf's neue erklangen, verwischten schnell die letzte Spur der Trauer, und nur in Meinhards Herzen lebte innige Liebe und dankbares Andenken an die Verblichene fort. Jetzt aber fühlte der arme Knabe mit der väterlichen Härte den Haß einer Stiefmutter vereint auf sich lasten.

Dieses unglückliche Loos des guten, offenen, hoffnungsvollen Kindes endete jedoch, als dessen Oheim, der Pflegkommissär von Eggenfelden sich edelmüthig um dasselbe annahm, und es mit leichter Mühe dahin brachte, daß ihm Meinhard zur Erziehung übergeben wurde. — Späterhin, als die Stiefmutter ebenfalls einen Sohn gebar, erhielt er von dieser und dem durch sie beherschten Gatten mit Freuden volle Vaterrechte über den Knabe-

Nun ging ein neues Leben voll Wonne und jugendlicher Glückseligkeit für Meinhard auf. Wie die Pflanze dem erquickenden Strahl der Sonne, so öffnete sich sein Herz, liebend dem edlen Pflege-Vater, und in dessen Gattin, die alle Tugenden der theuern verblichenen Mutter besaß, fand er bald die früh Verlorene wieder. Mehr aber als die früher nie genossene Wohlthat vereinter älterlicher Liebe, knüpfte ihn mit festen Banden die Seelengüte, die schwesterliche Hingebung, und die innige Vertraulichkeit der liebenswürdigen kleinen Marie, seiner Nichte, an das neue Vaterhaus. Bald waren die neuen Geschwister unzertrennlich, sie theilten Freud und Leid, hatten ihre kleinen Geheimnisse für das Angebinde des Vaters oder der Mutter, oder zu einer Wohlthat für einen armen Dorfbewohner. Dicht beisammen, kindlich liebevoll sich umschlingend, genossen sie gemeinschaftlich den Unterricht während des Winters; — der Frühling und Sommer führte sie hinaus in die blühende Natur, von Feld zu Feld, von Anhöhe zu Anhöhe, im Anblick der Wunder Gottes sich verlierend, mit der scheidenden Sonne und den aufgehenden Sternen die Allmacht über ihnen erkennend und preisend, und so ihre jugendlichen, gefühlvollen Seelen immer mehr erstarkend in dem Vertrauen auf die Vorsicht.

Auf diese Weise tauchten sich natürlich unvermerkt ihre Herzen täglich tiefer ineinander, und schnell war der Keim der innigsten Liebe in dieselben gelegt. Die Eltern Mariens sahen die wachsende Zuneigung ihrer Tochter zu Meinhard mit Freuden von Jahr zu Jahr in ernsterer und höherer Bedeutung sich entfalten. Sie liebten ihre Tochter, das einzige Pfand ihres glücklichen Bundes mit aller Zärtlichkeit um so mehr, als die vorgerückten Jahre des Vaters und die seit einiger Zeit eingetretene Kränklichkeit der Mutter keinen neuen Kinder-

seegen mehr hoffen ließen. — Das künftige Glück Mariens schien ihnen aus keiner Hand sicherer hervorzugehen, als aus der ihres Pflegebruders, dessen reines und edles Herz, dessen kraftstrotzende Gesundheit und dessen offener Geist den Menschenkenner frühe wahrnehmen ließen, daß aus ihm einst ein Mann erwachsen werde, der den damals schon vorauszusehenden Stürmen der Zukunft zu trotzen vermöge, durch eine Brust voll Muth, durch männliche Tugend und durch einen festen geläuterten Sinn.

Noch schlummerte zwar die wahre, allgewaltige Liebe in den Herzen Meinhards und Mariens, als sie die Stufen der Mannbarkeit erreichen; aber das Erwachen derselben schien nicht mehr fern zu seyn. Schon ergriff die Pflege-Geschwister eine verlegene Scheu während ihres Alleinseyns; schon vergaßen sie die Welt um sich her in wechselseitiger Betrachtung, und trotz ihres beiderseitigen Stillschweigens schien ihre Unterhaltung durch den blossen Wechsel der Blicke und den Tausch der Seelen himmlische Seligkeit für sie zu enthalten; — schon sah Marie träumend in den Mond und Meinhard hauchte nur sehnsuchtsvolle Melodien in seine Flöte; schon füllten sich des Mädchens Augen verstohlen mit Thränen der Angst, wenn Meinhard später als sonst von Pfarrkirchen zurückkehrte, wo ihn zwar nicht die gleichgültigen und kalten Eltern, wohl aber sein stiller, guter, mit aller Liebe an ihm hängender Stiefbruder Edmund, dessen schwächliche Gesundheit eine frühe Auflösung drohte, manchmal länger hielt; — schon waren sie sich wechselseitig der theuerste Besitz des Lebens — — aber das Geständniß wagte sich nicht über ihre Lippen. Da erhellte ihnen ein Ereigniß plötzlich die bisher unbekannte Sehnsucht und fachte die glimmenden Funken in ihren Herzen zur hellen Flamme an.

In die Himmels-Lust ihrer stillen Liebe versenkt saßen Marie und Meinhard am Abende eines sehr heißen Tages in dem schönen Garten am Hause. Plötzlich erscholl das Dorf herab ein wilder, verworener Lärmen und der deutliche Ruf: „Ein wüthender Hund! ein wüthender Hund, tödtet ihn!“ — Marie war aufgesprungen, um die Gefahr zu prüfen; aber kaum vor das Garten-Thor getreten, sieht sie das wuthschäumende, verfolgte Thier in den Hof ihres Hauses rennen und gerade auf sich zukommen. Eiskalt durchzuckt der Schrecken bei dieser Wahrnehmung ihre Glieder; unvermögend, zu fliehen, gelingt ihr zur Noth nur ein Sprung zur Seite; aber den Hund ganz nahe vor sich sehend, vergehen ihr die Sinne, und mit einem Schrey der tödtlichsten Angst sinkt sie bewußtlos nieder. Meinhard hatte vom ersten Augenblick der angekündigten Gefahr an, Marie nicht aus dem Auge verloren. Es war ihm nicht entgangen, daß das wüthende Thier seinen Weg in den Hof genommen hatte, und in schneller Entschlossenheit wollte er eben das Gartenthor zuwerfen, als Marien unglückseliger Weise dazwischen und nach aussen trat. Jetzt galt es das höchste Gut seines Lebens zu retten. Mit einem Satze über das Geländer stund er zum Schutz an Mariens Seite, und als der furchtbare Feind in dem hingesunkenen Mädchen bereits sein Opfer gefunden zu haben glaubte, und in wankendem Laufe sich demselben näherte, stürzte sich Meinhard mit freudiger Lebensverachtung dem gräßlichen Hunde entgegen; seine kräftige Hand faßte im entscheidenden Augenblicke glücklich des fürchterlichen Thieres Nackenhaut, hielt dasselbe weit von sich ab und hoch empor, und schleuderte dann mit aller Kraft der Jugend die geifernde Bestie an die nahe Mauer des Hauses. Hierauf im Nu einen mächtigen Pfahl aus dem Garten-Zaune reißend, stellte er sich dem

schrecklichen Feinde neuerdings muthvoll entgegen. Aber ein zweyter Kampf war nicht mehr nöthig, denn, ein wildes, gräßliches Geheul in abgesetzten Tönen aussto-ßend, sank der Hund mit zerschmetterndem Kopfe auf das Pflaster herab und verschied.

Unter dem Zujauchzen der Zuschauer dieses schauder-vollen Ereignisses trug hierauf der jugendliche Held die immer noch leblose Geliebte in das Haus; sie erwachte in seinem Armen, und als sie sich gerettet sah, — von dem mit Lebensgefahr gerettet, für den sie selbst freudig in den Tod gegangen wäre, sank sie, vor Entzücken wei-nend, an Meinhards Brust. Der Jüngling drückte einen seelenvollen Kuß, wie ihn die entfesselte erste Liebe giebt, auf Mariens Purpurmund und das Geheimniß ihrer wechselseitigen Sehnsucht war gelös't! — —

Selig und beseligend hielten sie sich lange Herz, an Herz, umschlungen, dann brach das Geständniß ewiger Liebe über Meinhards Lippen und Maria schwur ihm unwandelbare Treue. Die unterdessen unbemerkt einge-tretene Mutter, welche bei einer kranken Nachbarin ge-wesen war und mit wechselnder Todesangst und Seelen-wonne die Gefahr und Rettung ihres geliebten Kindes vernommen hatte, wurde bei diesem Anblick freudig und tief ergriffen, und dankte Gott, daß er zwei Herzen auf eine Weise vereinigt hatte, die sie ewig treu verbunden zu halten versprach.

Mit Entzücken nahm sie die beschämten Ueber-raschten in ihre Arme, legte ihre Hände in einander und segnete sie. Der kurz darauf heimkehrende Vater, der die edle Entschlossenheit Meinhards schon beim Ein-tritt ins Dorf vernahm und von der Mutter erfuhr, wie sich die Herzen der Liebenden gefunden hatten, ver-einte freudig seinen Segen mit der Gattin.

Welche Wonne-Tage giengen jetzt den Liebenden auf! — Doch wer die Seeligkeit der ersten Liebe empfunden, kennt die goldene Zeit eines Glückes, das keine Feder zu schildern vermag!

Wie aber alles überschwenglich Beglückende hienieden nicht von Dauer ist, so trat auch jetzt die künftige Bestimmung Meinhards mit gebiethender Nothwendigkeit, trennend zwischen diese himmlisch verlebten Tage. Die Zeit war gekommen, in welcher er die hohe Schule zu Ingolstadt besuchen sollte, die Rechte zu studiren, um einst in des Oheims Amt zu treten.

Die Trennung von den edelsten Wohlthätern seines Lebens, von Mariens Eltern fiel ihm schwer; schwerer die von der Geliebten, die ihm unter schmerzlichen Thränen wiederholt ewige Treue schwur. Leichter gelang ihm der Abschied von Pfarrkirchen; nur der gute, kranke Bruder Edmund, den er nun auf längere Zeit verlassen mußte, machte ihm das Andenken an seinen Geburtsort theuer! — Auf der hohen Schule angekommen, zog sich Meinhard in eine stille Wohnung zurück, widmete sich mit allem Feuereifer den Studien und fand nur Erholung in dem Briefwechsel mit seiner geliebten Maria und in den Zauberbildern, die ihm seine Phantasie über beseeligenden Hoffnungen der Zukunft vorspiegelte. — So verfloßen zwey Jahre. — Da störte der Tod unversehens das Glück einer beneidenswerthen Familie. Mariens Mutter starb; tief ergriff die Nachricht davon das dankbare Herz Meinhards, er hatte die Edle, wie seine eigene Mutter geliebt. — Marie hatte an ihr die treuste, beste Freundin verloren! — Ihr Vater wurde in dieser Zeit durch sein Amt von den immer ernster werdenden Verhältnissen Bayerns viel in Anspruch genommen, und vermochte seinem Neffen wenige Zeit zu widmen. Um so häufiger war daher der wechselseitige trö-

stende, hoffende — und sehnende, schriftliche Verkehr zwischen Mainhard und Marie. —

Gegen den Herbst desselben Jahres bezog Kilian Sturm, der Sohn des reichen Schultheißen von Pfarrkirchen, schon ein früherer Schulgefährte Meinhards, ebenfalls Ingolstadts Hochschule. Mit Empfehlungen an seinen Geburts-Ortsgenossen versehen, besuchte er denselben sogleich nach seiner Ankunft, fand aber an Mainhards eingezogener Lebensweise wenig Geschmack. Dieser nahm ihn zwar herzlich und brüderlich auf; als indessen Sturms wilde Lebenslust, sein ungeregeltes Betragen, und die unverhaltene Rohheit seines Umgangs ihn nach und nach erkennen ließen, daß ihm in dem Landsmann kein Freund nach seinem Herzen erwachse, zog er sich von Kilian, jedoch alles Aufsehen vermeidend und vorsichtig zurück. Dieß reitzte den hochmüthigen Sinn des stolzen Schultheißensohns und von da an war ihm jede Gelegenheit willkommen in Gesellschaft ähnlich gesinnter Genossen, den fleißigen und gesetzten Mainhard zu beleidigen. Dieser verfolgte indessen unbekümmert um das Urtheil der Schlechten, ruhig den Weg seiner Studien, und war nur selten öffentlich zu sehen. — Als ihn aber ein Universitätsfest einst an einen allgemeinen Belustigungsort führte, schien es der rachsüchtige Kilian darauf anzulegen, Mainhard persönlich anzugreifen.

Er nahm zu diesem Zweck seinen Platz in dessen Nähe, sprach viel von seinem eignen Muthe, seiner Geschicklichkeit in der Führung der Waffen und von seinem Glück im Zweikampfe, trank dabei ein Glas Wein nach dem andern, ging dann auf sein Glück in der Liebe über und endete mit rohen Zoten. Lange nahm Meinhard keine Kenntniß von dem sittenlosen Wüstling; als derselbe aber mit niederträchtigen Verläumdungen zum Vergnügen seiner Gefährten, und, wie es schien,

absichtlich, unter Anderem auch die Tugend eines unbescholtenen Mädchens, der Tochter eines sehr verdienstvollen Lehrers, verdächtig zu machen suchte, stand Mainhard entrüstet auf, maß deu Entarteten mit verachtendem Blicke, und sprach: „Ein Schurke ist in den Augen jedes rechtlichen Mannes, wer durch Verläumdung und Lüge die weibliche Unschuld mordet!“

Kirschbraun färbte der Zorn bei diesen Worten den Getroffenen; wüthend sprang er auf, griff nach seinen bleibeschlagenen Stocke und wollte auf den Beleidiger los! — aber die kalte Entschlossenheit Mainhards, der ein auf dem Tische liegendes Messer faßte, und drohte, es beim ersten Schlage in Kilians Herz zu bohren, so wie der Zusammentritt der besser gesinnten Studirenden hielten den betrunkenen Rasenden zurück. Des andern Morgens fand sich nun zwar eine Forderung zum Zweikampfe auf Meinhards Tisch; dieser aber strafte den Prahler mit einem tüchtigen Hiebe über das Gesicht. Es läßt sich denken, daß dadurch die Rachsucht des charakterlosen Menschen noch höher angefacht wurde; für jetzt indessen war an keine Ausführung derselben zu denken und bald darauf wurde er seines immer zügelloseren Betragens wegen, schimpflich von der Hochschule verwiesen.

Einen edlen treuen Genossen fand dagegen Mainhard um diese Zeit, an Georg Sebastian Plinganser, der ebenfalls die Rechte studirte und von der Natur in körperlicher und geistiger Hinsicht reich begabt war. Stets inniger fühlte Mainhard sich zu dem allgemein geehrten neuen Freunde hingezogen und ahnte nicht, als ihre schwärmerische Begeisterung das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes zum oftmaligen Gegenstande ihrer Unterhaltnng machte, daß der treue Arm, der ihn umschlang, einst kräftig das Schwert der Vergeltung

für Bayerns Freiheit führen werde. — Einige Monate nach Sturms Verweisung von Ingolstadt verließ auch Mainhard nach vollendeten Studien die hohe Schule. Das Haus seines Vaters fand er in Trauer. Seine Stiefmutter war wenige Tage vor seiner Ankunft einer herrschenden Krankheit schnell erlegen. Tief war durch den unerwarteten Verlust der Vater gebeugt; aber darum nicht herzlicher gegen Meinhard geworden, obgleich des armen Bruders Edmund sichtlich wankende Gesundheit dem Vater zu drohen schien — daß er ausser dem unverdient Gehaßten bald keinen Sohn mehr besitzen werde. Mit doppeltem Schmerz verließ daher Meinhard Pfarrkirchen. Das Wiedersehen der Geliebten, und ihres würdigen Vaters war dagegen ein hohes Fest für seine Seele. Marie trat ihm, zur blühenden Jungfrau herangewachsen, mit holder Verschämtheit entgegen. Die üppigen Formen der schönen Glieder, das strahlende liebeathmende dunkle Auge, die rosigen Lippen und Wangen, der stolze volle Nacken, von glänzend schwarzen Locken umspielt, machten sie zur vollendeten Schönheit, und diese verschwenderischen Gaben der Natur erhöhten noch die Reitze ihrer Bildung, Anmuth und weiblichen Würde. Mit holder Scham sank sie dem wiedergegebenen Geliebten an das Herz, freudig erstaunt über sein blühendes Antlitz, und seine kräftige männliche, edle Gestalt, und Haltung. Mehr aber als dieß entzückte Marie sein entfalteter Geist, sein vortreffliches Herz, und sein unverhaltener Enthusiasmus für Tugend und Recht! —

Noch schien indessen das Schicksal nicht geneigt, die Hoffnungen der Liebenden zu erfüllen. Immer ernster, drohender, gebiethender wurden die Zeiten. Die Pflicht für Fürst und Vaterland sprach immer mächtiger zu den Herzen jedes Bayern. Denn vergeblich für den Vortheil seines Hauses und seines Landes hatte der Churfürst Max

Emanuel nach dem Antritte seiner Regierung dem von den Türken hart bedrängten Oestrreich seine besten Unterthanen und seine Reichthümer geopfert, ja sogar für dessen Sache vielfältig sein eignes Leben gewagt; — vergeblich hatte der hochherzige Fürst, uneingedenk des Undankes, den Habsburg den unsterblichen Verdiensten seines Großvaters Maximilian I. und dem Edelmuthe seines Vaters Ferdinand Maria entgegensetzte, der zu Gunsten Oestreichs die ihm angebotene Kaiser-Krone ausschlug — fortwährend treu an Deutschlands, an des Kaisers Sache und dem Bunde seiner Freundschft gehalten. Kein Lohn war ihm dafür, keine Auszeichnung, keine Entschädigung geworden, ja nicht einmal ein aufrichtiger Dank. Da geschah es, daß der kinderlose König Karl II. von Spanien seinen Urenkel, Max Emanuels siebenjährigen Prinzen Joseph, zum Erben seiner Kronen erkohr und dem Vater die Statthalterschaft der spanischen Niederlande übergab. Max Emanuel nahm mit Freuden eine Erhebung an, die die Macht, die Größe und den Reichthum seines Hauses zu erhöhen versprach. Der junge Prinz von Asturien sollte als einstiger Beherrscher des größten aller Reiche in seinem künftigen Vaterlande erzogen werden. Zu diesem Zwecke wurde er jetzt nach Brüssel geführt. Die wichtige Nachricht hievon verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch Europa und erschütterte wie ein Donnerschlag die kaiserliche Burg zu Wien; denn es lag in Kaiser Leopolds Plan, die spanische Monarchie seinem Sohne Karl zu hinterlassen. Erklärlicher wird die Feindschaft Oestreichs, die nun gegen den Churfürsten von Bayern entstand, wenn man der Sage trauen darf, daß Max Emanuels Gattin, des Kaisers Tochter Antonia, zur feyerlichen Zusage gezwungen worden seyn soll, nichts von den spanischen Königreichen und Ländern anzunehmen, falls ihr oder ihren

Kindern dieselben angetragen oder übergeben würden. Gesetzt aber auch, es wäre dieser Nebenvertrag geschehen, wie konnte sich ein Fürst, zu dessen Erfüllung länger verpflichtet halten, dem der Kaiser selbst die Hauptbediengungen des Ehebündnisses mit seiner Tochter gehalten hatte, dem derselbe seit 14 Jahren nicht einmal das versprochene Heirathgut aushändigte, — der für alle Opfer von Gut und Blut, die von ihm zur Erhaltung habsburgischer Größe gebracht worden waren, nicht die mäßigste und gerechteste Entschädigung erhielt? Wie konnte endlich einem Vater zugemuthet worden, Kronen vom Haupte des geliebten Sohnes zu reißen, um sie großmüthig einem undankbaren und eigenmüthigen Verbündeten zu überlassen?! —

Schon regten sich ohne Rücksicht auf dieses, wenn es bestand, jedenfalls abgedrungene Uebereinkommen, in den Niederlanden tausend Hände zur prachtvollen Vorbereitung für die Abreise Josephs nach Madrid; — schon lagen 24 Kriegsschiffe segelfertig vor Amsterdam, um den gepriesenen Thronfolger nach Spaniens Küsten hinüber zu tragen; da erkrankte das königliche Kind wenige Tage nach seiner Ankunft in Brüßel, und hauchte kurz darauf unter Verzuckungen und Ahnmachten am 5. Februar 1699, nicht ohne starken Verdacht einer Vergiftung, sein Leben aus. Verzweiflungsvoll wüthete der in den Träumen der Glückseligkeit und Größe so gräßlich getäuschte Vater gegen sich selbst bei der Leiche seines Sohnes. Ohne Besinnung ward er weggetragen, und um ihm zu zerstreuen, gewaltsam aus Brüssel hinweggeführt.

Ein französischer Prinz wurde jetzt Erbe von Spaniens kurz darauf erledigtem Throne, und dem Gesandten Ludwigs XIV. konnte es nun nicht schwer werden, den Churfürsten durch glänzende Versprechungen für Frank-

reichs Sache gegen Oesterreichs Ansprüche zu gewinnen. Die Aussichten wurden für Max Emanuel in der Verbindung mit Frankreich wieder heller und günstiger; auf Frankreichs Seite lag nach aller wahrscheinlichen Berechnung Glück und Gewinn. Ludwig XIV. als Bevollmächtigter des neuen rechtmäßigen Königs von Spaniens übergab darum Max Emanuel die bisher von ihm verwalteten spanischen Niederlande, und derselbe kehrte, da der Würfel einmal geworfen lag, zum muthigen Kampfe nach München zurück.

Dieser Kampf brach auch bald darauf blutig aus, und nachdem er drei Jahre hindurch mit abwechselndem Glücke gewüthet hatte, endete er für Bayerns Schicksal durch die unglückliche, von Max Emanuel und Tallard gegen Marlborough und Eugen von Savoyen verlorne Schlacht bey Höchstädt. Die gänzliche Unterjochung Bayerns durch Oestreich war des Kampfes unglückseliger Erfolg! — Zur Zeit des Beginnens dieser schrecklichen, unter dem Namen des spanischen Erbfolge-Krieges näher bekannten Krieges war es, als Mainhard nach Eggenfelden zurückkehrte. Seine nächste Bestimmung konnte nicht lange mehr zweifelhaft bleiben, als das Vaterland seine Söhne zu den Waffen rief. Mainhards glühende Liebe für dasselbe, das Bewußtseyn seiner Kraft, und die Ueberzeugung, daß ein treues Herz und ein kräftiger Arm dem tapfern Churfürsten nicht unerwünscht seyn werde, kam dem innigsten Wunsche des patriotischen Oheims, ihn im Kampfe für die gerechte Sache nicht fehlen zu sehen, entgegen. Die hochsinnige Marie verbarg muthig ihren tiefen Schmerz, des Geliebten höherer Pflicht zum Vaterland weichend; sie bestand die neue schwerere Trennung, die eine Trennung für das Leben werden konnte, mit der Festigkeit einer großen Seele.

Meinhard ging mit Empfehlungen versehen, zum vaterländischen Heere ab. — Er hätte sie nicht bedurft; denn bald zeichnete er sich durch Muth und Entschlossenheit, durch Ausdauer und Geschicklichkeit rühmlich aus und seine Beförderung zum Offizier auf dem Schlachtfelde von Höchstädt, wo die glänzenden Beweise seiner Tapferkeit selbst dem Churfürsten nicht entgingen, war eine sprechende Anerkennung seines Verdienstes zu einer Zeit, wo es die bestehenden Militär-Einrichtungen in Bayern mit sich brachten, daß die meisten Offiziers-Stellen vom Staate verkauft wurden. Bis zu dieser verhängnißvollen Schlacht hatten Meinhards Verwandte, hauptsächlich seine Theuersten zu Eggenfelden, wenn auch nicht regelmäßig in der Zeit, doch vielfältig, tröstliche Nachrichten von ihm erhalten, und Mariens Herz, obgleich fortwährend von Angst gefoltert, erstarkte doch wieder auf längere Dauer durch die erhaltenen Briefe und die Hoffnung, daß des Himmels Gnade den Geliebten nicht verlassen werde. Als aber bereits Wochen verflossen waren, ohne daß, nach dieser, Bayern vernichtenden Schlacht, irgend eine Kunde von Meinhard eintraf, — als endlich dunkle Gerüchte von seinem Tode sich mit immer mehr Wahrscheinlichkeit verbreiteten, da erlag sie dem ungeheuren Schmerze und verdankte nur der Kraft ihrer Jugend die Rettung von einem mondenlangen schrecklichen Fieber, das sie niederwarf.

(Fortsetzung folgt.)

Liebestreue.

Anfangs Dezember 1829 ging aus Plymouth ein Transport Verurtheilter nach Botany-Bay ab. Unter

hnen zeichnete sich ein junges Frauenzimmer von höchstens zwanzig Jahren aus, dessen traurige Miene und anstandvolle Haltung auf's Sonderbarste gegen die Frechheit und Gemeinheit der übrigen Gefangenen abstachen. Sie war sehr gut gekleidet und bedeckte sich das Gesicht mit ihrem Schnupftuche, um den neugierigen und indiscreten Blicken zu entgehen. Im Augenblicke der Einschiffung sah man Thränen ihren Augen entströmen, und tief aufseufzend warf sie einen letzten Blick auf ihr Vaterland, bevor sie mit den andern Verurtheilten in das Zwischendeck hinabstieg. Welch' ein auffallender Contrast, daß diese junge Person, die in einer der besten Anstalten Londons erzogen worden war, sich unter einem Gesindel von Frauen befand, die wegen liederlichen Lebenswandels und Diebstahls zur Deportation verurtheilt worden waren. Einer der Schiffsbeamten nahte sich ihr, um ihr ihren Platz anzuweisen. Sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen und setzte sich stumm auf die ihr bestimmte Stelle. Als dieser Beamte sie in Thränen zerfließen sah, fragte er sie, ob sie etwa um eine besondere Gnade zu bitten habe, indem er sich bei dem Kapitän verwenden wolle, um sie ihr zu verschaffen. „O nein," — antwortete sie mit bewegter Stimme — „ich brauche nichts; ich bin glücklich!" — da das Schiff erst am folgenden Morgen die Segel lichten sollte, sprach dieser Beamte aber doch mit seinem Kapitän, der neugierig war, zu erfahren, wer die junge Person sey. Er ließ sie also in seine Kajüte rufen, und befragte sie deßhalb. Anfangs wollte sie nicht antworten, da aber der Kapitän mit herzlicher Theilnahme näher in sie drang, antwortete sie: „Herr Kapitän, ich bin vor vier Monaten von den Assisen-Gerichten zu Exeter zu sechsjährigen Deportation verurtheilt worden. Ich war strafbar, das Gesetz traf mich verdient, und ich bitte sie, mir nicht schmerzliche

Erinnerungen zu wecken, wenn sie mich zwingen, Ihnen meine Geschichte zu erzählen.“ — Der Kapitän ließ ihr jedoch eine besondere Kajüte anweisen, und erneuerte zwei Stunden nachher seine Fragen und Bitten. Von seiner Güte gerührt, entdeckte sie ihm nun Folgendes!

„Ich heiße Precilla Dewar und gehöre einer der ersten Familien Edinburgs an. Vor neun Monaten entfloh ich meinem väterlichen Hause mit George Scott, den ich leidenschaftlich liebte, und welchem meine Eltern meine Hand verweigerten. Wir besaßen nur noch wenig als wir in Newton Bushell ankamen. Mein Geliebter verbrauchte hier dieses Wenige vollends, und ging dann nach Exeter, um dort eine Anstellung zu suchen. Da er sie nicht fand, entfremdete er bei einem Juwelier einen Ring. Man bemerkte es, er ward festgenommen und zur Deportation verurtheilt. Seit er nach Botany-Bay abgeführt worden, ist mir das Leben zur Last. Ich weiß, daß ich die Ursache seines Unglücks bin, und habe daher sein trauriges Loos theilen wollen. So lange er noch im Gefängnisse war, arbeitete ich bei einer Nätherin. sah ihn und unterstützte ihn durch den Ertrag meiner Arbeit. Seit er nun fortgebracht worden, war ich entschlossen, mich auch verurtheilen zu lassen. Es gab nur zwei Mittel dazu, Diebstahl oder schlechten Lebenswandel. Ich zog das erstere vor. Eines Tages, als ich zu einer Dame ein Kleid hintrug, an welchem ich genäht, entfremdete ich aus ihrer Toilette ein Armband. Man nahm mich fest, verurtheilte mich nach einem falschen angenommenen Namen, und meine Familie weiß nichts von meinem Schicksale. Ich bin glücklich, weil ich meinen Geliebten wieder sehen und mit ihm neu vereint seyn werde, muß jedoch herzlich weinen, wenn ich an meinen Vater und meine Schwestern denke.“

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 22tes Stück.

Fürstenliebe und Unterthanen-Treue der Bayern,

oder

die Volksschlacht bei Sendling;

ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahr 1705

von

Georg v. Krämer.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit ihrer langsamen Wiedergenesung kam Kilian Sturm, der nach einem fortgesetzten wilden und unstäten Leben, in welchem er auch die Laufbahn der Waffen versucht hatte, und sich rühmte in der Schlacht bei Höchstädt mitgekämpft zu haben, in seine Heimath zurück. —

Der Schultheiß, sein Vater, benützte diesen ersten Ruhepunkt in dem ungeregelten Leben seines Sohnes, seinen lang gehegten Wunsch, diesen einst in dem Amte eines Richters zu sehen, zur Verwirklichung zu führen, und brachte daher Kilian nach Eggenfelden zu dem weitläufig anverwandten Pfleg-Commissär, Mariens Vater, in den übenden und ausbildenden Dienst. Nur höchst ungern gehorchte der Sohn dem Vater, ihm gerade an die-

sen Ort zu folgen; denn sein Bewußtseyn und das natürliche Mißtrauen, das jeder entsittlichte Mensch gegen den guten hegt, ließen Kilian befürchten, in Eggenfelden, der zweyten Heimath Meinhards, sich nicht gut angeschrieben zu finden. Als aber der würdige bejahrte Beamte ihn herzlich und väterlich empfing und ihm freundlich zusprach, durch ein edleres Betragen die Verirrungen seiner Jugend wieder gut zu machen, erhielt Kilian Gewißheit, daß sein künftiger Vorgesetzter wohl Kenntniß von seiner früheren ungezügelten Lebensweise habe, daß aber Meinhard keineswegs sein Ankläger geworden sey. Mehr aber noch als diese unerwartete freundliche Aufnahme, zog ihn der erste Anblick Mariens an, dieses wahrhaft herrlichen Mädchens, noch interessanter geworden durch ihre stille Melancholie und die Bläße ihres schönen Angesichts, die letzte Spur der kurz erst überstandenen schweren Krankheit. Die heißeste Liebe zn ihr entbrannte sogleich in Kilians Herzen, und wenn er auch keiner reinen Neigung fähig war, so machte doch die Würde ihres Benehmens und der Adel ihrer Seele einen solchen Eindruck auf ihn, daß er ihr nur mit wahrhafter Ehrfurcht nahte. Bald aber wurde es ihm klar, daß Marie seine immer heftiger werdende Neigung niemals theilen werde. Der Entschluß ihres edlen Herzens, die einmal geschworne Treue auch dem Todtgeglaubten redlich zu halten, war durch Sturms Bewerbungen, die sich bald in erkünstelter Schwermuth, bald in kriechender Schmeicheley aussprachen, keineswegs zu erschüttern. Der Dulderin Herz bedurfte vor Allem der Ruhe, und der unwillkommene Zudringliche, der Störer des letzten Glücks, das ihr geblieben war, des Andenkens und der Erinnerung an den verlornen Heißgeliebten, vermochte natürlich die Neigung der Leidenden nicht zu gewinnen. Zudem war der Abstand äußerer Anmuth zwischen Meinhard

und dem neuen Bewerber um ihre Liebe zu groß und abstoßend, als daß dieser Umstand selbst ein flatterhafteres Mädchenherz hätte wankend machen können.

Als Kilian, der mit dem bittersten Haß gegen den glücklicheren Nebenbuhler, den das Schicksal bestimmt hatte, ihm überall störend in den Weg zu treten, und mit täglich zunehmender Liebesqual die Treue Mariens später dadurch versuchen wollte, daß er ihr erzählte, wie Meinhard auf der hohen Schule die von einem Studirenden angefochtene Ehre eines Mädchens mit seltenem Edelmuth und mit Gefahr seines Lebens vertheidigte, — (er glaubte Gewißheit zu haben, daß Marien dieß bisher unbekannt geblieben sey, und baute mit schlauer Berechnung auf die Erfahrung, daß auch das vertrauendste weibliche Herz dadurch beunruhigt werde, wenn der Geliebte für eine Fremde, sey sie auch die Unschuld und Tugend selbst, sein Leben wagt) — als er hierauf dem Todtgeglaubten zwar viele Tugenden beilegte, jedoch zu bezweifeln schien, ob sein Ehrgeitz und seine Ruhmsucht ein Herz, wie das Mariens zu beglücken vermocht hätte, und dagegen ihr erklärte, wie heiß und innig er selbst sie liebe, und nur ihrem Glücke leben würde, — da stand der heuchlerische Verläumder deutlich vor ihr; denn das erwähnte Ereigniß auf der hohen Schule zu Ingolstadt war Marien durch ihren Vater wohl bekannt geworden, dem es ein treuer Freund mit allen Lobpreisungen des jungen hoffnungsvollen Meinhards berichtet hatte. Mit ruhiger Würde entgegnete sie daher dem Versucher: „Ihr werdet es gerecht finden Herr Sturm, daß ich in Eueren eigenen Angelegenheiten mich jeden Urtheils enthalte, da Ihr selbst Derjenige seyd, gegen welchen der von Euch Angeklagte zur Vertheidigung untergrabener Frauen-Ehre gekämpft hat!“ Mit einem Blick entschiedener Verachtung

verließ sie hierauf das Zimmer und mied von diesem Tage an ängstlich seine Gesellschaft.

Dieß war mehr, als Kilians von Haß und von heißer ungestillter Begierde zerrissenes Herz zu ertragen vermochte, und wenn er auch fortfuhr, Marien äußerlich achtungsvoll zu begegnen, so lechzte doch sein Inneres nach Rache.

Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Die östreichischen Ueberwinder hatten das unterjochte Bayern überschwemmt und in demselben Quartiere bezogen.

Der Rittmeister Graf Mohrberg erhielt mit seiner Escadron in Eggenfelden seinen Standort und nahm bei dem Pflegrichter sein Quartier. Schon die erste Zusammenkunft des neuen Gastes mit Marien, in Gegenwart Kilians, ließ den letzteren errathen, welchen tiefen Eindruck das schöne Mädchen auf den Offizier gemacht habe. Die freundliche Aufmerksamkeit, die Maria dem Grafen schenkte, aus Rücksicht der natürlichen Angst gegen einen siegreichen Feind, der zugleich gebietender Gast war, zerriß Kilians Seele anfangs mit wüthender Eifersucht; da er jedoch bald in dem neuen, mächtigen Nebenbuhler einen flatterhaften Wüstling erkannte, auch seine eigene Hoffnungslosigkeit täglich deutlicher wurde, erwachte in ihm der rachsüchtige Plan, Mariens Unschuld verderben zu helfen. —

Diese blieb indessen ihrem Schwur getreu; sie bezeugte dem Grafen zwar alle ihm gebührende Achtung, aber ihr Herz hatte nicht den geringsten Antheil daran. Jede ernstere Annäherung desselben wies sie mit Würde zurück und entflammte dadurch die heißen Wünsche des Grafen immer mächtiger, je weniger sie je erfüllt zu werden schienen. Diese Wahrnehmung benützte Kilian mit meisterhafter Schurkerei. Heuchelnd nahte er sich dem Offizier, der ihn vorher wenig beachtete, log demsel-

ben die innigste Ergebenheit, und ließ merken, wie es ihm scheine, daß Marie, trotz ihrer Verstellung, besondere Neigung zu ihm hege, und daß sein Sieg leicht seyn werde, wenn er nur Muth und Geduld nicht sinken lassen wölle. Der junge Graf war innig erfreut, so unerwartet einen einflußreichen Bundesgenossen an einem der Hausbewohner selbst gefunden zu haben, und schloß sich an Kilian an, mit ihm gemeinschaftlich Entwürfe schmiedend.

Als aber keiner der hinterlistigen Pläne der Verbündeten ein glücklicheres Resultat lieferte, und Mohrbergs täglich mehr entflammte Sinne um jeden Preis ihr Opfer forderten, glaubte er, sich vorher Kilians fest versichern zu müssen, um das einzige noch übrige Mittel, eine gewaltsame Entführung Mariens auf eines seiner Güter an Böhmens Gränze, mit dessen Hilfe desto sicherer ins Werk zu setzen. Es konnte ihm nicht schwer fallen, den Ehrlosen durch glänzende Versprechungen gänzlich vom Vaterlande zu reißen, und von ihm den Eid zu erlangen, sich Oesterreichs Dienste zu widmen, in welchem er ihn durch Verwendungen emporzuheben verhieß, wenn er ihm zur Ausführung seines Vorhabens mit Marie, behülflich seyn wolle. Mit freudiger Ueberraschung hörte Kilian den Antrag; der Graf war ihm zuvorgekommen.

Sein unglückliches Vaterland konnte ihm keine Hoffnungen, wie das siegende Oesterreich, biethen, und ein Gönner, wie Graf Mohrberg, schien ihm wohl eines Meineides werth. Auch versprach seine heftige Liebe zu Marien sich deren Besitz immer noch, wenn auch aus zweiter Hand; denn Kilian sah wohl voraus, daß der Leichtsinn und die wilde Lebenslust des Grafen ein abgenütztes Kleinod bald wieder wegwerfen werde, und daß er selbst dann die Hilflose und Verlassene geneigter fin-

den werde, seiner Neigung Gehör zu geben. Der Plan zu Mariens Verderben war bald gemacht und eben so leicht ausgeführt.

Der vertraute Kammerdiener des Grafen mußte — um jeden Verdacht zu entfernen — einige Tage vor Mariens Entführung auf Mohrbergs ausdrücklichen Befehl bei dem alten Vater Mariens sich anfragen, ob er in München, wohin ihn sein Auftrag führe, Geschäfte besorgt zu wissen wünsche und sich dann beabschieden.

In der darauf folgenden Nacht indessen kehrte der Diener, nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, wieder nach Eggenfelden zurück und hielt sich im Markte verborgen. Marie erleichterte die Ausführung des Plans ihrer Feinde unerwartet selbst. Nichts Arges ahnend, kehrt sie gegen Abend des nächsten Tages von dem Besuche bei einer armen, kranken, und von ihr gepflegten Frau zurück, die in einer entlegenen Gasse wohnte. Da tritt ihr ein Bettler entgegen, fleht sie um der himmlischen Gnade willen an, sich seines Weibes und seiner Kinder zu erbarmen, die in der letzten Hütte der Straße mit dem Hungertode zu kämpfen gezwungen seyen. Von Edelmuth und Wohlthätigkeit getrieben, folgt sie dem Bettler sogleich in die ferne dürftige Hütte nach, mit dem Vorsatz, vorerst die Unglücklichen durch Trost, dann durch helfende That aufzurichten. — Jedoch kaum über die Schwelle der dunklen Behausung getreten, fühlt sie sich von starken Armen festgehalten, und hört die Kammerthür hinter sich verriegeln. —

Auf einen Schrey der Angst und Ueberraschung giebt ihr eine nicht ganz unbekannte Stimme die Versicherung, daß bey dem ersten Hülferuf ihr Leben in Gefahr stehe, daß keine Gewaltthätigkeit an ihr statt finden werde, daß sie aber sich bereiten solle, so lieb ihr das Leben ihres Vaters sey, ohne die geringste Widersetzlichkeit und ohne

Aufsehen zu erregen, ihrem Führer sogleich zu folgen. Von Entsetzen betäubt verläßt sie daher willenlos und von dem Fremden am Arme gefaßt durch eine Hinterthüre, die auf die nahe Landstraße führt, die Hütte, und findet sich, ehe sie sich's versieht, in einen Wagen gehoben, der in raschem Laufe mit ihr dahin rollt. —

Unterdessen wurde sie zu Hause von ihrem alten Vater mit einer Ungeduld erwartet, die sich in immer höher steigende Angst verwandelte, als die Nacht und der folgende Morgen ohne eine Kunde von ihr verstrichen. Graf Mohrberg und Kilian spielten ihre Rollen meisterhaft, forschten in allen Richtungen nach der Verlornen, kehrten aber jeden Abend, an Hoffnungen ärmer, an Trost-Gründen unversiechbar, zu dem verzweifelnden Vater zurück. Dieser überlebte den unersetzlichen Verlust, den härtesten Schlag des Geschicks, bei seiner ohnehin untergrabenen Gesundheit nur wenige Tage. — —

Allerdings folterte dieser unerwartet schreckliche Ausgang das nicht verhärtete Herz des Grafen mit Angst und Reue; als aber die an das Verbrechen mahnende Leiche der bergenden Erde übergeben war, schlug sein Gewissen bald wieder ruhiger und die Urheber trennten sich nun, die Früchte ihrer Unthat zu genießen. Mohrberg ging mit Urlaub nach Böhmen, Kilian aber vorerst nach Pfarrkirchen zurück, nachdem ihn der Graf mit Empfehlungsbriefen an mächtige Freunde versehen hatte.

So verdorben Kilians Herz war, so fühlte er sich doch gedrungen, noch einmal seinen Vater zu umarmen, ehe er sein Vaterland treulos zu verlassen beschloß. Aber wer beschreibt die freudige Ueberraschung, die ihn ergriff, als diesrr den Plan der verschworenen Gemeinden vor ihm enthüllte, ihn aufforderte, statt seiner, den die todtkranke Gattin zurückhielt, der Berathung in der Ruine beizuwohnen, und so sein Geburtsort zu vertreten!

Zwar schauderte ihm anfangs bei dem unwillkührlichen Gedanken, wie sichtbar die Hölle mit ihm sey, und ihm auf seinem verbrecherischen Wege die glücklichsten Zufälle sende; aber bald rang sein Ehrgeitz dieses schwarze Schattenbild nieder! Wie ein Dürstender den lang entbehrten Trunk, so verschlang daher sein böser Vorsatz auf der Ruine die Enthüllung des vorbereiteten und jetzt näher berathenen allgemeinen Aufstandes der Landleute mit heißer Gier, und sein Entschluß war gefaßt. Er fürchtete nur, wie das rächende Gewissen sich selbst immer am meisten fürchtet, von den Versammelten durchschaut, und auf der Richtung seiner treulosen Gedanken erkannt zu werden. Wollte auch zuweilen die Erinnerung an das Elend und die Noth seines Vaterlandes, an die Grausamkeit der Feinde desselben, denen er sich hinzugeben entschlossen hatte, ihn wankend machen, so verlöschten die Hoffnungen einer glänzenden Zukunft schnelle wieder die letzten Funken seines patriotischen Gefühls. Als aber die Aufregung der durch die Reden der Gemeinde-Vorsteher zum Kampfe entflammten Versammelten einen immer heftigeren Character annahm, und als endlich gleich dem lang gefesselten Strome, dieser Sturm der Gemüther den letzten Damm zu durchreißen und die tollkühne Entschlossenheit der Versammelten seinem schwarzen Plane zuvorzukommen drohte — da übergoß Kilians Wangen die gelbe Farbe wuthvollen Ingrimms und unmächtigen Zorns, und er hätte im ersten Augenblicke den unerkannten, kühnen Fremdling an sein Herz drücken mögen, der durch seinen weisen Muth die stürmischen Gemüther beschwichtigte. Wer aber vermochte den innern, in dem bezeichneten Augenblicke von allen Furien der Hölle gefolterten, Gemüthszustand Kilians zu schildern, als er bald in dem kühnen Fremden, Meinhard, den todtgeglaubten, tödtlich gehaßten und — so mahnte ihn

furchtbar sein Inneres — nach Allem, was geschehen war, von ihm blutige Rechenschaft fordern werdenden Meinhard erkannte!! —

Entsetzen, Wuth, Angst und Gewissensbisse bemächtigten sich abwechselnd seiner Seele und nur die schnelle Vernichtung des Gefürchteten schien ihm noch Rettung zu gewähren. Darum die leidenschaftliche Anklage Meinhards, die allerdings nach schlauer Berechnung um so tieferen Grund fassen mußte in den empörtern Gemüthern der Anwesenden, als die ihnen bekannte Flucht des Vaters ins österreichische Hauptquartier ein mächtiger Zeuge gegen des Sohnes Treue war, und als der ihnen unbekannte Grund der längeren Abwesenheit Meinhards aus der Heimath allerdings verdächtige Deutungen nicht ausschloß.

Hätte aber auch der letzte Rest der Liebe zum Vaterlande in Kilians Brust bis jetzt über sein verbrecherisches Vorhaben gesiegt, so würde denselben sein furchtbarer Haß ge en Meinhard und der daraus hervorgehende Durst nach Rache vollends erstickt haben, als er den Todfeind im Schutze des Freyherrn von Lier und von den übrigen Versammelten nach und nach zutrauensvoll aufgenommen sah. Der durchbohrende Blick, den Meinhard, so schien es Kilian, gerade ihm bei der schmerzlichsten Stelle seiner Vertheidigungs-Rede, der gewaltsamen Entführung Mariens zuwarf, und den er auch, ohne die Stimme seines Gewissens für Argwohn hätte halten müssen, obgleich dieser Blick Meinhards ganz zufällig nach jener Richtung ging, gab ihm die Ueberzeugung, daß ihm jetzt keine Wahl mehr übrig bleibe, und er dankte dem Bösen, der ihm den verhaßten Nebenbuhler in die Hände gab.

Unter den Ersten der Versammelten, die die Ruine verließen, war demnach Kilian, und es mochte wohl Man-

chem der Heimkehrenden unerklärlich seyn, warum gerade der leidenschaftliche Verfechter ihres Bündnisses gegen einen vermeintlichen Verräther, Derjenige sey, der mit wilder Hast und mit ängstlicher Eile den der Heimath der Abgeordneten gerade entgegengesetzten Weg einschlug, einen Weg, der in der genommenen Richtung unmittelbar zu dem nächsten großen Standquartier der Oesterreicher führte. —

III.

Verpflegt' ein Sterblicher sein schlecht'res Theil allein,
Und seine Seele darbt, wie kann er glücklich seyn?

Uz.

Der Mond war untergegangen und der Tag begann zu dämmern, als Kilian aus dem Dickicht des Waldes hervortrat und die Landstraße, die nach Griesbach führt, erreichte. Hier auf bequemerer Bahn durchdachte er noch einmal prüfend sein vergangenes Leben und suchte für sein aufgeregtes Gewissen Ermuthigung in der vorgespiegelten Ueberzeugung, daß er nur einem höheren Verhängnisse folge.

In seinen tiefen Betrachtungen störte ihn bald das Traben eines Pferdes, das immer näher kam, und dessen Reiter ihn bereits erblickt haben mußte, was sich aus dem schnelleren Schritt des Thieres und dem kurz darauf an ihn gerichteten Zuruf schließen ließ. Kilian blieb stehen und erwartete den neuen Gefährten mit ruhiger Fassung: „Wohin des Weges, mein Freund!“ redete ihn der Fremde an, und wurde von Kilian sogleich für einen österreichischen untergeordneten Militärbeamten erkannt — »Wohin in dieser kalten stürmischen Nacht, so allein, und wie es scheint, in Eile?“

— »Hättet Ihr auch kein Recht, darnach zu fragen,« entgegnete Kilian geschmeidig, «so würde ich doch mit Vergnügen Eure Frage beantworten, wenn Ihr mir sagen wollt, ob diese Straße mich richtig zu dem nächsten österreichischen Picket führt, wo ich Geschäfte habe.»

„Die müssen allerdings zu den wichtigen gehören,« — versetzte der Reiter mit munterer Laune, — „da Ihr, wie ich bemerkt habe, zuweilen sinnend stehen geblieben seyd, ohne Zweifel um in Ermanglung eines bessern Wegweisers die Steine der Landstrasse um Rath zu fragen. Ich will Euch indessen beruhigen; Ihr seyd auf dem rechten Weg, das heißt: wenigstens auf dem rechten Wege zu unserem nächsten stärkeren Standquartier." —

Der Fremde legte merklichen Nachdruck auf die letzteren Worte, und sah dabey Kilian mit einem durchbohrenden Blicke an. Dieser bemerkte das Mißtrauen seines Gefährten, und suchte dasselbe so schnell als möglich zu beseitigen.

„Es mag Euch auffallend seyn," versetzte er, »mich beim Wechsel der Nacht mit der Morgendämmerung allein im Walde zu finden, und mich nach dem nächsten österreichischen Posten fragen zu hören, während Ihr den Landeseingebohrnen in mir vermuthen müßt. Ich gebe dieß zu. Habt aber nur die Güte, mich vor den Befehlshaber zu bringen, und Ihr sollt Euch glücklich preisen, mein Gefährte gewesen zu seyn. Es könnte leicht ein Theil der Verdienste, die ich mir um Oestreich zu erwerben gedenke, auf Eure Rechnung kommen."

„Ich verstehe nicht, junger Mann!" entgegnete mit stolzem Tone der Reiter, „in wie ferne Ihr auf ein Verdienst um Oestreich Anspruch zu machen hofft; wohlmeinend aber will ich euch rathen, mit dem Ober-Profosen des kommandirenden Feldherrn nicht zu spaßen, falls Eure Unterhaltung solchen Stoff bedarf. Meine Freund-

schaft soll euch nicht entgehen," — setzte er höhnisch hinzu, wenn Ihr deren würdig seyd; für den mir zugesicherten Antheil an Euren Verdiensten aber danke ich, denn ich habe mir deren genug selbst gesammelt. — Dieß wird Euch erklärlicher werden, wenn ihr die sonderbaren Früchte, die diese Bäume tragen, vielleicht als Beweise hiefür wollt gelten lassen!"

Bei diesen Worten, immer noch von unverkennbarem Mißtrauen begleitet, deutete der Oberprofos, als sie eben den Ausgang des Waldes erreichten, und in der Ferne der Kirchthurm eines Dorfes sichtbar wurde, auf mehrere Bäume an der Straße, an denen menschliche Leichname hingen. Die Bekleidung dieser Unglücklichen ließ deutlich Landleute aus der Umgegend erkennen, die wahrscheinlich in der bereits allenthalben gährenden Widersetzlichkeit gegen die feindlichen Unterdrücker auf der That ergriffen, und auf diese schreckliche Weise zum warnenden Beyspiele hingerichtet worden waren.

Ein unwillkührlicher Schauder faßte Kilian bei diesem Anblick und einen Moment quälte ihn sein Gewissen durch den Vorwurf: zum Verräther seines Vaterlandes werden zu wollen, das bereits mit so beispielloser Grausamkeit niedergedrückt war. — Bei der sichtbaren Ueberraschung, in die ihn dieser, wenn gleich kurze Kampf seines Innern versetzte, faßte ihn der Profos fest in's Auge, und sprach:

„Ihr sehet, mein Freund! daß ich wohl einige Ursache habe, nach eurem Thun und Wandel zu fragen. Da Ihr indessen bereits den Wunsch ausgesprochen habt, dem Befehlshaber des Dorfes, das vor uns liegt, vorgestellt zu werden, — eine Ehre, die Euch auf jeden Fall wiederfahren wäre, — so will ich meiner amtlichen Neugierde bis auf Weiteres Schranken setzen, und Euch, da Ihr doch einmal an meine Freundschaft appelirt habt,

nur den Rath geben, bei Euren Geschäften wohl zu bedenken, daß eben so fest, als Eure sogenannte Vaterlandsliebe auch unsere österreichischeu Stricke sind, und wie Ihr hier vor Augen habt, wohl noch länger halten, als die erste. Darum, und weil Ihr mich zur guten Stunde getroffen, warne ich Euch, wenn vielleicht ein Verrath in Eurer Gedanken Hintergrunde liegt.«

Bey den letzten Worten durchzuckte es Kilians Seele mit unbegreiflicher Angst, indeß war jede Rückkehr zu spät; auch konnte der finstere Warner ja nur Verrath an Oesterreich meinen. Durch diese Ueberzeugung getröstet und seinen aufgeregten Zustand so gut als möglich verbergend, fragte er seinen schrecklichen Gefährten um den Rang und den Charakter des commandirenden Offiziers des Pikets.

„Ihr werdet," entgegnete der Profos, einen höhern Meister finden, als Ihr wohl vermuthet und einen Mann zu sehen bekommen, vor dessen bloßem Namen Eure tollkühnen, rebellischen Landsleute zittern. Er ist der wunderbare Gärtner, der so seltene Früchte an den Straßen-Bäumen hier erzielt, und den das wuchernde Unkraut dieser Gegend, die er bis jetzt noch nicht besucht hatte, von seinem Kommandositze von München abrief, um hier fleißig zu jäten und auszurotten. Ich aber und meine untergeordneten Gehilfen sind das Werkzeug seiner strafenden Hand, und für diese Tag und Nacht im Dienste.

»So ist General de Wendt hier!?" fragte Kilian den Reiter nicht ohne zagendes Erbangen vor dem gefürchteten österreichischen Feldherrn, dem er bald gegenüber stehen sollte; — dann setzte er, sich wieder ermuthigend, hinzu: »Um so besser, so kömmt mein Bericht sogleich an den rechten Mann, und ich bin mancher unangenehmen militärischen Förmlichkeit enthoben.".

Mit diesen Worten brach er das Gespräch kurz ab, sichtlich verlegener werdend, je näher sie dem Dorfe kamen. Eine Viertelstunde mochten sie noch von demselben entfernt seyn, als eine kleine Reiterpatrouille, aus einem Wachtmeister und drei Dragonern bestehend, ihnen begegnete. „Ihr seyd heute früher auf, als ich, Herr Gevatter!« — rief der Befehlshaber der Patrouille dem Profosen entgegen, seine wilden Gesichtszüge auf denen alle Leidenschaften und die gemeinste Rohheit ihren Tummelplatz aufgeschlagen hatten, widerlich ins Freundliche verzerrend. — Ja! beym heiligen Pancratius! Ihr habt Euch, wie ich sehe, schon ein Frühstück ausgesucht! Die Mühe solltet Ihr Euch dießmal erspart haben, denn ich gedenke Euch heute noch einen Fest-Tag zu bereiten, der Euch lieber seyn soll, als irgend einer im ganzen Jahre. Ha, Ha! Errathet Ihr, was ich meine? Ich habe da so etwas in der Tasche, was Euch tüchtig Wildpret in die Küche treiben muß, und Eure vorräthigen Stricke wohl auf die Neige bringen wird.“

»So habt Ihr,« — entgegnete lauernd der Profos, »das längst erwartete Manifest des Kaisers zu verkünden?« „Wie Ihr doch scharfsinnig seyd» — versetzte mit rohem Gelächter der Patrouille-Anführer — wenn ihr Futter für Euere hänfenen Halskrausen wittert! Ja! Ja! Ihr habt den Grund meiner Sendung aufs Erstemal sogleich gerathen d. h. wenn Ihr nicht bereits von General de Wendt, der uns als Verkündiger des kaiserlichen Urtheils nach allen vier Himmelsgegenden Bayerns sendet, davon in Kenntniß gesetzt seyd!“

»Ich bin, wie ihr wohl wißt, nicht so glücklich, ein Vertrauter des Kommandirenden zu seyn,“ versetzte empfindlich der Profeß — und wenn Ihr mich damit necken wollt — so will ich Euch dafür einen um so redlicheren Rath geben: Predigt auf diesem Apostel-Gang

vor dem Trinken, und ehe ihr den Dirnen an's Kinn greift, damit Euer Gehirn nicht die bayerischen Knittel fühle, ehe Ihr für meine Stricke gesorgt habt!"

„Habt keine Furcht, Herr Oberprofoß," erwiederte der unverbesserliche Wachtmeister. »Ich hoffe, so wenig wie Ihr, in meinem Geschäfte zu kurz zu kommen! Aber nun rasch Kameraden, die November-Tage sind kurz und unser Dienst ist dringend! Auf Wiedersehen, Herr Halseisengeneral, und habt Gnade mit meinem Durst, wenn ich allenfalls wieder einmal auf Wasser und Brod bey Euch einzukehren gezwungen werde!"

Bey diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und flog mit seinen Gefährten auf der Landstraße dahin! —

(Fortsetzung folgt)

Anekdoten.

Der Herzog von Richmond befahl, daß die bei ihm Wache stehenden Soldaten ihren Platz vor der Küche haben sollten.

Als man ihn nach der Ursache fragte, sagte er: »Ich will sie möglichst an's Feuer gewöhnen.«

Georg III. (geb. 1738. gest. 30. Jan. 1820.) bemerkte in der Gegend von Richmond ein neuerbautes sehr ansehnliches und geschmackvolles Haus. Neugierig zu wissen, wem es angehöre, ließ er sich darnach erkundigen.

Er erhielt die Antwort: Es gehöre dem Spielkartenfabrikanten.

„Nun," sprach der König: „der Mann versteht sein Geschäft. Er hat alle Karten fur sich in Trümpfe verwandelt."

Die Brüder.

Es waren einmal zwei Brüder,
Die waren sich gar nicht gleich:
Der eine war arm und bieder,
Der Andre bös und reich.

Der Arme kam zu dem Reichen,
Und bath für die Seinen um Brod:
„Ach, lasse dich, sprach er, erweichen!
Sonst hungern sie heute noch todt.

Da ward ihm die Antwort, die grause:
„Ich kann dir nicht hülfreich seyn, —
Das Brod, das ich habe im Hause,
Beim Himmel! — das werde zu Stein!"

Zu seinen sechs hungrigen Kindern
Kam leer der Arme zurück.
Er flehte, ihr Elend zu mildern,
Zum Himmel, mit Thränen im Blick.

Drauf nahte verstört und geschwinde
Des Schändlichen ehrlicher Knecht:
„Es hat deines Bruders Sünde,
So sprach er, sich schrecklich gerächt.

„Hör, — als er sein Brod wollte schneiden
Da war es geworden zu Stein.
Ich sah ihn erblassen, verscheiden; —
Und Alles, was sein war, ist dein. —

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 23tes Stück.

Fürstenliebe und Unterthanen-Treue der Bayern,
oder
die Volksschlacht bei Sendling;

historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahre 1705
von
Georg v. Krämer.

(Fortsetzung.)

Es war völlig Tag geworden, als Kilian mit seinem Begleiter die ersten Häuser des Dorfes Falkenberg, eine Meile von Pfarrkirchen gelegen, erreichte, an denen zwey bewaffnete Reiter Wache hielten. Ueber das Dorf selbst war eine tiefe Stille verbreitet, welche zwar dem frühen Morgen zugeschrieben werden konnte, die aber mehr daher rührte, daß die Bevölkerung des Orts so viel als dieß möglich und zugelassen wurde, vor den gehaßten feindlichen Gästen geflohen war, und in benachbarten Dörfern bei Freunden und Anverwandten Unterkunft gesucht hatte.

Auf einige, zwischen einer der beyden Schildwachen und dem Profoßen ins Geheim gewechselten Worte, nahm

Letzterer mit einer Miene, in der sich deutlich Verachtung aussprach, von Kilian Abschied, und bog rechts in eine Gasse ein. — Seine Stelle übernahm der angesprochene Reiter, und hieß Kilian folgen. Vor einem ansehnlichen, von Stein aufgeführten Hause hielt er an, und übergab Sturm dem dort aufgestellten Posten mit dem Bedeuten, daß derselbe dem Officier des Pikets vorgestellt werden solle. Auf den Ruf der Schildwache trat hierauf ein Unteroffizier aus dem Hause, führte den Angekommenen in die Wachtstube, stellte einen der Dragoner mit gezogener Klinge an die Thüre, schien dann keine Notiz mehr von Kilian zu nehmen, und streckte sich gemächlich auf die eben verlassene Pritsche wieder hin.

„Ihr scheint im Irrthum, mein Freund!“ redete Sturm den bequemen Krieger etwas verlegen an, dessen Benehmen ihn befremdete, — »ich muß den Wunsch wiederholen, sogleich vor den kommandirenden Offizier geführt zu werden, denn was ich mitzutheilen habe, leidet wenig Verschub!“

»So seyd Ihr an unsern Kommandanten von Jemand abgeordnet worden?“ fragte der Unteroffizier, sich halb erhebend. »Wenn dieß ist, so gebt mir Eure Beglaubigung, und sagt mir das Losungswort, dann will ich Euch dem Rittmeister sogleich vorstellen!« —

Eine Beglaubigung?! „Das ist nicht gerade der Fall,“ versetzte der Gefragte betroffen! — „ich bin in eigenen Angelegenheiten hier, die aber für Oestreich wichtiger sind, als je ein Losungswort für dasselbe war.“

„Wie ist mir doch, alter Tom,“ redete hier der Befehlshaber der Wache einen gedienten Reiter an, der gleich beim Eintritt Sturms denselben fest fixirte, — „finden sich denn unter den bezeichneten Signalements unserer Spione diese Gesichtszüge? Oder hat der General, ohne es bekannt zu geben, unsern besten, von den

schurkischen Bauern vorgestern ergriffenen und am Halse gekitzelten Spürauf durch diesen Burschen ersetzt?“

„Auf der Spionen-Liste stehen diese Züge nicht,“ entgegnete der alte Reiter, Kilian fortwährend mit den Augen durchbohrend, »aber nichts destoweniger sind sie mir nicht unbekannt, und ich meine immer, sie gehören einem feigen bayerischen Soldaten an, der bey Höchstädt um sein elendes Leben zu retten winselnd und jammernd zu uns überlief, den aber Major Graf Lamberg durch den Stockknecht aus unseren Reihen jagen ließ, weil ihm in der ganzen Dauer der Schlacht, ausser diesem, kein bayerischer Ueberläufer vorgekommen war.“

„Seyd Ihr wohl der nämliche tapfere Soldat, Herr Wichtigthuer,“ fragte höhnisch der Unteroffizier.

„Ihr irrt Euch sehr meine Herren,« entgegnete bei dieser unerwarteten Entdeckung der Befragte, in höchster Verlegenheit, — „ich habe bei Höchstädt nicht gefochten!“

„Das können wir in Wahrheit wörtlich glauben, trotz der Schmarre über Eurem rechten Backen, die Ihr, wer weis woher, aber sicherlich von keiner österreichischen Klinge haben mögt“ — nahm der Unterofficier mit fortwährendem Hohne wieder das Wort; — „indeß scheint es auch mir immer gewisser zu werden, daß Ihr jener feige Wicht wirklich seyd!“

„Herr Korporal,« entgegnete Kilian zornentbrannt, »ich werde für diese unerwiesene, beschimpfende Beschuldigung bey dem Herrn Kommandanten Klage stellen, und verlange um so angelegentlicher eine baldige Veränderung dieses mir ungeziemenden Orts!“

„Die fürcht' ich,“ erwiederte mit völliger Verachtung der Befehlshaber der Wache, „wird Euch früh genug, wohl schwerlich aber eine geziemendere zu Theil werden; denn wer, wie Ihr, in Gesellschaft des Strickmeisters zu unserm Standquartier wallfahrtet, ist dem nächsten

Baumast näher, als er glaubt!" — Mit diesen Worten drehte sich der Unteroffizier von Kilian ab, und dehnte sich wieder gemächlich über die Pritsche hin. —

„Wohlan, Ihr zwingt mich," — entgegnete Sturm ergrimmt, — mit meinen Freunden zu prahlen! — Les't dieses offene Schreiben und dann, in Eurer Meinung von mir berichtigt, werdet Ihr um so williger eure Schuldigkeit thun." Hiemit übergab er dem Unteroffizier das Empfehlungsschreiben des Rittmeisters Grafen Mohrberg. Der Wachtkommandant las den offenen Brief, dessen Inhalt Kilian jedem kaiserlichen Beamten als einen treuen Anhänger Oestreichs, und als des Briefstellers besonderen Freund empfahl. Etwas überrascht, jedoch mit sichtbarem Unwillen, erhob sich hierauf der Korporal und verließ, indem er achselzuckend das Schreiben dem Eigenthümer zurückgab, die Stube. Gleich darauf kehrte er wieder, stellte sich in die offene Thür, und winkte Kilian, ihm zu folgen. Im ersten Stockwerke des Hauses öffnete der Korporal eine Thür, und hieß Sturm eintreten. —

In der Mitte des Zimmers befanden sich an einem großen Tische, der zum Theil mit Briefen, Rapporten und andern dienstlichen Berichten bedeckt war, zwei kaiserliche Offiziere. Der Jüngere von Beiden, ein, wie es schien, lebenslustiger, heiterer Mann, machte durch die muntere Laune, die sich in seinen offenen Zügen malte, einen merkwürdigen Contrast gegen den Ernst und die Strenge des Blickes des Aelteren, der sich durch äussere Uniform-Auszeichnung sowohl, als durch das Imponirende und Befehlende in seiner Haltung, als den Höheren im Range darstellte. Noch gewisser wurde diese Ueberzeugung durch den Umstand, daß der Letztere an dem Tische saß, und wie es schien, von dem jüngern Offizier, der vor ihm stand, Rapporte entgegen nahm.

Bey Kilians Eintritt legte der Höhere von beiden Befehlshabern ein Papier aus der Hand, winkte seinem Untergebenen, neben ihm Platz zu nehmen, warf dann einen durchbohrenden Blick auf Sturm, und sprach: „Ihr wollt den Piket-Kommandanten in Angelegenheiten sprechen, die, wie man mir sagt, Oestreichs Intresse berühren. Mein werther Kriegsgefährte hier wird mir deshalb vergönnen, hiebei Zeuge zu seyn; darum tretet näher und redet.“ Der jüngere Offizier erhob sich bei diesen Worten, und durch seine Miene andeutend, wie sehr ihn dieß schmeichelhafte Benehmen seines Chefs ehre, wendete er sich gegen Kilian, und sagte:

„Ihr steht hier vor dem kaiserlichen General de Wendt, meinem hochverehrten Feldherrn! Es versteht sich darum von selbst, daß Ihr nur an ihn, den heldenmüthigen Verfechter der Sache Oestreichs, diejenigen Mittheilungen richtet, die Ihr als wichtig erachtet und zu machen gedenkt!“ Hierauf wandte sich der Rittmeister mit einer verbindlichen Verbeugung gegen seinen Vorgesetzten und nahm dann mit ruhiger Bescheidenheit wieder neben ihm Platz.

»Wohlan, so nennt mir Euren Namen und wendet Euch denn an mich, wenn Rittmeister Neumann es so will,“ versetzte trocken und die ihm gebrachte Huldigung natürlich hinnehmend der General. — »Doch«, so fuhr er fort, „eilet Euch etwas in Euren Mittheilungen, denn unsere Pflicht ruft uns noch heute in die östlicheren Gegenden und gestattet uns hier nur wenige Zeit zu verlieren.“

»Ich nenne mich Kilian Sturm,“ — entgegnete der Angeredete Muth fassend, — „und hoffe, daß diese Zeit keineswegs als verloren betrachtet werden wird; — fern aber sey es von Ihnen Herr General, ohne hinreichend starke Bedeckung den beschlossenen Weg einzuschlagen!“

»Ich danke Euch, junger Mann, für Eure Besorgniß,“ versetzte der kaiserliche Feldherr stolz, „würde aber Euren guten Rath nur dann bedürfen, wenn ich mich in einer Lage finden sollte, ihn zu verlangen.«

„So muß ich denn,“ fuhr der Betroffene fort, „mich bemühen, vorerst Ihr Vertrauen zu erwerben, ehe ich Sie zu überführen vermag, daß mein Dafürhalten keine vorlaute Meinung war. Ich bin zwar überzeugt, daß Ihr blosser Name ein Schrecken des aufrührerischen bayrischen Landvolks, und um so mehr Ihre persönliche Gegenwart die gereizten Gemüther in Münchens Umgebung im Zaum zu halten vermag. Diejenige Gegend aber, aus der ich komme und die Sie heute noch betreten wollen, möchte sowohl Ihrem Namen, als Ihrer Person diese furchtsame Achtung nicht mehr erweisen, uud sollten Sie dortselbst auch wider Verhoffen Ruhe finden, so glauben Sie mir, es ist die Ruhe über einem gährenden Vulkane. Ich bitte Sie daher, dieses Empfehlungs-Schreiben des Grafen Mohrberg vorerst zu lesen, um von meiner Treue überzeugt zu seyn und dann meinen Worten Glauben zu schenken.“

Kilian näherte sich hier dem General und wollte ihm den offenen Brief überreichen. Dieser aber schob denselben zurück und sprach: „Der Unteroffizier der Wache hat mir bereits von dem Schreiben, das Ihr besitzet, Meldung gethan. Ich muß Euch frei gestehen, daß ich auf solche Empfehlungen nicht viel halte, es seye denn, der Besitzer vermöge darzuthun, daß sie mit seinem Geschäfte in Verbindung stehen, und daß er mit Recht und redliches Verdienst dazugekommen. Seyd Ihr in diesem Falle, nun dann wohl Euch; ist dieß aber nicht, wie es scheint, und wie ich mir überhaupt kaum zu erklären vermag, was in der allerdings nicht glänzenden Lage Eures Vaterlandes einen kräftigen Arm, wie den Eurigen, zum

Abfall von demselben verleiten kann, so hat dieser Brief troß dem gräflichen Namen und Siegel keinen Werth in meinen Augen!

„Herr General,“ entgegnete Kilian von der höchsten Verlegenheit niedergedrückt und stotternd: „ich hatte Gelegenheit, diesem ehrenwerthen Offizier — einige Dienste“ — „Behaltet sie für Euch,“ fiel ihm unwillig de Wendt ein, — „sie gehören nicht zur Sache. — Ich will Eurer Verlegenheit zu Hilfe kommen. — Ihr wollt Euer Vaterland an Oestreich verrathen und hofft dafür glänzende Belohnungen. So ist Eure Absicht? — Nicht wahr, so ist's?!“ —

»Ich bin kein geborner Bayer, Herr Genenal!“ erwiederte heuchlerisch Kilian, »mein Vater ist zwar Schultheiß des Marktes Pfarrkirchen, ich aber erhielt zu Linz das Leben. Dieß mag meine Liebe zu Oestreich rechtfertigen, dem ich im Herzen stets treu ergeben war.«

»Der Himmel bewahre uns vor solchen treuen Landsleuten,“ fiel hier der Rittmeister mit Verachtung ein! —

„Eurem Vorgeben, sey wie ihm wolle,“ ergänzte de Wendt, nach einem beifälligen Blicke gegen Neumann und mit einem furchtbaren Ernste zu Sturm sich wendend: „Ihr sucht einen Handel zu treffen und gedenkt für Geld und Gut an uns wichtige Mittheilungen zu verkaufen; so laßt denn hören, in wie weit Ihr den Kaiser, meinen gnädigsten Herrn, zu verpflichten gedenkt. Ich gebe Euch aber mein ritterliches Wort, daß Ihr in 24 Stunden zum warnenden Beispiel, an der Kirchthurmspitze dieses Dorfes, an eisernen Ketten hängt, und noch manche Stunde dem Tode entgegen seufzen sollt, wenn sich die Angaben Eures Verrathes am eignen Vaterlande nicht auf's Vollkommenste bestätigen, und dieser vielleicht ein Köder für uns seyn soll, uns in einen Hinterhalt zu locken. Sind dagegen Eure Dienste ersprießlich,

so sollt Ihr jede angemessene Belohnung erhalten.“ — „Ehe ich beginne,« erwiederte Kilian mit stillem Ingrimm, „muß ich Sie bitten, Herr General, mir Dienst und Anstellung in Oestreichs Verwaltung zu versichern, denn Sie werden so billig seyn, einzusehen, daß ich Alles, was ich bisher besaß, selbst mein Heimathsrecht dem Vortheile Ihres Kaisers aufzuopfern gedenke!“ „Dieß kann ich Euch nicht verbürgen,“ erwiederte mit etwas milderem Tone der östreichische Feldherr. »Ich will die Beweggründe nicht untersuchen, die Euch an Eurem Vaterlande zum Ankläger machen; ich will annehmen, daß ein so reizbares Gemüth, wie das Eurige zu seyn scheint, nicht aus niedrigen Eigenutz allein eine solche Handlung begehe; — begreifen werdet Ihr aber, daß, wie dem nun auch immer sey, wir in Eure Treue kein festes Vertrauen zu setzen Ursache haben, da Ihr sie Eurem eignen Vaterlande und Fürsten gebrochen habt.“

„Wohlan denn,“ versetzte Kilian mit funkelnden Augen, „halten Sie das, wie es Ihnen beliebt; die Aussicht auf Belohnung lag ohnehin unter den Veranlassungen zu meinem Schritte in tiefstem Hintergrunde. Eine mächtigere Ursache, die an und für sich schon einen süßen Lohn mit sich führt, die Rache, gab meinem Entschlusse das Leben. So hören Sie: Die Bewohner der Märkte und Dorfschaften an der Schwarza, der Isar, des Inns, der Vils, des Rotthals bis in die Thäler der bayrischen Alpen, viele Tausende an der Zahl, werden, ehe die Sonne dreimal niedersinkt, in vollem Aufruhr seyn gegen die schwachen östreichischen, im Lande zerstreuten Besatzungen. Auf einer Ruine im Wald, wenige Stunden von hier, besprachen sich in der verfloßenen Nacht die Abgeordneten von Aitenbach, Biburg, Eggenfelden, Pfarrkirchen, Reichenberg, Griesbach und vieler andern Gemeinden aus den Rentämtern Landshut und Burg-

hausen, deren junge Bursche beynahe durchgängig in Schluchten und Waldungen versteckt liegen, über die Leitung und Ausführung des Aufstandes. Ich selbst war unter den Versammelten, statt meines Vaters, gegenwärtig. Die Uebereinkunft geht dahin, vom Markte Pfarrkirchen aus durch das Stürmen mit den Glocken den übrigen Ortschaften das Zeichen zur Abwerfung des österreichischen Jochs zu geben. An der Spitze der Verschworenen steht Meinhard, der Sohn des Pflegrichters des eben genannten Marktes und der churfürstliche Bevollmächtigte, Freyhetr von Lier!"

„Von Lier!!" riefen die beiden Offizier zugleich, durch die Nähe der Gefahr weniger ergriffen, als überrascht durch das Aussprechen dieses Namens.

„Es ist, wie ich gesagt," erwiederte Sturm mit stolzerer Haltung, als er die Wichtigkeit bemerkte, die der General vorzüglich auf seine Mittheilungen in Betreff des Freyherrn zu legen schien, — „der Freyherr ist nächst Meinhard die thätigste Triebfeder des Aufstandes; ich bürge mit meinem Kopfe für die Wahrheit meiner Aussagen!« —

»Dann wäre Euch Oestreich in Wahrheit verpflichtet," warf sichtbar gereizt de Wendt dem Ankläger hin, »wenn ihr Veranlasser wäret, diesen schleichenden Fuchs, der in tausend Gestalten seinen Verfolgern entgeht, diesem Aufruhr predigenden Lier, der sich zu unserer Schmach sogar österreichische Pässe zu verschaffen gewußt, in seiner Höhle zu fangen."

„Ich fürchte Herr General, fiel hier der Rittmeister ungeduldig ein, wir sind entweder von diesem oder einem andern Ueberläufer betrogen, den meine Reiter angehalten haben, welcher ebenfalls Oesterreichs Schutz anspricht, und sich auf den Landesadministrator Grafen von Löwenstein beruft. Er nennt sich den Pfleg-

richter von Pfarrkirchen, und will sich durch diese Papiere legitimiren. Unbegreiflich scheint es mir, daß der Vater in einem Augenblicke seine Zuflucht zu uns nahm, wo der Sohn, mit vollem Vertrauen seiner Landsleute, an der Spitze einer Verschwörung gegen Oestreich steht. Darum ist entweder dieser Zeuge oder der Flüchtling ein Heuchler, der sich als Kundschafter bei uns einschlich, um bei günstiger Gelegenheit von seinen Entdeckungen zu unserm Nachtheil Gebrauch zu machen!“

Kilian wurde durch diese Worte im Innersten überrascht; eine wilde Freude überzog sein Antlitz bei dem Gedanken, mit dem gehaßten Feinde zugleich auch den nicht weniger gehaßten Vater desselben, der den bösen Buben in seinem Amte als Richter früher mancher Züchtigung unterwerfen ließ, am Rande des Verderbens zu wissen.

„Ich gebe zu, Herr Rittmeister!“ — erwiederte er daher keck; „— daß hier auf einer Seite Betrug liegen mag. Meine ruhige Haltung aber bei dieser Anklage, die für den Schuldigen den Tod unmittelbar nach sich ziehen muß, so wie der Umstand, daß ich mit Lebensgefahr in einer grimmigen November-Nacht den Weg hieher nehme, um eine Oestreich drohende Gefahr zu entdecken, nicht aber ein hinterlistiges Vorhaben zu bemänteln — müssen für meine Unschuld sprechen.“

„Wenn Ihr erlaubt, mein Feldherr,“ versetzte der Rittmeister, „so bringe ich den Flüchtling hieher, damit sich jeder Zweifel hebe.“

„Thut das, Neumann,“ entgegnete sichtbar in Gedanken vertieft der General, und kehrte sich, während der Rittmeister abging, gegen das Fenster, dort einen Augenblick im höchsten Mißmuth an den Scheiben trommelnd; — dann wandte er sich wieder um, und sprach:

„Ihr habt also den Freyherrn von Lier in eurer Mitte gehabt? Seyd Ihr von der Identität seiner Person vollkommen überzeugt? Kennt Ihr ihn genau? Bedenkt, daß Euer Kopf für die Richtigkeit der Angaben haftet, nach denen ich meine Entschlüsse fasse.“

„Ich kannte ihn früher nicht persönlich,“ versetzte Kilian verlegen, „aber er entdeckte sich den versammelten Verschwornen ohne Rückhalt, und sprach von wichtigen Aufträgen, die er für den Churfürsten, der den Aufstand billige, in München glücklich besorgt habe. Auch bewies die hohe Achtung, welche ihm die Vorsteher der verschie-

denen aufrührischen Ortschaften bei der Berathung bezeugten, die Anerkennung seiner Person; er ist ohne Zweifel mehreren davon bekannt!“

„Und wo glaubt Ihr,“ fuhr de Wendt fort, „daß wir ihn in diesem Augenblicke zu finden vermögen?“

„Ich halte dafür,“ antwortete Kilian, „daß er Pfarrkirchen nicht eher verlassen wird, bis er sein Werk in vollem Gange sieht.“

Das Gespräch unterbrach der eintretende Rittmeister, in dessen Begleitung sich der flüchtige Pflege-Kommissär befand. — Es war ein noch vollkommen kräftiger Mann, jedoch an der Schwelle des Alters; sein etwas finsteres Auge schien mehr die höchste Unzufriedenheit mit seinem frühern Leben, als mit seiner gegenwärtigen schlimmen Lage auszudrücken, die, wie seine kummervolle, jedoch männliche Hingebung aussprechende Miene andeutete, eine natürliche Folge zu spät bereuter schwankender Grundsätze war. Als er Sturm erblickte, wurde ein leichtes Farbewechseln auf seinem Antlitz sichtbar, seye es nun, daß die Scham über das Zusammentreffen mit einem Heimathsgenossen an diesem Orte, — oder eine Beängstigung über die unverhoffte und unbegreifliche Confrontation mit ihm ihn zusammenschreckte. Doch gewandt, und mit der Geistesgegenwart eines vollendeten Weltmannes, richtete er auch nur einen einzigen flüchtigen Blick auf Kilian, dann eben so schnell einen zweyten auf den General, um wo möglich die Wirkung der Anwesenheit Sturms bei demselben zu erforschen. Gefaßt und vertrauungsvoll ging er hierauf dem kaiserlichen Befehlshaber entgegen und sagte: „Ich schätze mich glücklich, Herr General, daß der unangenehme Zufall, der meine Reise nach Landshut unterbrach und mich seit einigen Tagen hier festhält, mir die längst erwünschte Gelegenheit verschaffet, Sie persönlich kennen zu lernen.“

Statt aller Antwort trat de Wendt an den Tisch, nahm einen Brief von demselben und sprach:

„Ich kann die Ehre dieser Bekanntschaft für jetzt nicht erwiedern, mein Herr! Es liegt mir vielmehr im gegenwärtigen Augenblicke die Pflicht ob, herzustellen, ob Sie wirklich derjenige sind, für den Sie sich auszugeben beliebten. Dieser Brief von Graf Löwenstein, der Ihnen östreichischen Schutz verspricht, würde unter andern Verhältnissen allerdings für den Besitzer zweckdienlich seyn; es sind aber Umstände eingetreten, die nicht un-

wahrscheinlich machen, daß Sie sowohl dieses als die andern Schreiben aus einer zweiten Hand erhalten haben, der sie rechtmäßiger anzugehören schienen."

Ehe der Pflegrichter sich von seinem Erstaunen zu erholen und zu antworten vermochte, trat Kilian kühn entschlossen hervor, wohlberechnend, welche Folgen ein nachtheiliges Zeugniß über den bereits im Verdacht einer betrügerischen Absicht gehaltenen flüchtigen Beamten bringen müsse, und sprach: »Herr General, ich bürge mit meinem Kopfe dafür, daß dieser Mann hier, jüngst noch das Amt eines Landkommissärs und Richters zu Pfarrkirchen bekleidete und der Vater Desjenigen ist, der in diesem Augenblicke an der Spitze der Aufrührer steht!"

Als hätte ein Blitz aus wolkenlosem Himmel ihn getroffen, so fuhr bei diesen Worten der Angeklagte zusammen. — »Mein Sohn, rief er tieferschüttert aus,« ist am Leben?! — Er wäre nicht bei Höchstädt gefallen! — Ihr hättet ihn gesehen, Kilian! an der Spitze des Aufruhrs gesehen!? O mein Gott wie ist das möglich, wie kann ein todtgeglaubter Sohn vor dem eigenen Vater sich verbergen, und ihn mit der Nachricht seiner Rettung umgehen?!" — „Eben weil dieß schwer zu begreifen ist, entgegnete Sturm mit kaltem, triumphirenden Hohn und empörender Keckheit, „muß ich annehmen daß Ihr Euch über keinen unnatürlichen Sohn zu beklagen habt, daß Ihr nicht nur um seine Rettung und sein Leben, sondern auch um seine Vorsätze und Pläne, und ihre Ausführung wisset, und nur darum zum Scheine in des Kaisers Schutz geflohen seyd, um den Verrath des Sohnes im Herzen des Feindes fortzuführen.«

Wie eine Bildsäule des Entsetzens, verlassen von seiner sonstigen Gewandtheit und Entschlossenheit stand der an seinem Vaterlande treulose Beamte bei dieser furchtbaren Anklage seinen Richtern gegenüber, und vermochte auch nicht ein Wort im ersten Augenblicke zu seiner Vertheidigung zu finden.

Der General de Wendt schien zwar nicht geradezu von der Richtigkeit der Anklage Sturms überzeugt, aber nichts desto weniger verhieß der furchtbare Blick, den er auf den Pflegerichter warf, eine höchst ungünstige Richtung seines Entschlusses. Nach einer kurzen Pause sagte er zu dem Pflegekommissär mit all der Energie, die seine Handlungsweise zu bezeichnen pflegte: „Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß der listige Fuchs sich in die

Höhle des gereizten Löwen wagt, wenn er sich schuldig weiß; demungeachtet aber sind Sie, mein Herr! wenn es sich bestätigt, daß Ihr Sohn an der Spitze der Rebellen steht, ohne Rettung dem Tode verfallen, trotz dem Schutze, den Ihnen Graf Löwenstein verhieß. — Ich gedenke dieses Beispiel der Strenge bei meinem Kaiser zu verantworten, und hoffe" — so setzte er nicht ohne leidenschaftliche Bitterkeit hinzu, — „zugleich dadurch zu beweisen, daß nicht jeder kaiserliche Beamte treulose Ueberläufer liebt, und sie schirmt. Sie hätten besser gehandelt, — fuhr er hierauf fort — auf Ihrem Amte und Posten zu bleiben, Ihren Landsleuten das Beyspiel der Unterwerfung und des Gehorsams zu geben, und sie im Zaume und in Ordnung zu erhalten, statt dieselben hauptlos der Anarchie zu überlassen, die stets zu Ausschweifung und Empörung gegen die Gesetze führt, besonders wenn diese vom Feinde gegeben werden."

„Mein General!" entgegnete der Richter, der in den ihn von allen Seiten bedrohenden Gefahren den Muth der Verzweiflung wieder fand — „wenn mein Untergang beschlossen ist, so ist meine Vertheidigung zwecklos. Darf ich aber das Urtheil für wahr halten, das selbst die von Ihnen bezwungenen Feinde über Ihren Charakter aussprechen, daß nämlich Ihre kriegerische Strenge nur aus gemessener Pflicht und höhern Instruktionen entspringe, daß aber Ihre Gerechtigkeitsliebe auch nicht den geringsten Flecken habe, so werde ich einen billigern Richter finden. Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, daß die Habsucht der Administratoren sich keineswegs mit den gesetzlichen Anlagen und Abgaben des besigten Landes begnügt, daß vielmehr die bayrischen Beamten durch alle dem Feinde zu Gebote stehenden Mittel bedroht, beängstigt und gezwungen werden, das Volk zur Stillung dieser unersättlichen Habgier völlig auszusaugen. Aehnliche Befehle kamen auch an mich. Aber die leicht treizbaren Gemüther meiner Untergebenen fürchtend, wagte ich anfangs nicht die bestehenden Gesetze zn überschreiten und machte hierüber nach Landshut Berichte. Neue Mahnungen und Drohungen waren die Antwort; zugleich mit ihnen kam die Weisung mich in östreichischen Schutz zu begeben für den schlimmen Einfall ernster Widersetzlichkeit meiner Bauern und der Bedrohung meiner Sicherheit. Ich gehorchte mit schwerem Herzen und was ich voraus sah, — geschah: mein Leben war von den Zahlungweigernden

gefährdet; es blieb mir keine Rettung, als die schnellste Flucht! — Ich erreichte Landshut. — Die Administratoren aber waren für mich unzugänglich; man fand die Summen, die ich sandte, nicht ansehnlich genug; 14 Tage lang versuchte ich vergebens, irgend eine Entschädigung für mein verlornes Amt und zurückgelassenes Vermögen zu erhalten. Alle Thüren waren mir verschlossen. Da kam mir der unglückliche Gedanke, in Regensburg bei des Kaisers Gesandten Hilfe zu suchen. Aber eine Stunde von hier wurde ich ergriffen, und nun, von meinen Verführern verlassen, von meinem Vaterlande ausgestossen, entledigt man sich des ferner unbrauchbaren Werkzeugs, und übergiebt mich einem schimpflichen Tode, weil ein bis zu diesem Augenblicke todtgeglaubter, von mir unverdient gehaßter Sohn sich an die Spitze des durch eben diese Habsucht und Gesetzlosigkeit der Landesadministration niedergedrückten und zur Verzweiflung gebrachten Volkes stellt, und das schmähliche Joch zu zerbrechen sucht.“

„Wenn es so ist, bedaure ich Sie, unglücklicher Mann!“ entgegnete General de Wendt mit unverkennbarer Rührung, „und ich läugne nicht, daß die schmutzige unselige Habsucht der jetzigen Verwalter Bayerns mehr Unheil über dasselbe bringt, als die Geisel des Krieges. Dieser Geldgeitz befleckt zugleich den Sieg Oestreichs, macht es unverdient verhaßt, und waffnet den Aufruhr gegen uns! Ich zweifle nicht, daß der Kaiser, mein gnädigster Herr, strenge Untersuchung und Strafe über die Schuldigen verhängen werde; indeß kann mein persönlicher Abscheu gegen diese Handlungsweise der Administratoren, wenn sie gleich die Quelle auch Ihres Unglücks ist, Ihrem Schicksal keine Linderung gewähren, Ich würde Ihnen, den ich als verführt betrachte, und der durch das Gebot der Selbsterhaltung das nächste Mittel zur Rettung ergriff, meine Verwendung und Fürsprache nicht entziehen; aber es fordert die drohende Gefahr des Augenblicks, um den Aufruhr in der Geburt zu ersticken, unerbittliche Strenge mit den Rebellen, und zum warnenden Beyspiele, mit allen denen die ihnen angehören. Ich halte die Pflicht für sehr traurig, die mich zwinget, das Unglück noch mehr zu verfolgen, aber selbst die traurigste Pflicht fordert von dem Krieger strenge Erfüllung. Darum noch einmal: wird Ihr Sohn als Rädelsführer überwiesen, so sterben Sie durch den Strang, und alle gefangenen Aufrührer erleiden dieselbe Todesstrafe!“

»Mein Leben steht in Gottes Hand,« erwiederte mit Ergebenheit der Richter von Pfarrkirchen. »Ich habe, wenn gleich durch die höchste Noth bedroht, mein Vaterland treulos verlassen, und verdiene daher kein besseres Geschick. Der Tod ist mir willkommen, wenn er mein aufrichtig bereutes, früheres Leben zu sühnen vermag, und wenn mein Sohn, für dessen Heldengröße und Patriotismus ich das Opfer bin, sein unglückliches Vaterland befreyen hilft. Schwerer aber, als der gewisse Tod, drückt mich die Unmöglichkeit, ihn noch einmal zu sehen, nur einmal noch zu umarmen, und in seinen Blicken zu lesen, daß er mir vergeben habe.»

„Armer, unglücklicher Vater!» — entgegnete keineswegs gereizt — der edle feindliche Feldherr, und eine Thräne perlte in seiner greisen Wimper. »Ich fühle ganz das schreckliche Schicksal, das Sie traf, und das zu spät mit der Reue über das Vergangene noch Ihre kurze Zukunft foltert! Sie haben einen verloren gegebenen, unschuldig verstoßenen Sohn wieder gefunden, und als sie ihn fanden mußte er Sie, und Sie mußten ihn auf ewig verlieren! Hartes Loos eines Vaters, das ihm nicht gestattet, Vergebung an dem Herzen des Sohnes zu suchen!» — Auch der Rittmeister zeigte innige Theilnahme mit dem Geschicke des unglücklichen Mannes, und wendete sich gleich de Wendt gerührt von ihm ab.

Kilian hingegen folgte der Richtung dieses Gespräches mit steigender Erwartung und abwechselnden Gefühlen. Die Theilnahme des kaiserlichen Oberbefehlshabers an dem Schicksale des Vaters des Gehaßten störte den bisher genossenen Triumph seiner Seele auf eine widerliche Art. Auch war von den erwarteten glänzenden Hoffnungen noch keine verwirklicht. Mit einer gewissen drängenden Angst wendete er sich daher jetzt an den General und sagte mit roher Keckheit:

„Ich bin überzeugt, Herr General, daß Sie meine Verdienste um Oestreich besser lohnen werden, als die Administratoren zu Landshut diesem Manne gethan; ich bitte darum, mich in des Kaisers Dienst zu nehmen und für den Fall, daß Sie meine wichtigen Angaben bestätigt finden, mir noch überdieß die zu hoffende Belohnung auszusprechen, in deren entgegengesetzten Wagschale mein Leben zum Pfande liegt!“

„Unverschämter, treuloser, Schurke," donnerte ihm der General entgegen, wie magst Du es wagen, ohne meinen zermalmenden Zorn zu fürchten, mir Bedingungen deines Verraths vorzuschreiben?! Danke es meinem Stolze, der es nicht zuläßt, mich mit Dir zu beflecken, sonst wäre eine häufene Halskrause und ein starker Ast meine Antwort auf den gefoderten Lohn! Darauf wendete er sich znm Rittmeister und sprach:

»Sie übergeben die beiden Arrestanten sogleich meinem Profosen, der Sorge tragen soll, daß der unglückliche Richter ein anständiges Gefängniß finde. — Dann mein Freund mit der ganzen Escadron, bis auf die Wache, schnell zu Pferd und mit verhängten Zügeln nach Pfarrkirchen, das Nest noch zur rechten Zeit auszuheben. Um jeden Preis, und lebendig oder todt, muß Lier in unsere Gewalt; des Kaisers vorzügliche Gnade erwirbt Ihnen diese Waffenthat. Ehe Sie aber abreiten, geben Sie Befehl, dem Burschen hier eine Summe Geldes für die ihm abgekaufte Verrätherei auszuhändigen, vorausgesetzt, daß seine Mittheilungen sich rechtfertigen! Bis dahin bleibt er streng bewacht! — Mit unterdrücktem Tone setzte er hinzu, indem er unmerkbar nach der Seite deutete, wo Meinhards Vater stand — „Und sollte sich die Angabe die den verbrecherischen Sohn dieses Mannes betrifft, bestätigen — so übergeben Sie den unglücklichen Vater seinem harten Schicksale!"

Mit raschen Schritten verließ der Rittmeister das Zimmer; die beiden Gefangenen nahm der Oberprofos in Empfang.

Bald darauf hörte man durch alle Strassen Trompeten schmetterten und dann eine starke Abtheilung Reiter in gestrecktem Trabe das Dorf verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

// Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 24tes Stück.

Fürstenliebe und Unterthanen-Treue der Bayern,
oder
die Volksschlacht bei Sendling;
ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahr 1705
von
Georg v. Krämer.

(Fortsetzung.)

IV.

Ans Vaterland, ans theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen:
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst Du allein!

Schiller.

Am frühen Morgen desselben Tages hatte feyerliches Geläute die Bewohner Pfarrkirchens zum Gottesdienste gerufen. Das Innere des Tempels bot einen überraschenden Anblick für Denjenigen dar, der, trotz der hohen Religiösität des Volkes dieser Gegend, wohl viele schwache und gebrechliche Greise, Matronen und zahl-

reiche weibliche Jugend, aber nur sehr wenige rüstige Männer unter den Betenden bemerkte. Es schien, als seyen die kräftigen Jünglinge und das ganze männliche, kampffähige Geschlecht des Orts in der Kirche schwersten Bann gethan, oder als hätte des Himmels Straf-Gericht die männliche Bevölkerung des Orts verurtheilt, in kurzer Zeit einem gänzlichen Aussterben heimzufallen. Wer die tiefe Seelen-Trauer, die Verzweiflung in den Blicken der Anwesenden und selbst ihre Entmuthigung an heiliger Stätte sah, hätte wohl dieß gräßliche Geschick vermuthen mögen. Aber dieser sichtbare Kummer der versammelten Väter und Mütter galt dem Vaterlande, ihrer unglücklichen Heimath und ihren flüchtigen oder mit Gewalt geraubten und ermordeten Söhnen!!

Als der ehrwürdige Priester die Kanzel betrat, und in gottgeweihter Ergebung und mit rührenden und ergreifenden Worten zu Standhaftigkeit in Prüfungen und Leiden, zu festem Vertrauen auf des Allmächtigen Barmherzigkeit und Gnade und zu christlicher Demuth ermunterte, goß wohl die Hoffnung und der neubefestigte Glaube wieder erhebende Ermuthigung in die Herzen der Versammelten, und die Gemeinde verließ nach vollendetem Gottesdienste die Kirche mit gefaßterem Gemüthe; aber Trost konnte ihr selbst der ehrwürdige Gottes-Mann nicht geben. —

Es war ein kalter stürmischer Morgen; die wenigen in der Kirche anwesend gewesenen Männer fanden sich in kleinen Gruppen auf dem Platze vor derselben zusammen, und wiederholten sich die Ereignisse der vergangenen Tage, die vielfältigen umlaufenden Gerüchte aus den verschiedenen Theilen des durch die Grausamkeit des Feindes bereits allenthalben aufgeregten Landes und beriethen sich über die Befürchtungen des Tages. Als endlich die schwächlicheren und älteren männlichen Glieder

der Gemeinde der grimmige Frost zwang, die erquicklichen Wohnungen wieder zu suchen, beschlossen die Uebrigen, und unter ihnen die Vorsteher des Ortes, in die nah gelegene Schenke sich zu verfügen, um zusammen zu stehen bey neuer Gefahr; denn man vermied es ängstlich sich auf dem Gemeinde-Haus zu versammeln, seit in der gesetzlosen Zeit von dem mißtrauischen Feinde kein Recht des Volkes mehr geehrt wurde. —

Das Innere der Schenke, in welche die Männer traten, enthielt noch sichtbare Spuren kürzlich hier verübter Zügellosigkeit. Zerbrochene Krüge und Gläser lagen in einer Ecke; die zerschlagenen Fenster, mit Papier verklebt, schützten nur nothdürftig gegen die eindringeude Kälte und warfen ein unheimliches Dunkel in die ohnehin niedern und vom Rauch geschwärzte Stube; ein zertrümmerter Gläserkasten vollendete das traurige Bild hier gehaus'ter Zerstörung. Das Wenige. was die Schenke an Einrichtungs-Gegenständen noch enthielt, die saubern weißgefegten Tische und Bänke und der schmutzlose Boden zeigten indessen unstreitig von einer sorgenden, Reinlichkeit und Ordnung liebenden, weiblichen Hand.

In der Stube selbst befanden sich zwei in jeder Beziehung einander sehr entgegengesetzte Wesen. Nahe am Ofen, dem dunkelsten Theile derselben, saß ein Mann, sichtlich in der zweiten Hälfte seines Lebens, in einen groben, weiten Mantel eingehüllt, und schien durch die Behaglichkeit, mit der er seine riesigen Glieder der Wärme entgegendehnte, so wie durch eine gewisse Abgeschlagenheit und Ermüdung, die an ihm unverkennbar war, anzudeuteu, daß er die vergangene Nacht kein anderes Obdach hatte, als den Himmel. Seine Züge waren rauh und hart; eine breite Narbe zog sich über seine Stirne; sein Benehmen schien ruhig und gleichgültig und er selbst

an durchaus Nichts Antheil zu nehmen, was um ihn her vorgieng.

In der entgegengesetzten Ecke der Stube an dem Fenster, das noch am Besten erhalten war, stand, gegen die Straße gekehrt, ein Mädchen in der Blüthe der Jahre. Das schöne, blaue Auge, die kastanienbraunen reichen Locken des schönen Hauptes, die Frische ihrer Züge und die Fülle der Glieder gaben ihr vollen Anspruch, sich für schön zu halten; aber die ruhige Demuth ihres Wesens und die bescheidene Freundlichkeit, die sich auf ihrem lieblichen Gesichte malte, zeigten sogleich, daß ihr inneres Gefühl eine edlere Richtung als zur Eitelkeit nahm.

Sie gieng den Eintretenden freundlich entgegen, grüßte mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit da einen Verwandten, dort einen Nachbar, und verließ hierauf, leicht und flüchtig in ihren Bewegungen, die Stube, um den Vater zu rufen.

Als die Männer Platz genommen hatten und den sonderbaren, unbeweglichen Gast am Ofen gewahrten, konnten sie eine gewisse ärgerliche Betroffenheit um so weniger verbergen, als seine Anwesenheit und seine ihnen natürlich durchaus unbekannte politische Gesinnung ihre Berathungen um so mehr zu hindern schienen, weil man in der empörten Zeit in jedem fremden Gesichte einen Späher Oestreichs vermuthete.

Diese Befangenheit unterbrach der Eintritt des Wirthes, eines Mannes, der durch die vorsorgende Emsigkeit in seinem Geschäfte, die Ordnung und Reinlichkeit in seiner Schenke, seine muntere Laune, und seine erheiternde Unterhaltung den Zuspruch der meisten Reisenden erhielt, die ihre Bestimmung durch Pfarrkirchen führte. —

„Willkommen liebe Nachbarn“, — sprach er munter, seine grüne Mütze abnehmend — «willkommen in meinem luftigen Schloß. Hätte ich doch nicht gedacht, daß Ihr mich früher, als der Glaser heimsuchen würdet! Das Blut muß wohl heiß geworden seyn in Euern Adern, daß ihr solche Kühlung sucht!“

„Gott erhalte Euch Euern Gleichmuth, lieber Vetter Knorr!» entgegnete einer der Anwesenden dem Wirthe. — Mögt ihr ihn doch, so wie Euern fröhlichen Sinn wohl bedürfen in dieser schweren Zeit und in Eurem nothgedrungenen Verkehr mit Freund und Feind!“ „Ha! Ha! Was das betrifft,“ erwiederte lachend der Wirth, „so fürchte ich nicht, daß man mir ihn vernichten könnte, gings mir auch, wie diesen Krügen, Gläsern und Fenstern, denen unsere neue, reitende Obrigkeit im Anfall guter Laune das Reinigen ersparte. So lange wir nicht selbst, und unsere treuen bayerischen Herzen in Stücke gehen, läßt sich ja hoffen, noch Anderes wieder ganz zu machen, was jetzt zertrümmert liegt!«

„Ihr scheint,“ unterbrach ihn ein anderer der Anwesenden mit flüsternder Stimme, „Euren Gast am Ofen vergessen zu haben, oder seiner Gesinnungen gewiß zu seyn, sonst würdet Ihr mehr Eure Reden wahren!“ —

„Seines Glaubensbekenntnisses bin ich keineswegs gewiß,“ — entgegnete etwas leiser der Wirth, — »aber was thut das zur Sache? Ist er ein Laurer, so deut' ich im Nothfall meine Reden anders und mit gutem Grunde; denn auch mein letztes Faß Ofner haben mir die österreichischen Schurken, die vorgestern hier gehaust, im Rausche eingeschlagen! Gott verdamme sie!!“ —

Die Versammelten ergriff keine kleine Befremdung, als der verdächtige Gast gerade bei diesen Worten, obgleich er sie unmöglich verstanden haben konnte, aufstand, mit fester Haltung und ruhigem Blicke sich dem Tische

näherte und frug, wie er das Haus des Pflegerichters finde. „Das wird leichter geschehen seyn," entgegnete der Schenkwirth, der die sichtbare Befangenheit seiner Gäste bemerkte, in erzwungener Laune, „als ihn selbst zu finden, falls Ihr Geschäfte bei ihm habt. — Der Pflegrichter ist verreist und seine Angelegenheiten haben ihn in's österreichische Hauptquartier nach Landshut geführt, wie wir versichert worden sind. Sucht Ihr daher nur sein Haus, wie Eure Worte lauten, so findet Ihr es nicht weit von hier in dieser Straße, und erkennt es leicht, denn es kündigt sich von weitem schon durch sein Aeußeres als eines Pflegrichters würdige Wohnung an; nur etwas öde werdet Ihr es treffen! — Führen Euch aber Geschäfte zu dem jetzigen Vorstand des Marktes, so findet Ihr hier in meinem Herrn Gevatter, Kaspar Sturm, den rechten Mann."

„Ich suche nur das Haus," entgegnete trocken der Fremde", und weiß bereits um die Reise seines Eigenthümers. — Ich danke Euch indessen für den Bescheid!" Mit diesen Worten kehrte der Unbekannte zu seinem Sitz zurück, ergriff seine Mütze, drückte sie tief in den Kopf und verließ die Stube.

„Kennt Ihr den Mann, Vetter Knorr?" — frug hastig der Vorsteher der Gemeinde den Schenkwirth, nachdem kaum die Thüre sich hinter dem Fremden geschlossen hatte, — „mir gefällt sein geheimnißvolles Wesen nicht, und sicher zieht seine Anwesenheit nichts Gutes für uns nach."

„Ich weis nicht mehr von ihm, als Ihr," — erwiederte der Wirth. „Er kam mit Tages Anbruch bey mir an, ließ sich am Ofen gemächlich nieder, verlangte einen Trunk, und nahm ruhig vorlieb mit einer Hafer-Suppe, als ich ihm bedeutete, daß mein Keller wohl Ratten und Mäuse genug, aber keinen Tropfen Wein oder Branntwein

mehr enthalte. Indeß ist es Gottlob so weit mit dem schwarzen Bock und Ulrich Knorr noch nicht gekommen. Ich habe für die Freunde manches Fläschlein wohl versteckt, nur traute ich dem Uriasgesichte nicht. Der Freitagstanz hat mich vorsichtiger gemacht, und seit dem meinem Keller an diesem Tage zugefügten Verlust finde ich erst recht, wie in dieser bösen Zeit ein guter Schluck, der Muth oder Vergessenheit giebt, je nachdem man's eben nöthig hat, Goldeswerth ist. He! Gertrude!" —

Die eintretende Tochter entfernte sich auf ein Zeichen des Vaters sogleich wieder durch die Nebenstube mit geschäftiger Eile.

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, rückten die Anwesenden näher zusammen und mit gedämpfter Stimme, als fürchte er sich vor den Wänden seiner eigenen Stube, frug der sonst unerschrockene Schenkwirth den Vorsteher des Marktes:

„Welche Kunde bringt Ihr von dem Gange der nächtlichen Berathung auf der Ruine im Walde? Sind die Gemeinden einig und wann und wo ertönt das Zeichen zum Aufstande zuerst? So viel ich von den bei mir heute durchgekommenen Boten aus dem Oberlande erfuhr, ist das Volk bereit, an allen Orten sich zu erheben."

Mit unterdrücktem Unwillen und kaum seine Verlegenheit bemeisternd, entgegnete der Markt-Vorsteher:

„Ihr wißt, daß meine todt kranke Frau mich zurückhielt, so wie's beschlossen war, in Person der Berathung beizuwohnen. Ich schickte darum meinen Sohn, weil er auf der hohen Schule und als Soldat die nöthige Umsicht sich erwarb, und bei dem verstorbenen Pfleger von Eggenfelden, wo er seine Studien praktisch vollendete, auch die neuen östreichischen Gewalt-Thaten in Fülle kennen lernte. Er sollte uns mit dem frühesten von

dem Resultate Kunde geben. Noch aber ist er nicht zurück, und es ist mir unbegreiflich, was den saumseligen Buben halten mag; denn ein Mann, der um 4 Uhr heute bei mir einsprach, traf den Schulzen seines Orts bereits auf der Rückkehr an."

«Gebe Gott!" — versetzte einer der Versammelten, „daß er keiner österreichischen Streife in die Hände fiel; — der kräftige Bursche wäre den Feinden sicher nicht unlieb.«

„Das befürcht ich nicht" erwiederte der Markt-Vorsteher, „er hat Muth, kennt alle Schliche und geheimen Wege hieher, und ist gut bewaffnet. Mehr als dieß ängstigt mich aber die Ungewißheit, was eigentlich beschlossen worden ist. Gefahr nnd Schimpf zugleich fiele auf uns, wenn wir nicht einverstanden handelten mit den umliegenden Gemeinden.»

„Darum ist mein Rath« — entgegnete der Schenkwirth, seiner eintretenden Tochter die Flasche abnehmend und die Gläser füllend — »wir schickten sogleich einen Vertrauten nach Griesbach, und ließen uns Aufklärung geben. Mir ahndet nichts Gutes von dem unheimlichen Gesichte, das dort am Ofen saß; die Zeit drängt und so meine ich, lieber früher als später dreingeschlagen!« —

Ein Schrey Gertrudens, jedoch mehr freudiges Erschrecken, als Angst andeutend, unterbrach die Rede des Vaters. Ehe die erstaunten Gäste aber nach der Ursache zu fragen vermochten, öffnete sich die Thüre und Meinhard, von dem Unbekannten begleitet, trat in die Stube.

Eine Ueberraschung sonder Gleichen ergriff beim Anblick des todtgeglaubten Sohnes ihres verrätherischen Amtsherrn die Versammelten, und diese vermehrte sich noch durch die verdächtige Begleitung. Wie vor einem Gespenste weichend stunden die Landleute auf, und zogen

sich mit verachtenden, dennoch aber höchst verlegenen Blicken von Meinhard zurück, seinen herzlichen Gruß nicht erwiedernd. Selbst der Schenkwirth verlor, hier vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, seinen Gleichmuth, und wußte sich nicht recht zu fassen. — An der Thüre stehen bleibend, musterte mit festem Blicke der Unbekannte die Anwesenden. Meinhard stand einen Augenblick wehmüthig ergriffen seinen Landsleuten gegenüber, dann trat er auf Gertrude zu, die, obgleich mit nassen Augen, dennoch vertrauensvoll und freudig zu ihm aufsah, küßte sie auf die Stirne, ergriff gerührt ihre Hand und sprach: „Sey mir gegrüßt, du Freundin und Gespielin meiner frühesten Jugend, du schönes Bild der Erinnerung an eine bessere, glücklichere Zeit! Gott segne Dein reines Herz, das einzige in diesem Kreise, das für mich spricht und meines Vaters Schande mir nicht auferlegt zu gleicher Schuld! — O meine geliebten Mitbürger!“ so wendete er sich hierauf gegen die Versammelten, „welch eine Rückkehr unter Euch! — O! Laßt mich meines Vaters Vergehen nicht büßen, nehmt mich auf Ihr treue Patrioten in Euren Bund, gebt mir nicht Verachtung für meine Liebe zu Euch und zu dem Vaterlande. Keiner meint es besser mit demselben, das mögen meine Narben beweisen, als Zeugen eben so vieler ehrenvoller Kämpfe für seine und unseres unglücklichen Fürsten heilige Sache. Schenket mir Vertrauen, und nehmet diesen Bürgen für meine Treue an; er focht mit mir an Max Emanuels Seite am Schellenberge, in Tyrol, und auf Höchstädts blutigem Schlachtfelde! Das Vaterland hat wenig Helden, die diesen Ehrenmann, meinen im Waffendienst ergrauten Freund, den Fahnenträger Walther, an Muth und Tapferkeit, an Biederkeit und Treue übertreffen. Das Pannier des Vaterlandes trug keine würdigere Hand. Genügt Euch aber auch diese Zeugschaft nicht, so

wißt, ich war heute Nacht bei der Berathung der Gemeinden auf der Burg, und zur Beglaubigung mag Euer Sohn, Herr Sturm, herbey gerufen werden, mit dem ich, was mir leid thut, keine freundliche Erkennungs-Scene hatte!“

»Ihr habt wohl Schlimmeres von mir vermuthet' Ihr Männer,« ergänzte der riesige Fahnenträger mit trockener Miene, „als daß ich Euch meinen geliebten Lieutenant hier znm treuen Genossen bringe, und mit ihm mich selbst, auf Leben und Tod! — Gebt ihm die Hände und fühlt Euch geehrt durch seinen Handschlag. Hat der Vater nicht gerecht gehandelt an Eurer und des Landes Sache, so stehe ich dafür, daß der Sohn wieder gut machen wird, was Jener verbrach. Und nun Du schelmischer Wirth zum schwarzen Bock, denke an meine längst verdaute Hafersuppe und reiche mir einen Schluck von Deinem verläugneten Kümmel!“

Bei dieser Offenheit und dem Zutrauen erweckenden biedern Benehmen des früher gefürchteten Gastes schwand jeder gegen ihn gehegte Argwohn, und während der Schenkwirth sich beeilte, sein Verschulden durch einen ausgesuchten Trunk wieder gut zu machen, drängten sich die Anwesenden mit wachsender Herzlichkeit um die neuen Bundesgenossen und wünschten sich zu ihrem Besitze Glück.

»Wohlan denn, meine Freunde,“ sprach Meinhard, Jedem die Hand schüttelnd, „laßt uns mit einander vereint feststehen im baldigen Kampfe, und will es des Vaterlands Gebot, freudig für dasselbe sterben. Mein treuer Waffengefährte Walther versichert uns des Beystands von mehr als 2000 verabschiedeten vaterländischen Kriegern. Darum fasset Muth; laßt Weib und Kinder hinter Euch in Gottes Schutz und bereitet Euch noch heute für unsere Freiheit auszuziehen!“

„Wie, heute noch!?“ — riefen die Ueberraschten. „Noch ist uns keine Nachricht geworden von dem Beschluße auf der Ruine!“

„So ist Euer Sohn, Herr Sturm, noch nicht zurück gekehrt? fragte Meinhard von einem unwillkührlichen Verdacht ergriffen.

„Leider ist er's nicht!“ versetzte der bekümmerte Vater.

„Dann sey der Himmel wachsam über Eures Namens Ehre,“ sprach der Fahnenträger ernst, »und Gott gebe, daß meine Meinung von ihm zur ersten Lüge in meinem Leben werde! Die bei Höchstädt fochten, setzten gerade keinen großen Stolz auf Euren Sohn!“ —

Der tiefgekränkte Vater wollte eben über diese Rede nähere Erläuterung sich erbitten, da stürzte der Wirth todtenbleich ins Zimmer, und rief: „Um Gottes Willen], Trude, schnell die Gläser von dem Tische! eine österreichische Reiter-Patrouille kommt den Markt herab, auf meine Schenke zu; die Hunde sollen von Ulrich Knorr keinen erquickenden Tropfen haben!“

Bey diesen Worten verschwanden im Nu Flasche und Gläser von dem Tische und Gertrude wischte eilig die letzte Spur des Getränkes von der reinlichen Tischplatte. Unverkennbare Verlegenheit bemeisterte sich der Landleute. »Ruhig und unbefangen meine Freunde! ermuthigte Walther, „setzt Euch an die verschiedenen Tische auseinander, — zeigt keine Furcht und haltet Euern Grimm in Wort und Blick zurück!“ — Er selbst nahm Platz am Fenster, Meinhard neben ihm; die höchlich erschrockene Gertrude wollte, alles Zuredens ungeachtet, eben die Stube verlassen, als die Reiter an der Schenke abstiegen und gleich darauf eintraten.

„Bleib doch hier mein schönes Kind!« — redete sie der Anführer der Patrouille an, dem vier andere Dragoner folgten, nahm sie in die Arme und wollte sie küs-

sen, — „solche Gesellschaft wird uns besser behagen, als das bäurische Gesindel dort.“

Mit Entrüstug entriß sich Gertrude dem zudringlichen Wüstling und flüchtete in Meinhard's und Walthers Schutz.

„Oho! mein sittsames Täubchen,« rief ihr der Wachtmeister nach, „so scheu vor einem wackern Dragoner? Hast du vergessen, daß, wo sich ein östreichischer Soldat in einem bayerischen Orte zeigt, er Obrigkeit darin ist? Wahrscheinlich fürchtest du den Zorn deines Liebhabers dort am Fenster! Nur Geduld, du sollst sammt ihm bald kirre werden!“

Während er auf diese Weise übermüthig drohte, schnallte er seinen schweren Säbel ab, warf ihn vor sich auf den Tisch, daß die Fenster der Schenke klirrten, und fragte nach dem Wirthe.

Der Gerufene trat vor. »Warum versäumst Du Deine Pflicht, Du Schurke?“ fuhr der Anführer denselben ergrimmt an, „glaubst Du, wir seyen hier eingekehrt, um uns an dem Anblick Deines dummen Angesichts zu laben? Sogleich schaffe Wein her und andere Erquickung, oder Deine Ohren sollen es entgelten.« — Während dieser Aufforderung ließ er sich mit seinen Reitern nieder. —

„Es ist mir herzlich leid, Ihr Herrn!» entgegnete der Schenkwirth,“ daß ich Eurem Befehl nicht Folge zu leisten vermag. Ein Trupp Eurer Kameraden hat mir am letzten Freytag in guter Laune mein letztes Faß zerschlagen; auch meinen Fenstern, Flaschen und Gläsern ging es nicht besser, wie Ihr hier zu sehen beliebeu mögt.“

»Die Lüge steht auf Deiner rothen Nase, du bayerischer Schuft!“ entgegnete ergrimmt einer der Dragoner, dessen ebenfalls stark geröthete Nase es unentschieden ließ, ob der Winter-Frost oder die Vorliebe zum Brannt-

wein mehr Antheil an ihrer Farbe hatten, — faßte zugleich den Schenkwirth an der Gurgel, schüttelte ihn und sprach, den Säbel ziehend: „Willst du gutwillig noch einige ganze Flaschen finden, oder soll ich Dir suchen helfen?« —

»Bemüht Euch nicht, Herr Dragoner!“ erwiederte der in die Enge getriebene Wirth, „die Kellerstiege ist finster, und Ihr möchtet leicht einen Fehltritt thun; — ich besitze wohl für uns schlechte und rechte Landleute noch einige Tropfen, doch getraute ich mir nicht, sie solchen Gästen anzubiethen. Wenn ihr Euch damit begnügen wollt, so solls an meiner Bereitwilligkeit nicht fehlen.“ —

So sich aus der Schlinge ziehend, verließ der Gastwirth die Stube, und kehrte gleich darauf mit einigen Flaschen zurück, die er nebst Brod und Käse den Dragonern vorsetzte. —

„So ist's allenthalben Euer böser, störriger Wille gegen Eure Besieger, der Euch das Spiel verdirbt!“ — nahm der Wachtmeister wieder das Wort; — Würdet Ihr Euch gutwillig unterwerfen und gehorsamlich seyn Kaiserlicher Majestät und Ihren Beamten in allen Punkten, und endlich einmal begreifen, daß sich's unt'er Oesterreichs siegreichem Adler eben so gut lebt, als unter Eurem ohnmächtigen Löwen, so würde Euer Loos wohl erfreulicher werden!“

»Es ist nicht der Wille des Kaisers,“ entgegnete Meinhard ernst und männlich, „daß man so mit den besiegten Feinden verfährt; und eines braven Soldaten ist es unwürdig, Wehrlose zu mißhandlen!“

„Sieh da, der ergrimmte Liebhaber!“ versetzte der Wachtmeister höhnisch, — »wer heißt Dich den unberufenen Advokaten machen? Doch Du dankst es meiner

Gunst für jene blauaugige Schöne, daß Dir nicht geschieht, wie Deine Frechheit es verdiente!«

Voll übersprudelnden Ingrimms wollte Meinhard sich erheben, Walther aber hielt ihn mit der Hand und mit strengem Blick zurück. Der Wachtmeister, der sich eben zur Flasche wendete, bemerkte die Bewegung nicht. Sein Glas schwingend, stieß er mit seinen Gefährten an, und rief: „Oesterreich hoch! — Verderben allen hündischen Bauern, die uns nicht für ihre Obrigkeit erkennen!!"

Immer höher erglühender Zorn durchzuckte bei diesen Worten die Beschimpften; nur mühsam hielt einer den andern zurück. Der Marktvorsteher aber sprach gefaßten Muthes:

„Noch erkennen wir keine andere Obrigkeit über uns, als unsern gnädigsten Churfürsten nnd Herrn Max Emanuel, obgleich er unglücklich und flüchtig ist. Der Kaiser, der uns besiegte, hat eine Landes-Administration eingesetzt, der wir zwar nothgedrungen gehorsamen und deren strengen Willen wir vollziehen müssen; nirgends aber hat man uns verpflichtet, den kaiserlichen Reiter für unsern Herrn und unsere Obrigkeit zu halten; auch will der Statthalter Graf Löwenstein in Landshut solche Willkühr nicht.« —

»Uns befiehlt der tapfere General de Wendt, und nicht der Administrator in Landshut,« entgegnete aufbrausend einer der Dragoner; „ein Federfuchser versteht es nicht, Besiegte unterm Joch zu halten!"

„Ihr Freunde," tröstete Walther die immer höher gereitzten Landleute, „laßt Euch doch den Schimpf der Worte von der Uebermacht gefallen, so lange Ihr's nicht hindern könnt; sie entehren nicht. Besser Unrecht dulden als Unrecht thun!"

»Ey, ey! sieh da, noch so ein feiger Sitten-Prediger!« versetzte der Wachtmeister, „Du bist im Kriege um Dich her wohl hinter dem Ofen alt geworden grauer Knabe, und die Narbe auf der Stirne verdankst Du sicherlich einem Bierkruge, trotz Deines riesigen Gliederbaues! Wären alle Deine Mitbürger so geschmeidige Herrenhuther, wie Du, so hätte Oesterreich leichteres Spiel! Schande dem Weichling, den auch die Noth der Zeit nicht zum Manne macht!“ —

„Ich handle stets nur im rechten Augenblick!“ entgegnete Walther ganz ruhig und mit bewunderungswürdiger Fassung.“

„Die rechte Stunde soll bald kommen, wenn sie je für Dich schlägt, du feiger Held!“ warf ihm verachtungsvoll der Wachtmeister hin, und wendete sich dann von ihm ab. „Euch Uebrigen aber,« fuhr er fort, »die Ihr mehr an Eurem Land zu hängen scheint, Euch will ich ein Geschichtchen vorlesen, das Eure Meinung berichtigen soll, von des Kaisers Macht und Willen, und von dem Eid, den Ihr Eurem Churfürsten noch schuldig zu seyn vermeint. Ich darf Euch wohl freundschaftlich ersuchen, dieses Geschichtchen stehenden Fußes anzuhören, und hinter den Tischen und Bänken, auf denen ihr herumlümmelt, ehrfurchtsvoll hervorzukommen; denn es ist die Kaiserliche Majestät selbst, die sich herunterläßt, mit Euch zu reden!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

In einer Gegend von Wallis, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, befindet sich ein Pfahl mit folgender Inschrift: „Wenn diese Aufschrift unter Wasser steht, so ist der Weg nicht fahrbar.“

Johannes v. Müller (geb. 3. Jan. 1742 † 1809) hatte früher einmal eine Unterredung mit Friedrich dem Großen, und in der Folge auch mit Napoleon gehabt. Wenn davon die Rede war, so sagte er: »Bei dem Erstern fand ich die Alles verschönernde Phantasie eines dichterischen Gemüths, bei dem andern den kalten berechnenden Verstand.«

Ein Leinwandhändler machte bekannt, daß er, um aufzuräumen, seine Waaren unter dem, was sie ihm kosten, verkaufen wolle.

»Das ist eine Unmöglichkeit,« bemerkte ein Nachbar: »denn er hat dafür noch keinen Groschen bezahlt.«

Ein Bedienter, ein Irrländer, wurde noch des Abends von seinem Herrn verschickt, um einem Freund, der am folgenden Morgen ganz früh wieder von London wegreisen wollte, ein Packet zu überbringen.

Weil es schon sehr spät war und der Bediente einen weiten Weg zu machen hatte, so gab man ihm den Hausschlüssel mit, um bei der Rückkehr das dann unfehlbar verschlossene Haus selbst öffnen zu können, damit Keiner deßhalb auf ihn warten dürfe.

Der Bediente verrichtete den Auftrag; er wollte aber diese unverhoffte Gelegenheit benutzen, sich gütlich zu thun. Er kehrte also bei der Rückkehr in eine Bierschenke ein: hier ließ er es sich so gut schmecken, daß er berauscht wurde. Er ging endlich fort; taumelnd gelangte er mit vieler Mühe nach Mitternacht zu dem Hause seiner Herrschaft. Er suchte nach dem Schlosse, um es zu öffnen; umsonst, er konnte es nicht finden. Er fluchte und tobte gewaltig, und machte an der Thüre einen solchen Lärm, daß eine Magd im Hause davon munter wurde, das Fenster öffnete und fragte: was es gäbe?

»Was soll es geben?« stammelte der Bediente: »die Spitzbuben in London haben das Schloß gestohlen; aber, was mich freut, es kann ihnen nichts helfen, ich habe den Schlüssel dazu in der Tasche."

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 25tes Stück.

Fürstenliebe und Unterthanen-Treue der Bayern, oder die Volksschlacht bei Sendling;

historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahre 1705

von

Georg v. Krämer.

(Fortsetzung.)

Unwillig folgten die Aufgeforderten, verhaltene Wuth im Herzen, dem Befehle, und traten dem Wachtmeister näher; ihm am nächsten stellte sich Walther. Die übrigen Dragoner blieben, gleichgültig forttrinkend, sitzen, und erhoben sich nur, als der Wachtmeister den Eingang eines großen besiegelten Pergaments vorzulesen begann, das also lautete:

Wir Joseph I. von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser!

rc. rc. rc.

Entbiethen allen Churfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freiherrn, Rittern, Land-

vögten, Hauptleuten, Vögten, Landrichtern, Pflegern, Richtern und Räthen, Bürgern und Gemeinden, und Allen andern, weß' Standes sie auch seyn mögen, namentlich aber den bayerischen Landständen, Unterthanen, Lehenleuten, und Zugehörigen, die diesen Unsern Brief, oder eine Abschrift davon, lesen werden, Unsere Huld und Gnade! Nachdem, was weltkundig ist, seit einigen Jahren der bisherige Churfürst und Herzog in Bayern, Maximilian Emanuel theils von seiner unmäßigen Begierde nach größerer weltlicher Macht und Hoheit hingerissen, theils aus heimlich gehegtem, unverdientem Haß, die weiland Ihrer Kaiserlichen Majestät, Unserm gnädigsten Vater und Herrn, glorwürdigsten Angedenkens, dann Uns, und dem hl. röm. Reich schuldige Liebe, Ehre und Treue vergaß, an den gleichgesinnten König von Frankreich sich anschloß, und Alles beitrug, was zur Schwächung, Unterdrückung und Zergliederung des hl. röm. Reichs, insonderheit aber zu Unserer, und Unseres Erzhauses Erniedrigung dienen konnte; — im Anbetracht, daß Derselbe die ihm zur Verwaltung anvertrauten, zum Reiche und Unserem Hause stammenden spanischen Niederlande muthwillig und ungetreu der französischen Herrschaft übergab; — die löblichen fränkischen und schwäbischen Kreise zur Beförderung seiner heillosen Pläne und Absichten von dem Reiche und kais. Majestät gewaltsam abziehen wollte, — hierauf die Reichsstadt Ulm fried- und treubrüchig überfiel; — endlich durch französische Hilfsvölker Krieg und Verheerung in das Reich führte, aber mit Gotteshilfe überall geschlagen und sofort flüchtig gemacht wurde; nichts destoweniger indessen bey seinen gewissenlosen Gedanken beharrt, und zur Ausführung derselben nur neue Kräfte sammelt und neue Gelegenheit erwartet — so ist nichts mehr übrig, als die an Max

Emanuel schon früher durch Seine Besiegung vollzogene, als ausgesprochene Achtserklärung über Ihn zu verhängen! —

Wir schließen ihn demnach anmit Unserer Seits von der Zahl, der Würde und dem Genuß der deutschen Reichsglieder deutlich aus, verhängen über Ihn die Acht und Ober-Acht, auch alle diejenigen Strafen, so diese nach sich ziehet; entsetzen Ihn damit und erklären Ihn für verlustig aller von Uns und dem Reiche habenden Gnaden, Freyheiten und Rechten, Ehren und Aemtern, Titel und Lehen, Eigenthümern und Anwartschaften, Länder und Güter, Leute und Unterthanen, wie oder wo sie immer seyn mögen.

Wir erlauben auch Seinen Leib Jedermänniglich dergestalt, daß an demselben, als aus Unserm und des Reichs Frieden und Schutz, in Unfrieden und Unsicherheit gesetzt, Jedermann freveln oder sich vergreifen dürfe, und verbiethen Allen des hl. röm. Reichs Angehörigen, mit Ihm fernerhin irgend eine Gemeinschaft zu haben, Ihn zu beherbergen, zu ätzen, zu tränken, oder Ihm Vorschub zu leisten. Wir befehlen ferner allen Seinen bisherigen Unterthanen, nicht weiter auf Ihn zu sehen, noch von den Seinigen irgend einen Befehl anzunehmen, sich dagegen aber Uns, und unseren Beamten aufs Gehorsamste zu unterwerfen. Wir fordern alle bayerischen Kriegsbefehlshaber auf, sich von ihm abzuthun und zu Uns zu wenden, ihm aber und seinem Anhang nach Kräften zu schaden, und ihn zu verfolgen, um dadurch unsere Gnade und Milde wieder zu erwerben. Endlich entbinden wir Alle Seine bisherigen Unterthanen des Ihm geleisteten Eides der Treue und sprechen die Acht, und Oberacht, und die Strafe an Leib und Leben über alle Diejenigen aus, die Unserem gegenwärtigen Kaiserl. Erkenntniß nicht Folge leisten.

Wornach sich Jedermann zu achten, und vor Schaden und Verderben zu hüten hat.

Joseph.

Bei jeder Zeile dieses furchtbaren Manifestes, das der Wachtmeister mit unverhaltener Schadenfreude und nur stellenweise las, wie man dem zu Folternden nur nach und nach einen höhern Grad der Marter zuerkennt, konnte man die Richtung der innern Gefühle auf den Angesichtern der Versammelten deutlich lesen. Anfangs schien sie eine Betäubung zu ergreifen, die Alles das was sie hört und sieht, für ein Mährchen, für ein Luftbild, oder einen neckenden Traum hält. Nach und nach ging dieser dumpfe gährende innere Zustand in ein schreckliches Erwachen für sie über. Des Vaterlands Schmach und Elend war nun auch für die Zukunft verbrieft und besiegelt.

Bey dieser Gewißheit brachen die bisher duldenden, nun aber in ihrem Heiligsten, in ihrer Fürsten- und Vaterlandsliebe tödtlich verwundeten und verhöhnten Gemüther aus den Schranken, und Verzweiflung bemächtigten sich gleichzeitig, wie durch einen elektrischen Schlag mitgetheilt, ihrer Seelen.

Diesen, für sie so höchst gefährlichen Zustand exaltirter Aufregung der Landleute bemerkten indessen die feindlichen Reiter nicht; am wenigsten ihr Führer, der die Versammelten durch das Vorgelesene vernichtet zu haben glaubte und in seinem stets beschimpfenden Uebermuthe, während er die Bekanntmachung ruhig zusammenlegte, sich verächtlich von den Versammelten abwendete und sprach:

»Ihr Schufte habt nunmehr Euer und des Landes Schicksal nach kaiserlichem Willen gehört und mögt zu

Hause mit Euren Weibern darüber heulen. Für jetzt aber befreit uns von Eurer widerlichen Gesellschaft, um so mehr, als ich mich durch ungestörte nähere Bekanntschaft mit dem schönen Töchterlein für meinen starken Ritt zu entschädigen gedenke. Darum hinaus mit Euch ihr Maulaffen, und fort mit Dir Du lumpiger Wirth in den Keller, wohin Dich diese leeren Gläser weisen!"

Diese Worte steigerten die Wuth der Verbündeten aufs Höchste, und Walther, der einsah, wie vergeblich es sey, Meinhard und mit ihm die Racheschnaubenden jetzt noch länger zurückzuhalten, flüsterte dem eben aus der Stube gehenden Wirth die Worte zu: „Bemächtigt Euch der angebundenen Pferde!" Hierauf trat er mit einem raschen Schritt dicht vor den Wachtmeister hin, ergriff dessen schweren, auf dem Tische liegenden Säbel am untern Ende mit beiden Händen, richtete seinen riesigen Körper hoch empor, und indem seine Augen Blitze schleuderten und er dem Ueberraschten entgegen donnerte: „Jetzt Schurke! schlägt meine rechte Zeit zum Handeln!!« — schmettert er den Anführer mit einem einzigen Streiche des hoch aus der Luft herab sausenden Schwertes zu Boden. In demselben Momente hatte Meinhard einen andern Dragoner niedergerissen und entwaffnet. Ein dritter der Reiter, noch Herr seiner Waffe, war eben im Begriff seinen gefallenen Wachtmeister durch einen kräftigen Hieb auf Meinhards Haupt zu rächen, als ihm Walthers Klinge durch den Hals fuhr. Der letzte der Dragoner wollte sich durch die geöffnete Thüre retten, wurde aber von dem rasenden, durch die Neugier herbeigelockten Volke im Hofe der Schenke erschlagen.

Mit der Achtserklärung des Kaisers in der Hand trat jetzt Meinhard auf die Straße unter die Bewohner des Marktes:

„Hier ist das Dokument, meine Mitbürger!“ so rief er dem immer mehr anwachsenden Haufen entgegen, „welches Oestreichs Kaiser, Joseph I., auf immer in der Geschichte brandmarkt mit den Zeichen des schwärzesten Undanks! Es läßt uns keinen Fürsten mehr, keine Freiheit, keine Selbständigkeit, wie wir schon längst kein Gesetz mehr kennen, als das der Willkühr und der Gewalt! Darum auf für Bayerns Rettung von Schande und Schmach! Laßt uns das heilige Werk beginnen; — laßt die Sturmglocken heulen, wir werden von allen Seiten Antwort erhalten! Und nun mir nach, Ihr Freunde! zu Dem, auf den das Vaterland vertraut!«

Erschütterndes Beifalljauchzen begrüßte diese Rede; die Versammelten schlossen sich an Meinhard und Walther an, auf ihrem Wege von dem furchtbaren Rufe der Glocken des Marktes begleitet, denen kurz darauf in wilden schauerlichen Tönen, bald hell und nah, bald dumpf und ferne, die Glocken der umliegenden Orte Kunde gaben, daß auch im Bereiche ihrer sonst so friedlichen Pflicht das Werk der Rache und der Vergeltung begonnen habe.

V.

Dieses ist ein Moment des größten Schmerzes,
Selbst für den Sieger!

Ein Wort Heinrich IV. nach der
Schlacht von Coutras.

Als hätten die Gräber ihre Todten wieder gegeben, so wuchs mit jeder Minute der Haufe der Aufständischen mehr und mehr an. Aus Schluchten und Verstecken, — aus Kellern und entlegenen Gehöften, — aus den

unterirdischen Gewölben der Kirchen selbst, dem Ruhe-Ort der Särge, stiegen die jungen, kräftigen Bewohner des Marktes, und der umliegenden Orte an den Tag hervor, als die heulenden Glocken, die weit umher erklangen, das längst ersehnte Losungs-Zeichen gaben. Im wilden Gewühle stürzte sich der Haufe zuerst auf das alte Zeughaus Pfarrkirchens; krachend fielen dessen alterthümliche Thore in Trümmer, und mit rasendem Geschrey verloren sich die waffengierigen, mordentflammten Aufständigen in dem Gebäude, die Waffen und Wehren aller Zeiten aus demselben hervorschleppend, wie sie eben der Zufall in die Hände des Einzelnen gab. Spieße, Hellebarden, Aexte, Streitkolben, brauchbare und von Rost zerfressene Flinten, Pistolen, Hackenbüchsen und Gewehre mit Luntenschlössern, Musketen, Lanzen und Morgensterne, Helme und Panzer, Schilde und Schwerter, kurz Alles, was zu tödten und zu schirmen vermochte, war willkommen.

Bald sprengte neu gebildete Reiterey auf Ackerpferden durch die Strassen, den Anzug der Mannschaften benachbarter Ortschaften verkündend, die mit weniger regelmäßigen Waffen versehen, in den rüstigen Fäusten Pflugscharen, Sensen und Heugabeln führten und ohne Ordnung, ohne verständige Führer unter wildem Tumulte von allen Seiten sich dem Markte näherten, gleich einem nach allen Richtungen ausgebrochenen Strome, der dahin braust und alles zu verschlingen droht, was sich ihm in den Weg stellt. In der Mitte dieser heranziehenden Volksmassen, sah man blutrothe Fahnen, die in grellen schwarzen Zügen, die Aufschrift trugen: »Lieber Bayrisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben!“ Männer und Jünglinge, selbst Greise und Knaben bildeten diese regellosen Haufen. Viele abgedankte Kriegsleute gesellten sich dazu. Jeder gab oder brachte mit, was er

an Waffen entbehren konnte, oder an Wagen und Pferden besaß. Mit gellender Kriegs-Musik zog jetzt die von Minute zu Minute immer mehr anwachsende Volksmasse unter Anführung Meinhards und Walthers, in deren Mitte sich der Freyherr von Lier befand, nach einer entlegenen Strasse Pfarrkirchens and der Ruf: „Nieder mit Oesterreich! Tod den Tyrannen! — Hoch lebe Plinganser!!“ bezeichnete bald die Richtung und den Zweck ihres Weges.

Meinhard trug die Uniform eines bayrischen Offiziers, das blosse Schwert in der Rechten; Walther ebenfalls kriegerische Kleidung. Eine aus dem Zeughause entnommene alte Fahne mit dem Bilde der heiligen Gottes-Mutter wehete, von ihm getragen, hoch über den Häuptern des Volkes. In dem gewöhnlichen Anzuge eines Landmannes wurde der Freiherr von Lier kaum von der Menge beachtet. Als der Zug vor Plingansers Wohnung angekommen war, hatte das donnernde Lebehoch, das die Aufständischen ihm brachten, diesen schnell auf die Straße gerufen, und ehe er sich's versah, lag sein Jugendfreund Meinhard in seinen Armen. — —

Georg Sebastian Plinganser, ein Mann, wie die schaffende Natur mit Aufwendung all' ihrer Kraft und all' ihrer physischen und geistigen Gaben nur wenige ins Leben gerufen hat, um durch eine solche Schöpfung gleichsam den Triumph ihres Wirkens zu bezeichnen, war bürgerlicher Abkunft zwar, doch hochadelig an Gemüth, Seine glühende Vaterlandesliebe, seine Entschlossenheit, sein unerschütterlicher Muth, und seine ausgezeichnete Bildung, Tugenden, welche er nacheinander in jener stürmischen Zeit so ruhmvoll entwickelte, machten ihn vollkommen würdig an der Spitze der Vertheidiger eines edlen, unterdrückten Volkes zu stehen.

Auch er sah längst mit blutendem Herzen auf sein unglückliches Vaterland hin, und seufzte nach der Erlösungs-Stunde, der er im Innersten seiner Seele bereits sein Leben gewidmet hatte. Da machte ihn, als die heißersehnte Stunde endlich wirklich schlug, die kluge Wahl seiner Landsleute zum obersten Anführer. Den meisten von ihnen war es bewußt, daß seine erwachte Kraft, sein ritterlicher Charakter, die Energie seines Willens sich die großen Männer des freyen Roms und Griechenlands zum Vorbilde für seine begeisterte Seele nahm und daß diese ihn mit Durst nach Thaten, und mit Verachtung eines Todes erfüllten, aus dem dem Ruhme allein nur ein ewiges Leben hervorgeht. — Sein Aeußeres entsprach vollkommen dem schönen Bilde seiner Seele. Ein kräftiger Bau der Glieder, ein offenes heiteres Gesicht, dem der ernste forschende Blick des geistreichen Auges einen besondern Reitz verlieh; edle Haltung und Gewandtheit des Körpers, und die Macht der Rede, die ihm vorzugsweise zu Gebote stand, vereint mit dem Adel des Gemüths, der unverkennbar auf seiner Stirne thronte, schienen zu verkünden, daß Plinganser von der Natur schon zum Helden bestimmt worden sey. — Freudig überraschte ihn der Anblick und das Wiederfinden des todtgeglaubten, geliebten Freundes!

„Um Gott! Meinhard! Du lebst? ich sehe Dich wieder, Du wurdest kein Opfer dieser mörderischen Sieger?“ so rief er freudig ergriffen aus, und betrachtete den theuern Jugendgefährten mit liebend forschendem Blicke, ob ihn kein schöner Traum verführe, und schloß dann den Freund innig wieder an sein Herz. Gelobt sey die heilige Jungfrau! Ja Du bist's, Du bist es wirklich; Dein treues kräftiges Leben ist dem Vaterlande und der Freundschaft nicht verloren!“

„O mein Georg!" versetzte Meinhard mit tiefer Rührung — »diese Stunde wiegt ein Menschen-Leben auf! Ich sehe die Fesseln unserer Freyheit gebrochen, den alten bayerischen Muth; und die angestammte Tapferkeit wieder erwachen, und die Schande, die uns im Buche der Geschichte drohte, ausgetilgt durch große, ruhmvolle Thaten und ausgewaschen durch unser Herzblut, das wir nächst unserer Treue für Fürst und Vaterland unserm unbefleckten Nachruhm weihen! Du aber Freund und Bruder, auf den das Volk vertraut, du sollst uns führen zu diesem heiligen Ziel, zu dieser neuen höhern Stufe der Unsterblichkeit!«

„So sey's," ergänzte der riesige Fahnenträger Walther und senkte die Fahne mit dem Bild der gnadenreichen Jungfrau vor dem betroffenen Plinganser; dann fuhr er mit weithinschallender Stimme fort: »Bei der seligsten Mutter unseres Heilands schwören wir Euch Georg Sebastian Plinganser Treue, Gehorsam und Ausdauer, als unserem frey und einstimmig gewählten Hauptmann, und daß wir nicht eher unsere Waffen niederlegen wollen, bis wir Bayerns Freyheit gerettet haben, oder seine Schmach gerächt!« —

Als bräche ein Orkan plötzlich aus den Schlünden der Erde, so donnnerte bei dieser Rede Walthers der Beyfall der bereits zu unabsehbaren Haufen angewachsenen Bewaffneten in die Lüfte, und dem einstimmig feyerlichen Rufe: „Hoch lebe unser Obrist Sebastian Plinganser, unser Aller Anführer!" folgten Verwünschungen gegen Oestreich, die eben so vielfältig waren, als die von demselben verübten Gewaltthätigkeiten und grausamen Handlungen, welche diese furchtbaren Ergießungen des Nachegefühls veranlaßt hatten.

Nur mühsam vermochte Derjenige, dem die wilde aber treue und herzliche Huldigung galt, sich Gehör zu ver-

schaffen. — Als ihm dieß endlich mit Meinhards Hülfe gelungen war, trat er auf die höchste Stufe der Treppe an seinem Wohnhause und sprach: „Meine Freunde! Ich bin hochgeehrt durch Eure Wahl! mein Leben wird nie einen heiligern und schönern Augenblick in sich fassen; aber treuherzig und bieder, wie Ihr Alle seyd, gestattet auch mir, das Vertrauen, das Ihr mir geschenkt, eben so redlich und offen dadurch zu erwiedern, indem ich erkläre, daß ich selbst mich keineswegs für fähig halte, das Amt Eures Anführers in dieser wichtigsten Schicksals-Periode unseres gemeinsamen und gleich innig geliebten Vaterlandes zu übernehmen. Vergönnt mir darum in Euren Reihen zu kämpfen, alle Gefahren und Mühseligkeiten mit Euch zu theilen, und jedes Opfer mit Euch zu bringen für die heilige Sache unserer Freyheit! An Eurer Spitze stehe ein höherer Geist, geprüfter in Erfahrungen, weiser im Rath, — ein Edlerer als ich und wir Alle, — mit einem Worte: der verdienstvolle Freyherr von Lier, der hier unter uns ist, und den ich trotz seiner Verkleidung erkenne!"

Höchst überrascht fand sich der Freiherr, bei diesen Worten von dem herabsteigenden Plinganser auf die Stufen gehoben, und das von demselben ihm ausgebrachte Lebehoch wurde tausendstimmig erwiedert. Aber er verlor seine in so vielen überstandenen Gefahren bewährte Geistesgegenwart und Entschlossenheit nicht. Als sich der freudige Tumult des Volkes gelegt, sprach er zu demselben folgende Worte:

„Meine Freunde! tief schmerzt es mich, Eurem Wunsche nicht entsprechen zu können! Meine Geschäfte sind wichtig und dringend: meine Sendung ist noch nicht erfüllt. Eine zweite Pflicht kann ich nicht zugleich erfüllen, ein doppeltes Amt nicht verwalten — so erhaben auch jene, so ehrenvoll dieses wäre. Führen kann ich

Euch nicht! — Daß Ihr aber in dieser glorreichen Stunde Euch hier zusammengefunden habt, des Vaterlandes Schmach zu tilgen, und seine Fesseln zu zerbrechen, das ist theilweise mein Werk! Darum, wollt Ihr mich lohnen, und mir vertrauen, so höret meine Bitte, und erfüllet sie: Laßt nicht ab von Eurer Wahl; sie ist die beste, die ihr zu treffen vermöchtet! — Georg Sebastian Plinganser sey Euer Feldherr, und der Anführer aller bayerischen Landes-Vertheidiger. Seine Bescheidenheit krönt seine übrigen Tugenden und Vorzüge; er ist es werth, daß Ihn die Geschichte einst als den Zerbrecher vaterländischer Sclaverey bezeichne. Drum Ihn und keinen andern wählt zum Haupte der ruhmvollen, und gebe es der Himmel, glücklichen Ausführung Eures geheiligten Vorhabens!» —

„Edler Freyherr,« entgegnete Plinganser mit Festigkeit, „sind Sie es nicht, der uns zum Siege führt, so sey es ein Kriegsheld, oder ein weiser Rath des Fürsten oder ein höherer Beamter, der durch långjährige und ausgezeichnete Dienste nicht nur das Vertrauen der hier versammelten Gemeinden, sondern auch das des ganzen Vaterlandes, und mit ihm das der öffentlichen Meinung mit sich bringe. Mich Unbekannten aber lassen Sie gehorchen, und unbekannt sterben, wo es die Pflicht gebeut!“

Bey diesen Worten erhob sich unter der harrenden Menge, deren entflammtes Rachegefühl diesen edlen Wettstreit nicht zu erfassen vermochte, und die nach Thaten lechzte, ein drohendes Gemurr und einzelne Stimmen ertönten:

„Wir wollen keinen Adelichen!“ — Aus unserer Mitte gehe unser Anführer hervor! „Nieder mit dem Zögernden! Nur ein Treuloser am Vaterlande weigert sich, seinem Ruf zu folgen!!“ — —

Empört über dieses Benehmen trat Meinhard mit geschwungenem Schwerte vor den Bedrohten und sprach: „Halte es Bruder, wie Du es vor Gott zu verantworten vermagst, — aber nur über meine Leiche sollen diese Unsinnigen sich einen Weg zu Dir bahnen!“

Seinem Beispiele folgte der treue Walther. Plinganser aber, eben so erschüttert von diesem Beweise edler Freundschaft, als unerschrocken bey der ihn umgebenden Gefahr, schob die beiden Vertheidiger seines Lebens sanft zurück, indem er sprach:

„Meinhard, Deine Liebe zu mir werde ich nie vergessen, eben so wenig die Anhänglichkeit dieses Ehrenmannes; aber es bedarf deren nicht. Willst Du den Funken der Zwietracht schon in das Beginnen des heiligen Werkes legen?!“ — Dann trat er entschlossen unter die murrende Menge und rief mit erhobener Stimme aus:

»Ihr wollt mein Leben, Landsleute?! Hier ist es, wenn Euer Zweck es fordert! Aber Fluch und Schande treffe den an meiner Statt von Euch gewählten Hauptmann, wenn ihn mein Beispiel nicht belehrt, Eurer Wahl dadurch zuerst sich würdig zu zeigen, daß ihn das Bedrohen seines Daseyns nicht zu erschrecken vermöge, wenn es darauf ankommt, Eurem Willen nicht unterwürfig zu seyn, in so ferne dieser gegen seine bessere Ueberzeugung ist! Meine Ueberzeugung aber geht dahin, das wichtige Amt eines Anführers darum nicht zu übernehmen, weil unser gnädigster Churfürst sicherlich Denjenigen bezeichnen und bevollmächtigen wird, auf den er das meiste Vertrauen setzt. Nicht um unser verlornes Eigenthum kämpfen wir, — eine höhere, heiligere Pflicht steht über uns, die Liebe zu dem unterdrückten Vaterlande und zu unserem unglücklichen Fürsten, der vertrieben aus Seinem Lande und dem theuren Kreise Seiner Familie im Sold eines

fremden Königs dient. Nicht die vier Pfähle unserer Wohnungen zu vertheidigen, stehen wir hier auf Leben und Tod zusammen, sondern zur Rettung des Throne unseres rechtmäßigen Regentenstammes! Darum ist der Fürst, dessen höchste Intressen wir mit Gut und Blut vertreten, der Erste, dem das Recht zusteht, einen Mann zu wählen zum Haupte der Vaterlands-Vertheidiger, würdiger als ich. Gehorsam seinem Willen, dem unser Leben gehört, sey unsere erste Pflicht!«

Dieser entschlossenen Rede Plingansers folgte ein Zustand der Betroffenheit der Versammelten, der sich nach und nach in einen allgemeinen Sturm des Beyfalls auflöste, und den Lier mit Freude benützte, die immer höher entflammten Gemüther derselben an ihr geheiligtes Vorhaben zu fesseln.

„Meine Freunde!“ so sprach er mit lauter Stimme, „Unser gnädigster Churfürst, auf Eure Treue und Anhänglichkeit vertrauend, hat seinen Willen Eurem Patriotismus untergeordnet. Frey sollt Ihr seyn in Euren Thaten zum Heil des Vaterlandes; frey in der Wahl Eurer Führer; unabhängig in der Richtung Euer Tapferkeit. Es war Sein ausdrücklicher Befehl, nur dann Seine Beystimmung Euch zu verkünden, wenn Eure Vaterlandsliebe Euch bereits bewaffnet habe, das schmachvolle Joch abzuwerfen. Ihr kommt den von mir im Stillen gesammelten Beobachtungen, ob Ihr eines solchen edlen freysinnigen Fürsten würdig seyd, mit beweisender That entgegen, und wenn meine Bemühungen Theil an dieser ruhmwürdigen Stunde haben, so wurden sie mir durch Euren Patriotismus tausendfach belohnt. Weil nun unseres Herrschers Voraussetzungen so glorreich erfüllt sind, so will ich unsers gnädigsten Fürsten Bestimmung zu Eurem geheiligten Vorhaben Euch nicht länger vorenthalten, und zugleich dadurch die edle Un-

terthanen-Treue Desjenigen beruhigen, auf den Ihr eben so ruhmvoll als glücklich Euer Vertrauen setztet! Habt darum die Güte, Herr Officier, dieses churfürstliche Patent den Landesvertheidigern vorzulesen!« Bey diesen Worten übergab er Meinharden eine mit Siegeln versehene Urkunde, die dieser mit lauter Stimme vortrug und die folgenden Inhalts war."

Wir von Gottes Gnaden Max Emanuel, Churfürst von Bayern!

Nachdem Wir mit Schmerz vernehmen mußten, daß Ihr, meine lieben Getreuen! von unserer Abwesenheit an, bis jetzt, und je länger, je härter von Meinen und Euren Feinden mißhandelt werdet und eine Million nach der andern geben müßt, so zwar, daß, wie es scheint, der ganze Krieg gegen Mich aus Eurem geraubten Vermögen geführt werden soll, auch bereits so tief in Armuth und Elend versunken seyd, daß Ihr solche unerschwingliche Auflagen an Geld, Mannschaft, und Einquartirungen nicht mehr länger zu leisten vermögt; endlich der gemeine Mann, der bereits alle Leiden einer barbarischen Invasion erduldete, nichts mehr übrig hat, als die leeren Wände seiner Wohnung, wenn ihm diese nicht das Feuer verzehrte, — so ermahnen und befehlen Wir Euch, solche Tyraney nicht länger mehr zu dulden, — mit gesammter Hand zusammen zu stehen, — Euch mit Gewehr zu versehen, Eure von Uns im Voraus genehmigte Anführer und Hauptleute zu wählen, und auf alle Weise und Wege zu versuchen, das Land selbst zu beschützen, und das um so mehr, weil man sonst jeden Tüchtigen unter Euch zum Kriege und in des Kaisers Dienst mit Gewalt hinweg schleppen wird.

Wir werden, so viel möglich Euch beizustehen nicht ermangeln, und Unsere Winterqnartiere nicht eher bezie-

hen, bis Wir im Vaterlande einen festen Fuß gefaßt haben!

Wie immer verbleiben wir Euch mit aller Gnade und allem Guten zugethan.

Gegeben zu St. Cloud.

Max Emanuel.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein Arzt verordnete einem Kranken Bäder. Er befolgte diesen Rath. Nach einigen Tagen fragte ihn der Erste: Wie haben sie die Bäder gefunden?

„Etwas feucht," war die Antwort.

Einst hatte Johnson an der reichbesetzten Tafel des Herrn Thrale alle die Eigenschaften, die ein Dichter besitzen müsse, und alle die Erfordernisse zu einem Gedicht, das Herz und Geist gleich sey in Anspruch nehme, weitläufig aus einander gesetzt; da nahm ein Herr Grierson das Wort und parodirte Johnson, indem er eben so die Verdienste eines geschickten Kochs und seiner Leistungen schilderte, mit dem Zusatz: ich schätze daher einen guten Koch eben so sehr, wie einen guten Dichter, und gebe einer köstlichen Mahlzeit den Vorzug vor dem schönsten Gedichte.

„Sir," sagte Johnson: „ich werde mich wohl hüten, mich mit ihnen darüber zu streiten, denn ich würde den Kürzern ziehen. Sie haben eine gar zu große Partei für sich, alle Doggen in der ganzen Stadt."

Man sprach in einer Gesellschaft von Polen und den merkwürdigsten Männern dieser Nation. Der eine nannte diesen, der andere jenen. Endlich rief ein ziemlich bejahrter Spaßvogel aus: „Ei, was zerbrecht Ihr Euch da die Köpfe! wißt Ihr, welche ich für die merkwürdigsten Polen halte — den Südpol und den Nordpol."

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1831. 4ter Band, 26tes Stück.

Fürstenliebe und Unterthanen-Treue der Bayern, oder die Volksschlacht bei Sendling;

ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Jahr 1705

von

Georg v. Krämer.

(Fortsetzung.)

Als Meinhard geendet, stieg ein wildes, jauchzendes Freudengeschrei des Volkes in die Luft. Die Gewißheit, daß ihr unglücklicher Fürst auf sie zähle, daß er ihrer Anhänglichkeit und Treue vertraue und mit ihnen sey in Noth und Gefahr, — erfüllte die Herzen der Landesvertheidiger mit dem entschlossensten Muthe und einer Begeisterung, die nur das Bewußtseyn einer guten Sache verleiht.

In das tausendfache „Hoch lebe Max Emanuel und Bayern!“ mischte sich jetzt kein anderer Aufruf der Leidenschaft. Die Liebe zu seinem Regenten verdrängte von jeher in des Bayern Brust für den Augenblick, wo diesem die Huldigung gilt, jedes andere Gefühl, das aus

einer weniger lautern Quelle entspringt. Als Lier das Patent zurückempfangen hatte, trat er vor Plinganser, ergriff seine Hand und sprach: „Sie sehen, mein würdiger Freund! daß des Churfürsten Weisheit die Wahl eines Anführers lediglich dem Patriotismus seines Volks überließ, fest überzeugt, daß es den Besten aus seiner Mitte wählen werde. Darum weigern Sie sich nicht länger, das große Amt zu übernehmen, jeder Augenblick drängt, lassen Sie diese hochherzige Aufregung nicht erkalten. Der Schutzengel des Vaterlandes sey mit Ihren Thaten! Ich aber will meinem Herrn Freude und Trost nach Brüßel bringen, und habe alle Eile nöthig, damit die Fama Ihres Ruhms nicht vor mir daselbst anlange. Noch diesen Augenblick reise ich ab. In Ihnen umarme ich alle Retter unserer Freiheit!" — Innig gerührt verließ der Freyherr die Versammelten, denen er noch ein: „Gott sey mit Euch!" zurief. In dem Momente des allgemeinen Enthusiasmus, der jetzt Alle ergriffen hatte, trat Plinganser, hingerissen von der feyerlichen Stimmung, in welche ihn diese seltene Volkstreue versetzte, unter die bewaffneten Haufen und sprach mit lauter, fester Stimme.

„Meine geliebten Landsleute! Nicht länger vermag ich dem edlen Hochgefühl Eurer Seelen nachzustehen. Ich übergebe mich Euch, treu im Leben, treu im Tode! Höre ich auf, Euren Erwartungen zu entsprechen, trifft nur e i n gerechter Vorwurf das mir übertragene Ehren-Amt, so möge die heilige Jungfrau ihre Fürbitte mir versagen, im ewigen Gerichte. Amen!"

„Gott sey gelobt!" rief nun Meinhard, „so hat die gehoffte Stunde nicht umsonst geschlagen, und der regellose, tapfere Haufen hat ein weises entschlossenes Haupt. Heil dir Plinganser, du hast mit edlem Muthe die hohe Würde angetreten! Darum auch Heil dem Vaterlande! Denn

wenn es Einer kann. — Du wirst es retten!! Und mich treffe die Strafe eines treulosen Verräthers, fiel Walther ihm in die Rede, wenn ich diese heilige Fahne, das Panier unserer gerechten Sache, so lange meine Nerven halten, je vor einem andern senke, wie jetzt vor Euch, meinem obersten Feldhauptmann, — zur Huldigung und zum Schwure!" Dann rief er mit einer Stimme, als hätte er das Amt der Posaune am Auferstehungstage zu versehen: „Freunde! die erste Pflicht gegen unsern Heerführer ist Gehorsam! Darum schwört bey der heiligen Fahne, die die Mutter Gottes trägt, Georg Sebastian Plinganser, Eurem einstimmig gewählten Feldherrn Treue und unverbrüchliche Folgsamkeit!" Wie der wilde Sturm der Brandung so rauschte hierauf der Schwur durch die unabsehbaren Reihen der Bewaffneten! —

„Auch wir huldigen dir mit Freuden, Sebastian Plinganser!" sprach jetzt aus dem dichtesten Volkshaufen tretend, ein ganz junger Mann, voll edlen Anstands und mit allen Kennzeichen vollendeter Bildung, dem ein anderer folgte, der an Jahren etwas vorgerückter schien. — „Auch wir verehren dich gerne als unseren Hauptmann und führen dir und der großen Sache tüchtige Kämpfer zu!"

„Gelobt sey Gott! der Himmel ist mit uns!" entgegnete, innig erfreut, Plinganser, umarmte beide Ankömmlinge und wandte sich dann zum Volke, indem er sprach:

„Der Besten des Vaterlandes finden sich immer mehr zusammen, und so hoch als einer unter Bayerns Patrioten steht, stehen diese beyden Männer hier: Alois Meindel und Christian Jäger!" Ein allgemeiner Ausruf freudigen Willkomms ehrte die beiden Benannten.

„Jetzt aber, meine Freunde! fuhr der neu gewählte Oberbefehlshaber fort, laßt uns das ernste Werk beginnen! Sammelt Euch auf den Ebenen vor dem Markte

nach Gemeinden, damit Ordnung uns beseele, und unsere Kräfte nicht fruchtlos sich zersplittern. Ihr, Meindel! führet die Reiter, die sich zusammen finden; — das Fußvolk sammle sich um Christian Jäger! Du, Bruder Meinhard! wirst mir deine Kriegserfahrung im Rathe leihen, und die üblichen militärischen Gesetze, so wie deine kriegerische Wissenschaft sollen uns leiten, damit die hochmüthigen Feinde, nicht rachsüchtige Bauern allein in uns sehen, sondern tüchtige Soldaten finden, von denen geschlagen zu werden, ihnen desto größere Schande macht. Die heilige Fahne, um die wir uns alle sammeln, trägt keine bessere Hand, als die Eure, tapferer Walther! denn ich bin gewiß, daß ihr sie gleich dem vaterländischen Sinnbild, das sie enthält, ein Löwe an Muth, vertheidigen werdet, und daß sie stets in der Mitte der besiegten Unterdrücker wehen wird. — „Ihr, Dallway und Xaver Oertel!“ so wendete er sich hierauf zu zwey Andern der Umstehenden, die er persönlich kannte, und auf die er vorzügliches Vertrauen zu setzen schien, „bleibt an meiner Seite, bis sich neue Haufen mit uns verreinigen, deren Anführung Ihr dann übernehmen werdet. — Und nun auf, meine Freunde, ordnet Euch und findet Euch zusammen unter Euren ernannten Hauptleuten!“

Unter Jauchzen, Freudengeschrei, und furchtbaren Verwünschungen gegen diejenigen, denen dieser Auszug galt, drängten sich jetzt, von den wilden Tönen kriegerischer Instrumente halbbetäubt, die in schrecklichem Unisono durcheinander heulten, die Landes-Vertheidiger nach allen Richtungen durch Höfe und Gärten auf die Felder nordwärts des Marktes. Der Feldherr und sein Gefolge, Meinhard, Dalway und Oertel sprengten kurz nachher auf stattlichen Roßen, und so vollständig gewaffnet, als dieß die Kürze der Zeit erlaubte, dem bewaffneten Haufen nach. — Auch Jäger und Meindel sah man ausser-

halb des Marktes bereits zu Pferd, um die Vereinigungs-punkte für ihre Waffengattungen zu bezeichnen, die sich auch sogleich ausschieden, und nach verschiedenen Richtungen auseinander zogen, so wie die verschiedenen Dorfmannschaften ihre Leute vollzählig fanden.

Zum Sammelplatz der Landesvertheidiger diente eine große Ebene, die östlich in eine etwas sumpfige Niederung auslief; gegen Norden dagegen durch die Landstraße von Griesbach durchschnitten, und im Westen von dichtem Gebüsch und Unterholz begränzt war. Diesen etwas höher gelegenen Boden, den die naße Witterung noch weniger durchweicht hatte, als den jenseits der Strasse gelegenen tiefern Grund wählte Meindel zum Aufstellungsort seiner Reiter, die aus allen Richtungen ihm zuströmten. Hätte in dem Augenblick der Unordnung, wo Reiter und Fußgänger noch in ungeheuern Klumpen in einander gedrängt waren, und nur mühsam sich zu entwickeln vermochten, eine muthvolle feindliche Schaar einen entschlossenen Angriff gemacht, so wäre das Schicksal dieser neuen Vaterlands-Vertheidiger höchst bedenklich geworden; — aber schnell lichteten sich die verwornen Maßen, und die Schlachthaufen der Kavallerie und Infanterie dehnten sich nach und nach in regelmäßigen Linien immer weiter aus. Während die Oberbefehlshaber bey ihren Waffengattungen die untergeordneten Officiere ernannten, und denselben ihre Abtheilungen übergaben, die so fort von diesen wieder in kleinere Theile getheilt, und mit Hülfe der von der Mannschaft selbst gewählten Unterofficiere geordnet wurden, ritt Plinganser mit Meinhard die Fronte der Truppen entlang, lobte hier, ermunterte dort, half nach, wo es nöthig war, und brachte bald das kleine Heer auf einen Achtung einflößenden Fuß. — Plinganser ließ hierauf nach Meinhards Rath zuerst die Waffen zweckmäßiger von beiden Truppengat-

nungen verkaufchen, dann bey den Fußgängern, in die beiden ersten Reihen die mit Picken und Lanzen Bewaffneten stellen, den Gewehrtragenden dagegen die dritte Reihe anweisen, und alle mit der Vertheidigung gegen Reiterangriffe vertraut machen. Die gedienten bayerischen Soldaten, deren sich viele eingefunden hatten, und die meistens zu den untergeordneten Führerstellen gewählt worden waren, übernahmen den Unterricht in der Aufstellung und Bewegung, so weit es die Kürze der Zeit zuließ.

Bey den Reitern, die ein kleines Gehölz gegen die Landstraße deckte, wurden die kräftigsten und lenksamsten Pferde in das Vorderglied gestellt, und ihre Besitzer angehalten, stets enge an einander zu schließen.

Das ganze Bild dieser in Schnelligkeit geordneten Schlachthaufen bot einen merkwürdigen Anblick dar. Die große Verschiedenheit der Waffen, der Kleidung, der mehr oder wenigen militärischen Haltung der Militzen, und der bei einigen auffallend sichtbare Mangel kriegerischen Tactes hatte zwar im ersten Augenblicke all das Lächerliche, welches ein ungeregelter und plötzlich zusammen geraffter Landsturm zu erregen pflegt. Wenn man aber die immer mehr sich entwickelnde Ruhe und Ordnung dieser bewaffneten Maßen verfolgte, und den entschlossenen Muth, so wie die aufgeregte Leidenschaft, die aus den wildblitzenden Augen derselben sprach, wahrnahm, so machte eben dieses Lächerlich = Furchtbare einen tiefen, ergreifenden Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers, und dieser Eindruck wurde noch erhöht, wenn er die Veranlassung und den Zweck dieses schrecklichen Aufstandes nicht aus dem Auge verlor. Noch gewaltiger aber wurde er erschüttert, durch den rührenden Abschiedsruf der Gattinen und Kinder, der greisen Väter und Matronen dieser Vaterlands = Kämpfer, den das fortwährende

Sturmesheulen der Glocken in weitem Umkreise noch übertäubte! — —

Eben hatte Plinganser seine Heerschau geendet, al ein Landmann auf keuchendem Roße die Straße dahersprengte und athemlos die Kunde brachte, daß eine starke Schaar österreichischer Kavallerie im Anzuge sey, und unterwegs einen Haufen der Landesvertheidiger eines nahe gelegenen Orts, von denen nur wenige durch die Flucht entkommen seyen, schonungslos niedergehauen habe. — Die Nachricht hievon konnte sich noch nicht über die versammelten Kämpfer verbreitet haben, als in ihren Reihen plötzlich eine allgemeine Bewegung sichtbar wurde, und ein wildes verworrenes Getöse die Luft erfüllte. Die Ursache hievon ward alsobald sichtbar. Aus dem Walde stürzten sich in geschloßener Maße zweihundert österreichische Reiter; hielten aber bei dem unerwarteten Anblicke der in fester Ordnung stehenden Infanterie-Haufen der Landesvertheidiger, wie durch einen Zauber gebannt und ohne daß es des Trompetenruf's bedurft hätte, plötzlich stille. Diesen Augenblick benutzte Plinganser, sprengte, während Meinhard gegen das Gehölze hinflog, wo die Reiterey der Militz sich aufgestellt hatte, vor die Fronte seiner Schaaren und rief:

„Meine Freunde und Waffengefährten! zum erstenmale kämpft Ihr gegen die grausamen Feinde des Vaterlands! Vergeßt deßwegen den Ruhm Eurer Ahnen — die Treue zu Eurem Fürsten — das Elend Eurer Mitbürger nicht; denn von Eurem Beispiel empfängt Bayern die Freyheit wieder oder ein zweifaches Joch! Rächt Eure gemordeten Brüder, von deren Blut die Schwerter jener Söldlinge triefen — rächt Eure verlorne Ehre, und löst sie wieder ein! Das Vaterland sieht auf Euch, darum in Gottes und der heiligen Jungfrau Namen auf zur Schlacht!!“ Der einstimmige Ruf der Landes-Ver-

theidiger: „für Max Emanuel und Bayern!“ antwortete der begeisternden Rede des Feldherrn. Zugleich setzten sich die Schlachthaufen der Fußgänger in Bewegung, ein Vierck zu bilden, das aber nur mühsam und höchst unvollständig gelang, obgleich die gedienten Soldaten sich alle Mühe gaben, es regelmäßig zu Wege zu bringen und an den vier Ecken gehörig zu schließen.

Sey es nun, daß die feindlichen Reiter die Mangelhaftigkeit der Ausführung dieser Bewegung bemerkten, oder daß sie sich schämten, noch länger unschlüssig den verachteten Bauern gegenüber zu halten, mit denen sie ein leichtes Spiel zu haben vermeinten, — kurz — nachdem kaum die schützende Stellung der Angegriffenen nothdürftig eingenommen war, brausten die österreichischen Dragoner unter wildem Trompeten Geschmetter daher, daß die Erde erbebte unter den Hufen ihrer Rosse.

Auf ein Knie niedergelassen, hielt das erste Glied der Angegriffenen mit fester, in die Hüfte eingestemmter Faust dem Feinde seine spitzigen Lanzen entgegen. Das 2te Glied verstärkte in gebückter Stellung die Masse der schützenden Sperre! über beide vordere Glieder ragte die dritte Reihe mit den zum Schusse fertigen Gewehren hervor, und erwartete mit einer Ruhe, wie sie bey geübten Truppen nicht immer sichtbar ist, das Kommando der Führer. Das tödtende Wort erfolgte endlich als die Reiter nahe genug herangekommen waren, und viele der getroffenen Opfer, Roß und Mann wälzten sich in ihrem Blute. Wie es bei Reiterangriffen oft zu geschehen pflegt, daß bei dem ersten mißlungenen Anritt die den tödtlichen Dienst wohl erkennenden, klugen Pferde nur mit Mühe vom Ausreißen abgehalten und wieder neuerdings gegen den Feind gewendet werden können, so war es auch hier der Fall. Die meisten Pferde der vordersten Angriffslinie der Feinde, die ihnen drohende Gefahr

durch ihren Instinkt begreifend, kehrten in schnellem Laufe um, und hätten sicher Verwirrung unter die übrigen gebracht, wenn nicht die Kriegskunst des Anführers für einen solchen Fall gesorgt, und ein Reservetreffen zurückbehalten hätte, hinter welches die nach und nach wieder besänftigten Thiere von den Reitern zurückgebracht und angeschlossen wurden. Der Jubel der Landesvertheidiger über diesen ersten errungenen Vortheil erfüllte noch die Luft, als der Schlachtruf der feindlichen Trompeten einen neuen Angriff verkündete.

Dießmal nahm die Richtung desselben eine andere Wendung, und ging sichtlich auf einen der vorderen Winkel des Vierecks, der theils durch die Aufregung der Angegriffenen, theils durch den Mangel des Begriffs der hier am meisten drohenden Gefahr nur schwach besetzt und nicht gehörig geschlossen war.

Walther, der mit der riesigen, alterthümlichen Fahne und ihrem gewichtigen Schafte bisher immer Plinganfern zur Seite war, und jede Bewegung des Feindes mit dem Auge verfolgte, hatte kaum noch Zeit, auf den bedrohten Punkt zu eilen und einige ältere Kriegs-Gefährten aus der hinteren Reihe zu Hülfe zu ziehen, als die Vordermänner, die in diesem Winkel das Viereck schlossen, schon unter den Schwertern der Feinde niedersanken, wodurch in der lebendigen Mauer eine kleine Bresche entstand.

„Mir nach, Gevatter Tom!“ brüllte in diesem Augenblick ein daselbst eindringender Unteroffizier der Dragoner, und mähte rechts und links unter den weichenden Landleuten mit der Sense des Todes. Dicht hinter ihm folgte der angerufene Reiter — eine kolossale Gestalt. Hätte die rasende Tollkühnheit dieser beiden k. Reiter den Uibrigen eine Bahn ins Viereck gebrochen, dann wäre dasselbe unrettbar verloren gewesen. Aber ehe

dieselben ihren Zweck zu erreichen vermochten, stieß Walther dem Einen die Spitze seiner gewichtigen Fahnen-Lanze durch das Auge ins Gehirn, daß er leblos vom Pferde stürzte, ehe er einen wilden Fluch zu endigen im Stande war.

Glücklich wurde jetzt auch Thom, der mit toller Wuth in das Viereck einzudringen versuchte, vom Pferde geschossen, mit Walthers Hülfe die entstandene Lücke schnell wieder geschlossen und der bedrohte Punkt tapfer vertheidigt.

Dadurch entstand eine Blöße auf einer andern Seite und dieser Nachtheil wurde mit Blitzesschnelle vom Feinde bemerkt. Hier wäre der Ausgang des Kampfes zweifelhafter gewesen, hätte nicht Meindel und Meinhard in diesem Augenblicke ihre Reiterhaufen zur Hülfe für die Fußgänger heran geführt, und mit einem Muthe, der alten Soldaten Ehre gemacht haben würde, in gegeschlossenen Reihen denselben angegriffen.

Die Ueberraschung, die die Oesterreicher bey dem Anblick dieser kaum vermutheten und wie aus dem Boden gewachsenen neuen Gegner ergriff, verwandelte sich in Verzweiflung, als sie sich zwischen zwei feindlichen Linien eingeschlossen sahen. Es entstand nun ein mörderisches Schlachten, das sich jedoch bald mit der beinahe gänzlichen Aufreibung der Dragoner endigte. Nur ein kleines Häuflein derselben kämpfte noch auf dem alten Wahlplatz gegen eine überlegene Zahl Landsvertheidiger, als Meinhard vom blutigen Werke der Verfolgung der Flüchtenden zurückkam. Als er gegen die tapfern Feinde heransprengte, gewahrte er in ihrer Mitte einen Offizier, von Wunden bedeckt, vergebens gegen die Wuth seiner Gegner sich vertheidigen. „Haltet ein, meine Freunde! rief Meinhard bei diesem erschütternden Anblick seinen Landsleuten zu, „ehret die Tapferkeit des

Feindes, damit er auch die Eurige ehre! Und Ihr Herr Offizier! nehmt Pardon aus der Hand eines Kameraden, wenn Ihr Euch schämt, von diesen wackern Landleuten Euer muthiges Leben zum Geschenk zu empfangen!"

Die Kämpfenden hielten bey diesen Worten zwar inne, schienen jedoch auf beiden Theilen unschlüssig, ob sie den Vorschlag annehmen oder verwerfen sollten. Aber der Rittmeister Neumann, — er war es, — lies jetzt sein Schwert sinken, Todtenblässe überzog sein Gesicht, er wankte auf dem Pferde. Meinhard stieg sogleich ab, ließ den Offizier aus dem Sattel heben und bot ihm seine Hülfe an; die übrigen Reiter wurden entwaffnet.

»Es ist zu spät — edler Feind!« entgegnete der tödtlich Verwundete, „ich bedarf Ihres Beistandes nicht mehr — aber ich ehre ihn, und wollte Gott, ich könnte ihn lohnen; — doch so weit ich's vermag, will ich dankbar vergelten. Sie sind unstreitig Leutnant Meinhard, dem, als einen der Anführer der Aufständischen, unsere Schwerter zunächst gelten sollten. Das ist nun anders gekommen. —

Sie hätten mir — wär es noch möglich — das Leben gerettet! dafür nun," so fuhr er mit immer mehr brechender Stimme fort — „erfahren Sie von mir, — daß Ihr Vater als Geisel in unserm nächsten Standquartier zu Falkenberg in Fesseln liegt, und heute noch den Strang erleidet, — wenn die Bestättigung der Wahrheit des Aufstandes und ihrer hauptsächlichen Mitwirkung — früher bei dem kaiserlichen Piket anlangt, als Ihre kindliche Liebe — dasselbe zur Rettung des Vaters erreichet! Der ehrwürdige alte Mann dauert mich — Darum eilen Sie ihm zu Hilfe — der Name Ihres Verräthers ist Kilian Sturm! — Und nun lassen Sie mich noch einmal die Hand eines Biedermannes fassen! — nehmen Sie meinen Dank für die Erhaltung

dieser treuen Gefährten — und mein letztes Lebewohl in dieser Welt! —" Sterbend sank er zurück.

Tief erschüttert von der vernommenen furchtbaren Kunde, deren Wahrheit so eben der Tod des Zeugen besiegelte; — lautlos — in wildem verzehrenden Schmerze vor sich hinstarrend und krampfhaft die Hand des Entseelten haltend, stand Meinhard, ein Bild des Entsetzens, da; in tiefer, Antheil nehmender Stille um ihn her, sein Unglück ehrend, die tapfern Landes-Vertheidiger, die durch ihn vom weiterem Kampfe abgehalten worden waren. Da traten Plinganser und Walther, während sich die Truppen neuerdings sammelten und ordneten, in den kleinen Kreis, der den getödteten Offizier umstand. Bey ihrem Anblick erwachte Meinhard aus seinem starren Entsetzen und sank mit Ausruf des tiefsten Kummers: „O mein Bruder, rette mich vor mir selbst!" an Plingansers Brust; dann mit fieberhafter Hast zurücktretend, machte er eine Bewegung, als wollte er vor dem Befehlshaber niedersinken, und sprach:

„O mein Georg! schenke dem Unglücklichsten der Menschen Dein Mitgefühl, und entbinde mich meines Eides, bis ich die Pflicht eines Sohnes erfüllt habe. Du kennst mein Geschick seit wenigen Stunden erst; — aber so furchtbar es Dir auch schien, — so ist sein Maas noch nicht gefüllt. Der tapfere Feind, der hier im blutigen Todesschlummer liegt, hat mir die ganze Tiefe meines Elends enthüllt. Mein Vater liegt gefesselt in der Gewalt der Feinde, und stirbt den schmählichsten Tod des Verbrechers, weil ich — sein Sohn, ein patriotisches Herz im Busen trage, und weil mein Leben, meine Kraft und meine Erfahrung der Freiheit meines Vaterlandes gewidmet ist. — Er stirbt, wenn es mir nicht gelingt, noch zeitig zu seiner Rettung zu erscheinen. Darum beschwöre ich Dich — entbinde mich bis nach

vollbrachtem Versuche hiezu meines Schwures, Dir zu folgen. Es gilt ja, den vor schimpflichen Tode zu bewahren, Der mir das Leben gab — eine Pflicht, die mir die Ehre doppelt auferlegt; weil dieser Vater, wie Du weißt, mich wenig geliebt hat!“

„Edler Freund!“ entgegnete Plinganser, und seine nassen Augen zeigten von seiner Rührung, — „ziehe hin, und Gottes Gnade sey mit Dir! Aber allein kannst du seine Rettung nicht erzielen, gegen die Macht des grausamen Feindes — und wer wird Dir folgen, bei der Aufregung, die die Gemüther Deiner Landsleute gegen Deinen Vater noch immer mit Haß erfüllt?«

„Das ist des Treubrüchigen schreckliche Strafe,“ entgegnete vernichtet Meinhard, „daß man auch Seiner Reue keinen Glauben schenkt. Nun wohl an, — „so fuhr er mit Todesblässe im Gesichte, aber entschlossen fort; — „ich will es allein versuchen — und rett' ich Ihn nicht — mit Ihm sterben — ein treuer Sohn, bis zum letzten Odemzuge!“

„Beim heiligen Benno! Ihr seyd ein so wackerer Mann, wie ich nicht viel im Leben hab' gekannt;“ entgegnete mit einer Thräne im Auge, der sonst felsenharte Walther: „Hätte ich dieser Fahne nicht geschworen, sie nur mit meinem letzten Lebenshauche aus der Hand zu lassen, ich wiche nicht von Eurer Seite, bis Euer Vater frey, und der schurkische Knüpfauf an Seiner Statt hoch über der Erde wäre. — So kann ich denn nicht mit Euch seyn — aber Darum sollt Ihr nicht allein ziehen. ich hab der treuen alten Freunde genug unter diesen tapfern Haufen gefunden, und auch manchen Eurer Kriegsgefährten, die ihren ehemaligen geliebten Anführer nicht verlassen werden auf dem schwersten Gange seines Lebens, vorausgesetzt, daß Unser Oberbefehlshaber Ihnen

gestatten wird, im Nothfalle für einen Bayern zehn Söldlinge des Kaisers aufzuhängen."

„Von ganzem Herzen," erwiederte Plinganser, "genehmige ich jede Hülfe, die die Verdienste dieses wackern Offiziers in Anspruch zu nehmen berechtigt sind. Wollt Ihr darum, Herr Walther, für denselben treue und entschlossene Gefährten aus denjenigen auswählen, die sich aus dem Fußvolk freywillig dazu melden werden, — denn die Nähe der Gefahr erlaubt mir nicht, von den Reitern einige abzugeben, — so mag Dalwey meine Erlaubniß den Anführern überbringen.«

In freudiger Hast entfernte sich Walther mit seinen Gefährten, und während sie nun Beyde ihren Auftrag ausführten, sprach Plinganser:

„Vertraue auf Gott,« du edler Sohn, und tröste Dich durch die Verheißungen seines Gebotes: „Wer Vater und Mutter ehrt, dem wird es wohl ergehen auf Erden!" Trügen mich aber meine heißen Wünsche, und rettest Du Deines Vaters Leben nicht, so gedenke wieder des Eides, von dem ich Dich auf einige Zeit entbinde; gedenke des Eides, der Deinem unglücklichen Vaterlande gehört — fasse Dich, wie ein Mann, und fahre dann zu seinem Besten fort, zu handeln, wie ein Held!" — Mit einer langen herzlichen Umarmung erwiederte Meinhard diese Rede; dann richtete er sich auf, und sagte:

„Hier ist meine Hand, wiederholt zum Schwur, rett' ich ihn nicht — so will ich leben, ihn zu rächen, und mein Herz soll fortan unzugänglich seyn für Menschlichkeit und Erbarmen an seinen und unsern Feinden!"

Unter Anführung des treuen Walthers näherte sich jetzt ein zwar kleiner Haufe Bewaffneter, deren muthige, kriegerische Haltung aber, so wie ihre kräftige Gestalten und die auf den ersten Blick erkennbare Abhärtung ihrer Glieder gediente Soldaten wahrnehmen ließ, —

geeignet, ein schwereres Unternehmen auszuführen, als einen Gefangenen, sey es auch aus doppelter Uebermacht, zu befreyen.

Sichtbar getröstet bey dem Anblick dieser verläßigen Gefährten, für deren Entschlossenheit schon die Wahl des tapfern Fahnen-Trägers bürgte, trat Mainhard ihnen entgegen, und sprach:

„Meine Waffenbrüder! wollt Ihr mir treulich beystehen, eine edle Pflicht zu erfüllen, so hat Jeder von Euch Anspruch auf mein Leben in Gefahr und Noth; und was noch mein ist von den Gütern meiner Familie, werde Euer Eigenthum!“

„Schande über uns!“ entgegnete der Aelteste unter ihnen — „wenn um solchen Lohn unsere kräftigen Arme ein edler Sohn erkaufen müßte! Unsere Herzen gehören Euch seit Ihr bei Höchstädt durch Eure Tapferkeit — und früher schon durch Eure Leutseligkeit — sie gewonnen habt! Schaltet darum über unsere Fäuste, und seht nicht bös dazu, wenn sie bei der besondern Rechnung, die nebenher jeder von uns mit den Aufknüpfern abzumachen hat, derber ausfallen, als Ihr für nöthig haltet.“

„Ja führet uns,“ fielen ungeduldig die Uebrigen ein, — „wir sind mit Euch auf Tod und Leben!“

„So folgt mir denn, Ihr wackern Freunde!« rief Meinhard mit Begeisterung aus — und murret nicht, wenn die dringende Pflicht Euch keine Erholung nach dem eben glorreich bestandenen Kampfe erlaubt. In jedem verlornen Pulsschlag kann meines armen Vaters Schicksal unrettbar sich entschieden haben. Auf darum, zur blutigen Vergeltung — wenn das Schrecklichste bereits geschehen ist! — Leb wohl mein Georg! Gott sey mit Dir und dem Vaterlande! Leb wohl mein treuer, treuer Walther! — Er umarmte beyde noch einmal, wandte sich dann rasch von ihnen ab, und schlug mit eiligen Schritten, umgeben von den riesigen Gestalten seiner Gefährten, den Weg gegen das Gehölze ein, welches das kleine Häuflein bald dem nachfolgenden Auge entrückte.

(Die zweite und dritte Abtheilung dieses hist. Gemäldes folgt im nächsten Jahrgange.) —

Zur Feyer des Sylvester-Abends,
vor Ablauf der Mitternachtsstunde.

Laßt, Freunde! in der letzten Stunde
Des alten Jahres froh uns seyn,
Und freundlich ihm, von Mund zu Munde,
Ein Lebewohl zum Abschied weih'n!
Chor: Ja, lasset uns froh von ihm scheiden,
Und düstre Erinnerung meiden.

Es bot Euch, trotz so manchem Leide,
Doch auch des Guten vielerley:
Vergeßt den Schmerz, — gedenkt der Freude,
Und gebt der Hoffnung hin Euch neu!
Chor: Des Guten nur laßt uns gedenken,
Bestandene Leiden nicht kränken!

Nur Prüfungszeit ist unser Leben,
Und rasch der kurzen Jahre Lauf:
Nach Frohgenuß geh' euer Streben,
Nur Gutem schließ' das Herz sich auf.
Chor: Ja, laßt uns das Daseyn genießen,
Und Gutem das Herz nie verschließen.

Nur wahrhaft glücklich ist hienieden,
Der, den kein Vorwurf quält;
Kein äußrer Feind stört unsern Frieden
Wo froh Bewußtseyn Wache hält!
Chor: Ja, reines Gewissen hienieden,
Bewahr' uns den inneren Frieden.

Laßt nicht mit Wünschen uns bestürmen
Die Vorsicht, die das Schicksal lenkt,
Und unermüdet, uns zu schirmen,
In jeder Noth uns Hilfe schenkt.
Chor: Ja, laßt uns mit stillem Vertrauen,
Auf sie unsre Hoffnung fest bauen!

Und wenn einst schlägt die letzte Stunde
Des Lebens, so wie jetzt im Jahr,
Dem töne nach die frohe Kunde, —
Daß er ein biedrer Freund uns war!
Chor: Ja, Allen uns sollen einst geben
Dieß Zeugniß, die uns überleben!

In der ersten Stunde des neuen Jahres.

Laut sey uns gegrüßet im Chore,
Mit fröhlichem Jubel und Sang,
Des neuen Jahrs freundliche Hore,
Die feyerlich jetzo erklang!
Froh sah'n wir das Alte verrinnen,
Im eilenden Strome der Zeit. —
Froh nun das neue Beginnen,
Laßt, Freunde! im Bunde uns heut!

Laßt froh in die Zukunft uns schauen,
Und hoffen mit ruhigem Sinn,
Auf uns und den Himmel vertrauen, —
Dann wird uns auch Glück zum Gewinn:
Er gibt uns des Guten und Schönen
Im reichlichen Maße so viel —
Laßt d'rum uns der Sorge nicht fröhnen,
Und heiter fort schreiten zum Ziel.

Es blühen am Wege des Lebens
Dem ärmsten auch Blumen empor;
Laßt nimmer sie duften vergebens,
Er rief ja für uns sie hervor;
Der Mensch soll hienieden sich freuen,
So heischt es der Wille des Herrn;
D'rum laßt uns Gehorsam ihm weihen,
Und Mißmuth bleib ewig uns fern!

Im düsteren Grämen und Sorgen,
Erstarret das menschliche Herz;
Nur der ist vor Mißmuth geborgen,
Der weislich beherrschet den Schmerz,

Der liebend die Menschheit umschließet,
Getrost sich dem Schicksal ergiebt,
Den Becher des Lebens versüßet
Mit Frohsinn, und wohl thut, und liebt.

Laßt Freunde! im traulichen Kreise,
Dem Neujahr zum freundlichen Gruß,
Nach alter, treuherziger Weise
Nun Handschlag uns biethen und Kuß!
Der leiseste Groll auch verschwinde,
Vergeben soll Alles heut seyn,
Und Freude und Freundschaft verbinde
Uns ewig zur Eintracht allein.

Zweysylbige Charade.

Die Erste, die der Schöpfer mild erschuf,
Die huldvoll er zur Nahrung uns verleiht,
Die zu dem großen, heiligen Beruf
Des Kaisers, wie des Priesters Haupt geweiht,
Ist Balsam in des Kranken Wunde,
Und bringet Licht und Glanz in düstere Nacht.
Die Zweite mehret noch des Frühlings Pracht,
Wenn holdes Grün und Blätter sie dann schmücken
Und unter ihrem Schirm wir uns erquicken.
Wo früh das Ganze grünt, da wohnet Heil,
Da wird nach Kummer, Sorgen, Angst und Mühen
Den Völkern Ruh und stilles Glück zu Theil,
Da werden Wissenschaft und Wohlstand blühen. —

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

MÜN